Ayres

die

jen Provinzen.

n neuesten Quellen.

Herausgegeben

von

Karl Andree.

Neue Ausgabe.

Lei

Verlag von C.

Buenos Ayres

und die

Argentinischen Provinzen.

Nach den neuesten Quellen.

Herausgegeben
von

Karl Andree.

Neue Ausgabe.

Leipzig, 1867.
Verlag von G. Senf's Buchhandlung.

Vorwort.

In den ausgedehnten Regionen am La Plata und dessen Zuflüssen herrscht seit mehreren Jahren, Uruguay allein ausgenommen, allgemeine Ruhe. Es scheint als ob man der inneren Zerrüttungen satt und müde sei. Ein volles Menschenalter ist durch Bürgerkriege, Anarchie und Dictaturen ausgefüllt worden; die Sünden der spanischen Misregierung, die Fehler eines sehr engherzigen Colonialsystems, des kirchlichen und politischen Druckes, und die Vernachlässigung der Volksbildung haben sich schwer gerächt. Aber allmälig ist ein neues Geschlecht herangewachsen, und den Einflüssen europäischer Cultur zugänglicher geworden; es scheint mit den traurigen Ueberlieferungen der spanischen Herrschaft und der anarchischen Zeit endlich brechen zu wollen. Die Bürgerkriege haben eine unendliche Summe von Unheil über die argentinischen Lande gebracht; die Dictatur, eine nothwendige Folge jener Zwistigkeiten, lähmte die freie Beweglichkeit und herrschte mit eiserner Ruthe. Nun ist endlich, wie man hofft dauernd, der Frieden auch in die Gemüther eingekehrt, und wenige Jahre der Ruhe haben hingereicht, einem großen Theile der argentinischen Provinzen ein ganz neues Aussehen zu geben. Man fängt an, die ungemein reichen inneren Hilfsquellen zu entwickeln, die Ströme mit Dampfern zu befahren, die bürgerlichen Zustände zu regeln, der Intelligenz und dem Unternehmungsgeiste der Ausländer die Thür zu öffnen; man geht aus dem Zustande einer halben Barbarei heraus, und tritt in den Kreis der civilisirten Nationen. Allerdings hat es den argentinischen Provinzen auch früher

nicht an wohlwollenden, intelligenten und kräftigen Männern gefehlt, welche die Gebrechen von Land und Volk erkannten; aber es war ihr Misgeschick, daß sie in einer Zeit lebten und wirkten, in welcher noch die roheren Elemente die Oberhand zu behaupten vermochten. Diese wollten sich austoben, und man kann nur wünschen, daß sie es für immer gethan haben.

In den argentinischen Landen liegt eine große Zukunft; und es ist in die Hand der Bewohner selbst gegeben mit verhältnißmäßig leichter Mühe sich zu einem hohen Grade von Wohlfahrt und Gedeihen emporzuarbeiten. Allerdings hat es lange gewährt ehe sie sich in die neuen Verhältnisse gefunden, und in denselben zurecht gerückt haben. Eine tadelnswerthe Politik von Seiten Englands, Frankreichs und Brasiliens trug in nicht geringem Maße bei, den Ausgang aus einem wirren Labyrinthe zu erschweren. Aber in dem argentinischen Volke steckt im Allgemeinen ein tüchtiger Kern; es ist nicht verweichlicht, wie jenes in Mexico, Perú und Columbien, nicht durch eine allgemeine Raffenvermischung körperlich und geistig verschlechtert worden, wie in jenen Ländern; es ist viel reines Blut, sangre azul, vorhanden geblieben, die Zahl der Weißen überwiegt ganz entschieden, und damit ist ein wichtiges Moment für eine gesunde Entwickelung gegeben. Die Blutvermischung mit allen ihren offenkundigen physischen und geistigen Nachtheilen wirkt eine Reihe von Generationen hindurch und läßt sich kaum beseitigen. Dagegen kann man der Rohheit, dem Mangel an Bildung, welchem ein Theil der weißen Argentiner anheimgefallen ist, durch Volksunterricht, Erziehung, Beispiel und Gesetze abhelfen, denn diese Gebrechen sind nicht immanent sondern äußerlich und vorübergehend. Man braucht nur den Einflüssen der europäischen Gesittung die Thore zu öffnen, und den Verkehr allseitig zu fördern.

Es gehört zu den erfreulichen Zeichen der Zeit und deutet auf einen wohlthätigen Umschwung in den argentinischen Verhältnissen, daß man mit allem Monopolwesen völlig gebrochen hat. Der alte Geist der Engherzigkeit und Ausschließlichkeit ist gewichen. Man hat die Stromschifffahrt freigegeben und der Zolltarif ist im Allgemeinen nicht unbillig. Die Gesetze, welche in den letztverflossenen

Jahren erlassen worden sind, zeugen von einem Geiste gesunden Fortschrittes, und die Vortheile welche derselbe sicherlich im Gefolge hat, werden nicht lange auf sich warten lassen. Die La Plataländer galten bei uns in Europa lange für einen Herd der Barbarei und Anarchie, aber schon jetzt erwähnt man ihrer mit Achtung. Und wenn die Ruhe andauert, und auch künftig tüchtige Staatsmänner die Geschäfte leiten, dann wird man auch Vertrauen fassen können.

Viel kommt darauf an daß die beiden, gegenwärtig getrennten Theile, der Staat Buenos Ayres und die Conföderation der dreizehn Provinzen, in friedlicher Weise neben einander leben. Vielleicht wirkt eine zeitweilige Trennung beider Bestandtheile wohlthätig für das Allgemeine; sie unterhält einen gegenseitigen Wetteifer in Werken der Civilisation, in welchen einer dem andern es zuvorthun möchte. Ein derartiges Streben war früher nicht vorhanden, als noch Buenos Ayres einen Einfluß auf die übrigen Provinzen in Anspruch nahm, der theilweise keine Berechtigung hatte. Die Trennung wird beide Theile lehren, daß sie auf die Dauer einander doch nicht entbehren können, daß sie Hand in Hand gehen müssen, und zwar in der Weise daß einer den andern unbeeinträchtigt läßt.

Unter den obwaltenden Verhältnissen haben die Länder am La Plata bei uns in Deutschland mehr und mehr Aufmerksamkeit erregt. Sie gewinnen allmälig eine immer größere Bedeutung für unsere Industrie, welche dort einen schon jetzt nicht unerheblichen Absatzmarkt hat, während wir, seither noch theilweise über England und Belgien, zu den Hauptabnehmern argentinischer Landeserzeugnisse gehören. Unsere directe Schifffahrt nach dem La Plata ist alljährlich im Anwachsen und wird ohne Zweifel fortwährend zunehmen. Die Wichtigkeit der argentinischen Länder entgeht weder unseren regsamen Fabrikanten noch unseren unternehmenden Kaufleuten und Rhedern; auch die preußische Regierung hat sie längst erkannt und weiß sie vollkommen zu würdigen. Sie schickt eben jetzt zum zweiten Male nach dem La Plata ein Geschwader, welches den Argentinern sagen kann, daß Deutschland, neben Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, den ausgedehntesten Handel und die meisten Schiffe auf See besitzt; alle anderen Völker

kommen erst hinterher. Wir Deutschen sind das drittgrößte Schifffahrts- und Handelsvolk auf Erden.

Eine lebhafte Verbindung und ein gesteigerter Verkehr zwischen Deutschland und den Ländern am La Plata wird beiden Theilen großen Nutzen bringen. Wir haben zu den südamerikanischen Staaten eine ganz andere Stellung als England, Frankreich oder Nordamerika; wir suchen kein politisches Uebergewicht, mischen uns nicht in die inneren Angelegenheiten fremder Länder; alle unsere Bestrebungen sind friedlicher und freundlicher Art. Wir bringen unsere Waaren, unsere Intelligenz und Arbeitskräfte; wir wollen keinerlei Druck auf andere üben; wir sind zufrieden wenn man uns nicht beeinträchtigt und uns diejenige Achtung und Rücksicht angedeihen läßt, auf welche jeder Angehörige des größten Culturvolkes der Erde, das weit über vierzig Millionen Angehörige zählt, vollen Anspruch hat. In den südamerikanischen Staaten scheint man diese friedlichen Bestrebungen zu würdigen; Thatsache bleibt daß in den Hafenplätzen wie im Innern der transatlantischen Staaten gerade der deutsche Kaufmann in hohem Ansehen steht, und daß er dasselbe durch Rechtschaffenheit zu bewahren weiß. Es ist eine deutsche Eigenthümlichkeit, die Rechte, die Sitten, die Gebräuche und Anschauungen anderer Völker unbeeinträchtigt zu lassen. Deshalb sind unsere Landsleute überall gern gesehen, und insbesondere in den romanischen Staaten Amerika's, welche sich in unseren Tagen um die Wette bemühen, deutsche Einwanderer anzuziehen.

Aber gerade in dieser Beziehung ist die größte Vorsicht nöthig. Wir geben überhaupt jetzt nicht mehr eine so große Menge von Auswanderern ab, als noch vor zwei Jahren. Die Nachfrage nach Arbeitskräften ist in unserm Lande selber sehr stark und die Arbeitslöhne sind beträchtlich gestiegen. Es wandern jetzt nicht mehr in einem Jahre über zweimalhunderttausend Deutsche nach Amerika, wie 1854. Diejenigen welche fortziehen, haben die schönsten Länder zu freier Auswahl. Wer einen so schätzbaren Zuwachs an Intelligenz, an technischen Fertigkeiten, an Arbeitskraft und allseitiger Betriebsamkeit an sich ziehen will, muß Garantien zu bieten haben. Der Deutsche bringt viel und verlangt wenig, aber er verlangt vor

allen Dingen Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit im Verkehr und Umgang. Wer diese ihm bietet, kann auf ihn rechnen.

So weit wir mit den argentinischen Verhältnissen bekannt sind, ist man am La Plata gegen die Einwanderer aus Italien, aus dem baskischen Provinzen Frankreichs und aus Deutschland ehrlich verfahren. Die Gesetze über Einwanderung zeugen von liberaler Gesinnung; es würden vielleicht viele Tausende aus Deutschland sich bereits in den argentinischen Landen angesiedelt haben, wenn nicht die langdauernden inneren Unruhen und Kriege sie zurückgehalten hätten. Schon der zehnte Theil der Deutschen, welche nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gezogen sind, würde jenen Regionen ein ganz neues Ansehen gegeben haben. Sie wären nun weit und breit mit reinlichen Dörfern bedeckt, die Aecker gäben reichen Ertrag, die Städte wären belebt, die höhere Cultur hätte eine Menge neuer Mittelpunkte gewonnen. Jetzt bietet man den Fremden ein gastliches Asyl, und man wird es sicherlich nicht zu bereuen haben. Ohne Freisinnigkeit in kirchlichen und politischen Beziehungen würde man übrigens nie tüchtige Kräfte gewinnen. Nur wo eine geregelte Freiheit und wahrhaftige Freisinnigkeit obwalten, wird ein Einwanderer, der ursprünglich einem großen Culturvolk angehört, seine neue Heimat auch als sein neues Vaterland betrachten, und mit allen Interessen sich identificiren können oder wollen. Er wird zum Beispiel am La Plata unter solchen Umständen ein aufrichtiger Argentiner werden, obwohl er seine Muttersprache beibehält und seiner Kirche treu bleibt.

Von einer deutschen Einwanderung wird das spanisch-argentinische Element keine Beeinträchtigung zu besorgen haben; es wird nicht aufgesogen werden wie in Texas, Neu-Mexico und Californien, wie über kurz oder lang auch in Centralamerika. Denn, wie wir schon sagten, der Argentiner hat Kern, er ist zumeist reinen Blutes und somit von derselben Anlage und Begabung wie der Europäer überhaupt. Als weißer Mensch besitzt er die Fähigkeit, alle Stufen der weißen Civilisation und Cultur zu erreichen, falls dieser Ausdruck erlaubt ist. Uns will bedünken, daß gerade in den La Plataländern, wie in Chile, das spanische Element eine dauernde Zukunft

habe aber so, daß es, berührt, angeregt und theilweise durchdrungen von germanischen Elementen ein neues eigenthümliches, specifisch amerikanisches Gepräge gewinnt. Durch Beimischung deutschen Blutes wird es, wir möchten sagen wieder mehr gothisch werden, und die Verschmelzung mit deutscher Cultur wird nach allen Seiten hin nur wohlthätig und belebend wirken können. Uebrigens kann keine Rede davon sein daß die Deutschen, falls einmal die argentinischen Lande ein Ziel der Auswanderung für sie werden sollten, im spanischen Elemente auf- und untergehen würden. Die Dinge würden sich vielmehr etwa so gestalten wie in Belgien, wo Wallonen und Flamingen in Frieden und Eintracht mit, neben und durch einander leben, und einen geachteten Staat bilden, zu dessen Blüthe beide Theile in gleichem Maße beitragen, indem sie an Fleiß und Vaterlandsliebe mit einander wetteifern. Ueberseeische Colonien können niemals eine blose Reproduction des Mutterlandes sein; sie sind zu etwas anderm bestimmt, haben ihre eigenen volksthümlichen Evolutionen und schaffen sich ein neues Staatsleben.

Die argentinischen Lande sind menschenarm. Auf einem Raume der viermal größer ist als Deutschand zählen sie noch nicht so viele Bewohner als unser Thüringen, oder als das Großherzogthum Baden, und doch haben sie Raum für dreißig oder fünfzig Millionen; sie könnten schon mit einer Seelenzahl von sechs oder zehn Millionen eine der schönsten Agricultur- und Handelsregionen der Erde werden, weil sie unendlich reich begabt sind. Aber ihre Schätze in allen drei Reichen der Natur liegen noch ungehoben. Erst eine massenhafte Einwanderung von Europäern, die durch ihren Fleiß, durch nachhaltige Energie, durch Intelligenz und geistige Regsamkeit in die starren Elemente frischen Fluß bringen, kann ein reges Leben hervorrufen und die vielen Hilfsquellen entwickeln. Man nehme einmal an daß in jedem Jahre etwa zehn- oder zwanzigtausend Deutsche, also nur der zehnte oder zwanzigste Theil unserer Auswanderer, die La Plata Regionen zu ihrer Heimat gewählt und sich dort unter zusagenden Verhältnissen angesiedelt hätten. Was würde die Folge gewesen sein? Binnen zehn Jahren wären die Gegenden, wo die deutschen Niederlassungen ständen, in einen blühenden Garten um-

geschaffen worden, wie Pennsylvanien, wo vor einiger Zeit die deutschen Bewohner in einer Eingabe an die Legislatur zu Harrisburg mit vollem Rechte sagen konnten: „Wir sind das Mark und die Kraft dieses westlichen Pennsylvaniens; blickt auf unsere Dörfer, Städte, Felder und Bergwerke.“ Und die westlichen Staaten Ohio, Illinois, Indiana, Missouri, Wisconsin, Jowa uud das westliche Neu-York, ein Theil von Maryland, Virginien und Kentucky, haben ihren wunderbaren Aufschwung und die ungeheure Fülle von Producten, welche sie in die Seestädte zum Verkehr für den Welthandel liefern, eingestandenermaßen ganz vorzugsweise ihren vier Millionen deutschen Bewohnern zu verdanken. Jene Staaten haben binnen zwölf Jahren mehr als zwei Millionen unserer Auswanderer an sich gezogen. Man denke sich einmal auch nur die Hälfte derselben am La Plata, und sage sich, welch eine Umwandlung die ökonomischen Verhältnisse jener Länder durch einen solchen Zuwachs frischer Kräfte erfahren hätten! Sie würden cultivirt sein wie unsere Gegenden am Rhein und Main, an der Weser, Elbe und am Neckar.

Wir wünschen, es möchte die Zeit kommen in der man mit gutem Gewissen und voller Ueberzeugung die Auswanderung nach den argentinischen Landen empfehlen könnte. An und für sich sind alle günstigen Bedingungen zu Wohlfahrt und Gedeihen gegeben: Auswahl fruchtbarer Landstriche, weite Strecken mit gesundem Klima, Wasserverbindungen, See- und Stromhäfen, leichte Verbindung mit Europa und freisinnige Gesetzgebung. Die Regierungen haben erklärt daß sie den Fremden gern und willig ein Asyl bieten. Man begreift daß Alles was die argentinische Bundesregierung oder irgend eine einzelne Provinz im Interesse der Einwanderer thut, dem Lande selbst Vortheil bringen muß. Schon die wenigen Beispiele, welche die kleinen deutschen Niederlassungen im Staate Buenos Ayres geben, sind geeignet einen Schluß auf Das ziehen zu lassen, was zahlreiche Ansiedelungen aus dem Lande machen würden.

Vielleicht irren wir nicht in der Annahme daß ein Theil unserer Auswanderer nach dem La Plata sich wenden wird, sobald dort die Verhältnisse sich in derselben Weise consolidiren wie in Chile, das unter allen südamerikanischen Staaten die meiste Achtung und einen

hohen Grad von Wohlstand genießt, weil im Volke Sinn für Ordnung ist. Man begreift bei uns daß es nicht in unserm Vortheil liegt, unsere Auswanderung wie bisher vorzugsweise einseitig nach Nordamerika zu lenken, wo sie wesentlich dazu beiträgt, einen Staatenbund groß und blühend zu machen, der schon heute übermächtig und übermüthig geworden ist, und in welchem die Unduldsamkeit und Ausschließlichkeit der Know Nothings den Deutschen beeinträchtigt. Wollen die Argentiner deutsche Einwanderer in ihr schönes aber noch ödes Land ziehen, so mögen sie für sich negative und positive Beispiele von den Nordamerikanern entlehnen, gastfrei ihre Pforten öffnen, volle Gleichberechtigung zur Wahrheit machen, und, nachdem sie ihre Ländereien vermessen, dieselben zu festen Landpreisen und mit gültigen Besitztiteln verkaufen. Wenn sie Hindernisse aus dem Wege räumen, guten Gesetzen stets Kraft und Geltung verschaffen, wenn die Behörden allzeit Humanität und Gerechtigkeit walten lassen, dann wird die Einwanderung angezogen und der Zuwachs von Arbeitskraft und Intelligenz nicht ausbleiben. Alles macht sich dann von selbst, und ehe ein Menschenalter vergeht, können die Argentiner das meist entwickelte, reichste und gebildetste Volk im spanischen Südamerika sein.

Vor allem würde die sogenannte Landfrage geregelt werden müssen, mit welcher seit 1855 der Staat Buenos Ayres sich befaßt. Aber so viel wir wissen, fehlen dort wie in den argentinischen Provinzen noch Kataster, und das Hypothekenwesen ist sehr mangelhaft. Ueberhaupt liegt die ganze agrarische Gesetzgebung sehr im Argen. Man hat noch kein Gesetz über Staatsländereien (Ley sobre tierras publicas), doch wird, wie wir aus den Zeitungen ersehen haben, ein solches vorbereitet. Deshalb sind die Eigenthumsverhältnisse in Bezug auf Grund und Boden überall mehr oder weniger verworren und controvers, und bei manchen Ländereien sind die Grenzen so unsicher, daß man in vielen Fällen nicht weiß was Staatsländereien und was Privateigenthum ist. Durch langen Besitz sind Eigenthumsrechte oder Ansprüche erzeugt worden, welche der Staat streitig zu machen kaum wagen darf, er muß sie deshalb unangefochten lassen, wenn er nicht Verwirrung hervorrufen will. Diese

ist ohnehin schon groß, namentlich in Buenos Ayres, durch ein sehr verbreitetes aber ganz unklares Erbpacht-Verhältniß, und die Gesetzgebung wird in den nächsten Jahren mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, um die ländlichen Eigenthumsverhältnisse einigermaßen der Regelmäßigkeit und Ordnung anzunähern, welche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika dem Einwanderer eine so schätzbare Gewähr geben.

In der argentinischen Conföderation tritt noch eine andere Frage in den Vordergrund. Dort sind allerdings viele verfügbare Staatsländereien vorhanden, aber sehr häufig ist nicht genau bestimmt, welche davon Nationaleigenthum der Conföderation sind und welche der einzelnen Provinz angehören. Im Staate Buenos Ayres ist in den Gegenden, welche von Ueberfällen und Raubzügen der Indianer nichts zu besorgen haben, nur noch wenig öffentliches Eigenthum vorhanden. Weiter nach Süden liegen allerdings viele anbaufähige und verfügbare Strecken Landes, aber sie sind bis jetzt nur nominelles Eigenthum des Staates, weil sich die fruchtbaren Fluren westlich von Bahia Blanca im Besitze der Pampas-Indianer befinden. In Uruguay sind mehr öffentliche Ländereien verfügbar als im Staate Buenos Ayres. Uebrigens ist der Preis in allen La Plataländern so verschieden daß sich darüber gar keine allgemeine Norm aufstellen läßt. In der Nähe von bedeutenden Städten, wie Buenos Ayres und Rosario, stehen die Preise von Grund und Boden höher als in Deutschland. Ein fester Preis für Staatsländereien wie in Nordamerika fehlt, wie schon bemerkt; auch hat der Staat aus den oben erwähnten Gründen noch gar nichts verkaufen können. Uebrigens lehrt die Erfahrung daß einzelne Provinzen, einzelne Ortschaften und viele Grundbesitzer geneigt sind, Grundstücke von mäßigem Umfang an Einwanderer abzulassen, welche sich verpflichten den Boden urbar zu machen und zu bebauen. Man sieht, wie viel in diesen Verhältnissen noch zu ordnen und zu regeln bleibt.

Die Länder am La Plata sind in jeder Beziehung von hohem Interesse. Bei uns gebührt namentlich den Herren Wappäus in Göttingen und Kerst in Berlin das Verdienst, in trefflichen

Schriften auf die Bedeutung derselben für Deutschland hingewiesen zu haben; auch Freiherr von Reden hat vor mehreren Jahren ein kleines Werk über diese Regionen veröffentlicht. Die Theilnahme welche in Deutschland für die argentinischen Gegenden erwacht, ergiebt sich auch daraus daß sowohl dem Verleger wie dem Herausgeber der Bibliothek für Länder- und Völkerkunde von mehreren Seiten her, namentlich von Gewerbtreibenden im Binnenlande und Kaufleuten in den Seestädten, der Wunsch ausgedrückt wurde, eine übersichtlich gefaßte Darstellung der argentinischen Staaten und ihrer Verhältnisse zu bringen. Ein Schiffsrheder empfahl zu diesem Behuf eine Uebersetzung des Werkes: Buenos Ayres and the provinces of the Rio de la Plata, from their discovery and conquest by the Spaniards to the establishment of their political independence. With some account of their present state, trade, debt, etc; an appendix of historical and statistical documents, and a description of the geology and fossil monsters of the pampas. By Sir Woodbine Parish, Vicepresident of the royal geographical society of London, and many years chargé d'affaires of H. B. M. at Buenos Ayres. Second edition. London 1852. XLIII und 434 gr. 8vo. Mit einer vortrefflichen Charte von August Petermann.

Ich hatte vor längerer Zeit die erste Auflage dieses Werkes gelesen, welche vor etwa sechzehn oder achtzehn Jahren erschienen ist, und seitdem nach und nach eine Anzahl anderer Werke über jene Theile Südamerika's studirt. Keines von allen eignete sich ohne Weiteres für eine Aufnahme in unsere Bibliothek; auch Parishs zweite Auflage nicht, weil sie zu speciell auf sein englisches Publicum berechnet ist. Aber sie enthält eine Menge schätzbaren Materials, welches Justo Maeso in seiner von mir benutzten spanischen Uebersetzung des Werkes, Buenos Ayres 1854, mit einer Fülle werthvoller Anmerkungen beträchtlich vermehrt hat. Ich habe einen nicht unbeträchtlichen Theil von Woodbine Parishs Text und Vieles von Maeso's Zusätzen in das vorliegende Werk herübergenommen. Ich habe ferner eine Menge von anderen Quellen und Hilfsmitteln benutzt, von denen ich nur nenne: Azara; die große Colleccion

de Obras y Documentos relativos a la historia antigua y moderna de las Provincias del Rio de la Plata, ilustrados con notas y disertaciones, par Pedro de Angelis, Buenos Aires, 1836 bis 1839, 6 Bände Folio, von welcher die königliche Bibliothek zu Dresden ein Exemplar besitzt; Sarmientos Civilisation et barbarie, in der französischen Uebersetzung von Giraud, Paris 1853; d'Orbigny's großes Reisewerk und desselben Verfassers Buch: L'homme americain de l'Amerique meridionale, Paris 1839, 2 Vols.; das bekannte Werk von King über seinen vierundzwanzigjährigen Aufenthalt in den argentinischen Landen, und wie sich von selbst versteht, auch andere Reisewerke und die betreffenden deutschen Bücher, von denen die meisten schon Herr v. Reden verzeichnet hat.

Eine Anzahl neuerer Staatsschriften und Broschüren aus Buenos Ayres verdanke ich der gütigen Vermittelung des Herrn v. Gülich, eines durch umfassende Kenntnisse, praktischen Blick und unermüdliche Thätigkeit hervorragenden Mannes, der als preußischer Ministerresident und Generalconsul am La Plata, den deutschen Gewerbs- und Handelsinteressen in hohem Grade förderlich ist. Nicht minder bin ich Herrn Geh. Commercienrath v. Mensch, Generalconsul von Buenos Ayres, in Dresden, verpflichtet für die freundliche Zusendung amtlicher Documente neuesten Datums, und der königlichen Bibliothek zu Dresden für die Zuvorkommenheit mit welcher ihr Vorstand, Herr Hofrath Klemm, mir die reichen Schätze derselben mit gewohnter Humanität zur Verfügung stellten. Auch der königlichen Bibliothek und Herrn Dr. Gumprecht in Berlin fühle ich mich zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

Mein Bestreben ging dahin den deutschen Leser über die Vergangenheit und Gegenwart der argentinischen Provinzen und des Staates Buenos Ayres zu orientiren, ihn mit der Geschichte, der Verfassung, den Hilfsquellen dieser Länder bekannt zu machen, den Charakter und die Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner zu schildern. Ich habe einen geschichtlichen Ueberblick der Begebenheiten seit der Unabhängigkeitserklärung hinzugefügt. Das Buch ist in

gewissem Sinne eine Mosaikarbeit, wie sie durch das vorliegende Material und den angegebenen Zweck bedingt wurde. Es kam darauf an ein Werk zu liefern das lesbar ist für ein großes Publicum, welches der Bibliothek für Länder- und Völkerkunde seine Theilnahme schenkt. Ich wage zu hoffen daß man in demselben Fleiß, Genauigkeit und Sachkenntniß nicht vermissen, und daß es den Lesern nicht unwillkommen sein werde.

Dresden, 8. August 1856.

Karl Andree.

Inhalt.

Erstes Buch.

Entdeckung und Eroberung der La Plata-Regionen durch die Spanier.

Zweites Buch.

Die argentinischen Lande zur Zeit der spanischen Colonialherrschaft.

Fünftes Kapitel.

(1620—1788.)

Drittes Buch.

Entdeckungsreisen der Spanier im Süden und Norden.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Viertes Buch.

Die Pampas-Indianer.

Neuntes Kapitel.

Fünftes Buch.

Die Region im Süden des La Platastromes.

Zehntes Kapitel.

Sechstes Buch.

Der Gaucho wie er leibt und lebt.

Elftes Kapitel.

Siebentes Buch.

Die politischen Verhältnisse der argentinischen Provinzen.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Achtes Buch.

Das Stromgebiet des La Plata, die freie Schifffahrt und der Handelsverkehr.

Neuntes Buch.

Der Staat Buenos Ayres.

Zehntes Buch.

Die Provinzen der argentinischen Conföderation.

Erstes Buch.

Entdeckung und Eroberung der La Plata-Regionen durch die Spanier.

Erstes Kapitel.

(1515—1534.)

Juan Diaz de Solis entdeckt den La Plata. — Cabot fährt 1526 den Paraná hinauf und gründet die erste spanische Niederlassung.

Columbus hatte auf westlichem Wege Ostindien aufsuchen wollen; einen ähnlichen Plan verfolgte Juan Diaz de Solis. Als er der Südküste des neuentdeckten Continentes entlang fuhr, fand er die breite Mündung des Rio de la Plata, welchen die Eingebornen als Paraná Guazu, den seegleichen Strom, bezeichneten. Er segelte hinauf bis zu einer Insel, die er nach seinem Piloten Martin Garcia benannte, wurde aber am Lande von den Indianern überfallen und erschlagen. Es scheint nicht, als ob er bis zur Mündung des Paraná gekommen sei, dessen Erforschung dem Sebastian Cabot oder Gaboto vorbehalten blieb. Dieser berühmte Seefahrer stammte aus einer venetianischen Familie, war aber in England geboren und aufgewachsen und hatte im Dienste König Heinrichs VII. Nordamerika entdeckt, als er eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien suchte. Aber seine Bemühungen und Dienste fanden in England nicht die Anerkennung, auf welche er wohl gerechnet hatte; er folgte daher 1512 einer Einladung Ferdinands des Katholischen und ging nach Spanien, wo er mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde.

Im Jahre 1518 ernannte man ihn zu dem angesehenen und ehrenvollen Amte eines Piloto Mayor des Königreiches, das schon vor ihm Amerigo Vespucci und de Solis bekleidet hatten, und einige Jahre spä-

ter, nachdem Magellan auf seiner Fahrt nach Westen die nach ihm benannte Straße entdeckt und „Indien" erreicht hatte, übertrug ihm Karl V. die Leitung einer Expedition, welche auf dem neuentdeckten Wege, also durch die Magellanstraße und den großen Ocean, nach den indischen Gewässern segeln und dort einen Handel mit den Gewürzinseln eröffnen sollte. Zu diesem Zwecke rüstete die spanische Regierung drei kleine Caravellen aus, eine vierte wurde auf Privatrechnung bemannt. Dieses Geschwader verließ Spanien im April 1526.

An der Küste von Brasilien ging eins der Schiffe verloren, und zugleich brach eine Meuterei gegen den Piloto Mayor aus, die zwar rasch und nachdrücklich gedämpft wurde, aber doch so viele Uebelstände im Gefolge hatte, daß Cabot seine Reise nach den Molukken aufgeben mußte. Aber der kühne Seefahrer wollte nicht vergeblich unter Segel gegangen sein, auch nicht mit leeren Händen zurückkommen, und ähnlich dachten etwa zweihundert seiner ihm treu gebliebenen Gefährten, die voll Unternehmungsdrang ausgezogen waren, um Ruhm und Reichthum zu erwerben. Unter denselben befanden sich auch drei Brüder desselben Vazco Nuñez de Balboa, welcher die Südsee entdeckt hatte. Also steuerte Cabot nach Süden und gelangte auf dieser Fahrt an jene mächtige Strommündung, welche Solis vor ihm gefunden; aus der ungeheuren Menge süßen Wassers, welche sich hier in den Ocean ergoß, folgerte der erfahrne Seemann, daß er den Ausfluß eines großen, im fernen Binnenlande entspringenden Stromes vor sich habe. Er hatte sich schon vorher der Meuterer entledigt, das Cap Santa Maria doublirt, fuhr dann in die Mündung ein und segelte an der Ostseite aufwärts bis zum kleinen Flusse San Juan, in dessen Nähe Solis sein Leben verloren hatte. Dort ließ er am 8. Mai 1527 die zwei größeren Fahrzeuge zurück und drang mit den beiden anderen durch den Stromarm, der jetzt de las Palmas heißt, in den Paraná ein. Die Indianer kamen in Schaaren herbei und staunten verwundert Segelschiffe an, dergleichen sie nie zuvor gesehen hatten. Vor der Mündung des Carcaraña, welcher heute den Namen Rio Tercero führt, unter 32 Grad 15 Minuten S.Br. warf Cabot Anker; er fand die Gegend ansprechend, die Eingeborenen friedlich, ließ deshalb die übrige Mannschaft, welche am San Juan zurückgeblieben war, sammt allen Vorräthen dorthin kommen und baute die Burg (das Fort) San Espiritu. Sie

ist die erste Niederlassung, welche von den Spaniern in jenen Gegenden gegründet wurde.

In dieser Burg ließ Cabot einen zuverlässigen Officier mit einer Besatzung von sechzig Mann zurück und fuhr am 22. December 1527 unter großen Beschwerlichkeiten weiter stromauf. Er kam reichlich 300 Leguas weit; dann aber, unter 27 Grad 27 Minuten S. Br. mußte er umkehren, weil die dort beginnenden Wasserfälle und Stromschnellen jedes weitere Vordringen unmöglich machten. Also kehrte er am 28. März 1528 wieder um, schiffte stromab bis zur Mündung des Paraguay und segelte diesen Fluß aufwärts bis zu dem Punkte, wo sich der Bermejo mit ihm vereinigt (26 Grad 54 Min. S. Br.). Dort aber wurde er von einem kriegerischen Indianerstamme, den Payaguás, oder wie sie von den Spaniern genannt wurden, den Agaces, überfallen. Sie griffen ihn mit einer aus etwa dreihundert Kähnen bestehenden Flotte an, wurden jedoch von Cabot in die Flucht geschlagen und verloren viele Leute; aber auch der Piloto Mayor erlitt einen empfindlichen Verlust, da ihm sein Unterbefehlshaber Miguel Rifos, noch ein zweiter Officier und funfzehn Soldaten getödtet wurden. Jene Indianer waren die bei weitem streitbarsten, mit welchen die Spanier noch in Berührung gekommen waren; aber nachdem sie sich einmal von der Ueberlegenheit der weißen Männer überzeugt hatten, schien ihnen Alles daran zu liegen, mit den Spaniern ein gutes Einvernehmen herzustellen. Sie brachten denselben nicht nur Lebensmittel, sondern auch, zu nicht geringem Erstaunen der Europäer, Gold und silberne Schmucksachen, für welche sie Glasperlen und andere Kleinigkeiten eintauschten. Ihrem Berichte zufolge waren jene edlen Metalle Kriegsbeute, welche sie einige Jahre früher aus Perú heimgebracht hatten; sie unternahmen ihren Kriegszug dorthin zur Zeit der Regierung des Inka Huayna Capac, dessen Sohn Atahuallpa 1525 in Quito sein Leben beschloß. So meldet der Geschichtschreiber Herrera, der Cabots Berichte an Kaiser Karl V. vor Augen hatte, und er fügt noch hinzu, daß Cabot von jenen Indianern außer Gold und Silber manche werthvollen Nachrichten über jene Länder erhalten habe.

Wir können uns leicht vorstellen, wie wunderbar die Erzählungen der rohen Indianer gelautet haben müssen, als sie die Macht, den Reichthum und die Gesittung eines Reiches schilderten, welches so grell gegen

die Zustände ihres eigenen Landes abstach. Und Cabot wird ihre Berichte mit um so größerer Theilnahme angehört haben, da er in seiner Stellung als Piloto Mayor alle Mittheilungen zu prüfen gehabt hatte, welche aus Mexico und Mittelamerika amtlich nach Spanien gelangten. In manchen derselben war eines an edeln Metallen reichen Landes erwähnt worden, das im fernen Süden liege, und diese Richtung traf genau mit jener zusammen, welche die Indianer am Bermejo ihm andeuteten. Daß ihre Aussagen nicht aus der Luft gegriffen waren, dafür lieferten die kunstreichen Schmucksachen, welche sich in ihrem Besitze befanden, einen deutlichen Beweis. Ohne Zweifel hegte Cabot nun die Ueberzeugung, daß er den Weg zu jenem reichen Lande entdeckt habe. Freilich lag dasselbe in weiter Ferne, wenn anders die Indianer recht hatten, nämlich etwa fünfhundert Leguas westwärts von der Stelle, an welcher sie sich befanden.

Cabot war zu einer Expedition dorthin nicht vorbereitet und konnte mit seiner wenig zahlreichen Mannschaft sich nicht auf ein Unternehmen einlassen, das in jedem Falle ein Wagstück blieb, und dessen Umfang und Dauer nicht zu übersehen waren. Er beschloß unter diesen Umständen, einen ausführlichen Bericht an den Kaiser zu schicken, und das erschien auch deshalb um so dringender nöthig, weil eben damals der Spanier Don Diego Garcia im La Plata erschienen war. Er hatte von Cabots Unternehmungen keine Kunde gehabt, sondern war ausdrücklich beauftragt worden, die Entdeckungen des Solis weiter zu verfolgen. Cabot wollte unter diesen Umständen jedes Zerwürfniß vermeiden, kehrte eiligst nach San Espiritu zurück und schickte von dort zwei Officiere nach Spanien; einer derselben war ein Engländer, Georg Barlow. Sie sollten die schriftlichen Mittheilungen des Piloto Mayor mündlich weiter ausführen und ergänzen, und namentlich darauf hinweisen, daß man aus den neuentdeckten Gegenden große Reichthümer erwarten dürfe. Auch schickte er einige Guaraní-Indianer mit nach Europa; sie sollten dem Kaiser ihre Huldigung darbringen. Daß auch die von den Payaguás eingetauschten Kostbarkeiten aus Perú nicht fehlten, versteht sich von selbst.

Man hat dem Piloto Mayor mehrfach einen Vorwurf daraus gemacht, daß er den Paraná als Rio de la Plata, Silberstrom, bezeichnet habe. Es ist aber gar nicht ausgemacht, ob diese Benennung

überhaupt von ihm herrührt. Aber auch angenommen, das letztere sei der Fall, dann erklärt sich die Sache sehr leicht, ohne daß man an die Absicht einer Täuschung zu denken brauchte. Cabot durfte füglich annehmen, daß einer der großen von Westen herkommenden Nebenflüsse, wenn nicht gar der Hauptstrom selbst, in dem Lande entspringe, aus welchem die Payaguás den Gold- und Silberschmuck erhalten hatten. Ayolas, der erste Europäer, welcher nach Cabot den Paraguay befuhr, erhielt von den dortigen Indianern ganz ähnliche Berichte, sie erzählten auch ihm von einem fernen Lande, „das Ueberfluß an Gold und Silber habe und wo ein Volk wohne, das so civilisirt sei wie die Christen selber." So schreibt Ulrich Schmidel aus Straubing, ein unverdächtiger Zeuge.

In Spanien faßte man eine hohe Meinung von dem Lande, aus welchem Gold und Silber gekommen war, und billigte, daß der Piloto Mayor die Handelsunternehmung nach den molukkischen Inseln hatte fallen lassen. Der Kaiser empfing, wie der Jesuit Herrera in seiner Geschichte von Paraguay erzählt, die Boten Cabots mit großer Herablassung, unterhielt sich mit ihnen ausführlich über die neuentdeckten Länder, und diese Audienzen gewannen durch die Anwesenheit der Guaraní-Häuptlinge ein erhöhtes Interesse. Der Monarch stellte an diese Indianer viele Fragen über ihre Sitten und religiösen Gebräuche „Das Alles trug wesentlich dazu bei, daß Seine Kaiserliche Majestät sehr günstig für Cabot gestimmt wurde und sich entschloß, demselben Mittel zu weiterer Verfolgung seiner Entdeckung an die Hand zu geben; aber die Lage der Dinge in Europa nahm seine Aufmerksamkeit und seine Geldmittel dermaßen in Anspruch, daß er auf längere Zeit die Ausführung seiner Absichten verschieben mußte. Auch kam noch ein anderer Umstand hinzu, welcher die Angelegenheiten am Paraná in den Hintergrund drängte. Noch ehe Cabots Boten in Spanien eintrafen, Mai 1528, war Franz Pizarro am Hofe erschienen und hatte persönlich Bericht über seine Entdeckungen und Eroberungen in Perú erstattet. Er war von Panamá aus, der Küste des großen Ocean entlang, nach Süden gefahren und hatte die Grenze des mächtigen Staates der Inkas erreicht, über den Cabot nur unbestimmte Nachrichten von den Indianern am Paraguay erfahren hatte. Pizarro kam nicht mit leeren Händen und wollte des Kaisers Staatssäckel füllen; Cabots Boten dagegen verlangten Geld und Krieger. Der Kaiser that

nichts, was den Wünschen des Piloto Mayor entsprochen hätte; es blieb deshalb dem unternehmenden Manne nichts übrig, als nach Spanien heimzukehren, wo er nach einer fünfjährigen Abwesenheit, 1530, eintraf. Einige Monate vorher war Franz Pizarro wieder nach Perú abgesegelt. Erst in Europa erfuhr er, daß dieses Land, in welches er von Osten her über Land einzudringen gedachte, von der Seeseite her bereits entdeckt worden sei. Dadurch sah er sich allerdings in seinen kühnen Hoffnungen getäuscht, aber „der gute Gaboto war ein sehr höflicher und sanfter Mann," dem gar nichts daran lag, Blut zu vergießen und den Ruhm eines großen Eroberers, gran Conquistador, zu erwerben. Er übernahm sein früheres Amt als Piloto Mayor, und hatte bei einer seinen Neigungen entsprechenden Beschäftigung täglich Anlaß, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die neuentdeckten Länder hinzuleiten, insbesondere auch auf den Paraná.

Vier Jahre nach der Abreise des Franz Pizarro aus Spanien erschien, im Januar 1534, dessen Bruder Ferdinand am Hofe des Kaisers. Er überbrachte die Nachricht von der Eroberung des großmächtigen Staates Perú, der Verhaftung des unglücklichen Inka Atahuallpa, der ganz erstaunlichen Masse von Gold und Silber, welches die Spanier erbeutet hatten, und wovon die Quinta, ein Fünftel, in des Kaisers Schatz floß. Außerdem legte er seinem Monarchen kunstvollen Schmuck von edlen Metallen und Juwelen zu Füßen, kurzum er brachte einen Schatz heim, desgleichen in Europa noch nie gesehen worden war. Das Alles machte in Spanien einen ganz ungeheuern Eindruck. Nun wollte Jeder nach Amerika, um Theil an so reicher Beute zu haben, denn jetzt brauchte man ja nicht mehr auf das Ungewisse hin abenteuerliche Züge zu unternehmen, sondern wußte genau, wohin man zu gehen hatte, um Gold und Ruhm zu gewinnen. Edelleute vom höchsten Range und Hidalgos aller Classen boten der Krone ihre Dienste an, und erbaten als eine Gunst, auf eigene Kosten Unternehmungen ausrüsten zu dürfen. So schlossen sich an Ferdinand Pizarro, welcher noch in demselben Jahre 1534 wieder nach Perú zurückging, ungemein viel Edelleute an. Aber gleich nachher ging eine andere Expedition nach Amerika ab, welche bei weitem Alles übertraf, was je zuvor in Spanien nach der Neuen Welt hin ausgerüstet war. Wir meinen die Unternehmung des Don Pedro de Mendoza zur Eroberung und Besiedelung der Regionen am La Plata.

Zweites Kapitel.
(1534—1538.)

Mendoza's Expedition nach dem Rio de la Plata.— Landung bei Buenos Ayres.— Große Bedrängniß und Kämpfe mit den Indianern.— Die Ereignisse im Binnenlande. — Mendoza's Rückkehr und Tod. — Ayolas' Versuch Peru zu erreichen. — Yrala Gouverneur in Paraguay.

Don Pedro de Mendoza bekleidete ein hohes Amt am kaiserlichen Hofe, hatte gleich Pizarro an den Feldzügen in Italien theilgenommen und beschloß nun, auf eigene Kosten in den von Cabot entdeckten Gegenden Niederlassungen zu gründen. Er einigte sich mit dem Kaiser über einen Asiento, einen Vertrag, wurde zum Gouverneur ernannt, erhielt den Titel eines Adelantado und manche andere Privilegien von Wichtigkeit. Dagegen verpflichtete er sich eintausend vollständig bewaffnete und ausgerüstete Krieger zu stellen, Vorräthe und Lebensmittel für ein volles Jahr herbeizuschaffen, und Geistliche zur Bekehrung der Indianer mitzunehmen. Auf diesen letztern Punkt legte der Kaiser großen Werth, wie er denn auch ausdrücklich befürwortete, daß man den Wilden eine milde Behandlung angedeihen lassen solle. Die sämmtlichen Kosten hatte Mendoza selber zu bestreiten, und es wurde ausdrücklich ausgemacht, daß er vom Kaiser keinerlei Beitrag fordern dürfe, sogar sein auf 2000 Ducaten festgesetztes Gehalt als Adelantado sollte aus den Erträgnissen des zu erobernden Landes bestritten werden. Sämmtlichen Kriegern, welche sich ihm anschlossen, wurden die bei solchen Unternehmungen üblichen Privilegien zugebilligt; außerdem enthält der Asiento noch eine weitere Bestimmung, auf welche das Lösegeld, welches der unglückliche Inka von Peru an Pizarro zahlen mußte, wohl nicht ohne Einfluß geblieben ist. Sie geht dahin, daß jeder Fürst, der etwa in die Gewalt der Spanier fallen würde, eine Ranzion zahlen müsse, die aber zu ihrem ganzen Betrage unter die Eroberer vertheilt werden solle; der Kaiser habe auf nichts weiter Anspruch, als auf die ihm gebührende Quinta (den Fünften).

Dieser Vertrag wurde öffentlich bekannt gemacht, und nun strömten unternehmungslustige Männer in Masse herbei, um sich an der Expedition

zu betheiligen. Mehr als funfzig Edelleute von hohem Range traten in Mendoza's Dienste. Den Reigen eröffnete der Caballero Don Juan de Osorio, der in Italien sich ausgezeichnet hatte und nun den Oberbefehl der Truppen erhielt: dann folgte Don Diego de Mendoza, Bruder des Adelantado, der zum Admiral ernannt wurde; Juan de Ayolas wurde Alguacil Mayor und hatte als solcher alles auf die Schiffsvorräthe Bezügliche zu überwachen und besorgte das Profoßwesen. Ferner schlossen sich Don Domingo Martinez de Yrala an, Francisco de Mendoza und Don Carlos Dubrin, der des Kaisers Milchbruder war. Dazu kamen noch viele andere Freiwillige und manche Beamte, welche die Krone ernannte. Ueberhaupt war der Andrang so groß, daß man sich beeilte, mit allen Zurüstungen fertig zu werden, und daß die Schiffe noch vor der anberaumten Zeit in See stachen. Und doch waren statt der vertragsmäßigen 1000 Mann nicht weniger als 2500 Spanier und 500 Deutsche am Bord. Unter diesen letzteren befand sich Ulrich Schmidel aus Straubing, dem wir eine in der That zuverlässige Schilderung der Expeditionen Mendoza's und Ayolas' verdanken. Sie ist in der deutschen Urschrift sehr selten geworden. Die Flotte Mendoza's bestand aus vierzehn Fahrzeugen, von welchen eines den deutschen Kaufleuten Sebastian Neudhart und Jakob Welser gehörte; sie schickten einen „Factor," Supercargo, Namens Heinrich Peime mit, um die reiche Waarenladung am La Plata zu verkaufen.

Die Expedition ging im August 1534 von San Lucar aus in See, hatte eine glückliche Fahrt, legte bei den canarischen und caboverdischen Inseln und später zu Rio de Janeiro an, um Vorräthe und Erfrischungen einzunehmen. Ein Vorfall, der sich unterwegs ereignete, wirft ein Schlaglicht auf das wilde und unbändige Wesen, dem viele dieser spanischen Abenteurer verfallen waren. Don Jorge de Mendoza, ein Verwandter des Adelantado, hatte zu Palma auf den Canarien heftige Leidenschaft für die Tochter eines dort wohnenden Mannes gefaßt. Um sich ihrer zu bemächtigen, landete er bei Nacht und Nebel, brach in das Haus ein und raubte nicht nur das Mädchen, sondern auch Geld und Juwelen. Darüber geriethen die Bewohner von Palma in die höchste Erbitterung, feuerten auf die Schiffe und es wäre ohne viel Blutvergießen nicht abgegangen, wenn nicht zufällig ein königliches Kriegsschiff vor

Anker gewesen wäre. Der Befehlshaber desselben legte sich ins Mittel und zwang den Missethäter, sich mit dem geraubten Mädchen in Gegenwart des Gouverneurs und der angesehensten Männer der Expedition am Lande feierlich trauen zu lassen.

In Rio de Janeiro ereignete sich ein Vorfall, der weit bedenklicher war. Osorio, ein tapferer und sehr ritterlicher Mann, hatte große Beliebtheit gewonnen und dadurch die Eifersucht des Adelantado rege gemacht. Dieser ging so weit, unter irgend einem nichtigen Vorwande seinen vermeintlichen Nebenbuhler verhaften zu lassen. Osorio verlangte, sich mündlich und in Person gegen ungerechte Anschuldigungen zu verantworten; während der Unterredung wurde Mendoza äußerst heftig und bediente sich, als der Beschuldigte das Zimmer verließ, einiger sehr übereilter Ausdrücke. Diesen Worten gab Ayolas, der Alguacis Mayor, eine unheilvolle Deutung, indem er sie für einen Befehl zur Hinrichtung Osorio's nahm; er zog rasch einen Dolch und stieß ihn jenem ins Herz *). Man gab sich nachträglich Mühe, den auf so schmachvolle Weise Hingemordeten als Verräther hinzustellen, fand aber dafür keinen Glauben, und der Unwille über ein so entsetzliches Verfahren stieg so hoch, daß manche Edelleute sich von der Expedition trennen wollten. Unter solchen Umständen hielt Mendoza es für gerathen, möglichst rasch wieder in See zu gehen.

Im Januar 1535 erreichte er den La Plata, wo sein Bruder Don Diego Mendoza schon vor ihm angekommen war. Die Nachricht von der

*) Unser Landsmann Schmidel erzählt den Vorgang in anderer Weise. Er sagt: „Don Pedro de Mendoza war in Folge langwieriger Krankheit so schwach, daß er den Oberbefehl nicht länger führen konnte. Er übergab ihn an Don Juan Osorio, dem wir den Eid leisten mußten. Aber kaum hatte dieser einige Tage das Commando gehabt, als man ihn schändlicherweise bei Don Pedro beschuldigte, er habe die Mannschaft gegen ihn aufwiegeln wollen. Don P. Mendoza gab vieren seiner Officiere Juan Eyolas (Ayolas), Juan Salazar, Georg Luxan und Lazaro Salvacho, Befehl, ihn als einen Verräther zu erdolchen und seine Leiche öffentlich auszustellen. Dieselbe Strafe ließ er Jedem androhen, der sich zu Osorio's Gunsten erklären würde. Dieser Mord war eine grausame Ungerechtigkeit; Osorio war rechtschaffen, muthig, unerschrocken, wohlthätig und im Verkehr mit seinen Waffengefährten sehr umgänglich.“ A.

an Osorio verübten Mordthat ergriff ihn tief, und er stellte dem Unternehmen seines Bruders ein schlimmes Prognosticon; ihn ahnete nichts Gutes. Die Schiffe warfen vor der Insel Gabriel Anker, und an dem kleinen, ihr gegenüber auf der Südseite des Stromes mündenden Flusse, der noch heute Riachuelo heißt, gründete Mendoza seine erste Niederlassung. Er nannte sie den Hafen von Santa Maria de Buenos Ayres zu Ehren des Tags (2. Februar) und des guten Klimas, das auf Männer die so lange unterwegs gewesen waren, einen wohlthätigen Eindruck machte. Aber die heitere Stimmung verschwand bald, denn als man die Vorräthe ausschiffte, ergab sich daß nur noch wenig Lebensmittel vorhanden waren; man sah sich gezwungen die Tagesration auf sechs Unzen Schiffsbrot oder Mehl zu verkleinern. Das war allerdings sehr wenig für Männner, die außer ihrem gewöhnlichen Dienst noch andere Arbeiten verrichten, namentlich Erdmauern aufwerfen mußten, um eine Schutzwehr gegen die Angriffe der Wilden zu haben.

Die Indianer waren im Anfang neugierig herbeigeströmt und hatten mit Staunen das Treiben der eisengewappneten Fremdlinge mit angesehen; sie brachten Fleisch und Fische herbei, aber eine so große Anzahl hungernder Menschen war nicht leicht satt zu machen, und die Eingeborenen zogen sich nach und nach zurück. Auch war hin und wieder allerlei Zank und Streit vorgekommen, in welchem die Indianer sich überzeugten, daß auch die weißen Menschen verwundbar und sterblich seien. Nun wollte der Adelantado die Widerspenstigen zu Paaren treiben, sie zwingen, fortan Lebensmittel in erforderlicher Menge herbeizuschaffen, und ließ dreihundert Mann Fußvolk sammt einigen Reitern, unter Anführung seines Bruders Diego gegen sie ausrücken. Die Indianer hatten sich in einer sehr umsichtig gewählten Oertlichkeit hinter einem Morast aufgestellt, und erwarteten festen Muthes den Admiral, welchem einige erfahrene Krieger den guten Rath ertheilten, nicht ohne Weiteres anzugreifen, sondern den Feind vorher ins freie Feld zu locken. Jedoch der alte Seemann meinte, daß seine wohlbewaffnete und vortrefflich eingeübte Mannschaft leicht mit den fast nackten Wilden fertig werden könne und befahl den Angriff. Aber nach kurzer Zeit sah sein Fußvolk sich in einen Morast verwickelt, in welchem eine freie Bewegung unmöglich war. Dort wurde sie von den Indianern mit Pfeilen förmlich überschüttet, zugleich warfen

sie Fangschlingen und Wurfkugeln (Lazos und Bolas) aus, und machten viele Spanier so rasch zum Kampfe unfähig, daß sie nicht einmal zum Abfeuern ihrer Kugelbüchsen gelangten. Nun sprengten die Reiter an, aber die Wilden hielten Stand; sie zogen vermittelst ihrer Schlingen einen Spanier, Maurique, vom Pferde, und schnitten ihm den Kopf ab. Diego selbst war hinzugeeilt um den Mann zu retten, wurde aber von einer Wurfkugel so heftig auf die Brust getroffen, daß er ohne Besinnung zu Boden sank. Don Pedro da Guzman, ein tapferer Ritter, wollte ihn aufheben und auf sein eigenes Pferd setzen, wurde aber von den Indianern überwältigt, und sammt dem Admiral erschlagen. Die Spanier verloren in diesem Treffen etwa 140 Mann und blieben zuletzt Herren der Wahlstatt, nachdem sie nahe an 1000 Indianer erschlagen hatten. Sie hatten sich überzeugt, daß man die Querandi's nicht gering schätzen dürfte, und daß die Eroberung keine leichte Arbeit sein werde.

Der Feind zog sich zurück und überwachte alle Bewegungen der Spanier aus einiger Entfernung; an eine Zufuhr von Lebensmitteln war nicht zu denken und die Noth stieg deshalb bald auf einen hohen Grad. Vergeblich sendete man Schiffe stromauf und nach der brasilianischen Küste, um Mundvorräthe zu holen; bevor sie zurückkamen war Hungersnoth mit allen ihren Schrecken hereingebrochen; Hunde, Katzen und Ratten waren seltene Leckerbissen, die Soldaten nagten an ihren Schuhen und am Lederzeug. Ulrich Schmidel erzählt als Augenzeuge: „Viele starben vor Hunger, und die Noth war so groß, daß das Pferdefleisch nicht mehr ausreichte. Drei Spanier hatten ein Roß gestohlen und heimlich verzehrt. Der Diebstahl wurde entdeckt, man brachte die Leute auf die Folter und richtetete sie hin. Drei andere Spanier schnitten den am Galgen Hängenden die Beine ab, rissen ihm auch noch andere Stücken Fleisch vom Leibe und aßen sich davon in ihrer Hütte satt; ein anderer verzehrte gar den Körper seines Bruders, der in Buenos Ayros gestorben war."

Für Jeden der sich durch eigene Anschauung überzeugt hat, wie reich an Wild, Geflügel und Fische gerade jene Gegend auch heute noch ist, bleibt es unbegreiflich, wie es möglich war, daß dritthalb tausend wohlbewaffnete europäische Krieger sich von den wilden Indianern der Pampas auf einen engen Raum einschließen lassen konnten. Der Hungersnoth folgten bösartige Krankheiten auf dem Fuße, und während die Spanier

zu Hunderten hinwegstarben, wurden die Ueberlebenden in ihrem halbverhungerten Zustande von vielen zahlreichen Indianerschaaren angegriffen, deren Stärke auf zwanzigtausend Mann angegeben wird. Denn nach und nach hatten die weiter im Binnenlande wohnenden Stämme sich mit den Querandis gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigt, und umschwärmten nun in Menge die in aller Eile aufgeworfenen Erdmauern von Buenos Ayres. Sie warfen vermittelst der Bolas, an welche sie Feuerbrände befestigt hatten, eine Gluth nach der andern auf die mit Rohr gedeckten Häuser der Spanier, von welchen die meisten niederbrannten. Auch vier kleine Schiffe welche vor dem Riachuelo ankerten, wurden in gleicher Weise eingeäschert; die übrigen Fahrzeuge hatten Kanonen am Bord und konnten sich daher der Wilden erwehren. Diese erlitten beim Angriff schwere Verluste, aber auch dreißig Spanier mußten das Leben lassen.

Jene Schiffe welche den Paraná hinaufgesegelt waren, befehligte Ayolas. Er kam mit einer Ladung Mais zurück, welche er in der Nähe des Carcaraña von den Timbú-Indianern erhalten hatte, demselben Stamme mit welchem schon früher Cabot in freundschaftliches Einvernehmen getreten war. Gegen Ayolas benahmen sie sich so zuvorkommend, daß er hundert Mann unter ihnen ließ; sie bauten dort die Burg Corpus Christi, unweit von dem Fort San Espiritu, welches einst Cabot angelegt. Es war aber verlassen worden.

Hier wollen wir eine Episode einschieben welche sehr bezeichnend für die gegenseitige Stellung der Spanier und Indianer ist. Cabot hatte in seinem Heiligengeist-Fort hundert und zehn Krieger unter dem Befehl des Nuño de Lara zurückgelassen, der lange Zeit mit den Timbús in Frieden lebte. Ein Officier, Sebastian Hurtado hatte seine junge bildschöne Frau, Lucia de Miranda, bei sich. „Sie war keusch wie Susanne und stolz wie Lucretia.“ Ein Kazike der Timbús, Mangora, entbrannte in Liebe zu dieser Europäerin. Er stand im besten Einvernehmen mit Lara, kam oft in die Burg, und gab am Ende der Spanierin seine Neigung zu erkennen. Als sie ihn standhaft zurückwies, entschloß er sich zur Gewalt, zog seinen Bruder Siripo ins Geheimniß, und legte einige tausend Indianer unweit von der Burg in einen Hinterhalt. Darauf kam er in Begleitung von etwa dreißig Mann welche Lebensmittel wie ge-

wöhnlich brachten, und führte sie dem Befehlshaber, der ihn zum Abendessen einlud. Als die Dunkelheit hereinbrach, gab Mangora seinen Leuten das verabredete Zeichen. Sie stürmten heran, schlugen die Thore ein, überfielen die Spanier, welche nichts Arges geahnt hatten und zum Theil schlafen gegangen waren, und warfen Feuer in den Waffensaal. Der Widerstand war tapfer, aber nur wenige konnten entrinnen. Lara drang wuthentbrannt auf den Verräther Mangora ein, durchbohrte ihn mit seinem Schwerte, wurde aber gleich nachher von einem Timbús erschlagen. Nur sechs Spanier retteten ihr Leben, und blieben in der Gefangenschaft. Siripo bemächtigte sich der Miranda und führte sie in sein Zelt.

„Während aller dieser Vorgänge war Hurtado nicht im Fort San Espiritu anwesend. Als er heimkam, fand er dasselbe als einen Schutthaufen. Seine Gefährten lagen als Leichen umher. Aber sein ganzes Sinnen und Trachten stand dahin, Miranda zu befreien. Auf alle Gefahr hin drang er muthig in die Horde ein, wo sie in Gefangenschaft schmachtete. Siripo ließ ihn binden und sprach sein Todesurtheil; Miranda bat kniefällig um Gnade für ihn. Sie wurde unter der Bedingung gewährt, daß Hurtado auf jeden Verkehr mit ihr verzichten und sich unter den Weibern des Stammes eine Frau wähle. Aber die beiden Gatten wußten Siripo's Wachsamkeit zu täuschen und sahen einander. Nun erzählt Diaz de Guzman in seiner Argentinischen Geschichte, Siripo habe eine frühere Geliebte der Miranda wegen verstoßen. Sie sei einst zu ihm gekommen und habe gesagt: „Du liebst Deine neue Frau, aber sie zieht den Mann ihres eigenen Volkes Dir vor. Dir geschieht ganz recht; weshalb hast Du ein Weib Deines eigenen Stammes einer fremden wegen verschmäht. Siripo benutzte diesen Wink, überraschte beide Gatten während einer Unterredung und ließ sie auf eine barbarische Weise tödten. Lucia wurde lebendig verbrannt; sie starb muthig indem sie Gottes Namen anrief, Hurtado wurde an einen Baum gebunden und mit Pfeilen durchbohrt. Während die Indianer ihre Bogen spannten, richtete er die Augen gen Himmel und bat Gott um Verzeihung seiner Sünden."

Nach den oben geschilderten Unfällen lag dem Adelantado Alles daran Buenos Ayres zu verlassen, und er beschloß sich ins Land der Timbús zu begeben. Schmidel, welcher den Zug mitmachte, erzählt daß von den dritthalbtausend Mann, welche in so stolzer Haltung mit Mendoza

Spanien verlassen hatten, nach Verlauf eines Jahres nur noch fünfhundertsechzig am Leben waren; von diesen starben etwa sechzig, bevor sie ihre Gefährten in Corpus Christi erreichten. Die Zahl derselben betrug ungefähr einhundert, so daß die Expedition nach vierzehn Monaten aus nicht mehr als sechshundert Mann bestand. Von dieser Burg aus zog auf des Adelantado Befehl Ayolas mit dreihundert (Schmidel sagt vierhundert) Kriegern den Paraná hinauf, um nähere Erkundigungen einzuziehen, ob es möglich sei in jener Richtung nach Perú zu gelangen. Aber es verfloß ein volles Jahr, und Ayola kam immer noch nicht zurück. Mendoza sah sich in allen seinen Hoffnungen getäuscht, sein Körper war krank, sein Geist in Folge so vieler Widerwärtigkeit, insbesondere auch durch den Tod seines Bruders und so vieler ihm einst nahe befreundeter Edelleute geknickt. So beschloß er denn, nach Spanien heimzukehren, schiffte sich 1537 ein, starb aber während der Ueberfahrt; er hatte Mangel an Lebensmitteln, genoß Fleisch von einem kranken Hunde, verfiel in eine tobende Wuth, und hauchte nach einem heftigen Anfall sein Leben aus. Seinen Begleitern hatte er dringend anempfohlen Alles aufzubieten, damit den Spaniern in Corpus Christi möglichst rasch Unterstützung gesendet werde. Noch vor der Abreise übertrug er seine Vollmachten an Ayolas, und wir besitzen noch die geheimen Vollmachten welche er für ihn niedergeschrieben. Ayolas sollte so weit als irgend möglich stromaufwärts vordringen, unterwegs an irgend einer passenden Oertlichkeit eine Besatzung zurücklassen und die Verbindung mit dem Rio de la Plata offen erhalten, nachher seine Schiffe verlassen oder versenken, und dann nach Westen hin bis zum Gestade des großen Oceans vordringen. Das war allerdings ein abenteuerlicher Plan, er zeigt aber deutlich worauf Mendoza es eigentlich abgesehen hatte. Er nahm an, daß Ayolas bei Ausführung jener Befehle irgendwo entweder mit Almagro oder Pizarro zusammentreffen werde. In diesem Falle sollte er sich mit diesen Conquistadoren in gutes Einvernehmen setzen, dabei aber seine eigene Streitmacht wohl bei einander halten, selbständig zu Werke gehen, und nicht weichen, es sei denn daß Almagro ihm 150,000 goldene Ducaten zahle; wie das mit Alvarado, dem Statthalter von Guatemala geschehen sei, der einen Einfall in die Provinz Quito gemacht und sich erst wieder entfernt hatte, nachdem man ihn mit einer beträchtlichen Summe Geldes abgekauft. Wenn Ayolas nicht 150,000 Ducaten bekommen könne

so sollte er auch mit 100,000 fürlieb nehmen, und dann friedlich umkehren; von jedem was er auf solche Weise erwerben werde, wurde ihm ein Zehntel zugebilligt. und Mendoza machte sich anheischig für das Alles die Billigung des Kaisers auszuwirken. Von etwaiger andern Beute die, Ayolas außerdem noch heimbringe solle ihm die Hälfte gehören, das Uebrige unter den anderen Hauptleuten und Kriegern vertheilt werden, nachdem vorerst ein Betrag abgezogen worden, welcher ausreiche den Adelantado für seine Auslagen zu entschädigen. Wenn Gott Juwelen und Edelsteine dem Ayolas in den Weg werfe, dann sollten sie für ihn zurückgelegt werden als besondere Entschädigung für seine Bemühungen, die er gehabt als er das Unternehmen in Gang gebracht. Am Schlusse sagt er, sein Stellvertreter Ayolas sollte bei Allem was er vor habe, zuerst an seine Pflicht gegen Gott denken, und zunächst an das was er ihm, dem Adelantado Mendoza, schuldig sei.

Uebrigens war der Plan, dem Almagro in den Weg zu treten, um ihm einen Antheil von der in Perú gemachten Beute abzupressen, nicht etwa neu, wie das der Hinweis auf Alvarado's Zug nach Quito beweist. Die Nachricht von diesem Unternehmen war nach Spanien gelangt, ehe noch Mendoza's Expedition unter Segel ging. Solch ein Beispiel lockte mächtig an; und ohnehin wissen wir, daß es den Conquistadoren vollkommen gleichgiltig war, auf welche Weise sie zu Geld kamen. Nachdem diese Christen zuvor die Indianer ausgeplündert und auf abscheuliche Weise ermordet hatten, schnitten sie einander selbst die Kehlen ab und beraubten sich gegenseitig. Sie waren allesammt gleich raubgierig und barbarisch, gleichviel ob feine Hofleute, wie Mendoza, oder rohe Soldaten wie Pizarro, der nicht einmal seinen eigenen Namen schreiben konnte.

Als Mendoza 1537 die oben erwähnten Verhaltungsbefehle für Ayolas niederschrieb, war Almagro gerade auf seinem denkwürdigen Rückzuge aus Chile begriffen. Er hatte in jenem Lande auf ergiebige Plünderung und reiche Beute gerechnet, und wollte dann seinem Nebenbuhler Pizarro noch einmal den Besitz der Inkahauptstadt Cusco und wo möglich die Herrschaft über ganz Perú streitig machen. Aber aus Chili war keine Beute zu holen. Es ist wahrscheinlich daß Almagro, wenn er mit Ayolas zusammengetroffen wäre, mit demselben gemeinschaftliche Sache gegen Pizarro gemacht haben würde; denn beide hatten sich überzeugt, daß Gold lediglich in Perú zu erbeuten sei.

Aber Ayolas gelangte nicht an die Gestade des großen Weltmeeres; er kam unter steten Kämpfen stromauf bis 21 Grad S. Br. Dort ging er mit zweihundert Mann ans Ufer und drang ins Innere vor, — um nie zurückzukehren. Von einem Indianer erfuhr man später daß Ayolas einigen Stämmen welche nach der peruanischen Grenze hin wohnten, reiche Beute abgenommen hatte; nachher war er umgekehrt und sammt aller Mannschaft von den Payaguás überfallen und ermordet worden. Die Schiffe und die Mannschaft welche er im Paraguayflusse zurückgelassen, standen unter dem Befehle Yrala's. Dieser wartete neun Monate lang auf die Heimkehr des Ayolas, fuhr dann aber stromabwärts, weil er Mangel an Lebensmitteln hatte und seine Schiffe litten; in Folge der Hitze und der Sonnenstrahlen fingen ihre Fugen an auseinander zu klaffen. Mit den Indianern stand er auf gutem Fuße.

Während die Spanier ihre Stellung in Asuncion am Paraguay verstärkten, kamen endlich im La Plata Schiffe aus Spanien an. Dem Wunsch, welchen Mendoza kurz vor seinem Tode so dringend ausgesprochen, hatte man Folge gegeben, und außer zweihundert Kriegern auch Vorräthe auf zwei Jahre, dazu noch Franziskanermönche geschickt, welche geistlichen Trost bringen sollten. Zugleich wurde ein Erlaß Sr. kaiserlichen Majestät bekannt gemacht, kraft dessen Alle, welche während der Hungersnoth zu Buenos Ayres Menschenfleisch gegessen hatten, Verzeihung erhielten. Etwa um dieselbe Zeit war Francisco Ruiz, welchen Mendoza zum Befehlshaber der bei Buenos Ayres zurückgelassenen Schiffe bestellt hatte, zu dem Entschlusse gekommen, in eigener Person auszuforschen, was aus Ayolas geworden sei. Er nahm seine hundertfünfzig Mann mit, zog die Besatzung von Corpus Christi an sich, und fuhr nach Asuncion, wo nun alle Spanier versammelt waren. Ihre Zahl betrug etwa sechshundert. Der Kaiser hatte verordnet, daß die Ansiedler und Soldaten, falls der Stellvertreter Mendoza's sterbe, aus freier Wahl einen Statthalter ernennen dürften. An Ayolas war nicht mehr zu denken, die Payaguás hatten ihn erschlagen. Sie übertrugen also fast einstimmig Don Domingo Martinez de Yrala die Stelle eines Generalscapitains vom Rio de la Plata, weil er, wie Schmidel sagt, stets als gerecht und wohlwollend erfunden worden war. Das geschah im Monat August 1538. Buenos Ayres war völlig aufgegeben, Asuncion war Sitz der Regierung, und wuchs bald zu einer Stadt von Bedeutung heran.

Drittes Kapitel.

(1538—1550.)

Yrala in Paraguay. — Cabeza de Vaca wird zum Adelantado ernannt.— Sein Zug durch Brasilien bis Asuncion. — Die Guaycurus werden unterworfen. — Expedition nach dem obern Paraguay und dem Xarayes-See. — Verschwörung. — Yrala wird wieder zum Statthalter erwählt. Er erreicht Peru.

Die Conquistadoren hatten bis dahin sich gar keiner Erfolge zu rühmen; im Gegentheil Alles war ihnen misglückt, und sie hatten von Indianern eine Niederlage nach der andern erlitten. Von nun an traten günstigere Zeiten ein. Der neue Gouverneur Yrala, welcher das Vertrauen seiner Landsleute wohl verdiente, war ein Edelmann, aus Bergara im nördlichen Spanien gebürtig, hatte schon in früher Jugend Kriegsdienste genommen und sich vortheilhaft ausgezeichnet. Seine Gefährten hatten ihn gern, weil er bei ausgezeichneten kriegerischen Eigenschaften leutselig und als guter Camerad mit ihnen verkehrte. Von seiner Tapferkeit erzählte man Wunderdinge; Thatsache war daß er einst in einem Gefechte mit den Payaguás nicht weniger als zwölf indianische Krieger mit eigener Hand erschlagen hatte. Jetzt lag ihm zunächst Alles daran die Ansiedelung zu Asuncion in solcher Weise zu kräftigen, daß sie den Spaniern unter allen Umständen Schutz gewähren könne. Er zog Straßenlinien, ließ eine Kirche und andere öffentliche Gebäude errichten, übte strenge Polizei und legte den Grund zu einer guten Municipalverwaltung. Auf jeden Fall waren zu Asuncion die Spanier in einer weit günstigern Lage als seither in Buenos Ayres, und hatten Lebensmittel in Fülle. Denn die Eingebornen in Paraguay lebten nicht, wie die viel roheren Pampasindianer, nur von Fisch und Wild, sondern bauten Mais, Mandioca und Bataten; daneben hatten sie Fische, Geflügel und Wild in Menge, und verstanden geistige Getränke zu bereiten. Auch webten ihre Frauen Baumwollenzeug. Diese Indianer überzeugten sich bald, daß ein erfolgreicher Widerstand gegen die Spanier unmöglich sei, und waren von nun an fügsam; sie halfen an den Befestigungswerken arbeiten und unter ihrer Beihilfe stiegen sie rasch empor. Die Spanier schalteten als Herren, vertheilten die Ländereien und nahmen sich indianische Weiber. Diese

geschlechtlichen Verbindungen waren Anfangs von sehr ungeordneter Art, trugen aber auch so schon wesentlich dazu bei, die Verbindungen mit den Eingeborenen mannigfaltiger und enger zu machen. Die Fremdlinge erschienen den Indianern als höher stehende Wesen, und sahen schon deshalb gern, daß ihre Töchter mit denselben in die nächste Berührung kamen. Die Kinder welche aus diesen gemischten Ehen hervorgingen wurden politisch den Vätern gleichgestellt, und genossen dieselben Rechte wie die Spanier selbst. So bildeten denn die Söhne der Guaranifrauen nach und nach eine einflußreiche Klasse, die als Bindeglied zwischen Europäer und Indianer diente. Noch mehr; die wohlklingende Sprache der Guaranis ist bis heute die eigentliche Landessprache in Paraguay geblieben; denn auch die Spanier und ihre unvermischten Nachkommen eigneten sich dieselbe an.

Die neue Ansiedelung hatte indessen doch manche Gefahren zu bestehen. Kaum ein Jahr nach der Gründung von Asuncion zettelten einige Kaziken der Umgegend eine gefährliche Verschwörung an; alle Spanier sollten ermordet werden. Der Anschlag war klug ausgesonnen. Die Indianer waren eingeladen worden, bei den Feierlichkeiten in der Charwoche anwesend zu sein; sie konnten also in zahlreicher Menge nach Asuncion kommen, ohne Verdacht zu erregen, und wollten am stillen Freitag über die Weißen herfallen. Das Geheimniß wurde streng bewahrt, die Spanier ahneten gar nichts Arges und dachten nur an das hohe Fest, bei welchem sie manche Seele zu bekehren hofften. Der Charfreitag nahte heran. Da kam ein indianischer Krieger, welcher Neigung für eine Guarani hegte, die mit einem spanischen Hauptmann lebte, und beschwor sie, mit ihm zu fliehen, weil große Gefahr nahe; als sie sich weigerte, enthüllte er ihr den ganzen Mordplan und gab genau die zur Ausführung desselben festgesetzte Zeit an. Die Indianerin war schlau, verstellte sich, schien auf des Liebhabers Wünsche einzugehen, und entfernte sich unter dem Vorwande, daß sie ihr Kind und einige Schmucksachen holen wolle, ehe sie mit ihm fliehe. Aber sie benutzte den Augenblick, um den Spaniern von Allem Kunde zu geben, und kehrte dann zu dem Indianer zurück, um bei ihm keinerlei Verdacht aufkommen zu lassen. Yrala traf rasch die erforderlichen Maßregeln, nahm die Kaziken fest und ließ sie zu derselben Stunde hinrichten, in welcher die Verschwörung hatte ausbrechen

sollen. Die Eingebornen glaubten nun, daß den weißen Leuten eine übernatürliche Macht gegeben sei und fügten sich fortan noch leichter.

Während Yrala in Paraguay mehr und mehr festen Boden gewann, rüstete sich ein anderer Mann, um auf dem südamerikanischen Schauplatze eine Rolle zu spielen. Don Alvaro Nuñez Cabeza de Vaca hatte Jahre lang unter Kannibalen-Indianern Florida's in Gefangenschaft gelebt und war nach Spanien zurückgekommen. Dort erfuhr er den unglücklichen Ausgang Mendoza's. Sein Thatendrang und sein Hang zu Abenteuern bewogen ihn, vom Kaiser die Stelle eines Adelantado für die Gegenden am La Plata zu erbitten; er erbot sich, achttausend Ducaten auf die Ausrüstung zu verwenden. Der Monarch ging auf diese Vorschläge ein, und bald nachher wurden 400 Mann und 46 Pferde eingeschifft. Der Vertrag zwischen dem Kaiser und Cabeza de Vaca enthält eine eigenthümliche Bestimmung, die für jene Zeiten bezeichnend ist; es sollten nämlich keine Advocaten mit nach dem La Plata genommen werden; keine letrados und procuradores, „weil die Erfahrung gelehrt hat, daß sie in den neubesiedelten Gegenden viel Zerwürfniß anrichten und Streithändel anzetteln."

Diese Expedition segelte am 2. November 1540 aus Spanien ab, machte bei den canarischen und caboverdischen Inseln Aufenthalt und erreichte erst im Märzmonat 1541 die Insel Santa Catharina an der brasilianischen Küste. Vor derselben wurde sie, wie die alten Berichte sagen, auf wunderbare Weise vor einem Schiffbruche bewahrt. Ein kranker Matrose hatte eine Grille an Bord, um sich mit diesem harmlosen Heimchen die Zeit zu vertreiben. Seit ungefähr zwei Monaten hatte sie keinen Ton hören lassen, dann aber fing sie plötzlich mitten in der Nacht so stark zu zirpen an, daß die Mannschaft aufmerksam wurde. Einige gingen aufs Deck und gewahrten zu ihrem Schrecken, daß die Küste ganz nahe und kaum noch Zeit war, das Schiff zu wenden. Ohne die warnende Stimme des Thierchens, welches instinktmäßig die Nähe des Landes verkündete, wäre das Fahrzeug aufgerannt.

Auf Santa Catharina traf Cabeza de Vaca einige Leute, die aus der La Plata Region geflohen waren; von ihnen erfuhr er, daß Ayolas gestorben und die spanische Niederlassung von Buenos Ayres nach Asuncion verlegt worden sei. Diese Nachricht und andere Mittheilungen, welche

er erhielt, bewogen ihn zu dem kühnen und höchst gewagten Entschlusse, nicht den langwierigen Wasserweg einzuschlagen, sondern quer durch das Land nach dem Paraguay aufzubrechen. Und dieser Zug ist eine der denkwürdigsten Unternehmungen in der Geschichte der Conquista.

Cabeza de Vaca stellte die Schiffe unter den Befehl des Don Philipp de Cáceres, der in die Mündung des La Plata segeln und dann den Paraná und Paraguay hinauffahren sollte, bis nach Asuncion. Er selbst ging mit 250 seiner tüchtigsten Leute bei der Mündung des Itabucú, etwas nördlich von der Insel Santa Catharina ans Land, nahm zwanzig Pferde, worunter einige Stuten, und trat, von einigen indianischen Wegweisern geführt, am 2. November 1541 seine weite Reise an. Nach neunzehn mühevollen Tagen hatte er die dichten Wälder und die der Küste entlang ziehenden Gebirge im Rücken; vor ihm lag nun eine weitausgedehnte üppige Ebene, welche die nach Westen hinströmenden Flüsse Iguaçu und Curitibá bewässern. In dieser Fläche lagen Dörfer der Guaranís zerstreut umher; die Indianer kamen herbei und betrachteten mit Furcht und Verwunderung die seltsam anzuschauenden Fremdlinge. Aber ein freundliches Einvernehmen war bald eingeleitet, als die Spanier für Mais, Mandioca und Geflügel allerlei Geschenke gaben. Besonders die Pferde erregten das Erstaunen der Indianer, welche an diese Thiere lange Reden hielten und ihnen sagten, daß sie Hühner und Honig zu fressen haben sollten.

Cabeza de Vaca wußte aus langjähriger Erfahrung, wie man mit den Indianern umzugehen habe; das war ihm auf seinem Zuge durch Südamerika von großem Nutzen. Für sie gab es keine werthvolleren Sachen als Messer, Scheeren, Beile, Pfeilspitzen und dergleichen mehr; er führte eine tragbare Schmiede bei sich, und alle seine Leute hatten außer ihrem Gepäck auch noch etwas Stabeisen zu tragen, welches er dann nach Bedürfniß an jeder beliebigen Stelle verarbeiten lassen konnte. Deshalb kamen die Wilden von nah und fern herbeigeströmt und leisteten den Spaniern willige Beihilfe. Cabeza de Vaca nahm von dem schönen Lande für die Krone von Spanien Besitz und nannte es nach seinem Familiennamen: Vera. Nachdem er in nordwestlicher Richtung vorgedrungen war, befand er sich am 14. December, zufolge der Berechnung eines Steuermannes, welchen er auf seinem Zuge bei sich hatte, auf 24 Grad

30 Min. S. Br., und in jener Gegend traf er auch, zu seiner freudigen Ueberraschung, einen zum Christenthum bekehrten Indianer Namens Miguel, der aus Paraguay nach seiner Heimatsgegend zurückgehen wollte. Er hatte längere Zeit bei den Spaniern gelebt und konnte manche werthvolle Nachrichten geben. Dieser Mann entschloß sich, wieder umzukehren und die Expedition nach Asuncion zu geleiten.

Volle sechs Wochen lang zogen die Spanier durch jenes wohlbewässerte und fruchtbare Land, in welchem sie mit allem Nöthigen versorgt wurden. Denn die Flüsse waren fischreich und die Ebenen lieferten Schweine, Hirsche und verschiedenes Geflügel. Darauf aber gelangten sie an Sümpfe, die mit dickem Röhricht bedeckt waren, und konnten nur mit großer Mühe vorwärts kommen. Auch war diese Gegend unbewohnt, Niemand schaffte Lebensmittel herbei und man fand kein anderes Nahrungsmittel als Maden, die fingerlang waren, in Menge gefunden wurden und im gerösteten Zustande recht gut schmeckten. Am 31. Januar 1542 setzte Cabeza de Vaca über den Pequirifluß und kam bald nachher wieder an den Iguaçu, unter 25 Grad 30 Minuten S. Br. Die dort wohnenden Indianer besaßen viele Nachen, auf welchen die Spanier den Fluß hinabschwammen; die Reiter zogen am Ufer hin. So gelangte man bis zu der Stelle, wo der Fluß Iguaçu sich mit dem Paraná vereinigt. Dort waren viele Indianer versammelt; sie hatten Pfeile und Bogen, waren mit hellen Farben bemalt und trugen Papagayenfedern als Kopfputz. Es schien, als ob sie sich zur Wehr stellen wollten, aber Cabeza de Vaca hielt eine Besprechung mit ihren Kaziken, machte denselben einige rothe Mützen und andere Sachen zum Geschenk, und bald war ein so freundschaftliches Verhältniß angeknüpft, daß die Indianer willig beim Bau von Flößschiffen halfen, auf welchen man über den an jener Stelle sehr reißenden und tiefen Paraná setzte.

Von nun an waren keine große Schwierigkeiten mehr zu überwinden. Der Anführer schickte die Kranken unter dem Befehle des Nuflo de Chaves zu Wasser auf dem Paraná und dem Paraguay nach Asuncion, zog mit seiner Schaar westlich am Mondayflusse hinauf, befand sich also schon im heutigen Paraguay. Als er Asuncion näher kam, traf er manche Indianer, die Spanisch verstanden und ihm beim Marsch durch die sumpfigen Gegenden behilflich waren. Seine Landsleute wurden von

seiner demnächst bevorstehenden Ankunft benachrichtigt, schickten ihm eine Botschaft entgegen und am 11. März 1542 hielt er unter dem Jubel der Einwohner seinen Einzug in Asuncion.

Der Adelantado berechnete die Strecke des von ihm zurückgelegten Marsches auf 400 große Wegstunden; er hatte von der Küste Brasiliens bis an das Ufer des Paraguay 130 Tage gebraucht. Sein Zug ging durch ein bis dahin völlig unbekanntes Land, über Gebirge und Flüsse, durch Urwälder und Sümpfe; die geringste Unvorsichtigkeit konnte die Spanier mit den Eingeborenen in blutigen Streit verwickeln und ihnen jede Quelle verstopfen, aus welcher sie Nahrung erhielten. Und doch verloren sie nur einen einzigen Mann, der durch Umschlagen eines Nachens im Paraná seinen Tod fand. *) Gewiß war Cabeza de Vaca ein eben so umsichtiger, als kühner Mann, der den Beweis lieferte, was im Verkehr mit den Indianern durch Geduld, Beharrlichkeit und versöhnliches Betragen zu erreichen stand. Mendoza verfügte über zehnmal stärkere Mannschaft und weit größere Hilfsmittel, und doch scheiterte sein Unternehmen, weil er unverständig zu Werke gegangen war.

Aber auch Cabeza de Vaca's Glücksstern ging bald unter. Während seiner zehnjährigen Gefangenschaft in Florida hatte sich die Innigkeit seines religiösen Gefühls auf das Höchste gesteigert, und es war ihm eine Gewissensangelegenheit geworden, das Schicksal der Indianer so günstig zu gestalten, wie nur immer in seiner Macht stand. Nun aber fand er die Spanier zu Asuncion in Sittenlosigkeit und Verwilderung; sie gaben den Eingeborenen schlechte Beispiele. Seine Bemühungen, die Dinge zum Bessern zu kehren und die Leute zu einem geordneten Lebenswandel anzuhalten, waren von geringem Erfolge, und der Umstand, daß er Geistlichen und Mönchen auch in weltlichen Angelegenheiten Einfluß gestattete, erregte unter den Conquistadoren, insbesondere bei den von der Krone angestellten Officieren großes Misvergnügen. Sie wollten sich die Einmischung der Geistlichen nicht gefallen lassen.

Inzwischen hatte Yrala die verschiedenen Guaranístämme in Paraguay unterworfen und mußte nun Fürsorge treffen, die neuen Unter-

*) Schmidel berichtet ausdrücklich, daß Cabeza de Vaca unterwegs einhundert Mann verloren habe. A.

thanen gegen die kriegerischen Agaces (einen Stamme der Payaguás) und Guaycurus zu schützen. Die ersteren wurden von den Spaniern als Piraten bezeichnet; sie selber nannten sich Herren und Gebieter des Flusses Paraguay und hatten denselben tapfer sowohl gegen Cabot, wie gegen Ayolas vertheidigt. Die Gayacurus waren das streitbarste Volk in jener Gegend und außerordentlich kriegerisch. Sie wohnten auf der Westseite des Paraguayflusses im Gran Chaco, jener weiten Region, welche der Vermejo und Pilcomayo durchströmen. Dort suchten die Indianer eine Zuflucht vor den Eroberern, und sie sind unabhängig geblieben bis auf den heutigen Tag. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts lebten sie vorzugsweise von der Jagd und unternahmen Raubzüge in das Land der Guaranis, denen sie Mais und andere Feldfrüchte wegnahmen. Sie selber verachteten den Ackerbau, rühmten sich, niemals auf das Haupt geschlagen zu sein und forderten die Guaranis auf, die Spanier auf das rechte Ufer des Flusses hinüberzuführen, dann wollten sie sich mit ihnen messen.

Der Adelantado begriff, daß er schon der mit ihm verbündeten, vor Kurzem erst bezwungenen Guaranis halber, die Guaycurus züchtigen müsse, und rückte deshalb in eigener Person gegen sie ins Feld. Mit zweihundert Mann Fußvolk, einigen Reitern und einer großen Schaar Guaranis, welche kaum die Zeit erwarten konnten, in welcher ihre alten Feinde gedemüthigt werden sollten, überschritt Cabeza de Vaca den Paraguay, marschirte bei Nacht und überfiel die Guaycurus, bevor sie sich zur Wehr stellen oder flüchten konnten. Sie ermannten sich aber zu nachdrücklichem Widerstande und wollten sich lange nicht für überwunden anerkennen. Aber eine große Menge von ihnen wurde erschlagen und mehrere hundert Weiber und Kinder geriethen in Gefangenschaft. Einen nicht geringen Antheil am Siege hatten die kriegerisch aufgeputzten, mit eisernen Rüstungen bedeckten Pferde, deren Geschirr mit Glocken behangen war. Die gewappneten, eisengepanzterten Reiter sprengten mitten in die Indianer hinein, die nie zuvor dergleichen Thiere gesehen hatten, und von einer panischen Furcht ergriffen wurden.

Cabeza de Vaca nahm seine Gefangenen mit nach Asuncion, wohin ihm Abgesandte der Guaycurus folgten. Sie baten um Freilassung derselben, versprachen Unterwürfigkeit, indem sie die Ueberlegenheit der

zuschicken. Dadurch aber erregte er so großes Misvergnügen, daß der Ausbruch einer Meuterei nur mit genauer Noth verhindert wurde. Im April 1544 waren die Spanier wieder in Asuncion zurück, und die Stimmung gegen den Adelantado war eine im höchsten Grade erbitterte. Während seiner Abwesenheit hatten insbesondere die vom König ernannten Officiere, vor allen Cáceres, der Zahlmeister, Alles aufgeboten, um Cabeza de Vaca's Ansehen zu untergraben. Schon früher waren sie mit ihm über die ihnen zustehenden Befugnisse in Uneinigkeit gerathen; als sie nun sahen, wie abgeneigt ihm seine eigenen Leute waren, schritten sie zum Äußersten. Yrala war auf einem Zuge gegen die Indianer von Acay abwesend; diesen Umstand benutzten die Feinde des Adelantado, und zweihundert Verschworene nahmen ihn bei hellem Tage in seinem eigenen Hause gefangen. Er war bettlägrig; trotzdem sperrten sie ihn ins Gefängniß und legten ihm sogar Ketten an. Er wurde angeschuldigt, die Verwaltung zum Nachtheile der Ansiedelung geführt zu haben, und sollte nach Spanien geschafft werden, um sich dort zu rechtfertigen. So sagten die Verschwornen. Die Anhänger Cabeza de Vaca's waren zu schwach, um Widerstand leisten zu können, und der unglückliche Adelantado mußte froh sein, daß man ihm nur das Leben ließ. Er befand sich in einem ungesunden Kerker, durfte mit Niemand verkehren und hatte Wachen vor der Thüre, die ihn durchbohren sollten, sobald irgend ein Befreiungsversuch unternommen würde. Erst nach zehn Monaten brachte man ihn an Bord eines nach Spanien bestimmten Schiffes, und während der Reise wurde er von seinen beiden Erzfeinden, Cabrera und Vanega, überwacht; sie wollten beim Kaiser die gegen ihn gerichtete Anklage befürworten und beweisen. Unterwegs spürten sie indessen einige Anwandlungen von Mitleid und nahmen dem Adelantado die Ketten ab; in Spanien selbst wurde Cabrera wahnsinnig und Vanega starb während eines Anfalls von Raserei. Cabeza de Vaca aber mußte acht Jahre lang seinen Proceß vor dem Rathe von Indien führen, wurde zuletzt der Haft entlassen und von allen Beschuldigungen freigesprochen. Aber nach Südamerika durfte er nicht zurückkehren und erhielt auch keine Entschädigung für das Eigenthum, welches ihm die königlichen Beamten in Asuncion weggenommen hatten.

Nach des Adelantado Absetzung hatte das Volk in Paraguay

den tapfern Yrala abermals zum Gouverneur gewählt. Dieser unternehmende Mann lag schwer krank darnieder, hatte schon die letzte Oelung empfangen und bat, ihn mit allen weltlichen Dingen zu verschonen, da er nur noch an das Heil seiner Seele zu denken habe. Das Volk aber bestand auf seinem Willen, wollte von Ablehnung nichts hören, jubelte laut, als er von seiner Krankheit genas, trug ihn in einem Lehnstule auf den Marktplatz, wo er den Eid leistete und sein Amt antrat. Das geschah im April 1544. Aber auch Yrala hatte schwere Zeiten, und es kostete große Mühe, den Frieden in der Ansiedlung aufrecht zu erhalten. Auch benutzten die Indianer jene Zerwürfnisse unter den Spaniern, suchten ihr Joch abzuwerfen und der Statthalter mußte mit Achtung gebietenden Streitkäften gegen sie ins Feld rücken. Sie leisteten so verzweifelten Widerstand, daß sie erst dann nachgiebig wurden, als über zweitausend ihrer Krieger erschlagen und noch weit mehr in Gefangenschaft gerathen waren. Das Gemetzel war um so blutiger, weil auf Seiten der Spanier die kriegerischen Yapirús fochten; bei diesen war es alter Brauch, daß sie den Gefangenen die Köpfe abschnitten, um, wie die Indianer in Nordamerika, die Scheitelhaut als Siegeszeichen mit heimzunehmen. Alle Gefangene, welchen die Spanier das Leben zu retten vermochten, wurden unter die Soldaten Yrala's vertheilt, der weit beliebter war als sein Vorgänger. Er konnte sich auf seine Leute verlassen und nahm deshalb den mehrfach gescheiterten Plan, das Reich der Inkas von Paraguay aus zu erreichen, wieder auf.

Die früheren Unternehmungen waren allerdings mislungen, hatten aber doch wenigstens eine gute Seite gehabt. Man zog aus ihnen eine nützliche Lehre. Hauptleute wie Soldaten wußten, welche Schwierigkeiten bei einem derartigen Zuge zu überwinden waren. Das Land war zum Theil schon erforscht worden, der Charakter der Indianer bekannt, man wußte auch, auf welche Witterung man in den verschiedenen Jahreszeiten zu rechnen hatte, die Sucht und Gier, reiche Goldschätze zu erwerben, war nicht nur nicht vermindert, sondern nur noch stärker, und jetzt, da ein so erprobter Mann wie Yrala an der Spitze stand, zweifelte Niemand mehr an dem Gelingen der Expedition.

Yrala hatte schon viermal den Paraguay fast in seinem ganzen schiffbaren Laufe befahren; er kannte auf eine Strecke von 150 Leguas

oberhalb Asuncion alle am Ufer wohnenden Stämme und war mit dem Fahrwasser völlig vertraut. Alle Spanier wollten den Zug mitmachen und es war schwierig eine Auswahl zu treffen. Don Francisco de Mendoza blieb als Stellvertreter des Gouverneurs in Asuncion zurück und nun brach Yrala im August 1548 auf. Mit ihm zogen 350 Spanier, wovon 130 Reiter, und ungefähr 2000 Guaranis. Er schiffte seine Mannschaft in der Nähe der Sierra de San Fernando aus, gegenüber dem Pan d'Azucar oder Zuckerhutberg, unter dem 21. Grade S. Br., marschirte von dort in nordwestlicher Richtung etwa 150 Wegstunden durch das Land der Chiquitos und erreichte den Guapey oder Rio grande an der Grenze der Provinz Charcas. Dieser bildet einen der Zuflüsse des Madeira, der seinerseits in den Amazonenstrom mündet. Dort kamen ihm Indianer entgegen, die ihn in spanischer Sprache begrüßten, und von ihnen erfuhr er, daß er sich nun in Perú befand. Jene Indianer standen im Dienste des Don Pedro Anzures, der 1538 die Stadt Chuquisaca in der Provinz Charcas gegründet hatte.

Einige Schriftsteller haben diese Expedition Yrala's als einen Zug geschildert, dessen Theilnehmer beispiellose Schwierigkeiten zu überwinden hatten; aber aus Ulrich Schmidels ausführlichem Bericht gewinnt man eine ganz andere Ueberzeugung. Den Spaniern und ihren Guaranis fehlte es nie an Lebensmitteln; das Land war fast überall fruchtbar und reich an Wild, die Indianer wohnten in Dörfern, baueten Mais, Mandioca und andere Wurzeln und Früchte, hatten außerdem zahmes Geflügel. Nur an Wasser fehlte es manchmal, in einigen Gegenden hatten die Heuschrecken große Verwüstungen angerichtet, und in der Nähe des Guapey war die Ebene weit und breit mit salzigen Ausschlägen bedeckt. Aber im Allgemeinen waren die Indianer friedlich und schafften gern Lebensmittel herbei; einzelne Stämme welche dem Zuge Hindernisse in den Weg zu legen gedachten und mit vergifteten Pfeilen schossen, wurden mit leichter Mühe in die Flucht getrieben und mußten ihre Feindseligkeiten theuer büßen, denn in solchen Fällen that Yrala seinen Leuten keinen Zwang an, und so metzelten sie denn unter den Wilden so lange es ihnen gefiel, machten Sklaven und nahmen Weiber und Mädchen mit sich, nachdem sie die Dörfer zerstört hatten. Schmidel schildert einen derartigen Vorgang. Die Spanier waren bei nächtlicher Weile von den Imbayás überfallen

worden. „Drei Tage später trafen wir unerwarteter Weise auf einen Stamm, der mit Weibern und Kindern im Walde lebte; diese Indianer waren nicht das Volk welchem wir nachsetzten, und dachten nicht im mindesten daran, daß wir die Absicht hatten sie anzugreifen. Nichtsdestoweniger fielen wir über sie her, erschlugen und fingen an die dreitausend, und auch nicht eine Seele wäre entkommen, wenn nicht die Dunkelheit sich eingestellt hätte. Auf meinen Antheil kamen neunzehn Männer, einige nicht gerade alte Weiber und noch andere Dinge.“ Die Indianer nahmen Rache für solche Grausamkeiten und ermordeten drei unglückliche Spanier, welche seit der Ayolas-Expedition unter ihnen gelebt hatten.

Die Spanier in Paraguay waren so lange ohne Nachricht aus anderen Theilen der Welt geblieben, daß sie von den merkwürdigen Begebenheiten in Peru nicht das Mindeste wußten. Nun erst erfuhren sie von dem Kriege zwischen Almagro und Franz Pizarro, daß jener hingerichtet, dieser ermordet worden sei; daß ferner Gonzalo Pizarro rebellirt, La Gasca aber, der sich damals in Lima befand, ihn aufs Haupt geschlagen habe. Yrala erhielt Andeutungen aus welchen er abnahm wie gefährlich es sein würde, ohne Genehmigung dieses Präsidenten La Gasca weiter vorwärts zu gehen. Er machte also Halt und sendete Ruflo de Chaves ab, um zu erklären, daß die vom La Plata heraufgekommenen Spanier bereit seien, des Königs Ansehen aufrecht zu erhalten. Diese Botschaft nahm Gasca in Lima freundlich entgegen, doch lag ihm offenbar daran die ungebetenen Gäste bald möglichst wieder zu entfernen. Er dankte dem Gouverneur Yrala freundlich für die so willig angetragenen Dienste, ersuchte ihn jedoch dringend, nicht weiter in Perú vorzudringen weil er wahrscheinlich mit den im Land zerstreuten Anhängern des Gonzalo Pizarro zusammentreffen könne, woraus möglicherweise neue Unruhen erwachsen möchten. Dadurch sah sich allerdings Yrala schwer enttäuscht; der Präsident verwehrte ihm den Eintritt in das goldreiche Land, welches nach so vielfachen Anstrengungen endlich vor ihm lag. Außerdem fand er noch einen Grund zum Misvergnügen. La Gasca hatte, in Folge seiner außerordentlichen Vollmachten, mit welchem er von seinem Monarchen beauftragt war, die Regierung von Paraguay dem alten Diego Centeno verliehen. Dieser Mann hatte gegen Gonzalo Pizarro ausgezeichnete Dienste geleistet. Aber er lag, zum Glück für Yrala, zu Chuquisaca auf dem Sterbebette, und

hatte vielleicht seine Ernennung nicht einmal erfahren. La Gasca that weiter keine Schritte, Irala gehorchte, und seine Leute traten mit ihm, allerdings widerstrebenden Herzens, die Rückkehr nach Asuncion an. Diese ganze Expedition hatte anderthalb Jahr in Anspruch genommen; aber statt Gold und Silber bemerkt Schmidel, brachten die Spanier zwölftausend indianische Weiber und Kinder als Sklaven zurück; davon kamen fünfzig auf Schmidels Antheil.

Für die Ansiedler in Paraguay waren aber einige Schafe und Ziegen, welche Irala aus Peru nach Asuncion führte, von weit größerm Belang; sie waren selbst in diesem Lande damals noch so selten, daß das Stück mit 30 bis 50 Dollars bezahlt wurde. In Paraguay erhielt man erst drei Jahre später das erste Hornvieh aus Brasilien, und von diesem stammen alle Heerden ab, welche einen Hauptreichthum der Länder im Stromgebiete des La Plata bilden.

Irala fand in Asuncion Alles in Zerrüttung; man hatte geglaubt er sei von den Indianern abgeschnitten worden und habe dasselbe Schicksal erlitten wie Ayolas. Ehrgeizige Officiere hatten blutige Kämpfe geführt, und einander die Gouverneurswürde streitig gemacht. Der Stellvertreter Mendoza war von den Anhängern Abreu's erschlagen worden; dieser hatte sich zum Statthalter aufgeworfen, wurde nun seinerseits vertrieben und bald nachher hingerichtet. Irala konnte übrigens die Ruhe nur dadurch herstellen, daß er zwei seiner Töchter an die angesehensten Männer der ihm feindlichen Partei vermählte.

Viertes Kapitel.

(1540—1620.)

Eroberung von La Guayrá. — Irala vertheilt die Indianer unter die Conquistadoren, und erläßt Verordnungen über die Arbeitspflichtigkeit. — Sein Tod. — Sein Nachfolger Vergara. — Ruflo de Chaves gründet Santa Cruz de la Sierra. — Vergara, Zarate und Caceres; Streitigkeiten. — Garay gründet 1580 das heutige Buenos Ayres. — Er wird von den Wilden erschlagen. — Die Statthalterschaft vom Rio de la Plata, 1620.

Irala begriff daß er, gegenüber den Befehlen La Gasca's, nicht an Unternehmungen in Perú denken durfte, und richtete deshalb seine Aufmerksamkeit nach einer andern Seite hin, nämlich nach Brasilien. Er zog mit einer Streitmacht quer durch Paraguay gen Osten, überschritt den

Paraná oberhalb der großen Wasserfälle, marschirte am linken Ufer aufwärts bis Tiete, überzog die Provinz La Guayrá, und züchtigte die Tupi-Indianer, welche seither häufige Einfälle in das Land der Guaranis gemacht, viele Menschen geraubt und sie als Sclaven an die Portugiesen verkauft hatten. Und um sie auch ferner im Zaume zu halten, gründete er 1554 eine spanische Niederlassung am östlichen Ufer des Paraná; er gab ihr den Namen Ontiveros. Die Uebergriffe der Portugiesen fingen an für die Spanier bedenklich zu werden, und Yrala erstattete gleich nach seiner Rückkehr darüber Bericht an den Kaiser, welchem er, gleichfalls von Asuncion aus, eine ausführliche Darstellung aller seiner Unternehmungen und der ganzen Lage der Dinge in Paraguay einschickte.

Der Kaiser hatte inzwischen an die Stelle Cabeza de Baca's einen andern Adelantado für das Land am Rio de la Plata ernannt. Dieser Mann war Don Juan de Sanabria. Als dieser sich anschickte Spanien zu verlassen, erkrankte er und starb. Am Hofe konnte man jetzt nicht länger einen so vielfach erprobten Mann wie Yrala übersehen. Er war der eigentliche Eroberer des Landes und Gründer der Niederlassungen; die Spanier in Paraguay hatten ihn zweimal aus freien Stücken zu ihrem Gouverneur erwählt, und er hatte stets durch die That gezeigt, daß er ein treuer und gehorsamer Diener der Krone war; er hatte die spanischen Waffen einerseits bis nach Perú, andrerseits bis nach Brasilien hineingetragen. Es war also nur eine Handlung der Gerechtigkeit, wenn der Kaiser endlich, wiewohl sehr spät, die Wahl der Ansiedler bestätigte und für Yrala die Bestallungsurkunde als Gouverneur und Generalcapitain über alle Länder, welche er für die Krone erobert hatte, ausfertigte. Diese Urkunde erhielt er 1555 aus den Händen des Pater Pedro de la Torre, der als erster Titularbischof von Paraguay ins Land kam und eine Anzahl Geistlicher mitbrachte, an welchen seither ein fühlbarer Mangel gewesen.

Die Ankunft der Geistlichen in der Mündung des La Plata hatte man in Asuncion sehr rasch erfahren, denn die Indianer beförderten die Nachricht, daß Schiffe eingelaufen seien, durch Feuer- und Rauchzeichen von einem Stamme zum andern. Als Pater de la Torre landete, ging der Gouverneur ihm entgegen, fiel auf die Knie, küßte ihm die Hände und bat ihn demüthig vor allem Volk um seinen Segen.

Jetzt hatte Yrala die Aufgabe, alle bezwungenen Indianer unter die Spanier zu vertheilen. Allein in Paraguay sollte etwa über fünfzig- bis sechzigtausend Familien verfügt werden. Es waren etwa vierhundert Conquistadoren vorhanden. Nachdem die Hoffnung auf reiche Goldbeute in Perú geschwunden war, begriffen sie, wie viel darauf ankam, ein zwar an Metallen armes aber ungemein fruchtbares Land wie Paraguay nutzbar zu machen. Für alle ihre vielen Mühen und Entbehrungen stand ihnen gar kein anderer Lohn in Aussicht, aber das Gebiet in welchem sie sich niedergelassen hatten, war unbestreitbar ihr Eigenthum. Wir erinnern daran daß in dem Vertrage zwischen Mendoza und der Krone die letztere ausdrücklich festgestellt hatte, daß sie zu keinerlei Beitrag oder Hülfleistung verbunden sei, sondern daß die Expedition auf alleinige Kosten und Gefahr der Unternehmer ausgerüstet werden solle. Dagegen solle ihnen alle Beute allein gehören, und die Krone keinen Anspruch auf Antheil haben.

Von Anfang an galt bei den Conquistadoren die Ueberzeugung, daß sie die Dienste der Eingeborenen unbedingt in Anspruch nehmen könnten. Aber dieses angebliche Recht war in so entsetzlicher Weise misbraucht worden, daß manche Gegenden ihre ganze Bevölkerung verloren hatten. Die Regierung legte sich deshalb zu Gunsten der unglücklichen Indianer ins Mittel, und suchte durch menschliche und billige Verordnungen einerseits die Dienstpflicht zu regeln, andrerseits die Eingeborenen gegen schlechte Behandlung sicher zu stellen und ihre Lage zu verbessern. Vor allen Dingen unterstützte sie die Bemühungen der Geistlichkeit, welche mit Eifer dem Bekehrungswerke oblag. Bekanntlich haben diese wohlgemeinten Bestrebungen hartnäckigen Widerstand erfahren. In Perú rebellirten die Erober dagegen, bis La Gasca sie zu Paaren trieb; in anderen Provinzen wurden sie mit so großer Widerwilligkeit aufgenommen, daß die Regierung Abänderungen treffen mußte. Dort blieben die Indianer mehr oder weniger dem Belieben der Ansiedler preisgegeben, die freilich die Vorschriften des Rathes von Indien nicht ganz unberücksichtigt lassen durften. In den Bergwerksgegenden von Perú, wo es von der Arbeit der Indianer abhing, wie viel an edeln Metallen zu Tage gefördert werden konnte, wurden die Eingeborenen eben so hart behandelt, wie früher auf Hispaniola, das schon kurze Zeit nach der Entdeckung beinahe seine

ganze Bevölkerung eingebüßt hatte. In Paraguay waren jedoch die Verhältnisse günstiger; hier kam es nur darauf an, dem üppigen und ungemein ergiebigen Boden einen Ertrag abzugewinnen, und man verfuhr sehr menschlich und mild gegen die Indianer.

Yrala gab unter Mitwirkung des Bischofs Verordnungen über die Behandlung der Eingeborenen; er dachte fürsorglich an die Förderung ihrer Interessen und Verbesserung ihrer gesellschaftlichen Lage. Auch die Spanier waren mit seinen Erlassen um so mehr zufrieden, da schon eine bedingte Dienstbarkeit vollkommen ausreichte, ihnen alle erforderlichen Bedürfnisse zu verschaffen. Denn was über diese hinausging war vollkommen überflüssig in einem Lande wo nichts gekauft und nichts verkauft wurde, wo man kein Geld kannte und, wie gesagt, alles dessen man unter solchen Umständen benöthigt war, vollauf hatte. Die Indianer mußten sich in Dörfern ansiedeln und nach einfacher Vorschrift Gemeinden bilden. An der Spitze einer solchen Commune stand ein Alcalde, welchen die Gemeindeangehörigen insgemein aus der Zahl ihrer eigenen Kaziken wählten. Die Oberaufsicht führten spanische Beamte, welche namentlich darauf zu achten hatten, daß religiöser Unterricht ertheilt und der Indianer von seinem europäischen Gebieter nicht mit Arbeit überbürdet wurde.

In diesen Gemeinden, Encomiendas (Pfründen), wie man sie nannte, mußte jeder männliche Einwohner vom achtzehnten bis zum funfzigsten Jahre den sechsten Theil seiner Arbeitszeit seinem Herrn zur Verfügung stellen, nämlich zwei Monate von zwölfen. Zehn Monate im Jahre war er durchaus sein eigener Herr. Und um auch jene zwei Monate Arbeitszeit den Gemeinden nach Kräften zu erleichtern, sollte sie abwechseln. Sie hieß deshalb Mitayos, nach dem indianischen Ausdruck mittá, wechselsweise. Die Kaziken, alle weiblichen Personen und die ältesten Söhne waren ohnehin von jeder Zwangsarbeit frei. Ueber eine so geringe Summe von Arbeit führten die Indianer keine Klage, ohnehin hatten sie reichliche Entschädigung dafür in der Sorgfalt, welche ihnen von Seiten der Regierung gewidmet wurde. Diese Mitayoansiedelungen bildeten größere oder kleinere Commanderias, welche den Conquistadoren für zwei Lebenslängen (durante dos vidas) zuerkannt wurden; sie waren somit nur dem Eroberer und dessen unmittelbarem Erben verliehen.

Der Besitzer konnte sie weder verkaufen noch sich ihrer auf irgend eine andere Art entäußern. Nach Ablauf jener zwei Lebenslängen sollten die Indianer all und jeder Dienstbarkeit unbedingt enthoben sein; man nahm an, daß sie alsdann hinlänglich vorbereitet sein würden, um an allen Rechten ihrer spanischen Gebieter theilnehmen zu können. Bis dahin waren sie gleichsam Vasallen der europäischen Herren.

Dieses System die Indianer zu unterwerfen und in Gemeinden, Reductionen, zu vereinigen, war so ziemlich das ganze Jahrhundert hindurch in voller Uebung. Aber aus Tucuman kamen Klagen nach Spanien über grausame Behandlung gegen die Eingeborenen. Sogleich erhielt Don Francisco de Alfaro, Auditor des höchsten Gerichts in Perú, Befehl nach Paraguay und in die La Plata-Gegenden zu reisen, und nach Gutdünken Erlasse zu Gunsten der Indianer zu veröffentlichen. Im Jahre 1612 gab er neue Verordnungen über die Behandlung der Indianer, die sogenannten Ordenanzas del Visitador Alfaro; durch sie wird den Gouverneuren verboten, die Indianer, wie seither geschehen, durch Zwangsmittel zur Unterwürfigkeit und Arbeit anzuhälten; das Recht auf persönliche Dienstleistungen wurde abgeschafft, und ihnen dafür eine geringe Kopfsteuer auferlegt, welche sie alljährlich zahlen mußten.

Um dieselbe Zeit kamen die Jesuiten nach den La Plata-Ländern. Sie hatten von der Krone besondere Privilegien ausgewirkt, um die Indianer in einer ganz andern Weise als der bisher üblichen zu behandeln. Im Jahre 1610 begannen sie ihr Werk in La Guayrá und am obern Paraná, bekehrten viele Guaranìstämme zum Christenthum, und wußten in ihren berühmten Missionen die Indianer für einen ganz eigenthümlichen Zustand von Halbcivilisation zu gewinnen. Jene Stämme waren fügsam und gelehrig, ließen sich leicht bekehren, und zogen die friedliche Herrschaft der Jesuiten jeder andern vor. Aber das System dieses geistlichen Ordens fand von Seiten der Gouverneure lebhaften Widerstand; sie beschwerten sich, daß man ihnen die sehr nützlichen und ersprießlichen Dienste einer großen Anzahl von Indianern entziehe, hoben hervor, daß Yrala's Verordnungen weit zweckmäßiger und viel besser darauf berechnet seien, aus den Indianern nützliche Unterthanen des Königs zu bilden, während die Jesuiten von den Guaranis

lediglich für ihren eigenen Vortheil Nutzen gewönnen. Die Patres übten jedoch so großen Einfluß, daß ihnen nichts anzuhaben war, und daß sie jede Einmischung abzuhalten wußten.

Doch wir wenden uns wieder zu Yrala. Nachdem er die Indianer von Paraguay auf die oben erwähnte Weise in „Reductionen," Gemeinden, angesiedelt hatte, that er ein Gleiches in La Guayrá, nahm diese Gegend förmlich in Besitz, und verlegte die Regierung von den Ontiveros nach Ciudad Real, das weiter aufwärts am Paraná in viel gesunderer Gegend liegt. Etwa 40,000 Familien wurden unter die Conquistadoren vertheilt. Zu einem ähnlichen Zwecke zog Ruflo de Chaves mit 200 Spaniern und 1500 Guaranis am Paraguay hinauf, um im Lande der Origones oder Xarayes-Indianer eine Niederlassung zu gründen, welche künftig einen Stützpunkt für die Verbindung zwischen den Spaniern im La Plata-Lande und jenen in Perú bilden sollte.

Auf solche Weise befestigte Yrala die Herrschaft und erweiterte die Besitzungen der Spanier. Dann ließ er es sich angelegen sein die Stadt Assumcion zu vergrößern und zu verschönern; sie war nun Sitz der Regierung und hatte einen Bischof. Aber sein Leben ging zu Ende. Er war im Dorfe Yta anwesend um große Bäume fällen zu lassen, die er beim Bau der Kathedrale zu verwenden gedachte; dort überfiel ihn ein bösartiges Fieber, das einen tödtlichen Verlauf nahm, 1557. Er war siebenzig Jahre alt, und wurde in ganz Paraguay nicht nur von seinen Landsleuten, sondern auch von den Indianern aufrichtig betrauert; mehr als zwanzig Jahre eines thätigen, mühevollen Lebens hatte er in die Schanze geschlagen, um die Regionen am La Plata für Spanien zu erobern und sicherzustellen. Sein Leben war eine Art von Odyssee. Er hatte viele Fehler, welche unter den abenteuernden Soldaten jener Zeit gang und gebe waren; er war von heftiger, aufbrausender Gemüthsart, voll Ehrgeiz, sinnlich, und eben nicht wählerisch in den Mitteln, wenn er einen Zweck erreichen wollte. Aber er war auch tapfer, klug, voll Festigkeit und von nicht unrühmlichem Ehrgeiz beseelt. Er war der eigentliche Conquistador der La Plata-Gegenden, der Pizarro dieser Regionen, aber ohne die Grausamkeit dieses letztern. Selbst die geistlichen Geschichtschreiber, die ihm sonst nicht gewogen sind, müssen zugestehen, daß er ein ausgezeichneter Mann gewesen, und der Dechant Funes sagt: „Er

besiegte seine Feinde, war von seinen Nebenbuhlern geliebt, von Jedermann geachtet; er war ein umsichtiger Beamter und kluger Feldherr, kurz ein Vater seines Volkes und billig gegen die Eingeborenen." Und an einer andern Stelle bemerkt derselbe Geschichtschreiber: „Yrala hatte einen hohen Geist, war tapfer, unerschrocken, und ein ausgezeichneter Soldat. Im Frieden wie im Kriege leistete er ganz ausgezeichnete Dienste, welche ihn der allgemeinen Bewunderung würdig machten. Er ist auch den augenscheinlichsten Gefahren gegenüber mit seinem Leben nie sparsam umgegangen, und er war der eigentliche Schöpfer und Begründer dieser Provinz." Wir haben Yrala um so lieber etwas ausführlich geschildert, da gerade er unter den spanischen Conquistadoren einer der wenigen ist, in denen auch die mildere menschliche Seite des Charakters hervortritt.

Die Verwaltung von Paraguay ging auf seinen Schwiegersohn Mendoza über, der aber schon nach kurzer Zeit starb, und seinen Schwager Don Francisco Ortiz de Vergara zum Nachfolger erhielt. Inzwischen war Chaves auf seinem Zuge an dem obern Paraguay bis an die Mündung des Jaurú, etwa 16 Grad 25 Minuten S. Br. gelangt. Dort erhielt er die Nachricht vom Ableben Yrala's, und beschloß nun nicht etwa umzukehren, sondern auf eigene Hand Entdeckungen zu machen. Der größte Theil seiner Mannschaft war damit nicht einverstanden und kehrte um, so daß Chaves nur etwa 60 Krieger bei seiner Fahne behielt. Mit diesen schlug er sich, immer nach Westen vordringend, bis zu den Grenzen von Las Charcas durch, wo er mit Manso, einem Spanier aus Perú zusammentraf, der gleich ihm auf Eroberungen ausgezogen war. Als sich zwischen beiden ein Streit über ihre gegenseitigen Berechtigungen erhoben, ging Chaves nach Lima um die Entscheidung des Vicekönigs einzuholen. Dieser, der Marquis von Cañete, war ein entfernter Verwandter von Chaves, und so gelang es dem unternehmenden Abenteurer nicht nur eine Bestätigung seiner Ansprüche zu erwirken, sondern auch den Befehl über eine Kriegerschaar zu erhalten, mit deren Hülfe er das von ihm entdeckte Land als einen Theil von Perú in Besitz nahm. Dann gründete er, 1560, die Stadt Santa Cruz de la Sierra, die von allen durch die Eroberer des La Plata gebauten Ortschaften am weitesten von der Mündung des großen Stromes entfernt liegt. Durch

Santa Cruz wurden ihre Besitzungen mit Perú in Verbindung gebracht, und so reichten nun die spanischen Niederlassungen von La Plata bis nach Panamá. Chaves besuchte einige Zeit nachher Asuncion, holte Frau und Kinder, und nahm 2000 Guaranis, welche schon zu Yrala's Zeit auf seinen Antheil gefallen waren, mit nach Perú.

Und nun begaben sich abermals Ereignisse, die für das Treiben der Conquistadoren sehr bezeichnend sind. Chaves war in Asuncion vom Gouverneur Vergara freundlich empfangen worden; auch eine Anzahl von Spaniern, welche mit ihm aus Perú gekommen waren, wurden wohlwollend aufgenommen. Der Gründer von Santa Cruz de la Sierra gab sich alle Mühe, den Gouverneur zu einer Reise nach Lima zu veranlassen, und sich dort in aller Form die Bestätigung in seinem Amt vom Vicekönige zu holen. Dabei erzählte er viel von dem Reichthum und dem behaglichen Leben der Spanier in Perú, und stachelte dadurch die Goldgier seiner Landsleute auf. Vergara selbst wünschte ohne Zweifel einen geeigneten Vorwand zu finden, um das „goldreiche Wunderland" besuchen zu können. Der Bischof, sein Hauptrathgeber, dachte ebenso; viele Officiere, insbesondere unter den Kronbeamten ein gewisser Caceres, redeten zu, und erklärten sich bereit den Zug mitzumachen, um dem Vicekönig ihre Huldigung darzubringen. Vergara ließ sich überreden; der Bischof und Caceres schlossen sich der Expedition an, die aus etwa 300 Spaniern und mehreren tausend Indianern bestand.

Es ist nicht mehr genau festzustellen, ob Chaves und Caceres von vornherein ein Complot geschmiedet hatten, um den Gouverneur zu beseitigen, oder ob sie erst unterwegs über ihr verrätherisches Unternehmen sich verständigten. So viel aber ist gewiß, daß Vergara bald Ursache hatte, seine Unbedachtsamkeit zu bereuen. Denn sobald er sich innerhalb der Besitzungen befand, in welchen Chaves die Gerichtsbarkeit ausübte, wurde seine Leibwache entwaffnet, und der größte Theil der mit ihm gekommenen Spanier veranlaßt, sich in und bei Santa Cruz niederzulassen. Er selbst wurde unter allerlei Vorwand in Haft gehalten, und durfte nicht weiter reisen. Inzwischen begab sich Caceres mit einer Anzahl seiner Vertrauten nach Chuquisaca, wo ein Obergericht (Audiencia) seinen Sitz hatte, und legte demselben eine ganze Reihe von Anklagen und Beschwerden gegen den Gouverneur zur Entscheidung vor. Vergara wurde auf-

gefordert, sich zu verantworten. Vergebens legte er gegen ein so ungeeignetes Verfahren Protest ein und machte geltend, daß er, als Gouverneur von Paraguay, nicht unter einer peruanischen Audiencia stehe. Man entgegnete: er befinde sich auf peruanischem Gebiete, also auch unter peruanischer Gerichtsbarkeit, und indem er ohne Erlaubniß von Seiten der Krone seine Statthalterschaft Paraguay verlassen, habe er dieselbe auch verwirkt, da er noch obendrein so viele bewaffnete Mannschaft mit sich genommen, die Colonie von Vertheidigern entblös't und den größten Gefahren preisgegeben habe. Der Vicekönig, schon von vornherein gegen Vergara eingenommen, bestätigte alle Maßnahmen der Audiencia, erklärte die Gouverneurstelle von Paraguay für erledigt, und übertrug sie ohne Weiteres einem seiner Anhänger, Don Juan Ortiz de Zarate, der sogleich nach Spanien abreis'te, um sich vom Hofe bestätigen zu lassen. Er durfte auf günstigen Erfolg hoffen, da er sich anheischig machte, aus eigenen Mitteln große Summen für die Ansiedelung zu verwenden. Caceres hatte nicht vergeblich auf guten Lohn für seine Verrätherei gerechnet; er sollte Paraguay als Stellvertreter Zarate's verwalten, so lange dieser abwesend sei. Aber Segen hat er von seinem Verrath doch nicht geerntet. Denn die Einmischung der peruanischen Behörden in die Angelegenheiten von Paraguay erregte dort schon an und für sich ein großes Misvergnügen, das sich auf einen hohen Grad steigerte, als man erfuhr, daß Vergara ein Opfer schnöden Verrathes geworden sei. Insbesondere war der gleichfalls schwer gekränkte und hintergangene Bischof im höchsten Grade erbittert, und stellte sich offen an die Spitze einer Partei, welche aus ihrer Feindschaft gegen Caceres gar kein Hehl machte. Dieser traf im Januar 1569 in Asuncion ein, und von da ab war die Ansiedelung vier Jahre lang Schauplatz der Zerrüttung, und weder der Bischof noch der stellvertretende Gouverneur beobachteten in diesem heftigen Parteikampfe irgend welche Schonung. Eine Zeitlang vermied man das Aeußerste, und harrte auf Zarate's Ankunft. Aber sie verzögerte sich, und als die Anhänger des Bischofs wieder einmal Beleidigungen von Caceres erfahren hatten, beschlossen sie etwas Entscheidendes zu wagen. Sie verhafteten ihn in der Kirche während der Messe, gleichviel ob mit oder ohne Genehmigung des Bischofs, legten ihm Ketten an und warfen ihn in einen Kerker. Er sollte als Staatsgefangener nach Spa-

nien abgeführt werden. Und so geschah ihm ganz dasselbe wie dreißig Jahre früher dem Cabeza de Vaca; und gerade dieser Caceres war es gewesen, welcher seinem damaligen Gebieter so arg mitgespielt hatte. Diese Vorgänge ereigneten sich 1572.

Seit Zarate's Ernennung zum Gouverneur durch den Vicekönig von Perú waren nun vier Jahre verflossen, und noch immer hatte man in Paraguay nichts von ihm vernommen. Da erschien eines Tages ein indianischer Bote in Santa Fe, wo Don Juan de Garay, unweit Cabots alter Burg Carcaraña, eine Niederlassung gegründet hatte. Der Indianer überbrachte die Nachricht, daß Zarate in der Mündung des La Plata angelangt sei und sich in großer Noth befinde. Er sei San Gabriel gegenüber an der Küste der Banda oriental gelandet, werde dort von den Charruas-Indianern umschwärmt, und müsse zu Grunde gehen, wenn nicht bald Hülfe komme. Garay war ein edler Mann, und brach unverweilt auf um den Adelantado zu retten, obwohl er wußte, daß er mit seiner kleinen Schaar sich durch Indianerhorden schlagen mußte, die nie zuvor besiegt worden waren. Und er kämpfte sich mannhaft bis zu Zarate durch.

Dieser hatte 1572 Spanien mit 4 bis 500 Freiwilligen verlassen, und während der Reise so schwere Widerwärtigkeiten erfahren, daß etwa die Hälfte seiner Mannschaft gestorben war, bevor er noch die Mündung des La Plata erreicht hatte. Die andere entging nur mit genauer Noth dem Schicksale des Solis; sie war im Lande derselben Kannibalen gelandet, und nicht weniger als achtzig Mann waren bereits getödtet worden, ehe Garay anlangte. Dieser geleitete nun den Gouverneur nach Paraguay. Aber Zarate war schon ein gebrochener Mann als er Asuncion erreichte, und seine Gemüthsstimmung wurde noch gedrückter als er dort Alles in Verwirrung fand. Er verfiel in tiefe Schwermuth, und starb schon nach wenigen Monaten, 1573. Gegen Garay bewies er sich dankbar, indem er ihn zum stellvertretenden Gouverneur und Generalcapitain über die Provinz sammt Zubehör einsetzte und ihn außerdem zum Vormund seines einzigen Kindes, der Doña Juana, ernannte. Dieser vermachte er auf seinem Sterbelager die Statthalterschaft, und dazu war er vollkommen berechtigt. Sie war, als ihr Vater nach Spanien abreis'te, um sich dort als Gouverneur von Para-

guay bestätigen zu lassen, in Perú zurückgeblieben, und hatte sich inzwischen mit Don Juan de Torres de Vera y Aragon verlobt. Dieser war Mitglied der Audiencia. Allein der Vicekönig hätte die reiche Erbin gern einem seiner vertrauten Anhänger zugewandt, und protestirte gegen die Heirath, als er Kunde von Zarate's Ableben erhalten hatte. Garay jedoch machte sein Recht als Vormund geltend, eilte nach Chuquisaca, und vermählte Doña Juana trotz der Einsprache des Vicekönigs mit ihrem Verlobten. Darauf kehrte er nach Paraguay zurück, wo die Ansiedler es ihm hoch anrechneten, daß er alle Einmischung des peruanischen Vicekönigs in ihre Angelegenheiten so standhaft zurückgewiesen.

Garay gründete nun die spanischen Niederlassungen Villa rica in La Guayrá, Santiago de Xeres am Flusse Embotebí unterhalb der Xarayeslagune, und Talavera am Xexui (Jejuy). Auch gründete er mehrere Reductionen, das heißt er machte Indianerstämme in Gemeinden seßhaft, und trat überhaupt in Yrala's Fußstapfen. Aber vor Allem lag ihm daran unweit der Mündung des La Plata eine Stadt zu bauen, in welcher die aus Europa anlangenden Einwanderer und Schiffe nach langer Seereise sich erfrischen könnten, bevor sie ihre Fahrt stromauf antraten. Die Nothwendigkeit einer solchen Niederlassung war schon lange fühlbar und jüngst wieder durch Zarate's gefährliche Lage recht klar geworden. Garay überzeugte sich, daß Buenos Ayres, wo schon Mendoza eine Niederlassung gegründet hatte, sich vollkommen für den beabsichtigten Zweck eigne. Die Rhede war für Schiffe, welche seewärts kamen, ohne Schwierigkeit zugängig, auch ein sicherer Hafen für die kleineren Fahrzeuge vorhanden, welche den Paraná hinabfuhren. Er beschloß also an jenem Punkte eine Stadt zu bauen, schiffte sich in Asuncion ein, und landete da, wo der Riachuelo in den La Plata fällt, ohne irgend Widerstand zu finden. Denn die Indianer waren gerade abwesend. Bald aber erschienen die Querandís, um die Fremdlinge zu vertreiben, riefen alle ihre Bundesgenossen aus nah und fern herbei, und wählten den Kaziken Tabobá zum Anführer. Sie kämpften wacker um den Besitz ihres Landes. Garay's Krieger hatten sich verschanzt, machten Ausfälle, und auf beiden Seiten sind damals Wunder der Tapferkeit verübt worden. Tabobá wurde im Zweikampf von dem Ritter Don Juan de Enciso erschlagen, der ihm auf der Stelle den Kopf abschnitt. Dadurch war die

Schlacht entschieden, denn nun stoben die Wilden nach allen Richtungen auseinander und wurden von den Spaniern so lange verfolgt, bis diese des Mordens müde waren. So arg war das Gemetzel, daß das Schlachtfeld bis auf den heutigen Tag Pago de la Matanza genannt wird.

Die Querandís waren so sehr gedemüthigt, daß man sie, ohne Widerstand zu erfahren, vermöge des Repartimientosystems unter die Eroberer vertheilen konnte. Wir kennen noch die Namen von 65 Kriegern Garay's, an welche er Ländereien, am Strome entlang von Buenos Ayres bis nach Barradero am Paraná, und Indianer vertheilte. Garay ging ganz anders zu Werke als weiland Mendoza. Er wollte seine Leute nicht hinter Mauern festhalten und von den Indianern aushungern lassen. Er gründete seine Niederlassung etwa eine Legua höher stromauf als Mendoza's Ortschaft am Riachuelo gelegen hatte. Nach dem Dreieinigkeitstage, 1580, an welchem er ans Land gestiegen war und die spanische Flagge abermals entfaltet hatte, nannte er seine Stadt Ciudad de la Santissima Trinidad; dagegen blieb dem Hafen die frühere Benennung Santa María de Buenos Ayres. Garay bethätigte so viel Kraft und Geschick, daß nicht nur die Stadt, sondern auch die Umgegend vor den Indianern sicher war. Drei Jahre lang war er unablässig bemüht die Niederlassung fest zu begründen, und hatte die Freude ein mit Landeserzeugnissen beladenes Schiff nach Spanien abschicken zu können; es hatte Zucker und Häute aus Paraguay am Bord, und Berichte, in welchen der Gouverneur ausführlich alle seine Unternehmungen schilderte.

Mit der Gründung von Buenos Ayres war die Eroberung des La Plata abgeschlossen. Die Spanier waren Herren des Stromes, und brauchten offene Angriffe gegen ihre Ortschaften nicht mehr zu besorgen. Aber die Niederlassungen lagen weit von einander entfernt und ohne sichere Verbindung, weil die Indianer oft die Wege sperrten und aus sicherm Hinterhalt die Spanier überfielen. Garay selber mußte auf solche Weise sein Leben lassen. Während seiner Rückreise nach Asuncion ging er unvorsichtigerweise bei den Ruinen der alten Burg San Espiritu ans Land um zu schlafen. Dort überfielen ihn Indianer von dem übrigens sehr unbedeutenden Stamme der Minuas, und ermordeten ihn sammt seinen Gefährten bei nächtlicher Weile. Er war zu sicher gewor-

den, und hatte nicht einmal die gewöhnliche Vorsicht gebraucht, eine Schildwacht auszustellen.

In ganz Paraguay wurde sein Tod tief betrauert, denn Garay erfreute sich der allgemeinen Achtung. Die Eroberung dieser Provinz war das Werk Yrala's, und Buenos Ayres verdankt sein Entstehen dem nicht minder tapfern Garay. Beide waren Edelleute aus Biscaya, ehrgeizig und in ihren Unternehmungen vom Glücke begünstigt. Man erzählt, daß Yrala seinen Erben weiter nichts als ein paar Ochsen und seine Waffen hinterlassen habe; Garay soll einmal die Kleider seiner Frau verkauft haben, um Nothleidenden beizuspringen. Man darf beide Angaben bezweifeln; jedenfalls beweis't diese Sage, daß diese Conquistadoren von anderm Schlage waren als die meisten ihrer Gefährten. Yrala's irdische Hülle ruht in der von ihm erbauten Kathedrale zu Asuncion; dem Gründer von Buenos Ayres hat man in dieser Stadt noch kein Denkmal errichtet.

Die große Bedeutung der von ihm erbauten Städte wurde bald erkannt; schon im Jahre 1620 wurden alle Niederlassungen südlich vom Zusammenflusse des Paraná und Paraguay von der Provinz Paraguay abgetrennt und bildeten seitdem das Gobierno del Rio de la Plata, dessen Hauptstadt Buenos Ayres war. Auf Ansuchen König Philipps III. gründete dort Papst Paul V. auch ein Bisthum.

Zweites Buch.

Die argentinischen Lande zur Zeit der spanischen Colonialherrschaft.

Fünftes Kapitel.

(1620—1788.)

Die Handelspolitik Spaniens in den Provinzen am La Plata. — Schleichhandel mit den Engländern und Portugiesen. — Streitigkeiten und Krieg. — Errichtung eines Vicekönigreiches Buenos Ayres. — Die Handelserleichterungen von 1778. — Gute Einwirkung derselben; Handelsverkehr und Bevölkerung.

Seit der Entdeckung des Rio de La Plata war nun ein Jahrhundert verflossen, und aus den weiten Regionen an diesem Strome und dessen Zuflüssen hatte die spanische Krone drei große Provinzen gebildet: Paraguay, Buenos Ayres und Tucuman. Die letztere begriff in sich alle Niederlassungen im Innern, welche von den Gefährten Almagros und anderen aus Perú herübergekommenen Abenteurern gegründet worden waren. Alle diese Provinzen sind von der Natur reich gesegnet und waren wie geschaffen, dem Handel und Verkehr des Mutterlandes einen großen Aufschwung zu geben. Aber sie gaben keinen Ertrag an den Gütern, welche gerade von den Spaniern vorzugsweise gesucht und geschätzt wurden, nämlich an Gold und Silber, und das allein reichte hin, sie von Seiten der Regierung der Vernachlässigung preiszugeben. Doch das allein hätte vielleicht den Ansiedlern nicht zum Nachtheil gereicht, wenn ihnen nur das Mutterland erlaubt hätte, die Landeserzeugnisse auf den Markt zu bringen und für dieselben von den Spaniern solche europäische Waaren einzutauschen, welcher sie nothwendig bedurften. Allein auch das war ihnen im Anfang unbedingt verboten und nachher nur unter so engherzigen und erschwerenden Bedingungen erlaubt, daß dabei von Aufmunterung zur Betriebsamkeit keine Rede sein konnte. Alles erstarrte unter einem drückenden Monopolsystem.

Die Kaufleute von Sevilla hatten ein Monopol zur Versorgung von Perú und Mexico erhalten; die Käufer und Verkäufer mußten sich

auf den Messen zu Portobello einfinden, auf welchen eben jene Kaufleute ganz nach Gutdünken den Preis feststellten und zwar nicht blos für die Waaren welche sie feilboten, sondern auch für jene welche sie erstehen wollten. Diesen Monopolisten lag daran, daß die Straße vom La Plata nach Perú nicht eröffnet würde, und sie wußten es durch ihren Einfluß dahin zu bringen, daß der Handel von Buenos Ayres durch königliche Verfügungen durchaus lahm gelegt wurde. Ihnen lag ferner daran, daß keine europäischen Güter den La Plata hinauf nach Perú gingen, denn dadurch hätte ihr Handel einen Mitbewerb erhalten, den sie um jeden Preis vermeiden wollten. Vergeblich beschwerte man sich von Buenos Ayres aus über solche Ungerechtigkeit; es kostete nicht geringe Mühe, nur die Erlaubniß auszuwirken, daß man nach den portugiesischen Besitzungen in Brasilien und nach der Küste von Guinea jährlich 2000 Fanegas Weizen, 500 Centner gesalzenes Rindfleisch und 500 Centner Rindstalg ausführen durfte. Im Jahre 1618 wurde diese „Begünstigung" weiter ausgedehnt, denn die Colonie bekam Erlaubniß, jährlich zwei Schiffe nach Spanien zu senden, sie durften aber nicht über hundert Tonnen Last haben. Aber damit nicht etwa in Folge dieses immerhin sehr unbedeutenden Verkehrs Waaren aus den La Plataländern nach Perú eingeführt würden, legte die Regierung eine Zollstätte zu Córdova an, wo von allen Gütern, welche etwa jenes Weges kamen, funfzig Procent Steuer entrichtet werden mußten; Gold und Silber, das aus Perú nach Buenos Ayres ging, war derselben Abgabe unterworfen. Allen fernern Erleichterungen des Verkehrs waren jedoch die Consulados zu Sevilla und zu Lima entgegen, und suchten dergleichen auf jede Weise zu verhindern. Denn keine spanische Colonie durfte mit einer andern, welche auf derselben Halbkugel lag, Handel treiben, derselbe war vielmehr auf das allerstrengste untersagt. Nur ausnahmsweise erhielt dann und wann eine begünstigte Person Erlaubniß, ein Schiff mit Ladung nach dem Rio de la Plata zu schicken, und so kam es, daß die Stadt Buenos Ayres zu keiner Blüthe gelangen konnte. Denn was wollten jährlich zwei Schiffe für drei ausgedehnte Provinzen bedeuten? Die Spanier hatten, wie es schien, die herrlichen Wasserwege der neuen Welt nur entdeckt, um sie durchaus ungenützt zu lassen.

Nach Abschluß des Friedens von Utrecht erwirkte 1715 England

von Spanien den sogenannten Asiento, einen Vertrag, durch welchen es die Ermächtigung erhielt, die spanischen Colonien in Amerika mit Sklaven aus Afrika zu versorgen. Kraft desselben wurde ihm auch die Vergünstigung zugestanden, an verschiedenen Punkten, namentlich auch in Buenos Ayres, Factoreien anzulegen. Nach diesem Hafen durften die Engländer jährlich vier Schiffe, zusammen mit 1200 Negern schicken und den Werthbetrag dafür in Landeserzeugnissen ausführen. Es war ihnen streng verboten, irgend welche Waaren für den Verbrauch der spanischen Unterthanen einzuführen; sie durften nur so viel ins Land schaffen, als unbedingt für die Angehörigen der Factorei erforderlich war. Was sie darüber hinaus etwa an die Unterthanen der Krone abließen, sollte weggenommen und öffentlich verbrannt werden. Man wird leicht begreifen wie groß die Versuchung war, dergleichen Verbote zu umgehen, namentlich bei einem Volke, das vom Mutterlande her so spärliche Zufuhren erhielt und sich durch Zwangsmaßregeln in seiner eigenen Betriebsamkeit nach allen Seiten hin gehemmt sah. So erklärt es sich, daß die Asientoschiffe zu einem ausgedehnten Schleichhandel Anlaß gaben, welchen sogar die Colonialbehörden gewähren ließen, weil er dem Lande Vortheil brachte; ohnehin wären sie außer Stande gewesen, ihn zu verhindern. Manchmal trafen sie freilich Anstalten, die Schiffe zu untersuchen, gewöhnlich lief das aber auf eine leere Drohung hinaus, und die Engländer kümmerten sich wenig darum. Sie wußten, daß sie nicht minder gefürchtet waren als die Buccaniere, welche damals weit und breit Schrecken verbreiteten. Einst lief das Schiff „Herzog von Cambridge" mit einer vollen Ladung europäischer Güter in den La Plata ein; die spanischen Beamten trafen Anstalten, dasselbe zu durchsuchen, aber Capitain King ließ seine Kanonen laden, drohte Widerstand zu leisten und blieb unbelästigt. Ein anderes englisches Fahrzeug, der „Carteret", segelte von Buenos Ayres nach London mit einer Ladung von 2 Millionen Piaster in Barren, und Häuten für 70,000 Piaster. Für eine so bedeutende Summe hatte das Schiff europäische Güter gebracht und diese vermittelst des Schleichhandels in den Provinzen abgesetzt. Dieser ungesetzliche Verkehr wurde erst 1739 unterbrochen. Die Spanier versuchten, ihn durch eine strengere Bewachung der Küste zu erschweren, die Eng-

länder widersetzten sich, beide Mächte wurden dadurch in Krieg verwickelt und damit hatte der Asiento sein Ende erreicht.

Nachdem die Engländer Porto bello genommen hatten und nun den Spaniern die Möglichkeit benommen war, von diesem Platze aus die Gegenden an der Westküste von Amerika mit europäischen Waaren zu versorgen, kam der Seeweg um das Cap Horn einigermaßen in Aufnahme. Die Regierung gab jetzt Erlaubniß, Perú und überhaupt die pacifischen Länder direct zu besuchen und Schiffe durften nun nach Lima fahren. Aber die La Plata Provinzen blieben nach wie vor den alten Beschränkungen unterworfen, obwohl die Ursache, weshalb man ihnen dieselben auferlegt, nicht mehr vorhanden war, nämlich das Monopol der Kaufleute von Sevilla und Lima, Perú vermittelst der Messen in Porto bello zu versorgen. Begreiflicherweise nahm der Schleichhandel seinen Fortgang, aber die Engländer waren nicht die einzigen, welche sich an demselben betheiligten. Derselbe Utrechter Friedensvertrag, welcher ihnen die im Asiento enthaltenen Begünstigungen gewährte, hatte den Portugiesen die Niederlassung Colonia del Sacramento zuerkannt. Sie lag am östlichen Ufer des La Plata, Buenos Ayres gegenüber, und konnte deshalb leicht Verbindungen mit den spanischen Ansiedlern unterhalten. Freilich hatte sich in demselben Utrechter Vertrage die portugiesische Regierung ausdrücklich verpflichtet, jeden Schleichhandel zu verhindern, aber wie sollte sie das durchführen? Von Colonia del Sacramento aus wurden die Provinzen Buenos Ayres, Paraguay und Tucuman reichlich mit europäischen Gütern versorgt; ja diese geschmuggelten Waaren gingen bis tief nach Perú hinein, wo sie weit wohlfeiler verkauft wurden, als jene, welche die Kaufleute aus Sevilla über Panamá nach Lima sendeten. So wurden nach und nach die spanischen Waaren vom Markte verdrängt und das Mutterland verlor nicht nur den Markt für seine eigene Manufacturen, sondern kam auch um die Zollgelder. Die spanischen Gallionen hatten zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts etwa 15,000 Tonnen Fracht gehabt, jetzt betrug dieselbe nur etwa 2000, und die Rückladungen bestanden fast nur noch in Silber, nämlich im Ertrage des Fünften, welcher von aller Bergwerksausbeute an die Krone abgeliefert werden mußte.

Die Spanier wollten damals noch nicht begreifen, daß der Han-

delsverkehr allen Schranken zum Trotz sich am Ende doch seine Bahn bricht. Vergeblich schrieb der Vicekönig von Lima an Zavala, den Gouverneur von Buenos Ayres, er solle seine Beamten scharf bestrafen; es sei klar, daß das Volk im Innern Peru's nicht mehr von Lima aus seinen Bedarf an Waaren beziehe, sondern vom Rio de la Plata, wo dergleichen auf ungesetzlichem Wege eingeführt werde. Zavala war einer der tüchtigsten Beamten, welche Spanien jemals in Buenos gehabt hat. Er entgegnete: die Erfahrung habe ihn gelehrt, daß alle Maßregeln, welche er zur Verhinderung des Schleichhandels getroffen, ganz vergeblich seien, so lange derselbe mit solcher Leichtigkeit getrieben werden könne und den Betheiligten so großen Gewinn abwerfe. Zugleich sprach er als seine Ueberzeugung offen aus, daß er nur zweierlei Mittel und Wege kenne, diesen für die spanischen Interessen so nachtheiligen und die Ansiedler entsittlichenden Handel zu beseitigen; man müsse entweder das Land für den gesetzmäßigen Handelsverkehr eröffnen, und dann werde die Regierung beträchtliche Zolleinnahmen haben, oder man müsse die Portugiesen aus der Banda oriental vertreiben.

Das Letztere leuchtete der spanischen Regierung ein, welche sich ohnehin wegen mannigfacher Uebergriffe von Seiten der Portugiesen zu beschweren hatte. Diese hatten sich nämlich mit ihrer Besitzung Colonia nicht begnügt, sondern in der Nähe von Montevideo eine Ansiedelung gegründet, aus welcher Zavala sie indessen bald vertrieb. Dann legte er auf Befehl seiner Regierung zu Maldonado Befestigungen an, um die Rechte der spanischen Krone nachdrücklich zu wahren, und gründete die Stadt San Felipe, Puerto de Montevideo. Die ersten Ansiedler kamen von den canarischen Inseln, andere wurden von Buenos Ayres herübergeschafft. Der Vicekönig schickte aus Potosi beträchtliche Summen für den Festungsbau, an welchem die Guarani-Indianer fleißig arbeiteten. Durch eine so starke Burg glaubte man den Portugiesen einen Damm setzen zu können, diese aber kehrten sich nicht an Montevideo, sondern dehnten ihre Besitzungen aus und gründeten Niederlassungen am Rio grande. Von dort aus unternahmen sie Ueberfälle auf das spanische Gebiet, plünderten die Ansiedler und trieben Schleichhandel in größerer Ausdehnung als zuvor; er warf ihnen jährlich 2 Millionen Piaster Nutzen ab.

Unter solchen Umständen mußten die Streitigkeiten fortdauern und wurden auch durch einen im Jahre 1750 abgeschlossenen Vertrag nicht beseitigt. Ein Artikel desselben enthielt die Bestimmung: daß Portugal alle von ihm am östlichen Ufer des La Plata gegründeten Niederlassungen insbesondere auch Colonia an Spanien abtreten und als Entschädigung dafür die sieben Missionsniederlassungen am Uruguay erhalten sollte. Aber damit waren die Indianer nicht zufrieden; sie wollten ihre Ortschaften, in welchen sie so glücklich und friedlich lebten, nicht einem Volke überantworten, das so grauenvoll gegen die Landeseingeborenen gewüthet hatte. Sie griffen deshalb zu den Waffen, leisteten sowohl den Spaniern wie den Portugiesen Wiederstand und schlugen sich tapfer. Nachdem etwa 2000 Indianer ermordet und die Missionsortschaften in Trümmerhaufen verwandelt worden waren, weigerte sich zuletzt Portugal, sie in Besitz zu nehmen und wollte Colonia nicht abtreten.

Man machte den Jesuiten Vorwürfe darüber, daß der Vertrag nicht vollzogen wurde, man beschuldigte die Gesellschaft, daß durch sie die Indianer zur Rebellion aufgestachelt worden seien. Aber dergleichen Anklagen ließen sich nicht beweisen, obwohl es ausgemacht ist, daß die Jesuiten Gründe vollauf hatten, mit jenem Vertrage unzufrieden zu sein. Sie hatten sich unsagliche Mühe gegeben, die Wilden zu zähmen und zu sittigen; jetzt wurden ohne Weiteres alle diese Gemeinden ihrer Obhut entnommen und sollten den Portugiesen überantwortet werden. Aber der Orden befand sich gerade damals in einer kritischen Lage; er wurde durch Pombal aus Portugal und 1767 durch Karl III. von Spanien aus allen spanischen Besitzungen vertrieben.

Als im Jahre 1762 die Feindseligkeiten zwischen beiden Staaten wieder ausbrachen, eroberte Cevallos, Gouverneur von Buenos Ayres, Colonia del Sacramento; aber im Frieden von 1763 wurde es den Portugiesen abermals überlassen, welche bis 1777 im Besitz blieben. Dann wurde es abermals von Cevallos genommen und definitiv an Spanien abgetreten. Im Rio de la Plata hatten nämlich die Portugiesen ihre Uebergriffe fortgesetzt und der Schleichhandel war nicht unterbrochen worden. Ueberhaupt zeigten sich vielerlei Unzuträglichkeiten und die Reichsverwaltung in Madrid begriff endlich, daß in Bezug auf die Regierung der Provinz eine Aenderung durchaus nöthig geworden sei. Buenos

Ayres hing von einem Vicekönig ab, der fast eintausend Leguas entfernt in Lima residirte. Das Land hatte keine zulänglichen Vertheidigungsmittel und mußte voraussichtlich in einem Kriege zwischen England und Spanien viel leiden. Dazu kam, daß die Portugiesen von der Banda oriental aus die Ansiedler beunruhigten; man mußte demnach zu durchgreifenden Maßregeln sich verstehen. So wurde denn 1776 der Beschluß gefaßt, die Provinzen am Rio de la Plata von Perú zu trennen, aus ihnen ein besonderes Vicekönigreich mit der Hauptstadt Buenos Ayres zu bilden. Dasselbe umfaßte außer Buenos Ayres die Provinzen Paraguay, Cordova, Salta, Potosí, La Plata, Santa Cruz de la Sierra oder Cochabamba, La Paz und Puno, außerdem noch die minder belangreichen Regierungsbezirke Montevideo, Moxos und Chiquitos, und ferner die Missionen am Uruguay und Paraná. Daß Spanien nicht länger mit sich spielen lassen mochte, zeigte sich aus der Wahl des bisherigen Gouverneurs Cevallos zum Vicekönig. Er hatte sein früheres Amt von 1757 bis 1766 mit Auszeichnung bekleidet und insbesondere während des Krieges von 1762 bethätigt, wessen sich die Gegner Spaniens von ihm zu versehen hatten.

Die spanische Regierung rüstete eine Flotte aus, wie sie nie zuvor nach Amerika geschickt worden war. Sie bestand aus 116 Schiffen mit 10,000 Mann, und segelte 1776 aus Europa unter Bedeckung von 12 Kriegsschiffen ab. Cevallos eroberte zunächst Santa Catharina, die wichtigste Besitzung der Portugiesen an der brasilianischen Küste, fuhr darauf in den La Plata, wo Colonia sich auf Capitulation ergab. Die Festungswerke wurden bis auf den Grund geschleift und die Portugiesen aus allen ihren Besitzungen in der Nachbarschaft vertrieben. Dann aber wurden die Feindseligkeiten eingestellt. König Johann von Portugal war gestorben, sein Minister Pombal abgetreten und Prinzessin Maria, die Thronerbin, schloß mit ihrem Oheim Karl III. von Spanien 1777 den Frieden von San Ildefonso, in welchem Spanien die Insel Santa Catharina wieder herausgab, Portugal dagegen die Banda oriental räumte, und auf alle angeblichen Rechte auf die Beschiffung der La Plataströme außerhalb der brasilianischen Grenzen verzichtete. Diese letzteren sollten von einer Commission festgestellt werden Mit Recht hob der spanische Minister Florida blanca hervor, daß nun dem Schleichhandel ein Haupt-

stützpunkt genommen und der Feind nicht länger im Stande sei, die Provinzen am La Plata jeden Augenblick zu beunruhigen; denn jetzt gehörten beide Stromufer den Spaniern, die eine starke Heeresmacht unter einem Befehlshaber im Lande hatten.

Nun wurde auch ein weniger unvernünftiges System in Bezug auf den Handel der Colonien angenommen. Es war ein belangreicher Schritt vorwärts, als man 1764 Paketschiffe von beträchtlichem Tonnengehalt zwischen Coruña und den bedeutendsten Colonialhäfen zu bestimmten Zeitfristen fahren ließ. Sie beförderten die Correspondenz, durften spanische Manufacturen als Ausfracht nehmen und dafür Colonialprodukte zurückbringen. Auch wurde jetzt den festländischen Colonien zum ersten Male der directe Verkehr mit Cuba und anderen westindischen Inseln gestattet, und seit 1774 durften überhaupt alle spanischen Colonien unter einander Handel treiben, was bis dahin streng verboten gewesen war. Alle diese Maßregeln setzte Don José de Galvez durch; er war Minister für das indische Departement in Madrid, früher längere Zeit in Amerika gewesen und hatte begriffen, wie schwer Spanien durch das seitherige Monopol- und Zwangsystem sich selber benachtheiligte. Im Jahre 1778 wurde dann ein neues Handelsgesetzbuch für Indien veröffentlicht, das man zu jener Zeit als Regulativ für den freien Verkehr bezeichnen konnte. Denn in Vergleich zu den früheren Beschränkungen und dem Tarif von 1720 enthielt dasselbe freisinnige Bestimmungen, sie galten aber lediglich für Spanien und spanische Fahrzeuge; auch war ausschließlich die spanische Industrie geschützt und begünstigt. Neun Häfen in Spanien und vierundzwanzig in den Colonien wurden zu puertos habilitados, Einfuhrhäfen, erklärt. Spanische Fabrikate aus Wolle, Baumwolle, Leinen, Stahl, Glas u. s. w. sollten für die Dauer der nächsten zehn Jahre frei von Eingangszoll in den Colonien importirt werden dürfen; auch sollten die als Rückfracht eingenommenen amerikanischen Rohererzeugnisse, namentlich Baumwolle, Zucker, Kaffee, Cochenille, Indigo, Chinarinde und Kupfer zollfrei sein. Der Einfuhrzoll auf Gold wurde von 5 auf 2 Procent, jener auf Silber von 10 auf 5½ Procent ermäßigt. Und zur Aufmunterung der nationalen Schifffahrt wurde verfügt, daß Fahrzeuge, die ausschließlich mit spanischen Erzeugnissen beladen waren, einen Zollrabatt von einem vollen Drittel genießen sollten. Für alle nicht

besonders unter den Ausnahmen aufgeführten Artikel betrugen die Schifffahrtszölle für die Colonien im Durchschnitt 3 Procent für spanische Güter und 7 Procent für ausländische Manufacturen. Dazu kamen freilich noch die Abgaben, welche von denselben bei der Einfuhr in Spanien und dann noch bei der Wiederausfuhr erhoben wurden, so daß zuletzt ein Zoll vom Werthe sich herausstellte, der 40 bis 50 Procent betrug. Die Verschiffung mehrerer ausländischer Artikel, welche der spanischen Fabrikation hätten Concurrenz machen können, insbesondere Baumwollenwaaren, Tuche, Hüte, seidene Strümpfe, Oel, Wein und Branntwein waren unbedingt verboten. Man wollte die spanischen Interessen schützen, dachte nur an den vermeintlichen Vortheil des Mutterlandes und nicht auch an jenen der Colonien, und erneuerte deshalb einige durchaus veraltete Erlasse, denen zufolge in einigen Provinzen der Anbau des Oelbaumes und der Weinrebe, in anderen jener von Flachs und Hanf verboten wurde. Auch zielte alles darauf ab, in den Colonien keine Gewerbsamkeit aufkommen zu lassen; die Südamerikaner durften kein Tuch weben, und sogar die Vicuñawolle mußte auf Befehl des Vicekönigs nach Spanien abgeliefert werden, wo sie in der königlichen Manufaktur zu Guadalaxara verarbeitet wurde.

Galvez war entschieden parteiisch zu Gunsten der in Europa gebornen Spanier und zum Nachtheil der Creolen, die von allen öffentlichen Aemtern so planmäßig ausgeschlossen wurden, daß sie sogar zum Thürsteheramte für ungeeignet gehalten wurden. Natürlich führten die Amerikaner bittere Klage über eine solche Zurücksetzung, und sie war um so verwerflicher, da gerade zu derselben Zeit Spanien gegen England zu Gunsten der nordamerikanischen Colonie sich erklärte, die ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande erklärt hatten. Man begünstigte von Madrid aus in Nordamerika ein System, das man in den eigenen Besitzungen nicht im Mindesten gelten lassen wollte.

Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß die neuen Verordnungen über Handel und Schifffahrt sehr günstig für die Colonien wirkten und auch dem Mutterlande zu Gute kamen. Namentlich zog Buenos Ayres daraus erheblichen Vortheil. Nachdem es lange Zeit nicht viel mehr als ein Schleichhändlernest gewesen, erhob es sich nun zu einem der bedeutendsten Handelsplätze der neuen Welt, und man ersieht aus den amtlichen Mittheilungen, wie rasch der Verkehr sich steigerte. Insbesondere nahm die

Verschiffung eines großen Stapelproductes, der Häute, einen bedeutenden Aufschwung. Vor den neuen Verordnungen von 1778 wurden jährlich nicht über 150,000 Stück nach Spanien ausgeführt, späterhin stieg diese Ziffer auf 700 bis 800,000, und 1783, nach dem Frieden mit England, wurden 1,400,000 Stück Häute nach Europa verschifft. Mit der vermehrten Nachfrage stiegen auch die Preise dieser Waare, und wenn früher zwei Schiffe zum Export der Häute genügend waren, so reichten jetzt kaum siebenzig oder achtzig aus.

Es hatte den Anschein, als ob die Bewohner der La Plataprovinzen ganz und gar mit den Interessen des Verkehrs beschäftigt waren. Während ganz Europa in Folge der französischen Staatsumwälzung fieberhaft aufgerüttelt war, verhielten die spanischen Amerikaner sich ruhig. Gewiß versäumten die Behörden nichts, um die Provinzen über die Vorgänge in der alten Welt möglichst in Unkunde zu halten und der Verbreitung revolutionairer Ansichten entgegenzuwirken. Es bleibt aber doch immerhin eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß bei so vielen wohlbegründeten Anlässen zu Beschwerden die Colonien noch sich lange ruhig verhielten.

Bevor wir die Ereignisse schildern, welche am Ende zu einer Unabhängigkeitserklärung der La Plataprovinzen führten, wollen wir darstellen, wie allmälig das innere Land, namentlich nach Süden und Westen hin erforscht wurde. Wir haben gesehen, daß die Eroberer sich zumeist nach Norden und Nordwesten wandten, daß lange Zeit Asuncion in Paraguay ihre Hauptniederlassung war und daß sie vorzugsweise die Verbindung mit Perú im Auge behielten. Auch als Buenos Ayres schon ein bedeutender Platz war, dachte man nicht daran, die Besitzungen nach Süden hin zu erweitern, und man lernte diese von wilden Indianern durchschwärmten Regionen erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts näher kennen.

Drittes Buch.

Entdeckungsreisen der Spanier im Süden und Norden.

Sechstes Kapitel.

Des Jesuiten Falkner Werk über Patagonien. — Villarino befährt den Rio Negro bis an den Fuß der Cordillere. — Sein freundlicher und feindlicher Verkehr mit den Indianern. — Piedra, Statthalter von El Carmen, wird von den Wilden erschlagen. — Die Fischereien an der Küste.

So lange Buenos Ayres unter spanischer Herrschaft stand, hatten seine Bewohner mehr Weideland als sie bedurften in der jenseit des Stromes liegenden Banda Oriental. Dasselbe war vor Einfällen der Indianer sicher und eignete sich vortrefflich zur Viehzucht. Sie fanden deshalb keine Veranlassung, ihre Ansiedlungen nach Süden hin bis über den Salado auszudehnen, und so blieb Alles, was am rechten Ufer des Flusses lag, im Besitze der Indianer. Man wußte überhaupt wenig von jenem Lande, bevor der Jesuit Falkner 1774 sein Buch über Patagonien in England veröffentlichte. *)

Dieses Werk veranlaßte die spanische Regierung, die patagonische Küste genauer untersuchen zu lassen und dort Ansiedelungen zu gründen. Falkner war ein Engländer, der schon in früher Jugend große Neigung zeigte, weite Reisen zu unternehmen; er studirte Medicin, ging als Arzt an Bord eines nach Cadiz bestimmten Fahrzeuges, fuhr mit einem für den Sclavenhandel ausgerüsteten Asientoschiffe nach Buenos Ayres und trat dort in den Orden der Jesuiten. Als Missionair unter den India-

---

*) Beschreibung von Patagonien und den angrenzenden Theilen von Südamerika. Aus dem Englischen des Herrn Thomas Falkner. Nebst einer Charte der südlichen Theile von Amerika. Gotha 1775.

nern bethätigte er einen lebendigen Eifer, blieb vierzig Jahre unter den Wilden und würde unter ihnen sein Leben beschlossen haben, wenn die spanische Regierung seinen Orden nicht aus Amerika vertrieben hätte. Nach seiner Heimkehr schrieb er das erwähnte Buch, das bis auf den heutigen Tag eine der zuverlässigsten Quellen über die Sitten und Gebräuche der Patagonier bildet.

Falkner bemühte sich insbesondere nachzuweisen, welche Nachtheile gerade in jenen Gegenden eine feindliche Flotte den Spaniern zufügen könne. Darüber wurde man in Madrid besorgt und die Regierung befahl dem Vicekönig von Buenos Ayres, an der Küste neue Ansiedelungen zu gründen, durch welche des Königs von Spanien Rechte gewahrt würden. Man müsse den Engländern zuvorkommen, welche darnach strebten, die werthvollen Fischereien an der südlichen Küste sich anzueignen. Unverzüglich gingen Officiere aus Spanien nach Montevideo, von wo Don Juan de la Piedra am 15. December 1778 in See stach, nach Süden fuhr und am 7. Januar die Bahia-Sin-fondo- oder San Matias-Bucht erreichte, die gegenwärtig San Antonio-Bucht heißt; im Hintergrunde derselben liegt unter 42 Grad 31 Minuten S. Br. der schöne Hafen San José. Dort baute Piedra ein Fort, ließ einen Theil seiner Mannschaft zurück und fuhr nach dreimonatlichem Aufenthalte wieder heim, um dem Vicekönige Bericht zu erstatten. Diesem gemäß lag jener Hafen sehr bequem; man konnte von dort ohne Schwierigkeit die großen Ströme Rio Negro und Colorado näher erforschen, denn sie münden nur eine geringe Strecke weiter nördlich und konnten vom Hafen San José gegen feindliche Ueberfälle gesichert werden. An jener Küste schwärmten Walfische und Seehunde in großer Menge, und in der That hatte ein in Montevideo ausgerüsteter Walfischfahrer binnen vier Wochen etwa funfzig Fische harpunirt. Auch Salz war vorhanden, und man könne, wie der Bericht hervorhob, in Zukunft den ganzen Bedarf zum Einsalzen des Fleisches und der Häute von San José beziehen. Leider aber fehlte es in der ganzen Gegend an gutem Trinkwasser, und vom Genuß des vorhandenen Brakwassers erkrankten die Ansiedler.

Bahia Nueva, auf der andern Seite der Halbinsel, würde sich für eine Ansiedlung weit besser geeignet haben, denn dort war Gebüsch und ein Teich mit süßem Wasser, und noch viel günstiger lag eine Stelle

am Flusse Chupat, der etwa zwanzig Stunden weiter südlich in den Ocean mündet. Die Engländer haben ihn untersucht und gefunden, daß neun Stunden von der Mündung eine Oertlichkeit sich befindet, die weit und breit fruchtbaren Boden, treffliches Gras, Weidenbäume und süßes Wasser hat. Sie konnten nicht begreifen, daß den Spaniern ein für Ansiedelungen so geeigneter Punkt entgangen war. Der Name Chupat kommt nicht einmal auf ihren Charten vor; vielleicht haben sie ihn mit dem Rio Camerones verwechselt, der auf alten Landtafeln verzeichnet ist, in Wirklichkeit aber gar nicht existirt. Der Lauf des Chupat ist auch heute noch nicht näher bekannt; wahrscheinlich hat er seine Quelle am Ostabhange der Andes; an seiner Mündung findet man vulcanische Schlacken und Treibholz.

Der Vicekönig war über die schnelle Rückkehr Piedra's misvergnügt, setzte ihn ab und beauftragte zwei Brüder, Don Francisco und Antonio Viedma, das begonnene Werk weiter zu führen. Im April 1779 segelte Don Francisco von San José aus, um eine Niederlassung am Rio Negro zu gründen. Sein Bruder war zurückgeblieben; aber unter den Leuten im Fort brach der Scharbock aus und sie wurden so misvergnügt, daß er mit einem großen Theile derselben nach Montevideo zurückkehren mußte. Aber schon im Jahre 1780 finden wir ihn wieder mit Aufnahme der Südküste Patagoniens beschäftigt; er besuchte die Häfen Santa Helena, San Gregorio, die nördliche Küste der großen Bay San Jorge, Puerto Deseado (Port Desire) und San Julian. Als zu Ende des Maimonats kaltes Wetter eintrat, überwinterte er in Puerto Deseado und schickte eines seiner Fahrzeuge nebst Berichten nach Buenos Ayres. Unter allen von ihm besuchten Punkten erschien San Julian als der bei weitem am zweckmäßigsten gelegene. An allen anderen Stellen hatte die Küste sandige, unfruchtbare Dünen (médanos) mit Steinen und Kies; dort konnten nur Guanacos und Strauße dürftige Nahrung finden; das spärlich wachsende dornige Gestrüpp war lediglich zum Verbrennen gut, Wasser ungemein spärlich und auch dann schlecht und brak. Auch war die Einfahrt zu den Häfen gefährlich und mit Schwierigkeiten verbunden; nur etwa Brigs, aber keine größeren Schiffe konnten in ihnen sicher liegen. San Julian aber bildete insofern eine Ausnahme, daß bei Fluthzeit auch die größten Schiffe einlaufen und innerhalb der Barre

vor der Mündung sicher vor Anker liegen konnten. Etwa zwei Stunden landeinwärts quillt Wasser in Menge aus grünen Hügeln, wo eine Indianerhorde ihre Zelthütten aufzuschlagen pflegte.

Hier wollte Viedma eine Niederlassung anlegen, und von Buenos Ayres, wo sein Plan gebilligt wurde, schickte man ihm Karren und Zugpferde, die ihm von großem Werthe waren, weil er vermittelst derselben eine ununterbrochene Verbindung zwischen dem Hafen und der Ansiedelung unterhalten konnte. Die Indianer leisteten gegen geringe Vergütung willige Beihilfe; sie mochten etwa 400 Köpfe zählen; andere hausten weiter südlich von Santa Cruz; im Uebrigen war diese Gegend ohne Bewohner. Jene erzählten, sie träfen auf Norden hin nicht eher auf Toldos, indianische Wohnplätze, als bis sie zu einem fünfundzwanzig Tagereisen entfernten Flusse gelangten; nach weiteren zwei Tagen kämen sie wieder an einen Fluß, und von dort nach weiteren zwanzig Tagereisen zu den Toldos der Indianer von Tucamalal, an einem Flusse den Villarino nachher Encarnacion genannt hat; er fällt in den Rio Negro. Nach ihrer Rechnung hatten sie also dorthin, von San Julian ab, funfzig Tagereisen, jede zu etwa vier spanischen Meilen, (Leguas) gerechnet. Sie unternahmen manchmal Ausflüge nach Norden, um von den dort umherziehenden Stämmen Pferde gegen Guanacohäute einzutauschen. Sie fingen die Guanacos mit Wurfschlingen und Wurfkugeln, und versorgten die Ansiedler mit frischem Fleisch. Der Beistand dieser Indianer war den Spaniern von großem Nutzen besonders während der Winterzeit; die Monate Juni, Juli und August waren sehr kalt. Schnee fiel reichlich, und von den an ein solches Klima nicht gewöhnten Leuten erkrankten viele; manche starben sogar. Viedma selbst war bettlägerig, und erst bei wärmerem Wetter konnte man wieder an die Arbeit gehen.

Den nächsten Winter durchlebten sie ganz erträglich, die ausgestreuten Sämereien gediehen, und im Februar konnten sie eine ziemlich ergiebige Getreideernte halten. Aber es fehlte gänzlich an Bauholz, und um sich dergleichen zu verschaffen, unternahm Viedma einen Ausflug ins Innere. Die Indianer hatten ihm gesagt, er werde Holz in Menge in den Quellgegenden des Santa Cruz finden, der aus einem großen See am Fuß der Cordillere hervorströme. Sie erboten sich, ihn dahin zu führen. Also verließ

er San Julian im Anfange Novembers 1782 mit einigen seiner Leute und einer Partie Indianer sammt ihren Kaziken. Er zog über Hügel und Thal bis er nach etwa fünfundzwanzig Leguas den Rio Chico, den kleinen Fluß, erreichte, welcher nach Aussage seiner Begleiter in den Hafen von Santa Cruz mündet. Die Furth war gangbar, das Wasser reichte den Pferden blos bis an den Bauch, und die Breite betrug nur funfzig Schritt; doch ließ sich an den steilen und ausgespülten Uferhöhen abnehmen, daß in der Regenzeit der Strom viel beträchtlicher ist. Den Indianern zufolge bildet er den Abfluß eines weit nach Nordwesten hin gelegenen Sees, in welchem das von der Codillere herabkommende Schneewasser sich sammelt. Bis dahin hatte Viedma Weide für die Pferde, Wasser, und Gestrüpp zum Verbrennen gefunden, aber auf der andern Seite des Chico wurde das Land felsig und unfruchtbar; vierzehn Leguas jenseit desselben kam man wieder an ein weit größeres Wasser, den Chalia oder Fischfluß, welcher den Indianern zufolge gleichfalls aus einem Bergsee abfließt; dieser letztere sagten sie, liege zwischen den Quellen des Rio Chico und jenen des großen Santa Cruzflusses, mit welchem er weiterhin sich vereinige. Er war an der Stelle wo die Spanier ihn erreichten nicht zu durchwaten, sie mußten daher acht Leguas weiter oberhalb einen praktikabeln Uebergang suchen. Der Weg führte durch eine rauhe mit Steinen bedeckte Einöde, viele Pferde wurden lahm, und auf dieser Strecke war überall wo irgend Pflanzen gedeihen konnten, Alles von Heuschrecken abgefressen worden. Den Uebergangspunkt nannten die Indianer Quesanexes, nach einem wie es scheint basaltartigen Felsen, der sich wie ein Thurm über die steilabfallenden Uferklippen erhebt.

Aus den Berichten welche Capitain Fitz Roy, im siebenten Bande des Journals der Londoner geographischen Gesellschaft, über die Untersuchung des Santa Cruz mitgetheilt hat, scheint hervorzugehen, daß der Chalia derselbe Fluß ist welcher aus der Basaltschlucht her dem Santa Cruz zuströmt. Nachdem Viedma weitere acht Leguas zurückgelegt hatte, kam er an den großen See am Fuße der Cordillere, welchen die Indianer als die Quelle des Santa Cruz bezeichnet hatten. Er schildert ihn als ein beträchtliches Wasserbecken, das in einer amphitheatralisch eingeschlossenen Einbuchtung des Gebirges liegt. Von den Abhängen fielen manche Bäche in den See, namentlich vom Nordwesten her. Die Spanier verfolg-

ten ihn in dieser Richtung zwölf Leguas weit bis ans Ende; seine ganze Länge schätzten sie auf vierzehn, seine Breite auf vier bis fünf Leguas. Einige dunkele Flecken welche sich vom Schnee abhoben, deuteten an wo Bäume standen; aber Viedma fand nicht was er erwartet hatte, denn sie glichen den wilden Kirschbäumen, hatten orangegelbe unschmackhafte Früchte ohne Stein, und das Holz war so krumm und knotig daß es nur zum Verbrennen taugte. Vielleicht waren die Bäume Holzäpfel (manzano silvestre); daß dergleichen weiter nördlich in derselben Gebirgskette vorkommen, ist ausgemacht. Oder war es die immergrüne patagonische Buche auf welcher nach Fitz Roy's Beschreibung gelbe Schwämme wachsen, die von den Feuerländern gegessen werden?

Vom obern Ende des Sees hatte Viedma einen Blick auf die Cordillère, den er in folgender Weise beschreibt: — Nach Norden hin glich sie einem ausgedehnten, von Ost nach Westen streichenden Tafellande, dagegen zeigten sich nach Süden hin viele steilabfallende Spitzberge, die zum Theil mit Schnee bedeckt waren. Der Aussage der Indianer zufolge ist auf eine weite Strecke weder nach Norden noch nach Süden hin ein Uebergang über die Hauptketten möglich. Alle stimmten darin überein, daß aus dem südwestlichen Winkel des Sees ein großer Strom abfließe, den sie für den Santa Cruz hielten. Fitz Roy ist 1833 mit drei Walfischbooten denselben zweihundertfünfundvierzig englische Meilen aufwärts gefahren; er fand ihn überall als einen ansehnlichen Fluß, der nirgend zu durchwaten ist. Der Engländer wird ziemlich bis in die Nähe des großen Sees gelangt sein; er mußte umkehren weil ihm die Lebensmittel ausgingen. Viedma wurde an genauerer Untersuchung der Gegend verhindert, weil die Gebirgsströme anschwellten und die Indianer zur Rückkehr drängten, indem sie später außer Stande sein würden die Flüsse zu durchwaten. Und sie hatten nicht unrecht; denn als man auf der Heimreise an den Chico kam, war derselbe zu einem breiten und reißenden Strom angewachsen, durch den man nur mit großer Mühe und Gefahr setzen konnte. Am 3. December, nach einmonatlicher Abwesenheit, kam Viedma in San Julian an; die Indianer hatten ihm allezeit treulich beigestanden. Dieser Stamm hatte nie zuvor Spanier gesehen. Die Leute waren von kräftigem Körperbau, durchschnittlich über sechs Fuß hoch, sehr gedrungen und fleischig; das breite Gesicht hatte einen gutmüthigen Ausdruck, und die Hautfarbe war von

Natur nicht sehr dunkel, wohl aber von Sonne Wind und Wetter tief gebräunt. Sie trugen lange, aus Fellen bereitete Ueberwürfe, die bis auf die Hacken hinabreichten, und diese Tracht ließ sie größer erscheinen als sie wirklich sind. In ihrer Lebensweise gleichen sie anderen Pampasstämmen. Die Männer beschäftigen sich mit der Jagd, besonders auf Guanacos, um Felle und Fleisch zu gewinnen; die übrigen Geschäfte werden von der Weibern besorgt.

Im April 1783, bald nach jenem Ausflug, schien die kleine Ansiedelung sicher begründet, und Don Antonio begab sich aus Rücksicht für seine Gesundheit nach Buenos Ayres. Dort erfuhr er daß alle seine Bemühungen vergebens gewesen waren, denn der Statthalter hatte beschlossen die patagonischen Niederlassungen wieder aufzugeben. Sie waren zu kostspielig, weil aller Bedarf vom La Plata dahin geschickt werden mußte; die Ansiedler selbst waren misvergnügt, weil sie, daheim an Müssiggang gewöhnt, scharf arbeiten mußten. Dazu kam allerdings das ihnen rauh erscheinende Klima, und daß sie in Folge des schlecht eingesalzenen Fleisches welches ihr Hauptnahrungsmittel bildete, stark am Scharbock litten. Nachdem binnen drei oder vier Jahren etwa eine Million Piaster auf jene Ansiedelungen verwandt worden war, gab man sie alle auf mit Ausnahme jener am Rio Negro. Bei San Jose, Puerto Deseado und San Julian pflanzte man Signale auf, um darzuthun daß Spanien sie in Besitz genommen habe. Die Engländer hatten am Port Egmont ein Gleiches gethan. Schon 1670 hatte Sir John Narborough sechs Monate im Hafen San Julian verweilt, und dann vom Port Desire in aller Form für seinen König Karl II. Besitz genommen. Auch Anson war 1741 an beiden Stellen gewesen.

Vergeblich machte Viedma geltend, daß jede neue Ansiedelung im Anfange mit Schwierigkeiten zu kämpfen habe, das Schlimmste aber bereits überstanden sei; er wies nach daß die Niederlassungen demnächst auf eigenen Füßen stehen könnten und der Unterstützung von Buenos Ayres ferner nicht bedürftig seien; dazu komme daß die Fischereien dem Mutterlande und den Ländern am La Plata großen Gewinn versprächen; aber alle diese Gründe blieben unbeachtet. Die spanische Regierung hielt es, in ihrer argwöhnischen Politik, für angemessen, Viedma's Berichte nicht zu veröffentlichen, obwohl sie geeignet gewesen wären, jede fremde

Macht an einem Unternehmen gegen ein ödes, dürres Land abzuschrecken. Ohnehin hat die Küste für die Schifffahrt manche Gefahren, und eine Region die nur für wilde Thiere geschaffen ist, kann keinerlei Anziehungskraft ausüben.

Aus der Fischerei hätten allerdings die Bewohner von Montevideo und Buenos Ayres großen Nutzen gewinnen können, denn sie waren am nächsten zur Hand. Aber es fehlte ihnen an allem und jedem Unternehmungsgeist, und sie ließen den europäischen und nordamerikanischen Seeleuten freies Spiel. Nicht minder vernachlässigten sie die Einfuhr von Salz, obwohl es seit Viedma's Reise bekannt war, daß dergleichen in jeder beliebigen Menge bei San Jose, Puerto Deseado und San Julian zu haben war. Der Dechant Funes, Geschichtschreiber von Buenos Ayres, äußert sich scharf und unwillig über die Trägheit seiner Landsleute; sucht sie aber mit Berufung auf einen Ausspruch Alexanders v. Humboldt einigermaßen zu entschuldigen. „Wer zweifelt daran, daß die südamerikanischen Spanier diese Fischereien mit unendlich weniger Geldaufwand als die Engländer oder Nordamerikaner hätten betreiben können? Allen Berichten zufolge sind an den Küsten Patagoniens und am Cap Horn Walfische in großer Menge selbst in den Häfen vorhanden. Aber die Spanier vernachlässigten den Fischfang nicht der Kosten halber, und auch an Arbeitern fehlte es nicht. Das Versäumniß hat seinen Grund in der Trägheit des Volkes und in der Nachlässigkeit der Regierung. Wie hätte man auch Leute für die Anstrengung erfordernde Seefischerei unter Menschen finden sollen, denen ein Stück Rindfleisch über alle Lebensbequemlichkeiten geht?" Und Humboldt äußert: „Die Aussicht auf Gewinn ist nur ein sehr schwaches Reizmittel in einem Klima, wo die gütige Natur dem Menschen tausend Mittel und Wege an die Hand gab, sich ein behagliches Dasein zu verschaffen, ohne daß er nöthig hätte sein Geburtsland zu verlassen, um mit den Ungeheuern der Tiefe einen Kampf zu bestehen." Die Bemerkungen des Dechanten paßten aber auch auf die Spanier in Europa. Der König hatte einer Compagnie, 1790, außerordentliche Privilegien ertheilt, um sie zur Ausbeutung jener Fischereien aufzumuntern. Humboldt sagt: Die Verluste welche diese Compagnie fortwährend bis zu ihrer Auflösung erlitt, berechtigen uns zu der Annahme, daß Unternehmungen, bei welchen es auf Umsicht, Sparsamkeit und Thätigkeit ankommt,

sich nicht für ein Volk eignen das unbestreitbar in Kenntnissen zurückgeblieben, und außerdem der Trägheit ergeben ist."

Während Don Antonio Viedma die Niederlassung San Julian gründete, war sein Bruder Don Francisco gleichfalls thätig um die Niederlassung am Rio Negro, die einzige, welche fortbestehen sollte, emporzubringen. Sie hatte allerdings vor den übrigen Manches voraus, lag vom Sitze der Regierung bei Weitem nicht so entfernt als San Julian, und konnte nöthigenfalls zu Land und Wasser von Buenos Ayres her Unterstützung erhalten. Dieser letztere Umstand war geeignet den Widerwillen derer zu beseitigen, welche nach der Colonie nicht übersiedeln wollten, weil sie dieselbe außer aller Verbindung mit der übrigen Welt glaubten. Zudem bot der Fluß eine Schutzwehr gegen die Indianer, an seinen Ufern lagen fruchtbare Strecken, und Mangel an frischem Wasser konnte nie eintreten. Die Mündung des Rio Negro hatte Falkner als einen der Punkte bezeichnet, von welchem aus man die Spanier im innern Lande und in Chile angreifen könne. Diese Ansicht stützte er auf Mittheilungen, welche die Indianer ihm gemacht hatten; ihnen zufolge könne man den Strom bis an den Fuß der Cordillere, ja bis Mendoza hinauf befahren.

Nachdem die Ansiedelung gegründet war, kam es darauf an, den Lauf des Rio Negro bis zu seinen Quellen zu erforschen. Den Befehl über die zu diesem Zweck ausgerüstete Expedition erhielt Don Basilio Villarino, früher Oberpilot auf der spanischen Kriegsflotte. Er war 1778 mit Piedra an den La Plata gekommen und seitdem bei Untersuchung der Küste sehr thätig gewesen, namentlich bei Aufnahme der Buchten Anegada und Todos Santos, der Barre vor der Mündung des Rio Negro, der Häfen San Antonio, San José und des weiter südlich gelegenen Puerto nuovo. Auch war er den Colorado sieben Leguas weit hinangefahren. Er war der rechte Mann für das Unternehmen, dessen Ausrüstung sehr sorgfältig betrieben wurde. Vier große Schaluppen, eine Anzahl von Arbeitern und Zugpferden, welche die Fahrzeuge stroman ziehen sollten, waren ihm zur Verfügung gestellt, und am 28. September 1782 brach Villarino von El Carmen am untern Rio Negro auf. Seine Expedition währte bis zum 25. Mai 1783, also volle acht

Monate, und lieferte den Beweis, daß jener große Strom bis an den Fuß der Andes befahren werden kann.

Die Schaluppen waren zu groß und stark, und konnten auch bei günstigem Winde nur langsam gegen die reißende Strömung ansegeln; man mußte sie am Tau schleppen und brauchte daher für die siebenzig Meilen lange Flußstrecke von El Carmen bis Choélechel einen vollen Monat. Diese Insel *), deren östliches Ende in etwa 39 Grad S. Br. liegt, bildete damals, wie es scheint, eine zusammenhängende Masse; gegenwärtig ist sie durch Stromrinnen in zwei oder drei Eilande gesondert. Sie ist in Hinblick der Einfälle, welche die Aucaces-Indianer in die Provinz Buenos Ayres unternehmen, von großer Bedeutung. Denn auf ihren Zügen von der Cordillere herab verlassen sie hier den Lauf des Rio Negro, reiten dann gerade aus bis zum Colorado, und weiter nach den Gebirgsketten Ventana und Volcan (Vuulcan). Dort schlagen sie ihre Zelte auf, gönnen ihren Pferden Ruhe, und warten günstige Gelegenheiten ab, um die Pampas zu durchstreifen und von den unvertheidigten Estancias an der Grenze Vieh zu rauben.

Diese Indianer haben auf ihren Zügen Frauen, Kinder und Vieh bei sich, und verstehen weder Flöße noch Nachen zu verfertigen, auf welchen sie über die Flüsse setzen könnten. Sie sind daher gezwungen solche Stellen aufzusuchen, an welchen man das Wasser durchwaten kann; auch liegt es in der Beschaffenheit der Dinge, daß sie nur solche Strecken durchwandern, wo sie täglich Wasser und Weide für ihr Vieh antreffen. Nun liegt die einzige Furth, welche die Aucaces auf ihren Zügen von der Cordillere herab antreffen, um über den großen Fluß Neuquen zu setzen, gerade oberhalb der Mündung desselben in den Rio Negro, und sie müssen dann dem Laufe desselben entlang reiten bis zur Insel Choelechel, weil die Gegend im Norden desselben weder Weide noch Wasser darbietet. Man sieht, daß der Indianer in Patagonien ebenso wohl an Wüstenpfade gebunden ist, wie der Araber oder Tuarek in der Sahara, und begreift somit leicht, von welcher Bedeutung ein Militairposten an

*) Woodbine Parish und nach ihm Petermanns Charte, welche dem englischen Texte wie der spanischen Bearbeitung beigegeben ist, schreiben unrichtig Choleechel; Maeso schreibt Choélechel. A.

jener Stelle ist. Villarino forderte seine Vorgesetzten dringend auf, dort eine kleine Feste zu bauen. Erst funfzig Jahre später, 1832, als General Rosas ein Fort anlegte, ist der Plan zur Ausführung gelangt.

In jener Gegend trafen die Spanier mit einer Indianerhorde zusammen, mit welcher sie in gutes Einvernehmen zu kommen suchten. Villarino gab ihnen Branntwein und Tabak, sie steigerten aber bald ihre Forderungen in unverschämter Weise, und wurden in hohem Grade lästig, als man ihnen nicht Alles gab, was sie verlangten. Auch erregte es ihren Verdacht, daß die Spanier bis in jene Gegend vordrangen, und sie vermutheten ganz richtig, daß es sich um eine dauernde Niederlassung handle. Ein Ausreißer, der bei ihnen eine Zuflucht fand, bestärkte sie in ihrem Argwohn. Bald gaben sie deutliche Beweise, daß sie der Expedition alle möglichen Hindernisse in den Weg legen wollten. Einen offenen Angriff wagten sie allerdings nicht, aber sie ritten voraus, zerstörten die Weiden am Ufer, und verübten ohne Unterbrechung eine Menge kleiner Feindseligkeiten, durch welche die Spanier in Athem gehalten und zu fortwährender Wachsamkeit gezwungen wurden. Villarino hielt es, bevor er weiter drang, für angemessen, von El Carmen aus neue Verhaltungsbefehle zu erbitten, und sich Vorräthe nachsenden zu lassen, die ihn für die Folgezeit unabhängiger von Land und Leuten machen konnten. Als er bei Choélechel über den Rio Negro setzte, fiel ihm eine kleine grasreiche Halbinsel auf, die sich leicht in vertheidigungsfähigen Stand setzen ließ. Dorthin kehrte er zurück, um Verstärkung aus El Carmen abzuwarten, pfählte die Halbinsel ab, brachte kleine Kanonen aus den Schiffen ans Land, und richtete solchergestalt eine kleine Festung her, die ihn vor jedem Ueberfall sicherte. Doch ließen die Indianer sich von nun an nicht mehr blicken. Sechs Wochen verstrichen, bevor Antwort aus El Carmen eintraf; endlich kam sie, und Viedma gab Befehl die Reise fortzusetzen. Inzwischen war jedoch das Wasser im Strome gefallen, und dadurch die Schwierigkeit des Weiterkommens beträchtlich vermehrt. Am allerschlimmsten war es aber, daß Villarino in bündigster Weise Befehl erhalten hatte, sämmtliche Pferde und Peons nach El Carmen zurück zu schicken, weil dadurch, wie er meinte, aller fernere Anlaß zu Streitigkeiten mit den Indianern entfernt würde. Gegenvorstellungen waren nicht zu

machen, und Villarino mußte gehorchen, obwohl er begriff wie sehr dadurch ein weiteres Vordringen erschwert wurde.

Unter so schwierigen Umständen brach er am 20. December wieder auf. Bei den vielen Krümmungen, welche der Strom hat, nützten die Segel nichts, deshalb mußten Menschen sich an die Taue spannen und die Fahrzeuge bei reißender Strömung flußauf ziehen. Die ohnehin sehr anstrengende Arbeit wurde wegen der vielen Inseln, welche oberhalb Choélechel im Rio Negro liegen, noch ungemein erschwert, und nach wenigen Tagen waren die Leute auf das Aeußerste abgemattet. In anderthalb Wochen legten die Schiffe nur vierundzwanzig Leguas zurück. Unter diesen Umständen war Villarino hocherfreut, daß er mit Indianern zusammentraf, welche ihm einige Pferde käuflich abließen. Diese Horde zog gleichfalls nach Westen, und gab über die Gegenden am obern Rio Negro sehr erfreuliche Auskunft; es ging daraus hervor, daß derselbe bis an den Fuß der Gebirge zu befahren sei, und daß von den Endpunkten der Schiffahrt eine Verbindung mit dem jenseit der Cordillere in Chile liegenden Valdivia sich leicht ermöglichen lasse. Jene Indianer waren auf der Rückreise zu ihren gewöhnlichen Lagerplätzen am Ostabhang der Cordillere, und versprachen den Spaniern den Weg über das Gebirge zu zeigen, sobald sie in ihrem Lande angekommen seien, das am Huechum lauquen liege, demselben See an der Grenze, dessen schon Falkner erwähnt. Von da bis Valdivia in Chile habe man nur noch drei Tagereisen. Mit den Bewohnern jener Stadt schienen sie in Verbindung zu stehen; die Chilenen kauften den Indianern das Vieh ab, welches die letzteren von den Pampas wegtrieben. Mit Recht klagen Parish und Maeso über das Verfahren der Spanier in Chile, und der arge Unfug hat bis in die neueste Zeit fortgedauert. Die Argentiner haben sich oftmals auch bei der chilenischen Regierung darüber beschwert, daß sie wenigstens mittelbar die Raubzüge der Indianer aufmuntere. Sie weiß, daß das Vieh, welches dieselben in Chile zum Verkauf ausbieten, in den La Plata-Staaten geraubt worden ist; sie hat aber bisher nichts gethan, um der Beeinträchtigung, welche die Argentiner erleiden, zu steuern. Dadurch stachelt sie die Wilden zum Raub auf; die Chilenen schließen sogar Contracte über demnächstigen Ertrag eines Zuges ab! Ohne derartige Begünstigungen würden die Indianer wenigstens kein

Hornvieh mehr stehlen, weil sie dafür keine Abnehmer fänden; sie würden sich nur noch darauf beschränken, Stuten zu rauben. Die Indianer, mit welchen Villarino zusammentraf, lieferten den Beweis, wie vortheilhaft es für sie war, daß sie in Chile Absatzmärkte auf Kosten von Buenos Ayres fanden. Sie zählten etwa dreihundert Köpfe, und hatten unter Anführung ihrer Kaziken vor etwa einem Jahre ihr Land verlassen, um für die Valdivianer Vieh zu rauben. Nun waren sie auf dem Rückwege, trieben 800 Stück Hornvieh vor sich her, das sie zusammengeraubt hatten, denn jedes einzelne Thier war mit Brandzeichen von irgend einer Estancia in Buenos Ayres gemärkt.

Diese Indianer waren bei weitem nicht so zurückhaltend und mistrauisch als jene, mit welchen Villarino früher zusammengetroffen war. So lange man ihnen zu essen und trinken gab, zogen sie in guter Laune neben den Booten her, waren nach besten Kräften behülflich und gaben allerlei nützliche Auskunft. Als sich aber nach Verlauf von etwa vierzehn Tagen ergab, daß man den Kaziken und ihren Frauen nicht immerfort so viel Branntwein geben mochte, wie sie verlangten, um sich tagtäglich betrinken zu können, schlugen sie einen andern Ton an, und faßten sogar den Plan, die Bemannung der Schiffe unter dem Vorwande eines Schmauses, den sie veranstalteten, ans Land zu locken und zu ermorden. Als der Verrath entdeckt wurde, sprengten sie fort, nahmen aber zwei Mann mit, welche sich durch die Weiber hatten verlocken lassen. Villarino bemerkt, daß listige Verschlagenheit und Verrätherei ein charakteristischer Zug aller dieser Indianer sei; sie sind von Hause aus Diebe; rauben und plündern ist ihr Lebensberuf, und jedes Mittel erscheint ihnen recht, wenn sie nur ihren Zweck erreichen. Wohlwollende Behandlung ist rein weggeworfen, sie sind nur im Zaume zu halten, wenn man ihnen Furcht einflößt.

Nach einer Fahrt von dreißig Tagen erreichte Villarino die Mündung des Rio Neuquen, den die Indianer auch Sanquel Leubú nennen, weil an seinen Ufern hohe Binsen oder Rohrstämme wachsen. Die Spanier hielten ihn mit Unrecht für den Diamante, und als solchen trug Villareal ihn in seine Charte ein. Er war der Meinung, daß er nach einer Fahrt von nur fünfundzwanzig Tagen auf diesem Strome bis in die Provinz Mendoza gelangt sein würde. Es hat sich später herausgestellt, daß der an der oben erwähnten Stelle einmündende

Strom der Neuquen ist. Er entspringt nordöstlich von Antuco, und empfängt viele Zuflüsse von der Cordillere. Man hat Villarino getadelt, daß er nicht den Neuquen befahren und sich darauf beschränkt hat, in einem kleinen Nachen ein paar Meilen stroman zu rudern, bis zu der Stelle, wo die Indianer hinübersetzen. Allerdings war das Wasser so tief, daß die Boote auf keine Schwierigkeiten getroffen wären, und die Fluthmarken an den Ufern bewiesen deutlich, daß zu gewissen Jahreszeiten noch weit größere Schiffe diesen Fluß ohne Hinderniß befahren können. Es lag jedoch der Expedition vor Allem daran die Cordillere zu erreichen, bevor tiefer Schnee im Gebirge einen Uebergang nach Valdivia unmöglich machte. Aber er hatte von nun an weit größere Schwierigkeiten zu überwinden als seither; die Pferde waren nämlich unbrauchbar geworden, und die Boote mußten abermals durch Menschen stromauf gezogen werden. Etwa eine Legua oberhalb der Mündung befand Villarino sich unter 38 Grad 44 Minuten S. Br. Von dort ab bog der Rio Negro nach Südwesten, weil eine Hügelkette von Norden her sich ins Land hinein verlängert, die weiter oben auch den Lauf des Rio Neuquen bestimmt. Der Rio Negro hat durch jene Hügel einen Durchgang gefunden; sein Ufer ist zu beiden Seiten von steilen Felswänden eingeschlossen, die eine Höhe bis zu sechshundert Fuß erreichen, und die Strömung ist so reißend, daß man nur unter unsäglichen Anstrengungen eine Schaluppe nach der anderen vorwärts bringen konnte. Dazu kam, daß an manchen Stellen das Wasser ungemein seicht war, und dort mußten die Spanier mit Hacke und Spaten ein Fahrwasser ausgraben, und die Fahrzeuge ausladen, um nur weiter zu kommen. In Folge solcher Anstrengungen erkrankten viele Leute, die ohnehin kein andere Speise hatten als gesalzenes oder getrocknetes Rindfleisch. Ihre Beine waren geschwollen, der ganze Körper war mit Stichen bedeckt, denn die Moskitos schwärmten in dichten Wolken auf sie hinab. Dann brach der Scharbock aus und viele erkrankten schwer, bis man zum Glück einige Apfelbäume antraf, deren Früchte den Siechen Linderung brachten.

Jetzt hatte man auch den schneebedeckten Gipfel und die ganze Cordillere in Sicht, und die Hoffnung, binnen Kurzem in Valdivia von allen Mühseligkeiten auszuruhen zu können, erfüllte die Spanier mit frischem Muthe. Sie hatten zwei volle Monate gebraucht, um die

41 Leguas weite Strecke von Neuquen aufwärts bis an den Fuß der großen Cordillere zurückzulegen. Dort befanden sie sich am 25. März bei einer Insel, die etwa dreiviertel Stunden Weges lang ist. Hier theilte sich der Hauptstrom in zwei Arme, welche aus verschiedenen Himmelsgegenden herkamen, der eine aus Norden, der andere aus Süden. Kurz vorher hatten Beobachtungen die Breite von 40 Grad 2 Minuten S. Br. ergeben; sie wußten also, daß sie sich bereits südlich von Valdivia befanden. Villarino begriff daher, welchen Arm er hinanfahren mußte, gewährte aber seinen Leuten vorher einige Rasttage, die er seinerseits benutzte, um in seinem kleinen Boote den südlichen Arm zu untersuchen. Er fand, daß derselbe ein ziemlich beträchtlicher Fluß war, der an seiner Mündung bei niedrigstem Wasserstand eine Breite von zweihundert Schritten und fünf Fuß Tiefe hatte; er kam aus Südsüdwest und floß mit großer Schnelligkeit in einem tief ausgehöhlten Bett über große abgerundete Steine; das Land war, so weit das Auge reichte, eine mit Kieseln überstreute Einöde. Etwas weiter stromauf fanden die Spanier das Grab eines Kaziken, auf welchem nach landesüblichem Brauch zwei ausgestopfte Pferde auf Stangen emporragten; an den Ufern lagen große Baumstämme, meist Cedern und Fichten, welche die Strömung herabgetrieben hatte. Dergleichen Stämme werden auf der anderen Seite der Cordillere und von Chiloë in großer Menge nach dem nördlichen Chile und nach Perú verschifft; Villarino erfuhr von den Indianern, daß weiter stromauf dichte, aus jenen Baumarten bestehende Wälder lägen. Wenn man sich die Mühe nähme, dieses werthvolle Holz den Strom abwärts zu flößen, so würde daraus den Ansiedlern an der Mündung ein großer Vortheil erwachsen.

Villarino bezeichnete diesen südlichen Quellfluß des Rio Negro als Rio de la Encarnacion, die Indianer nennen ihn Limé leubú oder Blutigelfluß, und diese Benennung gilt auch für den Stromlauf weiter abwärts bis zur Mündung des Neuquen; von dort ab heißt dann der Rio Negro Curi leubú oder leufú. Der Encarnacion kommt, den Aussagen der Indianer zufolge, aus dem großen See Nahuel huapi, an welchem 1704 die Jesuiten eine Mission (Reduction) gründeten. Sie wurden jedoch von den Wilden ermordet und damit war das Bekehrungswerk zu Ende; aber noch sind Spuren der Wohnungen und der Capelle vorhanden, und die Indianer nennen die Gegend, in welcher

diese Trümmer liegen, Tucamalal, sich selbst aber Huilliches oder südliche Menschen, Volk im Süden. Durch diese letzteren hatten, zu Villarino's Ueberraschung, die Pehuenches-Indianer, mit welchen er etwas später zusammentraf, bereits Nachrichten über die Niederlassung der Spanier im Hafen San Julian erhalten, ohne Zweifel durch befreundete Horden, mit welchen Viedma dort in Berührung gekommen war; wenigstens bemerkt er in seinem Tagebuche, daß sie nordwärts zogen, um Pferde einzutauschen, und erst nach vier Monaten zurückkehrten. Es mochte die Spanier billig überraschen, daß sie von diesen Indianern nach ihren Landsleuten, die dreihundert Wegstunden entfernt am Hafen San Julian wohnten, gefragt wurden. Noch mehr aber erstaunten sie, als die Indianer sich erkundigten, ob der Krieg zwischen England und Spanien noch nicht zu Ende sei. Sie hatten allerdings ein lebhaftes Interesse, darüber ins Klare zu kommen. Sie bezogen nämlich früher gewisse europäische Manufakturwaaren von den Valdivianern zu billigen Preisen; seit aber in Folge jenes Krieges die Verbindung der chilenischen Häfen mit Europa gestört oder völlig unterbrochen war, kamen dergleichen Artikel nur spärlich in die Hände der Huilliches, und mußten sehr theuer bezahlt werden. Wer hätte wohl gedacht, daß die Indianer von Araucania sich um den Krieg zwischen Großbritannien und Spanien kümmerten?

Nachdem Villarino den Encarnacion eine Strecke weit hinauf gefahren war, kehrte er um, und setzte die Reise auf dem nördlichen Arme fort, welchen die Indianer Catapuliche nennen. Man sollte übrigens, gleich den Landeseinwohnern, den Encarnacion als den Hauptarm des Rio Negro, den Catapuliche aber als dessen Hauptzufluß betrachten. Aber er war in jener Jahreszeit seicht, die Boote kamen in zwanzig Tagen nur etwa zehn Leguas vorwärts, und Villarino mußte am Ende alle Hoffnung zu weiterm Vordringen schwinden lassen. Er befand sich damals, am 17. April, auf 39 Grad 40 Minuten S. Br.; Valdivia gerade gegenüber. Der Catapuliche fließt etwa drei Stunden von der Cordillere, dem Fuße derselben entlang, und empfängt manche Bäche, welche vom Gebirge herabströmen und mehrere Abhänge und Thäler bewässern. Dort finden die Indianer gute Viehweide, und die Spanier trafen in dieser Gegend dieselbe Horde, mit welcher sie früher Streit gehabt

hatten. Aber die Wilden stellten sich als sei gar nichts vorgefallen, kamen nahe heran und bettelten um Tabak und Branntwein. Villarino hielt es für klug der vergangenen Dinge nicht zu erwähnen; er hoffte auf Beihülfe von diesen Indianern für den beabsichtigten Zuge nach Valdivia, das angeblich nur ein paar Tagereisen jenseits lag. Auch von den Pehuenches und Aucaces, araucanischen Stämmen in der Umgegend, kamen Abgeordnete, brachten Früchte und versprachen Beistand, so daß die Spanier hoffen durften, in kurzer Zeit bei ihren Landsleuten am Gestade des großen Weltmeeres einzutreffen.

Allein das Misgeschick wollte, daß gerade damals ein Streit unter den Indianern sich erhob, und Guchumpilqui, einer der angesehensten Kaziken, getödtet wurde. Seine Horde erhob sich, um die blutige That auch blutig zu rächen, und nun rief Chulilaquini, derselbe Kazike, welcher den Mord verübt, die Spanier um Schutz an. Er war schlau genug eine Geschichte von einem geheimen Bündniß zu erzählen, das von den Indianern geschlossen worden sei, um bei günstiger Gelegenheit über die Spanier herzufallen. Er habe sich geweigert demselben beizutreten, und deshalb sei er mit Guchumpilqui in Streit gerathen. Dieser letztere war derselbe Kazike, mit welchem Villarino schon früher am Rio Negro allerlei Irrungen gehabt hatte, jene Erzählung hatte also nichts Unglaubliches, und so wurde dem Mörder Schutz gewährt, dadurch aber auch ein weiteres Vordringen unmöglich gemacht. Denn von nun an waren die Spanier Partei, Feinde der Gegner ihres Schützlings Chulilaquini, und mußten eines Angriffs gewärtig sein. Es war unter diesen Umständen gar nicht mehr die Rede davon nach Valdivia zu gehen; nicht einmal ein Brief konnte dorthin befördert werden, und Villarino mußte sich zur Rückkehr anschicken.

Seit einiger Zeit hatte es stark geschneit und geregnet, der Catapuliche war um drei bis vier Fuß angewachsen, und ein schiffbarer Strom geworden. Die verbündeten Indianer halfen den Spaniern einen Vorrath von Aepfeln sammeln, die dort in großer Menge wachsen; auch schafften sie Piñones herbei, die Frucht der Araucaria, welche in Gestalt und Geschmack einige Aehnlichkeit mit der Dattel hat. Dann fuhren die Boote stromab, und so mühsam die Fahrt zu Berg gewesen war, um so bequemer steuerte man thalwärts. Auch gewährte das Land einen freund-

lichen Anblick, weil seit Eintritt der Regenzeit viele früher kahle Strecken in frischem Grün prangten.

Die Fahrt nach El Carmen ging in der kurzen Zeit von nur drei Wochen ohne irgend ein Hinderniß von statten, und nach achtmonatlicher Abwesenheit befand sich die Expedition wieder an dem Punkte, von welchem sie aufgebrochen war. Sie hatte den Beweis geliefert, daß der Rio Negro eine fahrbare Wasserstraße vom Gestade des atlantischen Meeres bis an den Fuß der Cordillere bildet, und daß von dem Punkte, wo die Schiffahrt aufhört, die Entfernung bis Valdivia am Stillen Weltmeere nur noch funfzehn oder zwanzig spanische Meilen beträgt. Ein unternehmendes Volk würde aus einem so bequemen Verbindungswege großen Vortheil gezogen haben; die Spanier aber gaben sich alle Mühe diese Entdeckung geheim zu halten, und bis zum Jahre 1833, in welchem Rosas seinen Kriegszug gegen die Indianer unternahm, ist nie wieder ein Boot auf dem Rio Negro über Choélechel hinaufgefahren.

Der Kazike Chulilaquini war neben den Booten stromab geritten, und schlug seine Toldos in der Nähe von El Carmen auf. Im Allgemeinen sahen aber die Indianer jene Niederlassung mit misgünstigen Augen an, und wurden den Spaniern sehr lästig. So lagen die Sachen als Don Juan de la Piedrá 1785 als Director (Superintendente primero) an den Rio Negro kam. Statt mit den Indianern ein gütliches Einvernehmen zu suchen, rückte er gegen sie ins Feld, erlitt aber mit seinen unzureichenden Streitkräften eine völlige Niederlage. Er selbst wurde getödtet, mehrere seiner Officiere kamen als Gefangene in die Gewalt der Indianer, wurden jedoch später ausgewechselt. Unter denselben befand sich Don Leon Ortiz de Rosas, Vater des nachherigen Gouverneurs von Buenos Ayres. Während seiner Gefangenschaft erwarb er sich das Vertrauen der Kaziken in so hohem Grade, daß es ihm gelang zwischen den Indianern und dem Vicekönig einen Frieden zu vermitteln, der lange Jahre andauerte.

Die spanische Regierung bethätigte einige Zeit lebhaftes Interesse für die Niederlassung am Rio Negro, und schickte siebenhundert Ansiedler aus Galicien dorthin. Aber El Carmen wollte nicht recht gedeihen; die Colonisten trieben Kleinhandel mit den Indianern, tauschten Häute und Felle ein, ließen aber die Küstenfischerei völlig außer Acht. Als die

Behörden zu Buenos Ayres sahen, daß alle aufgewandten Summen die Dinge nicht vorwärts brachten, überließen sie die trägen Ansiedler ihrem Schicksal. Im Jahre 1815 hatte El Carmen kaum 800 Einwohner, und war damals, als der La Plata blockirt wurde, ein Zufluchtsort für argentinische Corsaren. Gegenwärtig treibt es einen nicht unansehnlichen Küstenhandel, ist 1854 zum Freihafen erklärt worden und schickt viel Seehundsfelle, Hasen- und Zorrinofelle, auch Guanacohäute, die allesammt von Indianern aus dem Innern gebracht werden, nach Buenos Ayres. Auch liefert es Salz aus dem acht Stunden entlegenen Salinas für die Saladeros bei Buenos Ayres.

Die Küstenfischerei würde reichen Ertrag gegeben haben, wenn die Regierung von Buenos Ayres sich um dieselbe bekümmert und sie beaufsichtigt hätte. Das war aber nicht der Fall, und als die Fischer ohne Wahl Seehunde, auch Weibchen und Junge, tödteten, zogen die Thiere weiter nach Süden, wo nun die Engländer und Nordamerikaner reiche Ernten halten. Denn sie kennen ihre, wenn wir so sagen dürfen, Brutplätze (guaridas) und schlagen in der geeigneten Jahreszeit eine Menge Robben.

Der Gouverneur von El Carmen wird von der Regierung zu Buenos Ayres ernannt und in die Junta dieser Provinz senden die Bewohner, deren Zahl im Jahre 1832 etwa 2000 betrug und 1854 auf etwa 3000 gestiegen war, ein Mitglied. Ein Drittel jener Bevölkerung bestand aus Schwarzen.

Der französische Reisende Alcide d'Orbigny fand 1829 auf seinen Streifzügen im Süden des Rio Negro eine unzählige Menge von Seelöwen, insbesondere an der Ensenada de Ros, einer etwa zwei Stunden breiten, nur wenig ins Land einschneidenden Bucht, die nur achtzehn Leguas von El Carmen entfernt liegt; die Umgegend ist dürr und unfruchtbar. Schon aus der Ferne, schreibt der Naturforscher, sah ich den Leon marino, den Seelöwen, in zahlreichen Gruppen am Strande liegen. Die Männchen erkannte ich an den langen Mähnen; die Weibchen haben eine solche nicht und werden Lobo, Wolf, genannt. Jene sind viel größer als die letzteren und bewachen die ganze Schaar. Ich stieg vom Pferde, um einer Gruppe den Rückweg nach dem Meere zu verlegen; sie bestand aus mehr als sechshundert Stück und war in sechs bis acht Heerden getheilt, deren jede ein Männchen an ihrer Spitze hatte,

das als unumschränkter Gebieter über Weibchen und Junge eine hervorragende Rolle spielte. Meine Diener schlugen viele Robben todt, aber den Männchen ist mit einer Keule nicht beizukommen und ich suchte sie daher durch Flintenschüsse zu erlegen; mehrere jedoch, die ich verwundete, entrannen ins Wasser. Zuletzt gelang es mir noch, eines solchen Sultans habhaft zu werden. Dieses beidlebige Thier ist der Seelöwe, die Phoca jubata, Gmelin. Péron unterscheidet es von der Phoca-Gattung Linné's und nennt sie Otaria, wegen der äußeren Ohren, welche die eigentlichen Phoken nicht haben. Er unterscheidet sich wesentlich vom See-Elephanten, der Rüsselrobbe, Phoca leonina; er ist kleiner als dieser und hat andere Formen und Lebensweise. Das Männchen, der eigentliche „Seelöwe," den die Argentiner als Pelucon bezeichnen, wird manchmal bis zehn Fuß lang; sein Kopf gleicht dem eines Hundes, die Schnauze ist länglich, gerade und mit steifen Haaren besetzt, die Stirne rund gewölbt, und ein wenig hinter den kleinen Augen beginnt eine lange Mähne, die aus harten Haaren besteht und den Hals nur bis zu den Schultern bedeckt; der Leib ist gedrungen, läuft nach hinten sehr schmal zu; vorne bestehen die Füße aus zwei dreieckigen Floßfedern, an welchen sich Finger nicht erkennen lassen. Diese Füße eignen sich vortrefflich zum Schwimmen, aber durchaus nicht zum Gehen auf dem Lande. Auch die Hinterfüße sind große Floßfedern, aber mit fünf glatten Fingern und bilden gleichfalls mächtige Ruder für das Thier. Die Otarien können, ganz abweichend von den Rüsselphoken, diese Füße nach vorne hin bewegen und sich derselben zur Fortbewegung bedienen, sie sind aber sehr kurz und der Gang hat deshalb etwas Eigenthümliches; der Körper watschelt nämlich hin und her wie bei den Enten. Die Farbe ist braun oder röthlich-braun. Die Weibchen erreichen nur etwa zwei Drittel der Größe des Männchens, haben keine Mähne, ihr Haar ist weich, meist gelblich und ins röthlich-braune spielend; der Kopf rundlich und von jenem des Männchens so ganz verschieden, daß man gar nicht dasselbe Geschlecht vor sich zu haben glaubt, wenn man beide neben einander sieht. Das Männchen ist muthig und streitbar, das Weibchen sanft und schüchtern.

Jeder einzelne Trupp besteht aus etwa funfzig bis einhundert Thieren und hat an seiner Spitze ein Männchen, welches unbedingt über alle

Angehörige gebietet, auch kein anderes Männchen in die Nähe kommen läßt, ohne demselben Trotz zu bieten. Jeder Eindringling wird bekämpft und selbst das junge Männchen vertrieben, sobald das alte Veranlassung zur Eifersucht zu haben glaubt. Die Weibchen sind äußerst gefügig und überlassen ihre Vertheidigung dem Sultan, der manchen heftigen Strauß auszufechten hat, ehe er sich im Besitze seines Harems sicher fühlen kann. Nachdem er etwa ein Jahr alt geworden ist, fängt sein Vater an ihn mit scheelem Blicke zu betrachten und fällt auch wohl über ihn her; er mag vom Glücke sagen, wenn er diesen Ausbrüchen von Eifersucht entrinnen und sein Leben retten kann. Jedenfalls muß er seine Familie verlassen, in der Einsamkeit leben und sich mit dem Beispiel Anderer trösten, denen es eben so ergangen ist und die er aufsucht. Nach Verlauf längerer Zeit ist es dann völlig ausgewachsen und stark genug, um mit älteren Seelöwen sich messen zu können. Nun hängt Alles von seinem Muthe ab, denn als Besiegter bleibt er nach wie vor in der Einsamkeit, aber als Sieger wird er Besitzer eines Harems, hat eine Familie, ist von Weibchen umgeben, die ihm überall hin folgen, er ist König seines kleinen Staates; doch erfreut er sich nicht etwa ruhigen Besitzes, muß vielmehr seine Frauen gegen Abenteurer vertheidigen, welche sie ihm abnehmen wollen. Und nicht selten gelingt es dem Angreifenden, mit einigen Schönen zu entrinnen. Die Weibchen unterwerfen sich unbedingt jedem Sieger.

Die Seelöwen leben nicht so viel im Wasser wie die Rüsselphoke, wohnen das ganze Jahr hindurch an den felsigen Gestaden, wo sie halbe Tage lang in der Sonne liegen, um zu verdauen. Man sieht sie dort sehr dicht an einander gedrängt, fast ohne Bewegung und sie vertragen sich recht gut; das Männchen wacht über Alle, gönnt sich keine Ruhe, läßt keinen Nebenbuhler nahekommen, benachrichtigt die Heerde von jeder drohenden Gefahr. Die Zahl der Männchen ist im Vergleich zu jener der Weibchen äußerst gering und verhält sich etwa wie eins zu dreißig, weil in den hartnäckigen Kämpfen viele getödtet werden. Die See-Elephanten sind weit furchtsamer als der Seelöwe; dieser letztere ist viel beweglicher, setzt sich wohl auch auf dem Lande zur Wehr, läßt sein rauhes Gebrüll ertönen und beißt um sich. Aber er eilt dem Wasser zu, sobald er sich überzeugt, daß er seinem menschlichen Gegner nicht gewachsen ist,

er heult entsetzlich und faucht etwa wie eine ergrimmte Katze. Er schwimmt mit bewunderswürdiger Gewandtheit, taucht unter, kommt wieder empor, taucht abermals, hebt dann einen Theil seines Leibes über das Wasser empor und schaut sich um. Als Fischer sucht er seines gleichen; jedesmal wenn er taucht, holt er einen Fisch. Er hat ein weit feineres Gehör als der See-Elephant und sein Gesicht scheint nicht minder gut zu sein.

Die Weibchen werfen, im December, ein Junges oder auch wohl zwei am Lande und bringen sie ins Wasser, nachdem sie so stark geworden sind, daß sie schwimmen können. Diese kleinen Seelöwen sind niedliche Thiere, mit denen man spielen kann wie mit jungen Hunden; sie schnobern den Menschen an. Schon nach sechs Monaten sind sie groß und stark, und die jungen Weibchen scheinen mit zwölf Monaten völlig ausgewachsen zu sein; das Männchen braucht dazu reichlich noch einmal so viel Zeit. In dem Magen aller Seelöwen, die ich erlegt und zerlegt habe, fand ich Kieselsteine, von denen einige bis sechs und sieben Pfund wogen. Sie können nicht durch den Magensaft aufgelöst werden und sind ohne Zweifel nöthig zum Zerreiben der Nahrungsmittel. *) Diese Thiere lebten an der Küste Patagoniens in unzähliger Menge, bevor dort Ansiedlungen gegründet waren und Schiffe jene Gestade besuchten. Seit 1821 kamen aber Nordamerikaner, welche die Jagd auf den See-Elephanten nicht mehr ergiebig genug fanden, und richteten unter den Seelöwen große Verheerungen an. Ein einziges Fahrzeug lud am Rio Negro, nach zweimonatlichem Aufenthalte, zwischen 15,000 und 20,000 Felle. Auch die patagonischen Gauchos betreiben den Robbenschlag, der keine großen Anstrengungen erfordert. Weibchen und Junge erlegt man mit einem einzigen derben Schlage, den man ihnen auf den Kopf versetzt, die Männchen tödtet man mit Lanzenstichen. Trotz der großen Verwüstung, welche schon vor 1829 unter diesen Thieren angerichtet worden war, zählte d'Orbigny doch an der Ensenada de Ros mindestens sechstausend Seelöwen, und an der Ensenada de los Lorros oder Papa-

---

*) Dasselbe ist der Fall bei den Rüsselrobben. Georg Forster fand in einer derselben nicht weniger als zwölf Steine, jeden so dick wie zwei Fäuste.

gayenbucht eben so viele. Er bemerkt, daß er an den patagonischen Küsten auch viele Condore sah, und bestätigt somit eine Beobachtung, die schon Capitain Byron 1764 gemacht hatte. Frühmorgens verläßt dieser gewaltige Vogel die Steilklippen an der Küste, schwingt sich mit majestätischem Fluge hoch in die Luft und späht umher, ob das Meer irgend ein Thier an den Strand geworfen hat. Sobald er eine Beute erspäht hat, kreis't er abwärts, setzt sich auf die Beute und zerreißt sie mit seinem scharfen Schnabel. Nach der Atzung setzt er sich auf einen vorspringenden Felsen, zieht den Kopf zwischen die Schultern und sieht dann sehr dumm aus.

Siebentes Kapitel.

Malaspinas wissenschaftliche Reisen 1789. — Espinosa's und Bauza's Aufnahme; Souillac; Azara. — Reise des Don Luis de Santa Cruz von Antuco durch die südlichen Pampas. — Seine Schilderung der Pehuenches-Indianer. — Kaziken in Buenos Ayres.

Im Jahre 1789 sendete die spanische Regierung eine Expedition aus, die in wissenschaftlicher Beziehung sehr wichtige Resultate ergab. Sie stellte die Schiffe Atrevida und Descubierta unter den Befehl Malaspinas. Dieser Seefahrer revidirte die Charten und Aufnahmen Piedra's und Viedma's über die Häfen Patagoniens, steuerte um das Cap Horn und schiffte der ganzen Westküste entlang bis zu den russischen Besitzungen im Nordwesten. Nach seiner Rückkehr wurde er eingekerkert und erst nach einer Reihe von Jahren ließ der spanische Seeminister Langara seine Charten bekannt machen, welche seitdem den Schiffern so großen Nutzen gewährt haben und der spanischen Marine zu hoher Ehre gereichen. Doch erschienen sie nicht mit Malaspina's Namen und seine Tagebücher sind nicht veröffentlicht worden. Die erste Abtheilung seines Werkes ist unlängst bekannt geworden, nachdem man sie in Buenos Ayres aufgefunden hatte. Sie umfaßt seine Aufnahme der Gestade im Süden und Norden des La Plata, 1789, bis zum Paraná hinauf, und die Bestimmung von etwa anderthalbhundert Oertlichkeiten. Diese Arbeit bildete, nebst den Peilungen des Piloten Oyarvide das Material für die Be-

arbeitung der Charte des La Plata Stromes, welche 1810 in Madrid amtlich veröffentlicht wurde.

Malaspina lief auf der Rückreise aus den nordwestlichen Gewässern im Hafen von Valparaiso ein und schickte von dort aus zwei seiner Officiere, Don José Espinosa und Don Felipe Bauza, auf dem Landwege durch die Pampas nach Buenos Ayres, um eine Charte dieser Gegenden zu entwerfen. Sie bestimmten die Lage von Santiago in Chile, von Mendoza und San Luis, den Posten Gutierrez am Rio Tercero, und viele andere Punkte. Ihre Charte ist die beste und wohl auch die einzig vollständige über die von ihnen durchreiste Gegend.

Inzwischen ließ der Vicekönig die in Folge eines Vertrags mit Portugal 1777 bestimmte Grenzlinie vermessen, und 1794 verzeichnete der Astronom Souillac die Straße von Buenos Ayres nach Cordova. Die Lage dieser letztern Stadt ist nach ihm 31 Grad 26 Min. 14 Sec. S. Br. Im Jahre 1796 beschäftigten sich Azara, Cervillo und andere Officiere mit einer Aufnahme der Grenzen der Provinz Buenos Ayres und bestimmten die Lage aller irgend belangreichen Ortschaften und Forts zwischen Melinque, dem nordwestlichsten Punkte und der südlichsten Biegung des Rio Salado jenseits Chascomu. Sie ermittelten, daß dieser Fluß seine Quelle in einem See unter 34 Grad 4 Minuten 45 Secunden S. Br. und 3 Grad 36 Minuten 32 Secunden W. L. von Buenos Ayres hatte; er ist in seinem obern Laufe nur klein und wird erst von einigem Belang, nachdem er den Flores aufgenommen hat. Auf diese Weise gewann man eine Menge werthvollen Materials, aber Bauza's Charte erschien nicht vor 1810 und Azara's Ortsbestimmnngen wurden erst 1822 in Buenos Ayres bekannt gemacht. Auch jene von Souillac und Malaspina wären unbekannt geblieben, wenn nicht Angelis sie veröffentlicht hätte.

Alle diese Arbeiten sind sehr werthvoll, aber neue Entdeckungen enthalten sie nicht. Das weite Land im Süden des La Plata war nach wie vor unbekannt. Als aber ganz Europa in andauernden Krieg verwickelt war und der Verkehr mit den spanischen Colonien an der Westküste Amerika's mit dem Mutterlande sehr empfindliche Störungen und Unterbrechungen erlitt, begriff man, daß die alte Trägheit schwinden müsse. Die Schiffe zogen es vor, in den La Plata einzulaufen, und so

die weite und gefährliche Reise um das Cap Horn zu vermeiden. Gelang es nun, einen möglichst kurzen Weg über Land nach der Westküste, insbesondere nach Chile, aufzufinden, so war vorauszusehen, daß dadurch dem Handelsverkehr in so unruhigen Zeiten großer Vorschub geleistet werden konnte. Zu diesem Zwecke rüsteten die Behörden von Buenos Ayres einige Expeditionen aus, welche in den Jahren 1803, 1804, und 1805 mehrere bisher nicht bekannte Uebergänge durch die Cordillere im Süden von Mendoza entdeckten. Den Las Damas-Paß untersuchte Souillac, und er gewann die Ueberzeugung, daß derselbe mit geringen Kosten für Lastwägen fahrbar zu machen sei. Es blieb nur noch zu ermitteln, ob es möglich sei, von einem dieser Gebirgspässe aus in gerader Linie durch die Pampas nach Buenos Ayres zu gelangen.

Ein mit dem Leben und Treiben der Indianer wohlbekannter und sehr unternehmender Officier, Don Luis de la Cruz, erbot sich, von Antuco, in der chilenischen Provinz Concepcion, über den südlichsten der damals bekannten Päsße zu gehen und in geradem Striche durch die Ebenen nach der Mündung des La Plata vorzudringen. Der Gouverneur von Chile war damit einverstanden und forderte die Kaziken der Pehuenches, welche am Ostabhange der Cordillere wohnen, zu einer Unterredung, einem „Parlamento" auf. Es handelte sich darum, diese Indianerstämme ins Interesse zu ziehen, weil ohne den Beistand derselben an eine Durchführung des schon an sich sehr gewagten Unternehmens nicht zu denken war. Jene Stämme unterhielten seit langer Zeit friedlichen Verkehr mit den Spaniern, von welchen sie dann und wann gegen ihre Feinde in Schutz genommen wurden. Die Kaziken erschienen zu der anberaumten Frist und kamen nach mehrtägiger Berathung zu dem Schlusse, daß sie die Expedition unter sicherm Geleite nach Buenos Ayres schaffen wollten; Cruz versprach dagegen, seine Bundesgenossen dem Vicekönige zu empfehlen, der sie reichlich beschenken und wieder heimziehen lassen werde.

Santa Cruz machte, bevor er aufbrach, einen Versuch, den Vulcan von Antuco zu besteigen, aber das Unternehmen mislang. Der Berg war in ununterbrochener Thätigkeit, und sehr oft sah man das Feuer in ungemein weiter Entfernung brennen. Regenwetter und Schneefall verhinderten den Spanier, bis zum Krater emporzusteigen und die

Indianer sahen in dem Unwetter ein Zeichen, daß die Gottheit keinen Menschen bis in jene Region des Feuers vordringen lassen wolle. Später, im Jahre 1854, ist der Vulcan von Herrn Domeyko, erstiegen worden.

Am 7. April 1806 brach Cruz vom Fort Ballenar bei Antuco auf. Die Expedition bestand aus zwanzig Mann, worunter vier Offiziere, und ein Geometer; eine Partie Indianer schloß sich der Uebereinkunft gemäß an, und es fehlte weder an Karren noch Pferden. Man zog in gerader Richtung nach Nordosten und erreichte nach siebenundvierzig Tagen Melinque, das nach Azara auf 33 Grad, 42 Minuten, 26 Secunden S. Br., und 3 Grad, 30 Minuten, 38 Secunden W. L. von Buenos Ayres, liegt. Die Entfernung betrug etwas über 166 Leguas. Rechnet man dazu noch 68 für die Strecke von Melinque bis Buenos Ayres, so beträgt auf diesem Wege die Entfernung von Antuco ab 234 Leguas, 75 weniger als die Poststraße von Buenos Ayres bis Mendoza.

Von großem Belang sind die Nachrichten welche Cruz über die Flüsse mittheilt. Bisher war die allgemeine Annahme, daß sämmtliche laufenden Gewässer im Süden von Mendoza sich zu einem großen Fluße vereinigten, den man den Diamante nannte; welcher dann in südlicher Richtung den Rio Negro zuströme. Wir haben im vorigen Abschnitt gesehen (S. 65 u. 66.), daß auch Villarino dieser Meinung war; es schien ihm unzweifelhaft, daß der große Fluß, dessen Mündung er fand, der Diamante sei, und daß derselbe, wenn man ihn in seinem obern Laufe verfolge, bis Mendoza führe. Aus dem Tagebuche des Cruz und anderen Daten ergiebt sich jedoch, daß diese Meinung irrig war. Jener vermeintliche Diamante, welcher mit dem Rio Negro sich an der von Villarino besuchten Stelle vereinigte, war kein anderer Fluß als der Neuquen, den Cruz am sechsten Tage nach seiner Abreise von Antuco an einer Stelle passirte, welche Butacura heißt; die Expedition hatte damals achtzehn Leguas zurückgelegt. Der Neuquen oder Neuhuen, d. h. der schnelle Fluß, entsteht aus vielen kleinen von der Cordillere herabkommenden Bächen, welche Cruz alle namhaft macht; die bedeutendsten unter ihnen sind der Rinqui leubú, der vom Berge Pichachen herfließt, und der Cudi leubú. Von der einen Mündung dieses letztern an ist der Neuquen schiffbar.

Cruz setzte die Reise in nordöstlicher Richtung fort und kam an

einen andern beträchtlichen Fluß, der so breit war wie der Neuquen die Indianer nannten ihn Cobu leubú; so wenigstens schreibt ihn Cruz, doch soll es wohl Colu leubú heißen, was „großer Fluß" bedeutet; auch sprachen Alle, die in der Region südlich von Mendoza gewesen sind, von einem „Rio grande". Der Cobu leubú entspringt den Aussagen der Wegweiser zufolge, in der Cordillera de Curriliquin, der chilenischen Provinz Maule gegenüber; sie erzählten ferner, daß er in seinem obern Laufe, nördlich von der Stelle wo die Expedition ihn überschritt, sieben Zuflüsse aufnehme. Cruz hebt ausdrücklich hervor, daß er nicht in den Neuquen münde, sondern da wo er denselben zuerst erblickte, nicht mehr von Norden nach Süden weiter floß, vielmehr eine Richtung nach Osten nahm. In derselben strömte er einige Tagereisen weit fort, wandte sich an einer Stelle welche die Indianer Puelec nannten, wieder nach Süden; er behalte, den Aussagen der Wegweiser zufolge, eine südöstliche Richtung bis er das Meer erreiche. Dieser Strom ist ohne allen Zweifel der Colorado, der nördlich vom Rio Negro in den Ocean fällt; wie sich 1833 durch die Untersuchungen des Don Jorge Velasco herausgestellt hat.

Die niederen Ketten der Cordillere reichten bis etwa zehn Leguas über die Stelle hinaus, an welcher Cruz den Colu leubú überschritt; dann beginnen die Pampas, welche sich ohne Unterbrechung bis nach Buenos Ayres ausdehnen. Zwei Tagereisen jenseits Puelec, als die Reisenden vierundsiebzig Leguas von Antuco entfernt waren, kam wieder ein Fluß in Sicht, den die Indianer Chadi leubú, oder den Salzfluß nannten; (wahrscheinlich bildet er eine Fortsetzung des Atuel; er vereinigt sich mit den Desaguadero oder Abzugswasser (agotamiento) des Diamante, wurde fünf Leguas weiter abwärts passirt, und fällt weitere zehn Leguas nach Süden hin in ein großes Binnenbecken, welches die Indianer Urre-lauquen oder den Bittersee nennen. Den Mittheilungen des Dr. Gillies zufolge, fiel der Diamante, welcher am östlichen Fuße des Cauquenes Pick in der Cordillere entspringt, ehemals in den Atuel, eine kleine Strecke unterhalb des Forts San Rafael, wo beide Flüsse einander sehr nahe treten. Vor einigen Jahren brach er sich aber sein eigenes Bett und fließt nun in den Desaguadero, welcher die Gewässer der Flüße Tunuyan und Mendoza nach Süden abführt und sich zuletzt mit dem Chadi leubú in den obenerwähnten Salzsee ergießt. Maeso

bemerkt aus Velasco's Tagebuche: der Diamante vereinigt sich mit dem Gran Salado an der Stelle welche Las Piedritas oder La Media Luna heißt.

Der Chadi leubú war der beträchtlichste Fluß welchen Cruz bis dahin angetroffen hatte; Menschen und Pferde mußten hinüberschwimmen, und das Gepäck auf Balsas nachziehen. Er bildet die Grenze des Landes der Pehuenches, und es wurde nun lebhaft erörtert, welcher Begegnung man sich von den anderen Indianerstämmen zu versehen habe. Denn von nun an mußte man mit den eigentlichen Pampasstämmen in Berührung kommen. Die Pehuenches fühlten sich beunruhigt, durch Träume oder Aussprüche ihrer Wahrsager, und sie blieben eine zeitlang unschlüssig ob sie mit den Spaniern weiter gehen sollten. Dann aber entdeckten sie, daß Cruz mit einem Geist Verbindung unterhielt, der ihn leitete; er stand mit demselben in häufiger Verbindung. Dieser Geist war nichts anderes als eine pickende Taschenuhr. Der Spanier hütete sich wohl, den Pehuenches diesen Glauben zu benehmen. Nach langen Berathungen kam man zu dem Entschlusse eine Gesandtschaft an die Kaziken der Ranqueles zu schicken. Diese Stämme leben im Osten der oben angedeuteten Grenze. Man wollte vor allen Dingen Carripilum, dem einflußreichsten Häuptling, von den friedlichen Absichten der Expedition Kunde geben, und seinen Beistand zu gewinnen suchen. Glücklicherweise zeigte er sehr gute Laune, und empfing die Spanier, in der Hoffnung auf werthvolle Geschenke, nicht nur mit allen Ehren, sondern entschloß sich auch sie bis Buenos Ayres zu geleiten. Cruz gab die Versicherung, daß sein neuer Bundesgenosse beim Vicekönig auf einen freundlichen Empfang rechnen dürfe. Man werde mit ihm einen Vertrag abschließen, denn es liege in der Absicht der Behörden einen Weg von Buenos Ayres zu eröffnen, welcher durch das Gebiet der Ranqueles führe.

Neunundzwanzig Tage nach dem Uebergang über den Chadi leubú, und siebenundvierzig Tage seit dem Aufbruche von Antuco erreichte Cruz das Fort Melinqué an der Westgrenze von Buenos Ayres, dort ruhte er einige Tage aus, und die Indianer konnten, was bei ihnen bräuchlich ist, ein Fest begehen, das heißt sich viehischem Trunk ergeben. Die Gefahren der weiten Reise waren überstanden. Dann erhielt aber Cruz von einigen Soldaten die Nachricht, daß der englische General Beresford gelandet sei, und die Stadt Buenos-Ayres in Besitz genommen habe. Sie

mußten auf Cruz in höchstem Grade niederschlagend wirken. Da stand er mit einer zahlreichen Schaar von Indianern, die ihn aus weiter Ferne begleitet hatten, um in Buenos-Ayres reiche Geschenke in Empfang zu nehmen. Aber der Vicekönig war nach Córdova geflüchtet, und Cruz außer Stande seine Verpflichtungen zu erfüllen. Indessen die Indianer zeigten sich theilnehmend, und erklärten daß sie ohne Weiteres heimziehen würden, ohne irgend beschwerlich zu fallen. Sie ersuchten ihn nur, dem Vicekönig zu sagen, daß sie alle ihre Verpflichtungen treulich erfüllt hätten, und darauf rechneten in besseren Zeiten den verdienten Lohn zu erhalten. Ja die Pehuenches wehklagten, als sie von ihren christlichen Freunden scheiden mußten, und erklärten daß sie allzeit den Befehlen des Vicekönigs nachkommen würden. Carripilum äußerte sich in ähnlicher Weise, und ließ einen seiner Verwandten bei Cruz, um mit demselben zum Vicekönig zu reisen, und Hilfe gegen den gemeinsamen Feind anzubieten. Cruz fand den Vicekönig in Córdova; der junge Kazike welcher ihn begleitete bekam einen spanischen Anzug und nicht unbedeutende Geschenke. Nach einiger Zeit, als Buenos-Ayres sich wieder in spanischen Händen befand, wies dort Don Luis de la Cruz nach, daß eine für Lastwagen fahrbare Straße für die geringe Summe von 46,000 spanischen Piastern hergerichtet werden könne; aber seine Papiere blieben, gleich denen Villarino's und Viedma's und mancher Anderen, in den geheimen Archiven vergraben.

Cruz bemerkt, daß damals als er sich im östlichen Theile der Cordillere aufhielt, nur allein die Vulcane von Antuco und Villarica in Thätigkeit waren; aber er fand nach allen Richtungen hin Spuren erloschener Feuerberge; auf dreißig Leguas können die deutlichsten Anzeichen ehemaliger Vulkane verfolgt werden. In jenen Gegenden liegen warme Quellen deren Heilkraft den Indianern wohl bekannt ist, und Schwefel kommt in solcher Menge vor, daß sogar manche Flüsse mit denselben geschwängert sind. Auch trifft man häufig bituminöse Substanzen, und jenseit des Neuquen Kohle in großer Masse. Auf der andern Seite der Cordillere, bei Talcahuano in Chile, findet man ziemlich unter derselben Breite gleichfalls Kohle, und Kauffartheischiffe haben schon oft eine Ladung derselben eingenommen. Wenn Cruz mit der Behauptung, daß Steinkohle in den Quellgegenden des Neuquen vorkomme, recht hat, und

wenn, wie er gleichfalls anführt, dieser Fluß bis zur Mündung in den Rio Negro schiffbar ist, also eine ununterbrochene Wasserstraße bis zum Meer gewährt, dann kann er für die Entwickelung des Landes von unberechenbaren Nutzen werden, sobald einmal dasselbe von einem arbeitsamen und unternehmenden Menschenschlage bewohnt sein wird. Es könnte nämlich nicht fehlen daß Dampschifffahrt in diesen Einöden ein reges Leben und Treiben hervorrufen würde. Bis jetzt hat die Bevölkerung von Mendoza und San Luis kaum einen Begriff davon gehabt was ein Nachen ist; die Spanier hatten auch niemals den Versuch gemacht einen oder den andern dieser Flüsse hinabzufahren. In der Quellgegend des Neuquen liegt auch viel Steinsalz, und in dem flachen Lande zwischen diesem Flusse und dem Chadi leubú kann man zu allen Zeiten Salz auf der Oberfläche sammeln; die zwischenliegenden Flüsse sind alle mehr oder weniger brack. In den niedrigeren Ketten der Cordillere scheinen Seefossilien vorzukommen, wenigstens fand Cruz dergleichen in nicht unbeträchtlicher Höhe über dem Meere, theils in dem Boden eingelagert, theils zu Tage liegend wo die Gebirgsströme Verwüstungen an den Ufern angerichtet hatten.

Sehr anziehende Nachrichten giebt Cruz über die Sitten und Gebräuche der Pehuenches. Pehuen ist der Name der Eingebornen für die Araucariafichte, die in ihrem Lande in großer Menge wächst. Sie gehören zu dem araucanischem Stamme, dessen Hauptsitze im südlichen Chile liegen. Stammverwandt mit diesen Amerikanern sind überhaupt alle wandernden Horden in den Pampas von den Grenzen Mendoza's und Córdova's im Norden bis zum Rio Negro im Süden. Sie alle reden dieselbe Sprache; einige Abweichungen in Sitten und Lebensweisen erklären sich bei den verschiedenen Horden aus der weiten Entfernung vom Stammlande und aus vielfacher Berührung mit den Spaniern. Diese Völker sind in eine unzählige Menge von kleinen Horden zersplittert, oder genauer ausgedrückt in Familiengruppen; sie wandern unablässig; ziehen dorthin wo sie Weide für Schafe und Rindvieh antreffen, und in diesen Thieren besteht ihr einziger Reichthum. Sie leben mit einander beinahe unaufhörlich in Streit und Fehde, und vereinigten sich selten zu einem gemeinsamen Zwecke, außer wenn es sich darum handelt, die Estancias an der Grenze zu überfallen und auszuplündern. Insbesondere ist das der Fall von Seiten der Aucaces und Ranqueles-Horden.

Die **Pehuenches** sind, der Schilderung unseres Gewährsmannes zufolge, ein etwas besserer Schlag, leben nicht soweit von der eigentlichen Stammesheimat entfernt, haben mit den Spaniern in Chile vielfach einen friedlichen Verkehr unterhalten und dadurch einige Umwandlung erfahren. Cruz schildert sie als hübsche Leute, schlanker und kräftiger als die Bewohner der Ebene; sie entstellen, gleich allen ihren Stammverwandten, ihr Gesicht dadurch daß sie es mit Farbe beschmieren. Ihre Tracht besteht in einem Ueberwurf, welcher vom Nacken herabhängt; ein anderes Stück Fell oder Zeug befestigen sie um den Leib. Gern haben sie kleine spitzige Hüte wie sie die Spanier tragen, und Fußbekleidung nach Art der Gauchos, welche aus der getrockneten Haut der Pferdebeine Stiefel bereiten. Die Zügel ihrer Pferde sind hübsch geflochten und auch wohl mit Silber geschmückt, silberne Sporen haben sie äußerst gern. Auch die Weiber bemalen sich das Gesicht, und bei ihnen besteht der Hauptschmuck in einer möglichst großen Menge von Gold- und Silbermünzen, die sie an die Finger stecken, und in großen Ohrringen. Die Pehuenches hausen in Zelten, Toldos, aus zusammengenähten Häuten. Diese Wohnungen lassen sich mit leichter Mühe von Ort zu Ort schaffen. Die Hauptnahrung ist Pferdefleisch, das allem andern vorgezogen wird, manchmal haben sie auch Kuchen aus Mais und Weizen, den sie von den Spaniern gegen Vieh und Salz eintauschen, oder gegen Decken, welche von ihren Weibern gefertigt werden. Sie bleiben nicht lange genug an einem und demselben Platze um säen und ernten zu können. Ihre Kaziken oder **Ulmenes** werden erwählt; zumeist sind sie Männer welche sich durch Tapferkeit oder Gewandtheit der Rede auszeichnen. Manchmal, aber nicht immer, erbt die Würde auch von Vater auf den Sohn; nie hat aber ein Kazike große Gewalt außer im Kriege; dann wird ihm willig Gehorsam geleistet. Mord, Ehebruch, Diebstahl und Zauberei werden bestraft. Einen Mörder dürfen die Verwandten des Ermordeten tödten, wenn sie nicht etwa mit einer Abkaufssumme sich zufrieden stellen lassen. Einer beim Ehebruch überraschten Frau kann ihr Mann das Leben nehmen; doch begnügt er sich gewöhnlich mit einer Entschädigung welche die Verwandten der Schuldigen ihm zubilligen. Der Dieb muß Schadenersatz leisten und seine Angehörigen haben für ihn zu haften, falls es ihm selbst an Mitteln fehlt. Mit Hexenmeistern und Zauberern macht man kurzen Pro-

ceß, sie werden hingerichtet, und im Allgemeinen nimmt man an daß ein böser Geist im Spiele sei, wenn Jemand natürlichen Todes stirbt! Die Verwandten des gestorbenen beschuldigen in ihren Wehklagen irgend einen persönlichen Feind, behaupten er habe durch Zauber gewirkt, und das reicht insgemein schon hin, um die ganze Horde gegen den vermeintlichen Missethäter aufzubringen; sie macht dann seinem Leben ein Ende.

Die Pehuenches nehmen einen Schöpfer und Regierer aller Dinge an, und die Entschlüsse eines bösen Geistes, auf dessen Rechnung alles Misgeschick kommt das sie betrifft. Die Seele stirbt nicht, sondern fliegt nachdem sie den todten Körper verlassen, über See nach einem Orte wo Ueberfluß an allen guten Dingen ist, wo Männer und Frauen sich zusammenfinden und in ungestörtem Glücke leben. Sie geben dem Todten Kleider und allerlei Geräthschaften mit ins Grab, namentlich Waffen, und zuweilen auch Lebensmittel; beim Leichenbegängniß eines Kaziken werden seine Pferde getödtet, die man ausstopft und über der Grabstätte auf Pfähle stellt. So leidet der Pehuenche keinen Mangel in der andern Welt sondern hat Alles dessen er nothwendig bedarf. Die Begräbnißfeierlichkeiten sind je nach dem Ansehn welches der Verstorbene genoß, mehr oder weniger pomphaft; je mehr auf dem Grabe getrunken wird um so größer ist die Ehre für den Todten.

Die Pehuenches glauben an Träume, namentlich an jene der Aeltesten und Kaziken, die für eine Art Offenbarung gehalten werden nach welcher der Stamm in wichtigen Angelegenheiten sich richtet. Auch werden in allen irgend belangreichen Fällen Wahrsager und alte Weiber befragt, ob gute oder üble Anzeichen vorhanden seien. Der Bräutigam muß den Aeltern seiner Braut ansehnliche Geschenke machen um von ihnen die Einwilligung zur Heirath zu erhalten. Deshalb gelten Mädchen für einen nicht unbeträchtlichen Theil der Habe einer Familie, und ein Vater der lediglich Söhne hat, muß viel von seinem Vermögen weggeben um ihnen Weiber zu kaufen. Der Pehuenche kann mehr als eine Frau nehmen, aber die erste gilt am meisten und entscheidet in häuslichen Angelegenheiten. Nach der Niederkunft werden Mutter und Kind sogleich an das erste beste Wasser gebracht, und gebadet; die Wöchnerin geht ohne Unterbrechung an ihre Arbeit und besorgt alles Nöthige zum festlichen Gelage.

Aus alle dem geht hervor, daß die Pehuenches an Sitten und Ge-

bräuchen in allem Wesentlichen den stammverwandten Araucanern gleichen. Woodbine Parish bemerkt, die Mutter eines seiner Diener welche sieben Jahre lang unter diesen Wilden gelebt, habe ihm Alles was Cruz über sie geschrieben, als durchaus richtig bestätigt. Jene Frau wurde von ihnen recht gut behandelt; sie war von den Pampas-Indianern geraubt, und an die fernen Pehuenches verkauft worden, damit sie nicht entfliehen könne. Sie hob insbesondere hervor daß alle ohne Ausnahme mehr zu Pferde als zu Fuß leben. Unser englischer Gewährsmann erzählt Folgendes: — „Einige dieser Indianer, welche ich gesehen habe, waren so krummbeinig geworden daß ihre Fußsohlen durchaus nach einwärts standen; sie konnten gar nicht mehr ordentlich gehen und watschelten wie Enten. Einst kamen mehrere Kaziken nach Buenos Ayres, um ihren „großen Vater", den Gouverneur Rosas, zu besuchen und ihm ihre Anhänglichkeit zu bezeugen. Sie mußten, um in den Empfangsaal zu gelangen, eine Treppe hinauf steigen, was freilich nicht geringe Schwierigkeiten hatte, denn eine derartige Vorrichtung war den Indianern noch nie zu Gesicht gekommen. Sie staunten das wildfremde Ding an und wußten nicht was sie aus demselben machen sollten. Nach manchen fruchtlosen Versuchen hinaufzusteigen, mußte man sie endlich auf Stühle setzen und so in den Saal tragen. Aber viel mislicher stand es um das Hinabgehen; man legte ihnen ein Tuch als Binde über die Augen und schaffte sie, abermals auf Tragstühlen, in die Hausflur. Noch weit bedenklicher aber gestalten sich die Dinge als sie den General Rosas an Bord eines englischen Kriegsschiffes begleiteten. Sie wußten nicht was ein Boot war, stiegen indessen sammt ihrem „großen Vater" hinein. Ganz unbeschreiblich war ihre Verwirrung und Beklommenheit als nach und nach das Land sich entfernte, und gewiß wären alle über Bord gesprungen, wenn nicht Rosas bei ihnen gewesen wäre. Es gelang, sie auf Deck des Schiffes zu bringen; als aber die Kanonen zu donnern anfingen, wurden sie von einem gewaltigen Schrecken ergriffen, und stürzten zu Boden, als wären sie von einer Kugel getroffen worden. Es hat damals nicht geringe Mühe gekostet sie zu überzeugen, daß man weder gegen sie noch gegen Rosas etwas Böses im Schilde führe, und sie gewannen erst dann wieder gute Laune und Unbefangenheit als sie die Matrosen beim Essen sahen, und bemerkten, daß ein Seemann sich Sonne und Mond auf die Arme tättowirt

hatte. Mit wahrhaft kindischer Neugier drängten sie sich um ihn und betrachteten jene eingeätzten Figuren; und als sie dann fanden, daß noch manche Andere derartige Zeichen am Leibe hatten, brachen sie in ein Freudengeschrei aus. Sie nannten diese Matrosen Brüder, tranken mit ihnen und sahen in den Theerjacken Religionsverwandte und halbe Indianer, Die Wirkungen des Grogs machten sich bald fühlbar, die Söhne der Einöde wurden immer lauter und unruhiger; sie waren die größten und häßlichsten „Kinder," die mir jemals unter Augen gekommen sind."

Falkner hat in seinem Buche eine Grammatik der Pehuenches-Sprache mitgetheilt; ein Vocabularium derselben befindet sich unter Malaspina's Papieren im britischen Museum. Es ist schon weiter oben gesagt worden, daß die Pehuenches ihren Namen von Pehuen, Fichtenbaum, haben; die Ranqueles heißen so nach Ranquel, Distel; die Einöden, welche sie durchstreifen, sind zum großen Theil mit Disteln bedeckt. Picunches sind Leute im Norden, von Picun, der Norden; Puelches, Leute im Osten, und Huilliches, Leute im Westen. Che (sche) bedeutet Mann, Mensch. Wir werden in einem folgenden Buche weitere Mittheilungen über die Indianer geben.

Hier mögen einige Kaziken-Namen folgen: Culucalquin, der Adler; — Maripil, Viper; — Ancapichui, Repphuhn; — Quilquil, der kleine Vogel; — Guaiquiante, Sonne; — Cari-mangue, Condor; — Antu-mangue, Strauß; — Pichi-mangue, Geier; — Paine-mangue, der alte Condor; — Llampico, der Schwarze; — Lincon, Heuschrecke; — Cadupani, der schwarze Löwe; — Alcaluan, Guanaco; — Naguel, der Tiger.

Achtes Kapitel.

Die Regierung von Buenos Ayres läßt das Land im Süden des Salado näher untersuchen. — Oberst Garcia. — Die Pampas-Indianer. — Der große Salzsee. — Unterhandlungen mit den Indianern wegen Freigebung der christlichen Gefangenen 1822. — General Rosas treibt die Indianer zu Paaren.

Die Spanier kümmerten sich im Allgemeinen wenig oder gar nicht um nähere Erforschung des Landes; auch die Regierung mußte gewissermaßen erst durch eine Art von Zwang angetrieben werden, wenn sie ir-

gend eine Entdeckungs-Expedition ausrüsten sollte. Die Bewohner der Stadt Buenos Ayres wußten kaum etwas von der Gegend, welche nach Süden hin lag, und kannten das Indianergebiet nur sehr mangelhaft. Alljährlich zog auf Anordnung der Stadtbehörden eine Karawane aus, um den nöthigen Salzbedarf zu holen; darauf beschränkte sich der Verkehr mit dem Süden. Sie erhielt jedesmal eine militairische Bedeckung, obwohl die Indianer ihr keine Hindernisse in den Weg legten, denn sie hatten sich nach und nach daran gewöhnt, diese harmlosen Züge kommen zu sehen, die ihnen ohnehin Vortheil brachten. Den Spaniern lag daran, das Salz ungehindert einsammeln und heimschaffen zu können, und sie brachten deshalb den Wilden allemal Geschenke mit, der Verkehr war ein friedlicher, und die Indianer waren sogar beim Aufladen des Salzes behilflich. Der Vicekönig benutzte diese Caravanenzüge, um den Bewohnern der Einöde zu zeigen, daß er über eine wirksame Streitmacht verfüge, deshalb gab er seinen Soldaten einige Feldgeschütze mit, die denn auch des Eindruckes nicht verfehlten. Aber Niemand dachte daran, dergleichen Züge auch anderweitig nutzbar zu machen; sie nahmen Jahr für Jahr denselben Weg durch die Pampas, und gaben sich nicht einmal Mühe nähere Erkundigungen über das innere Land einzuziehen.

Seit 1810 änderte sich in dieser Beziehung Manches. Die neue Regierung begriff, daß Buenos Ayres eine große commercielle Zukunft habe, und daß sehr viel davon abhänge, ob es seinen Viehstand vermehre oder nicht. Sie strebte nach Ausdehnung der Grenzen, die natürlich durch Militairposten geschützt werden mußten. Als die nächste Salzkarawane abgehen sollte, wurde die günstige Gelegenheit zu einer Erforschung der Region an der Südgrenze benutzt. Der Zug wurde militairisch eingerichtet und von einem Officier angeführt, der mit den Indianern an der Küste Patagoniens bekannt war. Dieser Mann war Oberst Garcia. Aus seinem Tagebuche, welches sich im Besitz des Sir Woodbine Parish befindet, ergiebt sich, daß die Expedition aus 234 Karren mit 2927 Stieren, 520 Pferden, zwei Feldstücken, und mit Einschluß der Soldaten aus 407 Mann bestand. Aber in früheren Jahren waren die Züge viel größer gewesen, und Garcia überzeugte sich bald, daß seine Mannschaft kaum stark genug war, um den verschiedenen Kaziken Achtung einzuflößen. Vom Grenzfort Cruz de Sierra bis zu den Salinas

kamen sie, um Geschenke, insbesondere Branntwein und Tabak, zu erpressen; er mußte unablässig vor ihnen auf der Hut sein, weil sie sonst mit Gewalt genommen hätten, was ihnen abgeschlagen wurde.

Jeder Kazike betrachtete sich als Herrn des Landes, in welchem er mit seiner Horde umherschweifte, und wollte sich von Garcia die Erlaubniß zur Durchreise theuer bezahlen lassen. Dazu kam, daß die Indianer Argwohn gefaßt hatten; sie meinten, es sei darauf abgesehen, sich in ihrem Lande festzusetzen, und es lag ihnen daran, die Ausführung eines solchen Planes zu vereiteln. Die Ranqueles-Stämme, welche südlich von San Luis und Córdova das Land durchstreifen, hatten unter Anleitung des im vorigen Abschnitt erwähnten Kaziken Carripilum ihre Streitmacht vereinigt, um Garcia abzuschneiden und zu überfallen. Aber die Puelches oder östlichen Indianer, welche mit den Ranqueles immerwährend in Fehde liegen, entdeckten den Anschlag, und es gelang dem Obersten nicht nur seine Ladung Salz einzunehmen, sondern auch unangefochten heimzukehren.

Garcia's Reise hatte zwei Monate in Anspruch genommen vom 21. October bis 21. December; dreiundzwanzig Tage bedurfte er um die Salzstätten zu erreichen, und fünfundzwanzig Tage dauerte der Rückweg. Er hat an der Straße auf welcher er zog siebenzehn Punkte von der Guardia de Luxan, in 34 Grad, 39 Minuten S. Br., 1 Grad, 2 Minuten W. L. von Buenos Ayres, bis zum großen Salzsee, 37 Grad, 13 Minuten S. Br., 4 Grad, 51 Minuten W. L. von Buenos Ayres bestimmt. Diese Breitenangabe des Salzsees gilt für Garcia's Lagerstätte in der Mitte des nördlichen Ufers. Schon 1786 hatte ein spanischer Schiffslieutenant, Don Pablo Zizur für den nordöstlichen Winkel des Sees 37 Grad, 10 Minuten S. Br., und 4 Grad, 36 Minuten westlich vom Meridian der Guardia de Luxan gefunden. Ihm zufolge liegt der See Cabeza del Buey in 36 Grad, 8 Minuten S. Br., und die Guardia de Luxan in 34 Grad 36 Minuten; letztern hatte Azara zu 34 Grad, 38 Minuten, 36 Secunden angegeben. Garcia's Weg entlang befanden sich viele Seen; sie sind wahrscheinlich Aufnahmebecken für Gefließe, welche von westlichen Ausläufern der Sierra herablaufen. Der größte, die Laguna del Monte, liegt in 36 Grad, 53 Minuten S. Br., 3 Grad, 57 Minuten W. L. von Buenos Ayres, und heißt „Waldsee“.

weil in seiner Mitte eine mit Bäumen bestandene Insel sich erhebt. Er wird vom Guamini und anderen Gefließen gebildet, die von der Guamini-Berggruppe kommen; seine Breite mag drei bis vier Leguas betragen; aber in der Regenzeit bildet er ein großes Wasserbecken gemeinschaftlich mit den Paraguáyos-Seen, und reicht dann sieben Leguas weit in südwestlicher Richtung. Die Laguna del Monte selbst war salzig, aber das Wasser in kleineren Seen, die unmittelbar daneben lagen, vollkommen süß. Dieselbe Beobachtung hat Garcia auch bei den Salinas gemacht, und gerade das allersüßeste Wasser lag ganz dicht neben dem großen Salzsee. Die Guaminihöhen bilden eine Verzweigung der Sierra Ventana, und Garcia sah beide noch bevor er den Paraguayos-See erreichte; sie lagen südöstlich. An derselben Stelle traf er einige freundlich gesinnte Kaziken, welche ihm Vieh überließen, und bis zu den Salinas begleiteten, die er nach zwei Tagereisen erreichte; auch erboten sie sich ihm gegen die Ranqueles beizustehen.

Garcia schildert den Charakter der Ranqueles, die wahrscheinlich demselben Volksstamm angehören wie die Querandís mit welchen die Spanier 1535, als sie Buenos Ayres gründeten, in feindliche Berührung kamen. Sie sind zugleich grausam und feig; ihr System Krieg zu führen beruht vorzüglich auf Betrug, Ueberlistung und Verrath, und bei ihren allemal erschlichenen Siegen verüben sie die grauenvollste Barbarei. Als sie sich überzeugt hatten, daß die Spanier auf ihrer Hut waren und die verrätherischen Anschläge kannten, zeigten sie sich äußerst unterwürfig. Das Laster der Trunksucht ist unter ihnen allgemein; die Kaziken geben bei jeder Gelegenheit das Beispiel, und die Trinkgelage gehen selten ohne Mord und Todtschlag ab. Denn sobald sie Branntwein genossen haben sind sie ungemein reizbar und händelsüchtig; bei dem geringsten Anlaß ziehen sie das Messer, rennen gegen einander und schonen auch der nächsten Verwandten nicht, falls diese etwa sich ins Mittel legen wollen. Die Ranqueles sind unter allen diesen Indianern bei weitem die ärgsten, wahre Buschklepper der Pampas; sie bestehlen andere Indianerstämme, wenn den Spaniern nichts anzuhaben ist. Rauben ist ihr Element.

Dagegen fand Garcia die Puelches oder das östliche Volk, welches damals bei den Salinas und in den Gebirgen nach der Küste hin wohnte, viel friedlicher. Sie waren im Besitze von Rindvieh- und Schafheerden,

welche sie selber gezogen hatten, verfertigten auch Ponchos, Ueberwürfe aus Thierfellen, Zäume, Besen aus Federn und andere Kleinigkeiten, welche sie in Buenos Ayres oder an den Grenzen vertauschten oder verkauften.

Garcia giebt nicht an wie groß der Salzsee ist; dieses Binnenbecken war mit dichtem Gehölz umsäumt, und man konnte deshalb dem Ufer nicht folgen, aber von einem im Süden desselben sich erhebenden Hügel war ein Ueberblick möglich. So weit nach Süden hin das Auge reichte glich das Land einer Wiesenebene; nach Osten hin lagen einige Wälder, die nach Aussage der Indianer bis zu den Guaminihügeln und der Sierra Ventana sich fortsetzen. Westlich vom See zieht ein ausgedehnter Wald sich drei Tagereisen weit ohne Unterbrechung gen Abend hin, und namentlich aus Chañares- und Algarobosbäumen besteht. Die Landeseingeborenen erzählten, etwa anderthalb Tagereisen weit mitten im Walde sähe man auf einer ziemlich ausgedehnten Hügelkette die Ruinen von Gebäuden, welche frühere Bewohner (antigua poblacion) aus Backsteinen aufgeführt hätten. Sie wußten aber nicht wer jene Menschen gewesen, oder wann sie fortgezogen seien, kurz sie besaßen darüber gar keine Ueberlieferung. Jene hätten aber Obstbäume gepflanzt, die sich ungemein vervielfältigten. Deshalb suchen die Indianer auf ihren Streifzügen durch die Pampas jene Gegend auf, und sammeln Feigen, Pfirsiche, Walnüsse, Aepfel und anderes Obst, das in Menge vorhanden sei. Auch sei viel wildes Hornvieh in den Wäldern. Garcia wagt keine Vermuthung über die Bewohner der nun in Trümmer liegenden Gebäude; vielleicht ließe sich aus dem Alter der Obstbäume abnehmen, wann jene Häuser errichtet wurden. Daß es von Weißen geschehen sei, bezeugen die Obstarten; in Buenos Ayres konnte Woodbine Parish nichts Näheres erfahren.

Die argentinischen Kreolen ließen es vorerst bei der Expedition Garcia's bewenden, und so kam es, daß sie weiter nichts Genaueres über die südlichen Pampas erfuhren. Der Staat gab den Handel frei; seitdem kam Salz in Menge von den Inseln des grünen Vorgebirges und aus anderen Ländern; man stellte deshalb die Karawanenzüge nach den Salinas ein. Einzelne Leute durften es nicht wagen dorthin zu gehen, weil sie ohne Zweifel den Indianern in die Hände gefallen sein würden.

Buenos Ayres kaufte Salz, wovon es einen unerschöpflichen Vorrath im eigenen Lande besitzt, von den Fremden!

Garcia machte der Regierung den Vorschlag bei den Salinas einen Militairposten anzulegen; ein solcher werde den Mittelpunkt einer Grenzlinie vom Rio Colorado durch die Pampas bis zum Fort San Rafael am Diamante, südlich von Mendoza, bilden. Man sei dann in der Lage den Raubanfällen der Ranqueles und ihrer Genossen wirksam zu steuern, während die freundschaftlich gesinnten Puelches sich den Schutz der Argentiner gern gefallen lassen würden. Aber die Ausführung eines so zweckmäßigen Vorschlages unterblieb, weil die unheilvollen Bürgerkriege alle Thätigkeit in Anspruch nahmen.

Uebrigens lag es im Gang der Verhältnisse, daß die Argentiner nach und nach in südlicher Richtung neue Gehöfte anlegten. Diesen Estancias auf dem rechten Ufer des Salado ließ die anderweitig vollauf beschäftigte Regierung keinen Schutz angedeihen, und die Indianer sahen natürlich die Uebergriffe der Weißen höchst ungern. Denn diese Niederlassungen wurden ohne ihre Einwilligung oder Mitwirkung in einem Lande gegründet, das seit undenklichen Zeiten ihr alleiniges Eigenthum gewesen war. Die friedlicheren Stämme zogen sich nun ins Gebirge zurück, aber die Ranqueles und die übrigen wandernden Horden übten Vergeltungsrecht; sie trieben das Vieh weg, und plünderten die Eindringlinge unbarmherzig aus. Dabei leisteten entlaufene Gauchos und Verbrecher welche sich vor dem Arme der Gerechtigkeit zu den Indianern geflüchtet hatten, wirksame Hülfe. Durch sie wurden die Pampas-Indianer mit den Feuerwaffen bekannt, und sie fürchteten sich seit jener Zeit viel weniger vor der Miliz von Buenos Ayres. Ja, späterhin, während die Bürgerkriege ununterbrochen fortwütheten, waren einzelne Caudillos (Häuptlinge, Parteiführer) so gewissenlos, die Indianer gegen die eigenen Mitbürger als Bundesgenossen anzuwerben. Als sie solchergestalt einmal losgelassen waren, stürzten sie wie Bluthunde in den Krieg, und waren gar nicht mehr zurückzuhalten. Sie lernten die schwachen Punkte kennen, raubten die Grenzdörfer aus, mordeten alle männlichen Bewohner, und führten Weiber und Kinder mit sich fort in eine entsetzliche Sclaverei. Und das Alles blieb ungeahndet, bis zuletzt der Weheruf allzulaut ertönte. Dann wurde abermals der Vorschlag gemacht eine Kette von Militairposten im

Süden des Salado anzulegen, um die Estancias zu schützen. Man war der Ansicht, daß die Sierra del Vulcan, eine langhin gestreckte Hügelreihe, eine natürliche Grenze abgebe, die man nur zu besetzen brauche; aber die Argentiner waren auch jetzt noch so wenig mit jener Gegend bekannt, daß man eine eigene Expedition ausrüsten mußte, um sie näher zu untersuchen.

Im Jahre 1822 erhielt Oberst Garcia, der sich schon einmal bei einem ähnlichen Unternehmen bewährt hatte, den Auftrag, geeignete Oertlichkeiten zur Anlage von Militairposten im südlichen Hügellande ausfindig zu machen, und zugleich mit den Indianern über eine neue Grenzlinie zu unterhandeln. Er glaubte mit seinen ehemaligen guten Freunden in ein friedliches Einvernehmen zu kommen, und wollte geeignete Vorschläge machen. Ihnen gemäß sollte die Gegend an der Sierra Ventana den Indianern verbleiben, dagegen erwartete er, daß sie das Land nördlich von den Vulcan- und Tandil-Hügeln ungestört im Besitze der Argentiner lassen würden. Aber Garcia brachte nicht in Anschlag, daß seit 1810 eine große Umwandlung in den Ansichten der Indianer vorgegangen war. Er hatte Boten vorausgesendet, die von den Puelches freundlich aufgenommen wurden. Diese schickten einen ihrer angesehensten Kaziken, Antiguan, dem Obersten entgegen, um ihn bis zu den Toldos am Fuße der Sierra Ventana zu geleiten. Dorthin sollten Bevollmächtigte sämmtlicher Pampashorden entboten werden, und auch die Ranqueles und die Huilliches, welche nach Süden hin bis zum Colorado und Rio Negro wohnen, erhielten die Aufforderung an den Verhandlungen theilzunehmen.

Garcia brach am 10. April 1822 vom Fort Lobos in der Provinz Buenos Ayres auf; mit ihm gingen ein Ingenieurofficier, Oberst Reyes, dreißig Soldaten und Peones, und die Deputirten der Puelches. Am 12. setzte er über den Salado an einer Stelle wo er mit Karren hindurchfahren konnte; der Fluß hatte nicht über vierzig Fuß Breite. Etwas weiter abwärts, wo der Flores einmündet, wird er schon ein ganz ansehnliches Wasser, das zur Winterzeit wohl dreihundert Schritte breit, und nicht mehr zu durchwaten ist. Am nächsten Tage überschritt Garcia den Saladillo beim Passe Las Toccas; dieser Fluß mündet gleichfalls in den Salado, und zwar oberhalb des Flores. Der Weg bis zu diesem letztern führt durch morastige Strecken.

Am See de las Polvaderas wollte Oberst Reyes Beobachtungen machen, und stellte seine Sextanten auf. Darüber geriethen die Indianer in Staunen und Schrecken; ein Mitglied der Expedition hatte sich den übel angebrachten Scherz erlaubt, ihnen zu sagen, Garcia und Reyes besäßen Werkzeuge, durch welche sie im Stande seien Alles zu sehen, was auf Erden sich begebe. Für die Indianer unterlag es jetzt keinem Zweifel mehr, daß die Spanier mit dem Gualichú oder bösen Geist in Verbindung ständen, davon waren sie nicht mehr abzubringen, und die Officiere mußten sich damit begnügen Nachts Beobachtungen an den Sternen zu machen. Zwei Leguas oberhalb der Stelle wo sie den Flores überschritten mündet der Tapalquen in einem ausgedehnten Marschlande. Der Flores ist eigentlich nur ein Abzug dieses Flusses, dessen Wasser noch weit mehr brack ist als jenes im Salado. In dem dichten Ufergestrüpp bemerkte man viele Jaguare, die aber nicht gefährlich waren; um so lästiger waren die schmerzhaften Stiche der Pferdefliegen und Mücken. Garcia zog den Tapalquen entlang, bis er die etwa zehn bis zwölf Leguas entfernt liegende Sierra de Tapalquen in Sicht bekam; die Amarillahügel lagen südsüdöstlich, die Curacohügel südsüdwestlich. Zwischen diesen beiden Gruppen ist einer von den Pässen, durch welche die Indianer auf ihren Zügen nach der Sierra Ventana kommen. In diesem Passe machte Garcia Rast, und während die Indianer schliefen, wurde nach einer Beobachtung des Mars die Breite auf 36 Grad 45 Minuten 10 Secunden bestimmt; westliche Länge, von Cadiz, 45 Grad 13 Minuten; Variation 17 Grad 10 Minuten.

Die Indianer wurden am folgenden Morgen unter irgend einem Vorwande vorausgeschickt, damit man den Paß näher untersuchen könne. Der höchste Punkt in der Amarilla- oder Tinta-Gruppe heißt Lima huida, liegt südöstlich vom Passe und übersteigt zweihundert Fuß nicht; die zwei Curaco-Höhen, welche Garcia aus der Ferne gesehen hatte, betragen je zweihundertsiebenzig und zweihundert Fuß. Der Paß kann vermittelst eines kleinen Forts wirksam gegen die Indianer vertheidigt werden. Südlich von diesem Höhenzuge besteht das Land abwechselnd aus Hügel und Thal; von der Sierra kommen viele Gefließe herab, und die ganze Gegend eignet sich zum Ackerbau. Vom Curaco-Paß aus nahm Garcia eine südsüdwestliche Richtung, und erblickte am

dritten Tage die zweite Kette von Erhebungen, die Serrania de la Ventana. In der Nähe standen die Toldos des Kaziken Antignan, welcher ihm bis dahin zum Führer gedient hatte. Sogleich schickte er Boten ab, um die Kaziken der verschiedenen Stämme zur Berathung entbieten zu lassen. Die Expedition hatte inzwischen ihren Lagerplatz an einem kleinen See, wo das „Parlamento“ abgehalten werden sollte; bei Garcia blieb ein alter Häuptling, Lincon (Heuschrecke), den er von seinem ersten Zuge her kannte, und dessen Rath und Beihülfe sich als sehr ersprießlich auswies. Von ihm erfuhr er, daß die Ranqueles keineswegs günstig gestimmt, und die Indianer überhaupt gegen die Spanier sehr erbittert seien. Einige Tage nachher erschienen sie, allem Anschein nach weniger in der Absicht einen Vertrag abzuschließen, als ihre ansehnliche Streitmacht zur Schau zu stellen. Zuerst ritten etwa 200 Mann in voller Schlachtordnung auf, und näherten sich unter Hörnerschall den Zelten Garcia's. Plötzlich theilten sie sich in kleine Abtheilungen, erhoben lauten Ruf, sprengten über die Ebene, schwangen Lanzen und Schwerter, wendeten um und galoppirten im Kreise um ihren Anführer. Der Zweck des Ganzen war den Gualichú oder bösen Geist zu verscheuchen, der sonst einen nachtheiligen Einfluß auf die Berathungen hätte ausüben können. Die Pferde waren mit Glöckchen und Glasperlen geschmückt: viele Indianer trugen eine Art Helm, der hieb- und kugelfest, und ein ledernes Wamms, das sehr weich und biegsam war.

Diese Horde bildete nur die Vorhut anderer Schwärme, und als sämmtliche Stämme aufgeritten waren, mochte die Zahl der anwesenden Krieger reichlich 3000 Mann betragen. Sie gewährten einen imponirenden Anblick; eine jede der neun Abtheilungen wurde von einem Kaziken befehligt. Alle diese Indianer gehörten zu „befreundeten“ Stämmen, aber den Spaniern leuchtete auf den ersten Blick ein, von wie eigenthümlicher Art diese Freundschaft war, denn ein großer Theil der Waffen und Geräthschaften, welche die Indianer bei sich führten, war offenbar Kriegsbeute oder Ertrag von Raubzügen. Auch war ihr ganzes Betragen im höchsten Grade unverschämt und herausfordernd. Endlich, nach vielen kriegerischen Manoeuvren, wurde ein großer Kreis gebildet, in dessen Mitte die Ulmenes oder vornehmsten Kaziken Platz nahmen. Sie hielten ein Parlamento über die Frage, ob man ohne Mitwirkung der Ranqueles

sich überhaupt in Unterhandlungen einlassen solle. Darüber herrschte Meinungsverschiedenheit, und die scharfsinnigsten unter den Rednern hoben hervor, daß man überhaupt nichts erreiche, falls der Friede nicht von allen Stämmen ohne Ausnahme abgeschlossen werde; denn dauere die Feindseligkeit zwischen den Spaniern und irgend einer Horde fort, so könne es nicht fehlen, daß gelegentlich auch die übrigen in die Fehde hineingezogen würden. Die Mehrheit aber brannte darauf die Geschenke, welche Garcia mitgebracht hatte, zu bekommen; ein Theil derselben mußte natürlich den Ranqueles zufallen, sobald diese beim Abschlusse des Vertrages mitwirkten. So wurden denn die Commissaire beinahe gewaltsam zur Berathungsstätte hingedrängt, an welcher eine allgemeine Verwirrung entstand, weil jeder reden und sich nebenher Geschenke sichern wollte. Der Kreis wurde durchbrochen und nur mit Mühe konnten die Officiere sich aus dem Gedränge retten.

Nach einiger Zeit gelang es den Kaziken die Ordnung herzustellen und die Berathung wieder aufzunehmen. Als Ergebniß stellte sich heraus, daß die Mehrheit auf eigene Hand mit den Commissairen unterhandeln und zum Abschluß kommen wollte; späterhin bleibe es, meinten sie, den Spaniern überlassen sich mit den Huilliches und Ranqueles womöglich zu einigen. Garcia hatte unter den obwaltenden Umständen keine freie Wahl, mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, und den größten Theil der mitgebrachten Sachen als Geschenke vertheilen. Es wurde ihm klar, daß die Indianer es lediglich auf diese letzteren abgesehen hatten. Im Verlauf der Besprechung stellte sich heraus, daß sie nicht nur nicht geneigt waren wegen einer neuen Grenzlinie zu verhandeln, sondern daß sie, erbittert wegen der Uebergriffe, welche die Argentiner sich hatten zu Schulden kommen lassen, ausdrücklich verlangten, daß alle Niederlassungen im Süden des Salado geräumt würden. Widersprechen durfte Garcia nicht, weil dann sein Leben auf dem Spiele stand; er half sich dadurch aus der Verlegenheit, daß er versprach, das Begehren der Kaziken seiner Regierung mitzutheilen, bis dahin aber sollte Friede gehalten werden.

Nachdem diese Kaziken Alles was sie wollten erreicht hatten, bliesen die Hörner zum Aufbruch, und jede einzelne Horde zog mit ihren Toldos ab. Aber schon am nächsten Tage kam eine Abtheilung Huilliches aus

dem Süden, die sich verspätet hatten. Diese Horde sah noch kriegerischer und Garcia bemerkt: kein europäisches Reiterregiment könne einen stattlichern Anblick gewähren als jene Huilliches. Der Oberkörper war nackt, ihr Haupt mit Federn geschmückt; dadurch unterschieden sie sich von anderen Stämmen, und ihre kräftige Gestalt erschien dadurch noch größer. Ihr Kazike Llampilco, das heißt der Schwarze, war fast sieben Fuß hoch, und manche schienen noch etwas höher gewachsen zu sein. Die meisten trugen lange Lanzen und hatten das Gesicht, gleich den Pampasstämmen, mit rother und schwarzer Farbe bemalt, aber sie redeten eine andere Sprache, dieselbe, welche die Stämme im südlichen Patagonien sprechen, von welchen Garcia sie abstammen läßt (und mit denen sie allerdings stammverwandt sind). Er schildert sie als einen Stamm, der weit hübscher sei als die übrigen, und in jeder Beziehung höher stehe, als treffliche Reiter, und tapfer ohne die Grausamkeit der Pampasstämme. Sie waren aus der Region im Süden der Sierra Ventana, von den Ufern des Rio Negro und Colorado gekommen, wohin sie sich, ihrer eigenen Aussage nach, zurückgezogen hatten, um feindliches Zusammentreffen mit den Spaniern zu vermeiden; sie sprachen den Wunsch aus mit denselben in friedlichem Einvernehmen zu leben. Ueber die Pampasvölker und die Ranqueles äußerten sie sich sehr verächtlich, und erklärten ihre Bereitwilligkeit dieselben züchtigen zu helfen. Diese Horde bestand aus 420 Kriegern; sie benahmen sich anständig und waren für die Geschenke sehr dankbar.

Nachdem sie abgezogen waren, begaben die Commissaire sich an den See, an welchem die Horde des Kaziken Lincon lagerte. Von dort, in einer Entfernung von etwa fünf Leguas jenseit des Gebirges, fiel das Auge nach Nordwesten hin auf eine unübersehbare Ebene; die Ventana-Hügelkette lag nach Südwesten, ihre niedrigen Ausläufer verzweigten sich nach Westsüdwest bis zur kleinen Curumalá-Hügelgruppe, die nach Westen sich der höheren Guaminikette entgegenstreckt; aber zwischen beiden liegt eine ausgedehnte Ebene.

An dem genannten See verweilte Garcia einige Tage, und hatte Gelegenheit Sitten und Gebräuche der Indianer genau zu beobachten. Die Männer sind unbeschreiblich träge, und brutal gegen die Frauen, welche sie als untergeordnete Wesen betrachten und wie verworfene

Sclavinnen behandeln. Auf sie wird alle Arbeit gewälzt, sie müssen sogar die Pferde abwarten und Schafe und Rindvieh besorgen. Vielweiberei ist erlaubt und wird von den Frauen gern gesehen, weil es die schwere Bürde der Arbeit erleichtert, wenn ein Mann mehr als ein Weib hat. Die Männer vergeuden die Zeit mit Schlafen, Trinken und Spielen; namentlich sind sie auf Karten und Würfel wie versessen. Dieses müssige Treiben erfährt nur dann eine Unterbrechung, wenn es darauf ankommt einen Raubzug zu unternehmen oder Hirsche und Guanacos zu jagen. Das Zelt besteht aus zusammengenähten Häuten, die über ein aus Rohr zusammengefügtes Gerüst geschlagen werden. Solch ein Toldo läßt sich leicht von einer Stelle zur andern schaffen; in jedem fand Garcia fünf bis sechs Familien, deren sämmtliche Mitglieder, etwa zwanzig bis dreißig an der Zahl, in unbeschreiblichem Schmuz durcheinander kauerten. In den Pampas fehlt es oft an Brennstoffen; dann verzehrt der Indianer das Fleisch roh; auch das warme Blut der geschlachteten Thiere trinkt er so, wie es aus den Adern hervorquillt. Garcia bezeugt das ganz ausdrücklich, und fügt hinzu, er habe gesehen, wie diese Indianer selbst den Inhalt des Magens und der Gedärme aßen!

Jede Horde hat Machis oder Wahrsager, welche zukünftige Dinge verkünden und die Ursache alles Bösen, z. B. eines Unglücksfalles, errathen können. Diese Betrüger üben auf die sehr abergläubige Menge einen großen Einfluß, denn was sie sagen ist gültig und gleichsam Gesetz für den Kaziken wie für jeden Andern. Die Spanier geriethen durch diese Machis in große Gefahr, denn den Wahrsagern gelüstete es nach Beute, die ihnen sicher war, sobald die Fremden ermordet wurden. Ein alter Kazike, Pichiloncoy, wurde krank, und die Wahrsager erklärten, daß die Ursache lediglich in der Anwesenheit der weißen Männer zu suchen sei; diese hätten den bösen Geist, den Gualichú, mitgebracht. Zum Glück wurde Pichiloncoy wieder gesund.

Frauen und Kinder nehmen an jedem Tage ein kaltes Bad, was bei südlicheren Stämmen nicht der Fall ist. In der Horde befanden sich auch einige Christenmädchen spanischer Abkunft, die auf irgend einem Raubzug erbeutet worden waren. Die Officiere gaben sich große Mühe diese Unglücklichen zu befreien, aber die Indianer wollten jene Mädchen nicht wieder losgeben. Die Kaziken erklärten, die Kriegsbeute gehöre

dem, welcher sie gemacht habe; die Eigenthümer jener Mädchen forderten aber so unverschämt viel, daß an einen Loskauf gar nicht zu denken war.

Garcia erhielt von einer andern Horde, welche ihre Toldos in der Nähe der Sierra Ventana hatte, eine dringende Einladung, der er Folge gab; der alte Lincon begleitete ihn. Der Weg führte nach Westsüdwest durch ein wellenförmiges Gelände, das sehr gute Weide bot; an den vielen großen Teichen trieben einzelne Indianer, welche dort ihre Zelte aufgeschlagen hatten, ihr Vieh. Im Sommer trocknen diese Wasserbecken aus, und die Indianer ziehen sich dann in das Hügelland an die Bäche zurück. Garcia lagerte am Flusse Quetro eique, etwa dritthalb Leguas von der Sierra Ventana entfernt. Dort standen viele Toldos, und so weit das Auge reichte, wimmelte es auf der Ebene von Hornvieh und Schafen. Den höchsten Punkt dieses Gebirges bestimmte Garcia auf 2500 Fuß über der Ebene; Capitain Fitz Roy auf 3350 Fuß über dem Meere, von welchem er in gerader Linie fünfundvierzig englische Meilen, also einige zwanzig Wegstunden entfernt liegt. Nach Nordwesten hin läuft eine Kette niedriger Hügel, welche von der Currumalágruppe durch eine Thalöffnung getrennt ist. In dieser letztern fließen zwei Bäche; der eine heißt Inglesmalhuida, weil dort die Indianer einen Engländer getödtet haben, der andere Mallo leubú oder der Weiße Fluß; beide laufen von Nordwest nach Südost, beinahe parallel mit dem Quetro eique. Alle diese Gewässer verlieren sich, den Aussagen der Indianer zufolge in den weiter abwärts liegenden Sümpfen. Die Flüsse Sauce grande und Sauce chico, welche in die Bahia Blanca münden, kommen, derselben Aussage zufolge, vom Südabhang dieser Kette.

Als die Kaziken sämmtliche Krieger musterten, waren etwa 1500 Mann beisammen, die ganz in der schon weiter oben geschilderten Weise aufzogen, nachdem sie vorher den bösen Geist aus dem Felde geschlagen hatten. Auch diesen Wilden lag nichts am Abschluß eines Vertrages, desto mehr aber an Geschenken, die sie zuletzt mit Gewalt sich aneignen wollten. Die Spanier befanden sich diesen zudringlichen Söhnen der Wüste gegenüber in einer sehr bedrängten Lage, und verdankten ihre Rettung lediglich dem Kaziken Lincon, der sie beschützte, zwei der Unverschämtesten auf dem Flecke niederstach, und die Commissaire wohlbehalten bis an die Grenze von Buenos Ayres zurückgeleitete.

Garcia hatte nichts ausgerichtet, aber die Regierung von Buenos Ayres begriff, wie nothwendig es war, endlich einmal den Indianern zu zeigen, daß die Argentiner an Macht ihnen überlegen seien. Sie beschloß die Grenze der Provinz bis zu den Vulcanbergen auszudehnen, und eine Kette von Militairposten anzulegen, die von dem Meeresufer nach Westen hin bis zur Laguna Blanca reichen, und den Ansiedelungen wirksamen Schutz gegen die Indianer gewähren sollte. Zunächst handelte es sich darum ein Fort am Tandil zu bauen, und General Rodriguez, der damalige Gouverneur, beschloß in eigener Person gegen die Wilden ins Feld zu ziehen und den Bau des Forts zu beaufsichtigen. Gegen Ende des Februarmonats 1828 war seine Streitmacht beisammen; sie bestand aus 2500 Mann mit 7 Kanonen, einer großen Menge von Karren und Wagen, und führte Alles mit sich, was zur Gründung einer dauernden Niederlassung erforderlich war.

Aber Rodriguez beging von vorne herein einen Fehler, der sehr verhängnißvoll hätte werden können. Statt auf dem Wege vorwärts zu gehen, welchen Garcia den Tapalquen aufwärts gezogen war, ließ er sich von einigen Führern, welche angeblich die Gegend genau kannten, überreden, in gerader Linie den Tandilbergen entgegen zu marschiren. Am 10. März brach er von Guardia del Monte auf. Aber kaum hatte er den Salado überschritten, als er sich auch schon inmitten von Sümpfen und Morästen befand, an denen das Rohrgebüsch eine solche Höhe erreichte, daß es über den Kopf der Pferde emporragte. Unter großen Beschwerden gelang es, Wagen und Geschütze hindurchzuschleppen und einen See zu erreichen, der wegen seines außerordentlich klaren Wassers Laguna Limpia genannt wurde. Dort aber mußte Halt gemacht und bevor man weiter ging, das Land ausgekundschaftet werden. Die Sümpfe werden durch Flüsse gebildet, welche von den weiter nach Süden hin sich erhebenden Hügelketten herabkommen; diese Gefließe haben aber nicht Kraft genug sich bis zum Salado oder bis zum Meere durchzuarbeiten. Sie reichen von der Morastregion, in welcher der Tapalquen mit dem Flores sich vereinigt, weit nach Osten hin, und bilden eine Landstrecke, welche für den Anbau durchaus ungeeignet ist.

Die Kundschafter kamen mit der Nachricht zurück, daß sie den Chapeleofú aufgefunden hätten. Rodriguez beschloß diesem Fluß

entlang zu ziehen bis an die Tandilhöhen, in welchen er entspringt. Aber nun gerieth die Expedition in neue Gefahr. Bald nachdem sie den Lagerplatz an der Laguna Limpia verlassen, erhob sich ein gewaltiger Wind, der ihnen Wolken dichten Qualmes entgegenblies. Gleich darauf rollte ein Flammenocean heran, der den ganzen Horizont einnahm. Die Pampas standen in Feuer. Nach langer Dürre ereignet es sich nicht selten, daß Rohr, Disteln und das hohe Gras Feuer fangen, und dann brennt Alles was im Winde liegt. Die Gauchos pflegen, sobald sie die ersten Anzeichen eines Pampasbrandes wahrnehmen, sogleich eine Strecke Landes abzubrennen, auf welchem dann das heranstürmende Flammenmeer keine Nahrung findet; es zieht um solche Stellen herum, welche für Menschen und Vieh eine Zufluchtsstätte bilden. Aber nicht allemal reicht dafür die Zeit aus, und dann gehen die Heerden ohne Rettung zu Grunde. Rodriguez wäre sammt seinen 2500 Mann verloren gewesen, wenn nicht ein kleiner See in der Nähe gelegen hätte. Dorthin drängte Alles in wilder Hast. Menschen und Vieh standen bis an den Hals im Wasser, volle drei Stunden lang. Dann war der Feuersturm vorüber, aber das Land weit und breit zu einer mit Asche überdeckten Wüstenei geworden. Man sieht, daß die Kriegführung in den Pampas Gefahren hat, die man in Europa nicht kennt. Die besten Soldaten der Welt können in Morästen versinken oder lebendig geröstet werden. Als General Urquiza in die Provinz Buenos Ayres einrückte, ließ Rosas das Land in Brand stecken, „um seinen Feind zu braten," und er wäre sammt seinem Heere verloren gewesen, wenn man die Befehle, welche Rosas ertheilt hatte, pünktlich vollzogen hätte.

Rodriguez ging dem westlichen Ufer des Chapeleofú entlang, und kam in eine Gegend, die allmälig einen immer freundlichern Anblick gewährte. Sie war nicht nur malerisch, sondern auch fruchtbar, und würde sich durchaus für Ackerbau-Niederlassungen eignen. Von Indianern war nichts zu sehen; sie hatten sich offenbar mehr nach Süden hin gezogen, und diese ungemein ergiebigen Jagdgründe verlassen. Guanacos, Hirsche und Strauße schwärmten dort zu Tausenden umher, und Hasen, Hühner und Armadille ergaben eine so reiche Ausbeute, daß die Soldaten einige Tage lang keine anderen Speisen verzehrten. Namentlich fingen sie eine solche Menge von Armadillen, daß an einem einzigen Nachmittage vier-

hundert Stück ins Lager gebracht wurden. Es giebt, beiläufig bemerkt, kein delicateres Gericht als ein in seinem eigenen Panzer gebratenes Gürtelthier. Flüsse und Seen waren von Wasservögeln gleichsam bedeckt; insbesondere sah man viele Schnepfen, und den herrlichen Schwan mit schwarzem Halse, der nur in Südamerika lebt.

Der Lagerplatz am Chapeleofú lag in 37 Grad 17 Minuten 34 Secunden S. Br. Von dort zogen die Soldaten nach Osten, und machten am Tandil Halt, denn dort sollte ein Fort (Indepedencia) gebaut werden, in 37 Grad 21 Minuten 43 Secunden S. Br., 39 Minuten 4 Secunden W. L. von Buenos Ayres; Variation 15 Grad O. Der höchste Theil der Tandilkette, etwa dritthalb Wegstunden entfernt, hat ungefähr 1000 Fuß über dem Wasserspiegel eines kleinen Flusses, der unten am Berg entlang zieht, sie ist in dieser weiten Ebene auf beinahe zwanzig Stunden Weges sichtbar, und verliert sich allmälig, etwa sechs Stunden vom Fort, nach Osten hin in die Fläche. Das Klima war im Winter sehr kalt, denn West- und Südwestwinde herrschten vor. Im April fiel das Thermometer zweimal auf 1 ½ Grad unter den Gefrierpunkt; aber Temperaturwechsel von 20, ja 30 Grad im Verlauf von vierundzwanzig Stunden waren etwas Gewöhnliches. Der höchste Thermometerstand im April war 68 Grad F., der niedrigste 28 ½; im Mai respective 61 Grad und 31 Grad; im Juli 79 Grad und 41 Grad. Im Sommer steigerte sich die Hitze dermaßen, daß sie fast unerträglich war, namentlich im Tieflande, aber im Frühjahr und im Herbst war das Wetter höchst angenehm.

Während die Argentiner mit dem Bau der Veste am Tandil beschäftigt waren, bemühte sich der Anführer mit den Pampas-Indianern am Ventanagebirge ein Uebereinkommen zu treffen, um sie zum Kriege gegen die Ranqueles zu veranlassen; sie waren aber schlau genug die Falle zu vermeiden. Es war von jeher Politik der Spanier die Wilden gegen einander zu hetzen; jetzt aber durchschauten die Indianer sehr wohl, zu welcher Absicht eine so beträchtliche Streitmacht nach Süden gekommen war. Sie wollte das Gebiet, auf welches die Indianer allein Anspruch hatten, dauernd in Besitz nehmen. Mit Gewalt ließ sich gegen die Ueberlegenheit europäischer Waffen nichts ausrichten, der schwächere Theil nahm daher seine Zuflucht zur List. Die Indianer gingen scheinbar auf

die Anträge des Generals ein und schlugen ihm vor, in Begleitung seiner Officiere bis an die Sierra Ventana zu kommen, wo die Unterhandlungen weiter fortgeführt werden sollten. Ohne Zweifel rechneten sie darauf, den Gouverneur selbst gefangen zu nehmen, er kam aber nicht selbst, sondern schickte ihnen den General Rondeau mit 1000 Mann.

Rondeau zog westlich von den Tintahügeln hin, traf die angesehensten Kaziken an der Spitze ihrer Krieger und ließ sich in Unterhandlungen ein, bei welchen er arg überlistet wurde. Die Indianer stellten sich, als hegten sie Mistrauen, forderten, angeblich zu ihrer Sicherheit, einige höhere Officiere als Geiseln und erboten sich ihrerseits, dem General einige angesehene Kaziken zu stellen. Rondeau war damit einverstanden und benahm sich so unbeholfen, daß, ehe noch der beiderseitige Austausch der Geiseln vorgenommen war, die Indianer sechs Officiere, zwei Trompeter und den Dolmetscher als Gefangene fortschleppten. Rondeau's Reiter waren nicht in der Lage, den Wilden nachzusetzen, und so kehrte denn der General nach den Tandilhöhen mit der Ueberzeugung zurück, daß sowohl die Puelches wie die Ranqueles auf einen friedlichen Verkehr sich nicht einlassen wollten. Der Gouverneur selbst brach von der Veste nach Buenos Ayres auf und nahm den größten Theil der Soldaten mit. Der Grund zu einer neuen Niederlassung war gelegt und man versprach sich große Vortheile von derselben. In dem amtlichen Berichte wird hervorgehoben, daß sie fruchtbares Ackerland, üppige Weiden, wohlschmeckendes Wasser habe, und die Gegend sich zur Anlage von Dörfern trefflich eigne.

Vom Fort aus hat man die Tandilkette in ihrer Fortsetzung bis zur Meeresküste näher untersucht. Sie wird nach Osten hin allmälig niedriger; dann beginnt sechs Stunden östlich vom Fort eine Vertiefung, die zwanzig Wegstunden sich ausdehnt. Durch dieselbe laufen viele Gefließe, von denen einige das Meer erreichen, während die Mehrzahl sich in Sümpfen verliert. Diese breite Unterbrechung der Hügelkette hat treffliches Weideland und wird deshalb häufig von Indianern besucht. Sie nennen diese Vertiefung Vuulcan (Vulcan), das heißt in ihrer Sprache eine Oeffnung, und dieser Name ist dann auch auf den Höhenzug übertragen worden, welcher im Osten dieser Vertiefung sich erhebt. Manche Charten und Bücher schreiben durchaus unrichtig Volcan; von Vulcanen kann aber in jenen Gegenden gar keine Rede sein.

Von der Vulcanvertiefung läuft der Höhenzug in ununterbrochener Linie etwa achtzehn Wegstunden weit bis zum Meere; nach Norden hin fällt er zumeist steil ab wie eine Mauer. Seine Oberfläche bildet ein wohlbewässertes Tafelland mit ausgedehnten Viehweiden, auf welche die Indianer ihr Vieh treiben. Sie kennen alle Schluchten, welche dorthin führen und wissen, daß ihre Heerden dort oben sich nicht verlaufen. Unweit der Küste zerklüftet sich der Höhenzug in Felsenreihen, die bis ans Meer sich fortsetzen und dort das Cap Corrientes, in 38 Grad 6 Minuten S. Br. bilden. Weiter südlich ziehen gleichfalls dergleichen Felsenreihen dem Gestade entlang bis Cap Andres.

Unweit vom Cap Corrientes fanden die Argentiner am Ufer eines Sees die Ruinen einer Ansiedelung, welche die Jesuiten im Jahre 1747 dort gegründet hatten. Auch hier bewiesen sie, mit welcher Umsicht dergleichen Oertlichkeiten von ihnen gewählt wurden. Jene Niederlassung lag in fruchtbarer Gegend, konnte ohne großen Aufwand von Kraft vertheidigt werden und hatte Verbindung mit der Küste. Aber dem unbändigen Wesen der Pampas-Indianer gegenüber waren selbst die Jesuiten machtlos, und alle Anstrengungen der Missionaire, sie an Ordnung und an ein seßhaftes Leben zu gewöhnen, blieben fruchtlos. Sie zogen sich 1753 wieder zurück, weil sie ihres Lebens nicht mehr sicher waren. Der Pampas-Indianer ist wild wie das Pferd, welches er reitet, und wollte sich nicht, wie der gelehrige Guaraní in Paraguay, einer strengen Zucht unterwerfen. Mauern und Obstbäume sind die einzigen Ueberbleibsel dieser wohlgemeinten, aber nutzlosen Bemühungen. Uebrigens hatte die Ansiedelung einen Hauptmangel: es fehlt in der Nähe an einem Hafen oder auch nur an einer Rhede, und eine Grenzlinie, welche dort ihren Anfangspunkt hätte, würde ohne Seeverbindung mit Buenos Ayres sein. Man hat die Küste vom Cap Corrientes nach Süden, und nach Norden hin bis zu dem großen See, der als Mar Chiquito auf den Charten verzeichnet ist, genau untersucht, ohne einen sichern Ankerplatz zu finden; jener See hat einen Abfluß ins Meer, der aber nur einen schmalen und seichten Canal bildet; durch künstliche Vertiefung ließe sich dort vielleicht ein Hafen schaffen, der freilich nur kleine Schiffe aufnehmen könnte, doch weiß man darüber nichts Genaues. Späterhin wurde die Küste noch einmal untersucht und es ergab sich, daß vom Salado nach

Süden hin allein die Bahia Blanca einen erträglichen Hafen darbiete, wo sich Vertheidigungswerke anlegen lassen.

Dieser Punkt lag weit über die Grenzlinie hinaus, welche man anfangs im Auge gehabt hatte; aber die Regierung in Buenos Ayres hatte gewichtige Gründe, sich für Bahia Blanca zu entscheiden. Es war für sie von großem Belang, namentlich nach Ausbruch des Krieges gegen Brasilien, als der La Plata blokirt war, einen Hafen im Süden zu besitzen. Sie zog demnach die „Grenzlinie von 1828." Diese geht von dem Fort Argentino an der Mündung des Rio Napostá in die Bahia Blanca nach Nordnordost bis zur Laguna Blanca, wo ein Militairposten am westlichen Ende der Tapalquenhügel angelegt wurde; von dort ab zieht sie sich nach Norden über Fort Cruz de Guerra bis Melinque, das den nordwestlichen Punkt der Provinz bildet. Diese Linie schloß einen weit größern Flächenraum ein, als die früher beabsichtigte, auch lief sie in gerader Richtung, war kürzer als jene und erforderte zudem nicht so viele Befestigungen. Ein nicht unbeträchtlicher Theil dieser Gegend ist zum Ackerbau geeignet, und von Bahia Blanca aus kann eine directe Verbindung mit Valdivia und Concepcion in Chile hergestellt werden.

Mit den nöthigen Vorkehrungen und Einrichtungen wurde Don Manuel de Rosas beauftragt, ein den Indianern wohl bekannter Mann. Es gelang ihm, die friedlich gesinnten unter den Pampasstämmen günstig zu stimmen, Verträge wegen Abtretung des Landes mit ihnen zu schließen und sie zu einem Bündnisse gegen die Ranqueles zu vermögen. Einige hundert Familien schienen geneigt, sich in festen Wohnsitzen friedlichen Beschäftigungen zuzuwenden; da störten die innern Unruhen den guten Fortgang, Rosas marschirte gegen Lavalle, den er besiegte, und wurde zum Gouverneur von Buenos Ayres erwählt. Inzwischen waren die scheinbar für ein seßhaftes Leben gewonnenen Indianer fortgezogen, und die feindlichen Stämme konnten ungehindert die Grenze überschreiten, weil die Besatzung der verschiedenen Militairposten nicht stark genug war, sie an ihren Raubzügen zu verhindern. Sie wütheten auf eine furchtbare Weise, bis in den Jahren 1832 und 1833 Rosas mit einer beträchtlichen Streitmacht gegen sie ins Feld rückte, das ganze Land bis zum Colorado und Rio Negro säuberte und Hunderte von

Indianern über die Klinge springen ließ. Einige Stämme wurden völlig ausgerottet und andere flohen in die Cordillere nach Chile, wo sie Zuflucht fanden. Erst im Jahre 1855 haben sie sich wieder in bedenklicher Weise gerührt.

Die Spanier und Kreolen sind von Anfang an in Südamerika vorsichtiger als die Engländer in ihren Colonien zu Werke gegangen; sie verboten nämlich auf das allerstrengste, den Indianern Feuerwaffen in die Hände zu geben. Dadurch war es ihnen möglich, bei verhältnißmäßig geringem Verluste die Oberhand zu behalten; die Argentiner befreiten in jenen beiden Jahren etwa 1500 Christen aus der Sclaverei, lauter Frauen und Kinder, welche als Beute fortgeschleppt worden waren; gefangene Männer tödtet der Indianer. Rosas hatte sein Hauptquartier am Colorado, etwa auf halbem Wege zwischen Bahia Blanca und der Niederlassung El Carmen am Rio Negro. Von dort aus schickte er eine Abtheilung unter General Pacheco an den Rio Negro und ließ einen Militairposten auf der Insel Choélechel gründen; darauf zogen die Truppen stromaufwärts bis dahin, wo der Neuquen einmündet. Eine andere Abtheilung ging unter General Ramos den Colorado entlang bis 36 Grad S. Br. und etwa 10 Grad westlich von Buenos Ayres; von dort aus hatte er die Cordillere in Sicht und war seiner Berechnung zufolge nur noch etwa funfzig Leguas von Fort Rafael am Diamante entfernt. Ueber diesen Fluß haben wir immer noch keine neuen zuverlässigen Angaben.

Die Indianer überzeugten sich von der Ueberlegenheit der Argentiner und vergaßen lange Zeit die derbe Lection nicht, welche Rosas ihnen gab. Buenos Ayres blieb im Besitz einer ausgedehnten Landfläche, die Millionen Menschen ernähren kann. Die Provinz ist gegenwärtig fast so groß als Deutschland.

Viertes Buch.

Die Pampas-Indianer.

Neuntes Kapitel.

In den früheren Abschnitten ist geschildert worden, wie nach und nach die Spanier theils durch Waffengewalt, theils durch die Gründung von Städten und Dorfgemeinden Herren der Indianer in den nördlichen und nordwestlichen Gegenden wurden. Was sich nicht fügte und zu friedlichem Verkehr verstand, wurde durch Zwang unterworfen oder ausgerottet.

Ganz anders liegen die Verhältnisse im Süden und Südwesten. Dort dauert auch heute noch der blutige Kampf fort, und während wir dieses schreiben, kommt uns aus Buenos Ayres die Nachricht zu, daß die Pampas-Indianer abermals ins Feld gerückt sind und die Grenzen jenes Staates bedrohen. Die Ansicht, daß sie in Folge der Züchtigung, welche General Rosas vor etwa zwanzig Jahren über sie verhängte, sich dauernd zum Frieden verstehen würden, ist demnach eine irrige gewesen.

Diese Indianer sind in vielfacher Hinsicht interessant. D'Orbigny hat in seinem großen Reisewerke über Südamerika alle jene Völker ausführlich beschrieben, und wir nehmen ihn bei der folgenden Darstellung zum Führer. Die Pampasvölker haben viele Züge, die ihnen alle gemeinsam sind. Bei unserer Schilderung fassen wir besonders die Patagonier ins Auge.

Der südlichste Theil Südamerika's, abwärts etwa vom 30. Breitengrade, wird von vier besonderen Völkergruppen bewohnt. Die Indianer im Westen der chilenischen Gebirge und in den Andes selbst, die tapfern Araucaner, sind ein seßhaftes Volk. Sie zerfallen in die Chonos, im Süden von Valdivia; in die eigentlichen Araucaner, im Lande

Arauco, und in die Pehuenchen oder Gebirgsbewohner. Die übrigen araucanischen Stämme streifen im Osten der Andes in den Pampas umher und werden unter dem Namen Aucas zusammengefaßt. Sie sind gegenwärtig getheilt in Ranqueles, die in den Pampas leben und weite Streifzüge nach Osten hin unternehmen, und in Chilenos an den Quellen des Rio Negro. Im Ganzen genommen hauste ursprünglich das araucanische Gesammtvolk von Coquimbo, 30 Grad S. Br., bis zum Chonos-Archipel, 50 Grad S. Br., und von einem Weltmeere zum andern, das heißt vom 60. bis 70. Grade W. L. von Paris. Ihre Zahl wird zusammen auf 30,000 Seelen geschätzt.

Stammverwandt mit ihnen sind die Feuerländer, an den Küsten der Feuerlandes und zu beiden Seiten der Magellanstraße, von der Insel Elisabeth bis Port Famine nach Osten, bis zu dem Gewirr von Inseln in den westlichen Theilen jener Straße. Von den Patagoniern sind sie durch das Meer und eine Gebirgskette getrennt, welche als Isthmus die Halbinsel Braunschweig mit dem Festlande verbindet. Sie sind ein armseliges Fischer- und Jägervolk, das familienweise an den Küsten umherstreift. Ihre Zahl mag sich auf etwa 4000 belaufen.

Einem ganz andern Stamme, jenem der Pampas-Indianer, gehören die Puelchen an, 660 Köpfe, die früher ihre Jagdgründe in der heutigen Provinz Buenos Ayres hatten. Seit etwa hundert Jahren besitzen sie das Land zwischen 39 und 41 Grad S. B., die Ebene zwischen dem Rio Negro und dem Colorado, namentlich hausen sie an den Ufern des letztgenannten Flusses und unterhalten lebhaften Verkehr sowohl mit den Amerikanern, als mit den gleichfalls zu den Pampas-Indianern gehörenden Patagoniern, deren Anzahl sich auf 10,000 Köpfe belaufen soll.

Das Wort Patagonier bedeutet Menschen mit großen Füßen. Diesen Namen legte ihnen Magellan 1520 bei. Von den Spaniern am Rio Negro werden sie Tehuelche genannt, von den Aucas und Araucanern Huilliches, das heißt Leute im Süden; sie selbst nennen die ihnen angehörenden Stämme im Norden Tehuelche, und jene im Süden Inaken.

Die Patagonier wohnen von der Magellanstraße im Süden bis zum Rio Negro, 40 Grad S. Br., streifen aber auch oft viel weiter

nördlich bis zu dem Ventanagebirge; sie reichen von Osten nach Westen, vom Meeresufer bis an den Fuß der Andes, 65 bis 74 Grad westlicher Länge von Paris. Nirgends drangen sie ins Gebirge hinein. Als Jäger und Nomaden durchstreifen sie dieses Land in allen Richtungen, ohne eigentlich eine festbestimmte Oertlichkeit zu haben, wo sie ansässig wären. Ans Meer gehen sie ungern und nur zu gewissen Zeiten, wenn sie dort Wild zu finden hoffen. Ihr Gebiet hat einen Flächeninhalt von mehr als 15,000 deutschen Geviertmeilen, so daß ungefähr sechs Seelen auf die Quadratmeile kommen.

Bekanntlich ist viel über ihre Riesengröße gefabelt worden. Pigafetta sagt in seiner Beschreibung der Reise Magellans: „Wir reichten ihnen mit unseren Köpfen kaum bis an den Gürtel;" Sarmiento versicherte, sie seien über neun Fuß hoch; Knivet, der 1592 mit Cavendish die südlichen Küsten besuchte, behauptet, ihre Füße seien viermal so groß als jene der Engländer; Carman 1704 sagt: sie sind neun bis zehn Fuß hoch; Byron reducirt 1764 diese Höhe schon auf sieben Fuß für die größten; Bougainville kommt 1767 der Wahrheit schon näher, denn er giebt ihnen fünf Fuß acht Zoll bis sechs Fuß vier Zoll; King 1626 nimmt für die höchsten sechs Fuß englisch an, für die übrigen fünf Fuß zehn Zoll. Keiner hat die Patagonier so aufmerksam beobachtet als Alcides d'Orbigny, der sich acht Monate unter ihnen aufhielt und Leute aus den verschiedensten Stämmen kennen lernte. Er sah keinen einzigen Patagonier, der höher gewesen wäre als 1 M. 92 CM., das heißt fünf Fuß elf Zoll Pariser Maß. Damit ist die viel erörterte Frage entschieden.

Die Patagonier sind ein in mannigfacher Beziehung eigenthümliches Volk. Wir wollen die Schilderung derselben nach d'Orbigny entwerfen. Dieser Reisende hatte sich, wie wir schon früher bemerkten, einige Zeit zu El Carmen und am Rio Negro aufgehalten (1829); auf der Südseite oder dem rechten Ufer dieses Stromes standen drei Tolderias oder Zeltdörfer von einander gesondert. In dem einen hausten Puelches und Patagonier, in einem zweiten Aucas, in einem dritten größeren Patagonier oder Tehuelches allein unter ihrem Häuptling — Kaziken — Churlakin. Jene erste Tolderia bestand aus dreißig bis vierzig Zelten in zwei Gruppen. Die Zelte werden errichtet aus Pfählen von fünf bis sieben Fuß

Höhe, sie sind mit Häuten von Pferden oder Guanacos bespannt und geben nur nothdürftig Schutz gegen den Regen; oben sind sie offen, damit der Rauch entweichen kann. Sie sehen in der That sehr armselig aus und man begreift gar nicht, wie eine ganze Familie in ihnen hausen kann. Die Lanzen sind so lang, daß sie im Zelte nicht untergebracht werden können, man lehnt sie also draußen an; das Zelt des Kaziken erkennt man auf den ersten Blick, weil es größer ist als die übrigen; auch sind seine Lanzen mit dem Zeichen der Häuptlingswürde geschmückt, nämlich mit Federn. Die Lanze wird aus einem sehr festen Rohre bereitet, das aus der Gegend von Valdivia in Chile kommt; sie ist sechzehn bis achtzehn Fuß lang, sehr leicht und biegsam, hat eine eiserne Spitze, welche die Indianer selbst schmieden, und die wohl einen Fuß lang und mit Leder an dem Schaft befestigt ist, der bei den Häuptlingen allemal eine rothe Farbe hat; etwa zwei Fuß niedriger bringt man einen Büschel roth gefärbter Straußfedern an. Die Häuptlinge geringern Ranges haben weiße Büschel, und das rothe Lederband mit einem schwarzen Streifen bemalt; der gemeine Mann hat weder Büschel noch bemaltes Leder. Auch hier in diesen dürren, windgepeitschten Einöden Rangunterschied mit Abzeichen! Diese verschiedenartigen Verzierungen sind aber nur Abzeichen bei den Aucas; die Puelches haben zwar die Lanze, aber nicht die Abzeichen von jenen angenommen, und die Patagonier bedienen sich dieser Waffe gar nicht.

Der Ausgang des Zeltes ist nach Osten hin. Der Indianer wirft alle Morgen etwas Wasser gen Sonnenaufgang, um den bösen Geist oder Gualichú zu sühnen, damit er ihm ja nichts Uebles zufüge. In der Mitte des Toldo brennt das Feuer zum Kochen und da und dort steht ein Topf, den die Patagonier selbst bereitet haben; zum Schöpfen bedienen sie sich der Meermuscheln, die sie Kepune nennen. An einem Pflock hängen Schutz- und Trutzwaffen, namentlich die Bolas oder Wurfschnuren mit Kugeln; an einem andern Pflocke hängt ein Sattel, neben demselben ein Beutel mit allerlei Siebensachen, z. B. silbernen Nadeln oder Spangen, mit welchen sie den Mantel vorn am Halse befestigen, silbernen Ohrringen, allerlei Glasschmuck für die Frauen und etwas Zeug. In den Zelten sitzen Männer, Weiber, Kinder mit untergeschlagenen Beinen; Alles ist höchst unsauber. Als ich, sagt d'Orbigny, mit meinem

Begleiter, der die verschiedenen Indianer bei Namen kannte, in die Hütte trat, antworteten die Patagonier zuweilen auf seine Fragen, aber um mich bekümmerten sie sich gar nicht, es sei denn, daß es sich gerade um Geld gehandelt hätte. Sie schienen um Alles, was nicht gerade unmittelbar sie berührte, ganz und gar nicht bekümmert, es ließ sie vollkommen gleichgiltig. Wenn sie mich ja einer Antwort würdigten, so war ich erstaunt über die Naivetät und lakonische Kürze derselben. In einem Toldo fand ich eine Frau Namens Lunareja, die so viel spanisch sprach, daß sie mir als Dolmetscher dienen konnte; sie war eine Puelche, mit einem Patagonier verheirathet und verstand außer jenen drei Sprachen auch das Araucano. Mich hat immer die Leichtigkeit in Erstaunen gesetzt, mit der die Wilden amerikanische Sprachen lernen; jene Frau konnte deren drei, die völlig von einander verschieden sind. Dagegen lernen sie das Spanische nur schwer, wahrscheinlich weil zwischen den amerikanischen und romanischen Sprachen eine so große Verschiedenheit in den grammatischen Formen herrscht. In Moxos hatte ich Dolmetscher, die vier bis fünf amerikanische Sprachen redeten, aber kein spanisches Verbum richtig gebrauchen konnten, obwohl sie täglich in die Schule gingen.

Die Lage der mit den Weißen befreundeten Indianer ist von jener ihrer nomadischen Stammesgenossen ganz verschieden. Es ist für sie nothwendig, in der Nähe der Wohnplätze weißer Menschen zu leben, weil sie nun Bedürfnisse haben, welche die ganz wilden Stämme nicht kennen. Sie dienen gleichsam als Vermittler zwischen den Spaniern und Nomaden. Je nachdem die Umstände sind, verrathen sie ihre Landsleute und geben den Spaniern Kunde von drohenden Ueberfällen, oder plündern gelegentlich ihre Verbündeten. Sie sind immer von Allem, was vorgeht, genau unterrichtet, da sie mit den Wanderstämmen Verbindungen unterhalten. Den Bewohnern von El Carmen dienen sie als Couriere, Spione, Unterhändler und sind auch als Dolmetscher unentbehrlich. Von den eigentlich wilden Stämmen werden sie verachtet, umsomehr wenn sie Frauen aus einem andern Volke heirathen, was für einen argen Verstoß gilt. Diese Indianer alle sind sehr schweigsam, nicht etwa aus Schüchternheit, sondern aus Gleichgiltigkeit oder Stolz; jeder Freie glaubt sich

weit erhaben über die Christen, die er tief verachtet. Diese Bemerkungen gelten vornehmlich von den Aucas.

Was die Patagonier anbelangt, so sind sie im Durchschnitt nicht größer als fünf Fuß vier Zoll, selten unter fünf Fuß zwei Zoll. Die Frauen sind fast eben so groß und so stark wie die Männer. Was aber die Patagonier von den übrigen Indianern und Europäern unterscheidet, das sind die breiten Schultern, der robuste Körper, wohlgenährte Gliedmaßen und massive, fast herkulische Formen. Der Kopf ist dick, ein wenig nach hinten abgeplattet, das Gesicht breit und viereckig, die Backenknochen treten nur wenig hervor; die Augen sind klein und liegen horizontal; sie sind nicht schräg geschlitzt wie bei den Botocudos. Ihr Profil hat das für Amerikaner eigenthümliche, daß Stirn und Augenknochen weit hervortreten, gleich den dicken Lippen des großen Mundes. Zieht man aber eine perpendiculaire Linie von der Stirn zu den Lippen, so wird sie kaum die Nase streifen und selten darüber hinausreichen; sie ist eingedrückt und die Nasenlöcher sind weit geöffnet. Diese gesammten Züge geben dem ohnehin verhältnißmäßig breiten Gesichte etwas Ungeschlachtes; doch findet man hin und wieder auch ein hübsches Antlitz, namentlich bei den jungen Frauen, unter denen manche eine lebhafte und zugleich sanfte Physiognomie haben. Bei Allen sind Hände und Füße klein. Im Uebrigen gehören die Patagonier zu den am besten geformten Indianern und bis ins hohe Alter behalten sie ganz herrliche Zähne und schwarzes Haar. Ihre Hautfarbe ist so braun, daß man sie gar nicht mehr kupferfarbig nennen kann, sondern rußig, mulattenartig.

Was die Tracht anbelangt, so haben die Männer ein am Gürtel befestigtes Stück Leder, von welchem ein spitz zugeschnittener Theil zwischen den Beinen durchgeht und hinten befestigt wird. Sodann tragen sie einen viereckigen Mantel (manuhl), der etwa acht Fuß lang und eben so breit ist; diesen werfen sie in antiker Weise um sich und ein Theil schleppt auf der Erde. Dieses Kleidungsstück wird aus verschiedenen Arten von Thierfellen gemacht, die sie sehr künstlich zusammen nähen und zwar mit Sehnen vom Strauße, die ihnen statt des Zwirnes dienen. Bei kaltem Wetter tragen sie das Haar nach inwendig und den unbehaarten Theil bemalen sie. Dieser Mantel wird zugleich als Decke benutzt. Zuweilen tragen die Patagonier auch Stiefeln wie die Gauchos; bevor

sie das Pferd kannten, verfertigten sie Sandalen aus Guanacohäuten. Das Haar ist schwarz und hängt lang herab; zuweilen wird es oben auf dem Kopfe mit einem ledernen Riemen oder wollenen Bande zusammengeknüpft. Das Gesicht behält nur selten seine natürliche Farbe; meistens bemalen sie es roth, schwarz oder weiß, und zwar nach herkömmlichen Regeln. Das Roth füllt beinahe immer den Raum zwischen den Augen und dem Munde, mit Ausnahme eines zollbreiten Raumes am untern Augenlide; über jedem Auge wird ein weißer Fleck angebracht. Die Frauen bemalen sich nie mit weiß, das eine den Kriegern vorbehaltene Farbe zu sein scheint. Nie wandert ein Patagonier, ohne daß er mehrere kleine Ledersäcke bei sich hätte, in denen seine Farben aufbewahrt werden. Die Tracht der Frauen gleicht im wesentlichen jener der Männer; das Haar fällt bald locker, bald in zwei Flechten auf die Schultern herab.

Auch die Patagonier rupfen sich mit großer Sorgfalt das Barthaar aus, und die Männer tragen zu diesem Behufe kleine silberne Zangen bei sich. Derselbe Gebrauch herrscht auch bei den Tobas im Gran Chaco und bei den Völkern in Bolivia. Im Privatleben wie in der Religion haben viele amerikanische Völker, obwohl weit von einander wohnend, manches Uebereinstimmende.

Eines Tages, so erzählt d'Orbigny, kamen sechs Jünglinge von etwa zwanzig Jahren ins Dorf, legten auf einem von Gestrüpp freien Platze ihre Kleider ab, mit Ausnahme des schon erwähnten Gürtelleders. Dann begannen sie ein Spiel, das die Aucas Pilma nennen. Die Theilnehmer stellen sich in zwei Reihen einander gegenüber; einer auf jeder Seite hat einen aus Leder bereiteten, mit Luft gefüllten Ball, der eine hält denselben rechts, der andere links; dann wirft man die Bälle aneinander, aber nicht nach vorn, sondern hintenüber. Man fängt den Ball auf, schickt ihn so rasch als möglich dem Gegner zu, bückt sich, windet sich und bedarf bei diesem Spiele großer Körpergewandtheit. Beim Pilmaspiele geht es so lustig und lärmend her, wie bei den Spielen europäischer Knaben, es ist ein ununterbrochenes Lachen, und man kennt die sonst so verschlossenen und schweigsamen Indianer dabei gar nicht wieder. Der Ball ist als Spielzeug über alle Erdtheile verbreitet; als Guatoroch kommt er auch in der Provinz Chiquitos in Bolivia vor, wo die eine Hälfte der Bewohner eines Dorfes sich der andern gegenüber stellt.

Bei dem Spiele wird dort großer Pomp getrieben, es darf dabei an Trompetenblasen nicht fehlen und man bestellt eigene Kampfrichter, welche den Siegespreis vertheilen.

Im Februar 1829 war d'Orbigny Zeuge einer großen Feierlichkeit. Es handelte sich um eine Beschwörung des Achekenat-Kanet der Patagonier, den die Puelches Gualichú, die Araucaner Quecubu nennen; denn alle diese Australvölker fürchten denselben Götzen, der zugleich guter und böser Geist ist. Befindet sich Jemand unwohl, so ist der Geist ihm in den Leib gefahren; verliert er etwas, so ist der Geist schuld daran. Begegnet ihm etwas Erwünschtes, so ist wieder derselbe Geist die Ursache. Doch wird das Gute vom Bösen bei weitem überwogen; diese Menschen fürchten mehr, als daß sie lieben, und alle ihre Beschwörungen haben den Zweck, zu verhindern, daß der Geist dem, was sie wünschen, nicht entgegentrete. So gehen sie Morgens nicht aus ihrem Zelte, ohne, wie schon früher bemerkt wurde, etwas Wasser gen Osten in die Luft zu sprengen, damit der Tag ein glücklicher sei. Sie haben bei den geringfügigsten Dingen Ceremonien. An jenem Abende wollte man erfahren, ob die Indianer des Kaziken Pincheira einen Angriff auf die Ortschaft El Carmen unternehmen würden, oder ob sonst ein feindlicher Ueberfall bevorstehe; sodann wollte man auch den Götzen fragen, ob der Fluß wieder hoch anschwellen und ob man eine gute Ernte haben werde. Doch war diese letztere Frage von geringerer Bedeutung als die erstere, denn jene Indianerstämme liegen mit einander in unaufhörlicher Fehde. Um das Orakel wirksam zu machen, hatten sie von den Weißen Nahrungsmittel und Branntwein zusammengeholt. Der zuschauende Europäer mußte sich in seinen Mantel verhüllen, um nicht die besondere Aufmerksamkeit der Indianer auf sich zu lenken, da sie bei dergleichen Feierlichkeiten Fremde nicht gern sehen. Gegen Abend waren sämmtliche Bewohner der Tolderia beieinander, das Gesicht festlich bemalt und so geputzt und geschmückt als irgend möglich. Mädchen und Jünglinge stellten sich außerhalb auf, die Männer setzten sich in einen Kreis, das Gesicht nach Osten gekehrt, die Frauen hinter ihnen. Dann erschien eine alte Indianerin, die zugleich Dolmetscherin der Götter und Arzt (Kilmalanchel) war. Sie trat vor den beinahe geschlossenen Kreis, wandte den Männern den Rücken zu und blickte nach Osten, wo ihr Zelt stand.

In diesem befanden sich mehrere Calebassen nebst anderen Beschwörungswerkzeugen. Zuerst machte die Alte viele Bewegungen, dann stand sie nachdenkend still und redete in gesteigertem singenden Tone den Achekenat-Kanet mit Heftigkeit an. Beim Ende eines jeden Abschnittes der Beschwörung wechselte sie die Tonart. Das dauerte so wohl anderthalb Stunden lang ohne Unterbrechung. Dann hielt sie plötzlich inne und erholte sich. Alle blieben in Schweigen versenkt und hielten starr die Augen auf die Beschwörerin geheftet. Nach einer langen Pause wendete diese Pythia sich um und verkündete den Anwesenden: der Gott werde erst am andern Morgen antworten. Darauf erhoben sich Alle.

Durch seinen Dolmetscher, der ein Puelche war, konnte d'Orbigny erfahren, was die Alte gesagt hatte. Sie eröffnete ihre Rede mit einer Aufzählung des Misgeschickes, das seit langer Zeit ihren Stamm heimgesucht hatte und zählte die Verluste auf, welche er durch Kriege und Krankheiten erlitten. Nach Aufzählung jedes einzelnen Unfalls hatte sie gebeten, daß derselbe sich nicht wieder ereignen möge. Dann war sie auf die gegenwärtigen Verhältnisse des Stammes und seiner Feinde übergegangen und hatte von dem Geiste Offenbarungen darüber verlangt, ob die Feinde einen Ueberfall beabsichtigten. Die Frau war wie in Schweiß gebadet, als sie ihr Werk gethan hatte; sie ging zum Kaziken Churlakin und forderte von diesem Branntwein, der ihr auch in einer Muschel gereicht wurde. Zuvor nahm er jedoch etwas mit seinen Fingern heraus und hielt sie schüttelnd über den Kopf, um so den bösen Geist zu beschwören, daß er kein Uebles thue. Dieser Gebrauch ist besonders häufig bei den Aucas, und seit kurzer Zeit auch bei den Patagoniern eingeführt, welche erst weit später als die übrigen Völker geistige Getränke kennen gelernt haben. Der europäische Reisende bemerkt, daß mehrere von ihnen gar keinen Branntwein tranken und offenbar unzufrieden waren, daß andere es thaten. Die Meisten genossen aber von dem übrigens mit Wasser gemischten Branntwein eine solche Menge, daß sie bald in ihre Zelte taumelten. Doch kam unter so viel Betrunkenen keine Art von Drohung vor; diese Austral-Indianer begnügen sich mit einem eintönigen Gesang und werden nicht zornig oder wüthend.

Während die alte Patagonierin den Geist beschwor, gab es in den benachbarten Tolderias der Puelches und Aucas eitel Spiel und Festlich-

keiten; denn auch sie hatten ihr Orakel befragen lassen. Die Aucas tanzten und tranken die ganze Nacht hindurch bis nach Sonnenaufgang.

Im Dorfe der Patagonier waren nun die Indianer wieder im Kreise versammelt und die Alte begann abermals ihr Werk. Diesmal fragte sie nicht, sie schwieg erst, schien sich zu sammeln und war sehr niedergeschlagen. Dann erhob sie ihren Blick gen Himmel, ihre Augen erhielten einen ganz andern Ausdruck, ihre Glieder zuckten, sie war in der allergrößten Aufregung und sah aus wie eine Fallsüchtige. Doch bald hörten die Zuckungen auf, sie schien wie von übernatürlicher Kraft durchdrungen, aus ihrem Munde hauchte sie leise ungegliederte Töne und diese waren eben das Orakel. Es war günstig ausgefallen. Deshalb zogen sich denn Alle sehr befriedigt zurück um wieder zu trinken. Die Pythia ging in ihr Zelt, wohin ihr einige Männer folgten. Das Priestergeschäft muß aber bei den Patagoniern nicht viel eintragen, denn die Wahrsager und Beschwörer sind sehr arm und schlecht gekleidet.

Im Wesentlichen ist die Religion der Patagonier dieselbe wie jene der Aucas und Puelches; die Gottheit straft und lohnt, ist zugleich gut und böse. Sie glauben auch an ein zukünftiges Leben, in dem Alles herrlich und in Freuden zugehen wird. Sie finden dort Alles wieder, was sie in dieser Welt besaßen, deshalb werden auch auf dem Grabe eines Verstorbenen alle Thiere getödtet, welche ihm gehörten, und mit ihm eingescharrt. Der Götze, als guter Geist, schuf die Patagonier unter der Erde und gab ihnen ihre Waffe. Auch ist die ganze belebte Welt durch ihn entstanden. Ihre Zauberer erklären das Erscheinen des Pferdes und Rindviehs, die ja aus einem fremden Erdtheil nach Amerika gelangten, auf eine eigenthümliche Weise. Sie nehmen an, daß nach der Erschaffung des Menschen die Thiere alle aus denselben Höhlen hervorkamen; als aber der Stier hervorkommen wollte, geriethen die Menschen dermaßen in Schrecken über seine Hörner, daß sie sogleich den Eingang mit mächtigem Felsgestein versperrten. Nur allein die Spanier ließen für sich ein Loch offen, aus welchem der Stier zu ihnen herauskam, und sie brachten ihn mit nach Amerika. Die Patagonier glauben auch, daß die Schöpfung noch immerfort neue Wesen bilde.

Es giebt auf der weiten Erde keine Völker die neugieriger wären, als alle diese Austral-Indianer. Außer dem Hauptgötzen haben sie auch

noch eine Menge sehr bösartiger Geister, vor welchen sie große Furcht hegen; sie glauben, daß die Zauberer mit denselben auf vertraulichem Fuße stehen; und da jede Krankheit von einem bösen Geist herrührt, so ist der Zauberer auch Arzt. In ihrer Medicin spielt das Aussaugen einzelner Körpertheile eine große Rolle. Fühlt ein Indianer auf einer Reise sich matt und müde, so ist ein Geist daran schuld; dieser weicht wenn man sich Wunden an den Knieen, auf den Schultern oder am Arme beibringt. Dieser Brauch ist aber in Amerika vielfach verbreitet, namentlich in Bolivia. Der Patagonier schneidet nur selten sein Haar ab; thut er es aber, so wirft er alles vorsichtig in einen Fluß oder verbrennt es, weil sonst die Hexen ihn damit zu Tode zaubern oder Blut aus allen Schweißlöchern treiben könnten. Wenn sie während der Reise Holzstücke auf einem Flusse schwimmen sehen, so sind diese letzteren nichts Anderes als böse Geister. Man bleibt also stehen, redet sie mit lauter Stimme an, und trifft es sich etwa, daß solch ein Baumstamm im ruhigen Wasser langsamer schwimmt oder wohl gar in einem Wirbel sich dreht, so glauben sie er halte an um ihnen zuzuhören. Dann versprechen sie ihm Allerlei um ihn gut zu stimmen; diese Versprechungen erfüllen sie auch und werfen z. B. ihre Waffen, Schmucksachen, ja ihre Pferde, denen sie die Füße zusammenbinden, ins Wasser. Andere Arten von Opfern kennen sie nicht; sie haben auch keine Götzenbilder, und lachen über die Christen, die vor Heiligenbildern beten. Aber der äußere Pomp der Processionen macht auf sie allerdings Eindruck.

Die Süd-Indianer bezeichnen die verschiedenen Sternbilder am Himmel sehr genau. Es ist möglich, daß auch die Sterne in ihren religiösen Vorstellungen eine Rolle spielen; d'Orbigny meint aber, daß jene Völker eine Art von astronomischem System hätten. Nomadenvölker widmen überall den Körpern und Erscheinungen des Himmels große Aufmerksamkeit. Bei den Austral-Indianern ist (wie bei manchen Völkern Nordamerika's) die Milchstraße der Pfad eines Jägers und zwar eines solchen, welcher den Strauß verfolgt. Die drei Könige waren einst Wurfkugeln, Bolas (Tapolec), welche er nach diesem Vogel (Ilhui) warf, dessen Füße das südliche Kreuz bilden; die südlichen Nebelflecke, welche die Milchstraße begleiten, sind Anhäufungen von Straußenfedern, welche der Jäger gesammelt hat. Wenn die Austral-Indianer eine Richtung andeuten wollen, gleichviel ob nach Süd oder Nord, Ost oder West, so bezeichnen

sie dieselbe nach Sternbildern. Bei den Patagoniern zerfällt das Jahr, Sura, in zwölf Monate, Këchnina, d. h. Monde; im Frühjahr wenn die Pflanzen sprießen, rechnen sie die einzuschaltenden Tage hinzu. Den Tag bezeichnen sie als „eine Sonne."

Ihre Ausdrucksweise ist sehr bildlich. Man merkt daran, wie sie im Spanischen sich ausdrücken, daß ihre Sprachen wenig verschiedene Tempora haben; sie gebrauchen fast nur den Infinitiv der Hülfsverben. Wenn sie ausdrücken wollen, daß sie etwas nicht haben, so sagen sie: no tener, nicht haben. Sie sprechen wie bei uns die kleinen Kinder. Ein Indianer klagte über seine zänkische Frau, die ihm viel Verdruß machte; er sagte: prava coma aji, d. h. sie ist schlecht wie Pfeffer. Um die Macht des großen Häuptlings der Patagonier zu bezeichnen, bemerken sie: Cacique grande como tierra larga, er ist so mächtig wie die Erde groß ist. Um zu bezeichnen, daß sie viel getrunken haben, sagen sie beber largo como lazo, trinken lang wie eine Wurfschnur; denn für sie ist diese Fangschnur das längste Maß. Nie sagen sie ein Indianer sei arm, sondern er sei häßlich; bei ihnen gilt nur Armseligkeit und Bedürftigkeit für häßlich. Von einem Menschen, der sich im Reden falsch zeigt, sagen sie er habe zwei Zungen; ist er falsch in seinen Handlungen, so hat er zwei Herzen. Ein Kazike, von dem man wissen wollte, ob ein benachbarter Stamm feindselige Absichten gegen die europäischen Reisenden hege, drückte sich in gebrochenem Spanisch folgendermaßen aus: Caciques todos, corazon dos no tener, uno, no mas, d. h. Kaziken alle, Herz zwei nicht haben, eins, nicht mehr. Von einem Furchtsamen sagen sie: er habe ein Flohherz, während sie den tapfern Mann immer mit dem stärksten Thiere vergleichen. Seit Spanier im Lande sind drücken sie sich in jener Beziehung immer durch „Stierherz" aus. Ein Sinnbild der Kraft und Stärke ist ihnen ein mit Ochsen bespannter Wagen. Um anzudeuten, daß sie sich an einem Orte aufgehalten haben, bedienen sie sich des Wortes Sitzen und sagen: der Stamm hat da oder dort gesessen. Ein Indianer erzählte das feindliche Zusammentreffen eines Häuptlings der Puelchen mit den Patagoniern. Um anzudeuten, daß jener Furcht gehabt habe, rief er: „seine Sporen zitterten!"

Es ist schon oben bemerkt worden, daß die Patagonier in zwei Gruppen zerfallen; die nördlichen oder Tehuelche und die südlichen

oder Inaken. Diese letzteren sind das südlichste Volk auf dem amerikanischen Festlande; sie reichen vom Rio Negro, 41° N. Br. und selbst vom Rio Colorado, bis an die östlichen Gestade der Magellansstraße, wo sie seit Magellan von den Schiffern vielfach beobachtet worden sind und zwar beim St. Julianshafen oder Port Desire, und am östlichen Eingange der Straße, aber nur in den Sommermonaten, nämlich von December bis April. Denn sie sind lediglich ein Jägervolk und können sich in einer bestimmten Gegend nur so lange aufhalten, als sie ihnen Ausbeute verspricht und befinden sich daher stets auf der Wanderung. Alljährlich ziehen sie einmal bis in die Quellgegend des Rio Negro, um dort Kerne der Araucaria und Aepfel einzusammeln. Aepfelbäume sind an den östlichen Ausläufern der Anden in ganz ungeheurer Menge vorhanden, und zwar seit der Eroberung von Chile durch die Spanier, welche dieselben anpflanzten, später aber diese Gegenden wieder den siegreichen Araucanern überlassen mußten. —

Meyen hat in seiner Pflanzengeographie (Berlin 1836. St. 157 und 408) hervorgehoben, daß die Araucarien Südamerika's zu den ausgezeichnetsten Pflanzenformen gehören, besonders die Araucaria imbricata mit ihren großen horizontal ausgebreiteten Aesten. Die hier in Rede stehende chilenische Araucarie wächst auf der Cordillere von Süd-Chile; in der Breite von Concepcion ist ihr nördlichster Standpunkt; sie geht vielleicht tief nach Süden hinab, doch ist die Grenze unbekannt; an der Magellansstraße fehlt sie. Poeppig beschreibt in seiner vortrefflichen Reise durch Chile (I, St. 403) diesen Baum meisterhaft. Die kugelrunden Früchte der Araucaria erreichen die Größe eines Menschenkopfs und sitzen an den Enden der Zweige; jede Frucht enthält zwei bis dreihundert Samen, welche doppelt so groß wie Mandeln sind und eine wohlschmeckende Nahrung geben. Man findet nicht selten zwanzig bis dreißig Früchte auf einem Baume, die bei ihrer Reife, zu Ende März, zerfallen und dann ihre Samen ausstreuen. Die Ansicht Poeppigs, daß die Araucarienwälder nur auf der Westseite der Cordillere des südlichen Chile vorkommen, scheint nicht ganz richtig zu sein, da nach d'Orbignys Angabe der Baum in der Quellgegend des Rio Negro, also am Ostabhange der Anden gleichfalls vorhanden ist. Die Araucaria spielt allerdings eine sehr wichtige Rolle in dem rohen Haushalte dieser Indianer. Die

Zeit der Ernte ist für sie eine Art von Faschingszeit und es herrscht ein solcher Ueberfluß an diesen Früchten, daß dieselben für Manche Stämme die einzige vegetabilische Nahrung bilden. Zur Erntezeit kommen, wie wir aus d'Orbigny ersehen, alle südlichen Patagonier mit ihrem Pelzwerk an den Rio Negro, der etwa achtzig Stunden oberhalb seiner Mündung die mehrfach erwähnte Insel Choelechel bildet. Hier ist der Sammelplatz, wohin die Patagonier Guanacofelle bringen, die Aucas und Puelches alles das, was sie auf ihren Raubzügen den christlichen Bewohnern der Pampas abgenommen haben, und so beginnt ein auf Austausch gegründeter Handelsverkehr, der seit Jahrhunderten regelmäßig um dieselbe Zeit und an derselben Stelle betrieben wird, wenn die Völker nicht gerade Krieg mit einander führen. Auf dem Wege des Tausches und Handels erhielten die Patagonier Pferde und Rindvieh.

Die Patagonier zerfallen in eine große Menge kleiner umherschweifender Stämme, welche sich über die weiten Ebenen zerstreuen, wie im Meere die Trümmer eines zerschellten Fahrzeugs. Eine Horde besteht aus allerhöchstens dreißig bis vierzig Familien, deren jede ihr eigenes Zelt hat. Da diese Menschen in Betreff ihres Lebensunterhaltes auf die Jagd, noch dazu in einem offenen Lande angewiesen sind, so können begreiflicherweise nicht viele von ihnen beisammen leben und von festen Wohnsitzen kann keine Rede sein. Der Patagonier nimmt sein Toldo mit sich, wie der Araber sein Zelt. In den Jahren 1809 bis 1820 haben unter ihnen die Blattern große Verheerung angerichtet. Patagonien ist eine dürre Einöde und wird es immer bleiben müssen, weil in vielen Gegenden Wasser völlig mangelt. Es scheint daß jede Tolderia d. h. eine Horde, welche gemeinschaftlich wandert und ihre Zelte nebeneinander aufstellt, einen gewissen Landstrich hat, innerhalb dessen sie sich bewegt und den sie als ihr Eigenthum betrachtet. Aber auf ihren weiten Wanderzügen kommen diese Jägerhorden häufig in Gemeinschaft miteinander und zwar in zwei verschiedenen Linien. Alle Indianer, welche in der Nähe der Andes leben, halten sich auf ihren Zügen am östlichen Fuße des Gebirges, weil sie dort überall Wasser finden, was an der Küste keineswegs der Fall ist. Deswegen kommen jene Patagonier, welche die Gestade der Magellansstraße verlassen und sich an den Rio Negro

begeben, am Ostabhange des Gebirges herauf und ziehen erst später stromabwärts nach Osten hin. In der Einöde selbst haben sie, gleich den Karawanenzügen in Asien und Afrika, bestimmte Haltplätze allemal da, wo sich Wasser befindet, und sie reisen oft Tag und Nacht ununterbrochen, um solche Stellen zu erreichen.

Die Patagonierhorden, obwohl sie Hunderte von Meilen von einander entfernt hausen, leben doch miteinander in gutem Einvernehmen; sie sind wirklich „Brüder" wie sie selbst sagen; und während andere Wilde von einerlei Stamm häufig einander befehden, halten jene zusammen, und darin liegt ihre Stärke. Die Puelches sind ihre nächsten Nachbarn und mit ihnen treiben sie auch den meisten Tauschhandel. Mit den Araucanern hatten sie früher Fehde, doch haben Beide Friede geschlossen, um in Gemeinschaft die Ansiedelungen der Christen zu plündern.

Die Regierungsform ist sehr einfach. Die Nation hat einen Oberkaziken, der Carakasken genannt wird; seine Machtbefugniß ist aber sehr eng begrenzt. Während eines Krieges, an welchem die ganze Nation betheiligt ist, führt er im Rathe der Unterkaziken den Vorsitz und hat den Oberbefehl; im Frieden ist er lediglich Häuptling eines besondern Stammes, und seine Macht ist mehr eine natürliche als despotische. Die Indianer achten ihn, aber von Untergebensein oder Unterwürfigkeit ist keine Rede. Auch ist er ebenso arm wie alle Anderen; wenn er nicht auf die Jagd geht, so giebt ihm keiner Fleisch, und sein einziges Vorrecht besteht darin, daß er er auf Raubzügen einen etwas größern Antheil an der Beute bekommt, und zwar deshalb, weil er mehr Frauen und Kinder hat als die Uebrigen. Dafür muß er aber auch den Aermeren etwas mittheilen, um sich Freunde zu machen. Der Carakasken hat nicht nothwendig seinen Sohn zum Nachfolger. Will der Sohn die Würde erben, so muß er tapfer, ein guter Redner und möglichst freigebig sein; mangeln ihm diese Eigenschaften, so wird ein Anderer gewählt.

Gesetze und Strafen sind den Patagoniern unbekannt; jeder lebt nach seinem Gutdünken. Wer am besten stehlen kann, wird seiner Gewandtheit wegen hoch geachtet. Der Patagonier wird unter allen Umständen ein Dieb bleiben und sich nie zu einem seßhaften Leben bequemen. Das hat seinen Grund in religiösen Vorstellungen, denen zu Folge alle Habe, welche ein Verstorbener hinterläßt, vernichtet werden muß. Ein

Mann mag noch soviel zusammengeraubt und eingehandelt haben, — seinen Nachkommen bleibt davon nichts. Mit seinem Athem verschwindet auch alles was er besaß. Seine Kinder müssen von vorne anfangen. Dasselbe ist beiläufig bemerkt auch der Fall bei den Tamanaken am Orinoko, welche das Lager der Verstorbenen zerstören und die von ihnen gepflanzten Bäume niederhauen, ebenso bei den Yuracares. So sorgt der Patagonier nur für sich allein; er besitzt keinen Ehrgeiz, der über sein Leben hinausreicht. Ihm ist der Augenblick, die Gegenwart Alles, und jedes Interesse ein individuelles. Der Sohn kümmert sich nicht um die Heerde des Vaters, denn was geht sie ihn an? Sie wird doch nicht sein eigen.

Der Patagonier hat kein Geschick für den Fischfang und bedient sich auch keiner Netze; in seinem Lande ist wenig Wasser und ans Meer kommt er nur selten. Ehe er Pferde hatte, deren Gebrauch ihn die Puelches kennen lehrten, jagte er zu Fuße. Die Jäger versammelten sich, trieben die Guanacos, Hirsche und Strauße zusammen und erlegten sie vermittelst der Wurfschnüre oder der Pfeile. Die Hunde leisten ihnen dabei noch jetzt treffliche Dienste. Wenn es an Wild fehlt, suchen sie eine kleine Wurzel, welche sie roh oder gekocht essen. Die südlichen Patagonier fürchten sich noch vor dem Stier und halten daher kein Rindvieh. Dem Fleisch von diesem ziehen sie alle das Pferdefleisch vor und das Roß ist diesem nomadischen Volke in jeder Hinsicht weit nützlicher, sie kommen damit rascher durch die Wüste. Ursprünglich hatten sie nur ein einziges Hausthier, den Hund; er hat in seiner Gestalt Aehnlichkeit mit dem Windhunde, nur ist sein Haar länger.

Häusliche Beschäftigungen haben sie nur wenige. Sie verfertigen Waffen und Geschirr für die Pferde; das ist so ziemlich Alles. Sie können nicht einmal weben, wogegen die Araucaner treffliche Wollenzeuge bereiten. Die Patagonier bereiten nur ihr Pelzwerk, mit dem sie allerdings sehr gut umzugehen wissen. Sie nähen es vortrefflich zusammen und zwar mit Sehnen vom Strauße, die ihnen, wie schon bemerkt, als Zwirn dienen. Sie lassen dieselben trocknen, kauen sie, spinnen die Fasern zusammen und bereiten so einen ausgezeichnet starken Faden. Die Zeichnungen und Malereien, welche sie auf Fellen und Leder anbringen, stellen

niemals ein Thier dar; auch kommt nie eine gekrümmte Linie vor; alle Verzierungen sind viereckig und äußerst regelmäßig.

Der Schmuz ist bei den Patagoniern colossal. Nie wird ein Zelt gereinigt. Die in demselben sich anhäufende Unsauberkeit wird ihnen zuweilen unbequem; aber dann räumen sie dieselbe nicht etwa fort, sondern rücken etwas weiter. Sie baden sich nur selten, und lediglich bei heißem Wetter, um sich abzukühlen, nicht um sich zu säubern. Nur auf Gesicht und Haar wenden sie Sorgfalt; das erstere beschmieren sie mit einem Gemisch aus Farben und Pferdefett, und das zweite striegeln sie mit einem aus Wurzeln bereiteten Kamm und scheiteln es.

Die meiste Zeit verbringen sie in Müssiggang, und auf die Jagd gehen sie nur, wenn der Hunger sie dazu zwingt. Die Weiber kochen, bereiten die Kleider, Zelte und Sättel; der Mann kümmert sich lediglich um die Waffen. Auch ihre Belustigungen sind sehr eingeschränkter Art; außer dem schon erwähnten Ballspiel der Jünglinge haben sie noch ein Würfelspiel. Sie können bis zu 100,000 zählen, doch gehören die Zahlen 100 und 1000 nicht ihrer Sprache an. Da die Puelches und Aucas dafür dieselben Ausdrücke haben und diese letzteren von den Inkas unterworfen worden waren, welche gleichfalls hundert pataca und tausend guaranca nennen, so kann man wohl annehmen, daß die Benennungen von den Peruanern zu den Araucanern und von diesen zu den Puelches und Patagoniern gekommen sind. Alle Jägervölker im Süden haben diese Art zu zählen angenommen, während ihre Nachbarn im Norden, welche in den Wäldern leben, z. B. die Guaranís und Tobas, ein sehr beschränktes Zahlensystem haben; dem großen Volke der Chiquitos fehlt sogar jede Bezeichnung für Zahlen und Ziffern.

Die Grundzüge des Charakters der Patagonier in ihrem Verkehr mit den Spaniern sind Falschheit und Verstellung, und man darf sich darüber nicht wundern; denn diese Europäer betrachten die Wilden nicht wie Menschen und behandeln sie auch nicht so; im Handelsverkehr wie beim Abschluß von Verträgen werden sie unverschämt übervortheilt. Nun glaubt sich der Indianer zu gleicher Handlungsweise berechtigt; er stiehlt wo er kann und betrügt die Christen nach Herzenslust: er ist nicht mehr dankbar für das, was er bekommt, will immer noch mehr haben und wird verdrießlich, wenn ihm etwas verweigert wird. Er ist rachsüchtig

und treulos. Untereinander bestehlen diese Indianer sich nicht; aber von der zartesten Kindheit an wird den Kindern Beraubung des Feindes als eine nützliche und verdienstvolle Handlung eingeprägt, welche ohnehin der böse Geist gebietet. Wirft man ihnen vor, daß sie gestohlen haben, so entgegnen sie ganz trocken: das hat Achekenat-Kanet befohlen. Sie sind wie die Kinder, Alles was sie sehen, wollen sie haben. Manchmal schmeicheln sie den Christen, um etwas zu erlangen; im Uebrigen sind sie stolz und anmaßend, wie sie sich denn auch über die Weißen ganz erhaben glauben; diese erscheinen ihnen als verächtliche Menschen, die weder Treue noch Glauben halten. Der Patagonier ist Meister in der Kunst sich zu verstellen; er sieht äußerst gleichgiltig aus, wenn er etwas auch noch so gierig begehrt; man kann ihm den Tod androhen, und er wird ein Geheimniß doch nicht verrathen, besonders wenn es sich um die Sicherheit seiner Nation handelt. Sein Charakter ist mit einem Worte ein wunderbares Gemisch von Seelengröße, unbändigem Stolze, wildem Muthe gepaart mit abgefeimtester Schlauheit, und einer Gewandtheit und Geschicklichkeit, die bei einem so rohen Volke in der That überraschen.

Die Gesammtmenge aller eigentlichen Pampas-Indianer, die von manchen Schriftstellern auf mehr als 100,000 Köpfe geschätzt wurden, schlägt d'Orbigny nur auf etwa 33,000 Köpfe an. Dazu kommen dann noch einige Tausend Ranqueles, welche zu den Aucas vom Völkerstamme der Araucaner gehören. Gerade diese wilden Ranqueles sind die erbittertsten Feinde der Argentiner. Sie bewohnen, wie wir schon bemerkten, die östlichen Ebenen, und sind, gleich den Patagoniern und Puelches, auf dem Wanderzuge, leben vom Ertrage der Jagd und ihrer Heerden und führen ihre Lederzelte mit sich. Sie gelten für die besten Reiter in Südamerika und sind stets zu Pferde. Bei Tage machen sie selten Angriffe; am liebsten überfallen sie den Feind bei Mondschein. Mit den Bolas (Wurfkugeln), Schleudern und ihren achtzehn Fuß langen Lanzen aus biegsamem Rohr wissen sie vortrefflich umzugehen. Unter Anführung eines Redners und Kriegers nähern sie sich dem Punkte, wo sie kämpfen wollen, schicken Späher voraus und stürzen sich wie ein Waldstrom über ihre Gegner her. Während die Männer im Gefecht sind, führen die Weiber und Kinder die Heerden des Feindes weg, und plündern. Alle überwundenen Männer werden getödtet, die Frauen und

Kinder als Sklaven mit fortgenommen. Die Aucas sind nicht so hochgewachsen wie die Patagonier oder Puelches, haben massivere Formen, breitern gedrungenern Körper, ein weniger plattes Gesicht und schärfer hervorspringende Backenknochen.

Alle eigentlichen Pampas-Indianer sind ursprünglich Jägervölker. In ihrer Lebensweise hat sich aber Vieles verändert seit sie mit den Europäern in Berührung kamen. Sie haben durch dieselben Hausthiere erhalten, und sind seitdem auch Hirten geworden. Sie eigneten sich das Roß an, und wurden Reiternationen. Nun sind sie noch weit mehr als früher Landstreicher, wenn der Ausdruck erlaubt ist; sie müssen in verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Weiden aufsuchen, damit ihr Vieh sich ernähren kann; sie kommen vermittelst der Pferde rascher von der Stelle, verweilen aber selten lange Zeit in derselben Gegend. Das Land welches sie durchstreifen ist, wenige Ausnahmen abgerechnet, flach. Im Süden bedingt die trostlos dürre Ebene einen Wechsel des Aufenthaltes für Stämme, welche sich vorzugsweise auf die Jagd angewiesen sehen, denn das Wild zieht dorthin wo es Wasser findet. Auch höher nach Norden hin, in Gran Chaco, wo freilich Völker andern Stammes, aber im Wesentlichen mit Pampascharakter wohnen, ist Alles Ebene, die in der Regenzeit zu beträchtlichem Theil unter Wasser steht und dann unbewohnbar ist. So bedingt auch hier die Jahreszeit einen Wechsel des Aufenthaltes.

Kein Pampas-Indianer läßt sich zum Ackerbau herbei, er ist auch kein Schiffer, weil es ihm in seinem holzarmen Lande an Material fehlt, Fahrzeuge zu bauen. Ganz Amerika kennt keine stolzeren, hochfahrenderen Krieger als sie sind, und es ist den Spaniern nie gelungen sie zu unterwerfen; sie leben heute noch so frei und unabhängig wie vor zweihundert Jahren.

Die Puelches werden von den Patagoniern Yonac genannt. Wahrscheinlich gehörten die Querandís, welche zur Zeit der Entdeckung in der Gegend des heutigen Buenos Ayres hauseten, diesem Volk an. Seit hundert Jahren wohnt es vorzugsweise zwischen dem Rio Colorado und dem Rio Negro; insbesondere auf dem rechten Ufer des erstern, eine Strecke weit vom Meere, zieht aber südlich bis zum Rio Negro und nach Norden hin bis zur Sierra Ventana, immer in kleinen Horden, theils

angreifend, theils verfolgt, aber stets ruhelos. Denn die Puelches haben von jeher bald mit den Patagoniern, bald mit den Aucas in Fehde gelegen, und sind durch Kriege und Blattern auf weniger als 1000 Köpfe zusammengeschmolzen. Ihre Lebensweise und ihr Charakter gleicht jenem der Patagonier; gleich diesen leben sie auch nicht am Meere, und kennen keine Nachen oder Kähne. Ihre Häuptlinge, Ganac, haben nur geringen Einfluß; sie glauben an den Gualichú oder Arraken, den bösen Geist, der aber auch zuweilen ein guter Geist ist, und an eine unsterbliche Seele.

Wir werden später schildern, wie große Mühe es die Argentiner gekostet hat, sich der Ranqueles und Pampas-Indianer einigermaßen zu erwehren.

Fünftes Buch.

Die Region im Süden des La Platastromes.

Zehntes Kapitel.

Darwins Reise von El Carmen nach Buenos Ayres. — Feindseligkeiten der Indianer. — Salzseen. — Der heilige Baum Guallitschu. — Nachtlager in der Einöde. — Bahia Blanca. — Die Thierwelt in den südlichen Pampas. — Kämpfe mit den Indianern. — Der Charakter des Landes zwischen dem Rio Negro und dem Rio Salado. — Geologische Verhältnisse der Pampas.

Im Süden werden die argentinischen Lande vom Cusu Leubú oder Rio Negro begrenzt, der sie von Patagonien scheidet. Er ist der größte Strom in der ganzen Region zwischen dem La Plata und der Magellansstraße, hat seine Quellen in den Andes etwa unter 40 Grad S. Br., und fällt hundertfunfzig Stunden südlich von Buenos Ayres in den Ocean. Die Spanier haben in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unweit der Mündung die kleine, schon weiter oben erwähnte Niederlassung El Carmen gegründet, 41 Gr. S. Br.; sie ist auch gegenwärtig der südlichste Punkt, auf welchem an der Ostküste von Südamerika civilisirte Menschen bleibende Wohnsitze haben.

Das weite Land zwischen dem Rio Negro und dem Rio Salado gehört zu Buenos Ayres, und trägt im Wesentlichen den Charakter der patagonischen Wüste. Der westliche Theil desselben ist nur sehr mangelhaft bekannt. Den östlichen Strich hat Darwin 1833 besucht. Ihm verdanken wir eine anziehende Schilderung desselben, welche wir nachstehend im Wesentlichen mittheilen. Die englische Regierung hatte in den Jahren 1826 bis 1830 durch Capitain King die Küsten von Patagonien und Feuerland aufnehmen lassen; diese Arbeit sollte Capitain Fitz Roy mit dem Schiff Beagle 1833 vollenden, und als Naturforscher war der

vortreffliche Darwin der Expedition beigegeben. Anfangs August befand sich die Beagle vor der Mündung des Rio Negro, Darwin begab sich nach El Carmen und von dort durch die Wüste nach Buenos Ayres.

Das Land an der Mündung des Stromes bietet einen höchst armseligen Anblick dar. An der Südseite erhebt sich eine lange Reihe senkrecht abfallender Felsklippen; die Schichten bestehen aus Sandstein; eine Lage erschien deshalb bemerkenswerth, weil sie ein sehr fest cementirtes Conglomerat von Bimssteinkieseln bildete, das bis zu diesem Fundorte von den Andes her eine Strecke von mehr als zweihundert Wegstunden hat zurücklegen müssen. Ueberall ist die Oberfläche mit einer dicken Kieslage bedeckt, welche sich weit und breit über die Ebene hin erstreckt. Wasser ist selten, und wo es vorkommt allemal brack. Die dürftige Vegetation besteht aus verschiedenen Sträuchern, die alle mit starken Dornen besetzt sind, und gleichsam den Reisenden mahnen, daß er diese ungastlichen Gegenden meiden solle.

Die Niederlassung El Carmen liegt etwa neun Stunden oberhalb der Mündung; der Weg dorthin zieht dem Fuße der Felsenklippen entlang; sie bilden die nördliche Grenze des großen Thales, in welchem der Rio Negro fließt. Unterwegs fand Darwin einige Estancias, aber sie lagen in Trümmern. Zu jener Zeit waren die wilden Indianer außerordentlich unruhig auf der ganzen weiten Strecke vom Ocean bis zum Hochgebirge, ihre Einfälle, die sich unaufhörlich wiederholten, brachten Mord und Brand über die Niederlassungen. Jene Estancias am Rio Negro waren von Araucanern aus dem südlichen Chile überfallen worden, und schon diese einfache Thatsache zeigt, daß die Wilden auf Strecken von einigen hundert Wegstunden das Land durchstreifen um zu plündern. Die Bewohner hatten ihr Vieh in den Corral, die Umhegung, getrieben, eine kleine Kanone geladen, und erwarteten die Wilden, welche dann, einige Hundert an der Zahl und sehr gut disciplinirt, heranstürmten. Zuerst erschienen sie in zwei Abtheilungen auf einem nahen Hügel, stiegen vom Roß, legten ihre Pelzmäntel ab und begannen den Angriff. Der Indianer in jenen Gegenden bedient sich keiner andern Waffe als eines langen Speers (Chuzo), der eine sehr scharfe Spitze hat und mit Straußenfedern verziert ist. Mit dieser Waffe weiß er äußerst geschickt umzugehen. Jene Araucaner wurden vom Kaziken Pincheira angeführt. Er

forderte die Belagerten auf die Waffen zu strecken; im Weigerungsfalle werde er ihnen allen den Hals abschneiden. Das wäre freilich auch dann geschehen, wenn die Weißen sich zur Uebergabe verstanden hätten, und so gaben sie denn statt aller Antwort dem Kaziken eine volle Ladung. Nichtsdestoweniger drangen die Indianer bis dicht an den Corral vor, und fanden dort zu ihrer Ueberraschung, daß die Pfähle, welche denselben umschlossen, nicht, wie sonst allgemein der Fall zu sein pflegt, mit ledernen Riemen, sondern vermittelst eiserner Nägel an einander befestigt waren. Dieser Umstand rettete den Christen das Leben; sie wiederholten ihr Feuer, und als ein Unterkazike verwundet war, gab ein Horn das Zeichen zum Rückzuge. Die Araucaner rannten zu ihren Pferden und hielten dort Kriegsrath. Für die belagerten Spanier war diese Pause eine Zeit entsetzlicher Spannung, denn bis auf einige wenige Patronen waren sie ohne Schießbedarf. Plötzlich sprangen die Wilden auf ihre Rosse und ritten von dannen. Als sie einige Zeit nachher abermals einen Angriff wagten, wurden sie mit leichter Mühe zurückgeworfen, denn man hatte inzwischen Pulver und Blei erhalten. Ein kaltblütiger Franzose bediente die Kanone, ließ die Indianer ganz nahe herankommen, und feuerte mit Kartätschen in ihren dichtesten Haufen. Sie ließen neununddreißig Todte auf dem Platze und kamen nicht wieder.

Die Niederlassung El Carmen wird auch Patagones genannt. Sie lehnt sich dicht an die Felsklippen, und einige Wohnungen bestehen aus Höhlen, die man in dem Sandstein angebracht hat; der Strom ist zwei- bis dreihundert Schritte breit, reißend und tief. Die vielen mit Weidenbäumen bestandenen Inseln, die flachen Felsenvorsprünge, welche nach Norden hin das breite grüne Thal begrenzen, und einer hinter dem andern hervorscheinen, bilden bei hellem Sonnenschein eine sehr malerische Ansicht. Darwin fand damals in El Carmen nur ein paar hundert Bewohner, unter ihnen viele vollblütige Indianer; der Stamm eines Kaziken Lukani hatte seine Toldos, das heißt Zeltdörfer, unweit von der Niederlassung. Die Behörde ließ denselben mancherlei Unterstützung zukommen, sie schenkte ihnen zum Beispiel alle abgebrauchten Pferde. Diese Indianer galten für civilisirt; sie verfertigten Roßdecken und einige andere Sachen deren ein Reiter bedarf. Mit ihrer Moralität sah es übel aus, doch fingen einige junge Männer an, sich zum

Arbeiten herbeizulassen, und halfen auch beim Robbenschlage. Sie ernteten die Früchte ihres Fleißes, denn sie konnten nun hübsche reinliche Kleider tragen.

Acht Stunden von der Niederlassung liegt ein Salzsee (Salina) von beträchtlichem Umfang. Im Winter besteht er aus einer Ansammlung salzigen Wassers, das aber nur seicht ist, und im Sommer bildet er ein schneeweißes Salzfeld. Am Rand ist die Salzkruste nur vier bis fünf Zoll stark, wird aber nach der Mitte zu viel dicker. Der See ist etwa fünf Viertelstunden lang und eine halbe Stunde breit. In der Umgegend liegen manche weit größere, die selbst im Winter, also in der nassen Jahreszeit wenn sie Wasser haben, eine zwei bis drei Fuß dicke Salzlage behalten. Eine dieser glänzendweißen Flächen bietet, ringsumgeben von den braunen Wüsteneien, einen außerordentlichen Anblick dar. Aus der erwähnten Salina holt man eine große Menge Salz, welches für El Carmen einen wichtigen Handelsartikel bildet. Während der Jahreszeit in welcher es „geerntet“ wird, lagert fast die gesammte Bevölkerung am Rande des Sees; der Ertrag wird in großen mit Ochsen bespannten Karren verfahren. Das Salz krystallisirt in großen Würfeln und ist sehr rein. Eine Analyse ergab nur 0. 26 Gyps und 0. 22. erdige Stoffe; aber zum Einpöckeln des Fleisches leistet es bei weitem nicht so gute Dienste wie jenes von den Inseln des Grünen Vorgebirges. Die Kaufleute in Buenos Ayres behaupten es sei fünfzig Procent schlechter als dieses letztere; man vermischt deshalb beide Arten. Das patagonische Salz ist gerade seiner großen Reinheit halber weniger werthvoll; ihm fehlen andere salinische Körper welche das Seesalz enthält.

Das Ufer des Sees besteht aus Schlamm, in welchem viele große Gypskrystalle zum Theil von drei Zoll Länge gefunden werden; auf der Oberfläche liegen Krystalle von schwefelsaurem Natron umher. Die ersten werden von den Gauchos „Vater des Salzes“ die letztere „Mutter des Salzes“ genannt; sie sagen daß beide am Rande der Salinas sich bilden sobald das Wasser zu verdünsten anfängt. Der Schlamm ist schwarz und hat einen widrigen Geruch. Anfangs konnte ich mir die Ursache davon nicht erklären, bemerkte dann aber daß der Schaum, den der Wind ans Ufer trieb, grün gefärbt war wie von Conferven. Einige Theile des Sees hatten aus geringer Entfernung betrachtet, eine röthliche Farbe;

wahrscheinlich rührte dieselbe von Infusorien her. Der Schlamm war an manchen Stellen durch eine Art von Würmern, wahrscheinlich Anneliden, aufgeworfen worden. Wie überraschend erscheint es, daß Creaturen in Salzlake leben, und zwischen Gypskrystallen und schwefelsaurem Natron sich bewegen! Und was wird aus diesen Würmern wenn während des langen Sommers die gesammte Oberfläche eine harte Salzkruste bildet? Am See brüten Flamingos in Menge; Darwin fand diese Vögel überall an Salzseen in Patagonien, im nördlichen Chile und auf den Gallopagos-Inseln. Sie suchen das Futter, wahrscheinlich Würmer, die im Schlamme leben und ihrerseits sich von Infusorien und Conferven nähren. So finden wir hier eine Welt im kleinen, welche eigends für diese salzigen Binnenseen organisirt ist.

Vom Rio Negro nach Norden hin, bis in jene Gegenden in der Nähe von Buenos Ayres, wo das Land bewohnt zu werden anfängt, liegt nur eine einzige Niederlassung, Bahia Blanca; die Entfernung bis zur Hauptstadt beträgt in gerader Linie über zweihundert Wegstunden. Berittene Indianerhorden durchstreiften weit und breit diese Einöde und plünderten die Estancias. Endlich entschloß sich die Regierung dem unerträglich gewordenen Unwesen zu steuern, und gab dem General Rosas Befehle die Indianer auszurotten. Dieser „Vernichtungskrieg" spielt in der Geschichte des argentinischen Landes eine erhebliche Rolle, er bildete die Unterlagen auf welche Rosas seine Dictatur gründete. Wir werden später einige Züge aus diesem grauenvollen Kampfe mittheilen.

Darwin machte die Reise von El Carmen oder Patagones nach Bahia Blanca zu Lande, begleitet von einem in jener Niederlassung ansässigen Engländer, fünf Gauchos und einem Führer. Er schildert sie in folgender Weise.

Der Cobu Leubú oder Rio Colorado liegt etwa vierzig Stunden nördlich von Cusu Leubú oder Rio Negro; und wir waren drittehalb Tage unterwegs. Das ganze Land ist eine Wüste und Wasser nur an zwei Stellen vorhanden; es soll angeblich frisch sein, wir fanden es jedoch im August, also in der Regenzeit, ganz brack. Das Thal des Rio Negro ist breit, aber trotzdem nur eine Aushöhlung der großen Sandsteinebene; denn gleich unmittelbar über dem Ufer an welchem El Carmen liegt, beginnt ein weites Flachland, das nur einige unbedeutende

Thäler und Depressionen aufweist. Allerorten ist diese Region gleich unfruchtbar; zwischen dem Kies hervor wachsen nur braune welke Gräser und hin und wieder dornige Sträucher.

Als wir am ersten Brunnen vorüber waren gewahrten wir einen berühmten Baum, welchen die Indianer als den **Altar** des **Walitschu** oder **Gualitschu** verehren. Er liegt an einer Stelle wo die Ebene sich etwas erhöht und bildet eine weithin sichtbare Landmarke. Sobald die Indianer ihn erblicken, bezeigen sie ihm ihre Verehrung durch lauten Zuruf. Der Baum selbst ist niedrig, hat ein ausgedehntes Gezweig und viele Dornen; gleich oberhalb der Wurzel hält sein Durchmesser etwa drei Fuß. Weit und brei hat er weder Nachbar noch Gefährten, er war überhaupt der erste Baum welcher uns zu Gesicht kam, erst späterhin trafen wir einige von derselben Art, sie waren aber keineswegs häufig. Es war Winter und der Baum hatte keine Blätter, statt derselben hingen an ihm unzählige Fäden, an welche die Opfergaben befestigt waren, zum Beispiel Cigarren, Fleisch, Stückchen Tuch und dergleichen mehr. Ganz arme Indianer die nichts Anderes besitzen, ziehen einen Faden aus ihrem Poncho und binden ihn am Baume fest; wohlhabendere schütten geistiges Getränk oder Maté in ein Loch und blasen den Tabacksrauch in die Höhe, weil das dem Walitschu angenehm ist. Rings um den Baum lagen gebleichte Knochen von geopferten Pferden. Jeder Indianer, ohne Ausnahme des Alters oder Geschlechts bringt sein Opfer dar; dann hat er Glück und Gedeihen und seine Rosse ermatten nicht. Der Gaucho welcher mir das Alles erzählte, fügte hinzu, er sei bei derartigen Opfern zugegen gewesen, und habe gewartet bis die Indianer abgezogen seien, um mit seinen Ge- Gefährten die dargebrachten Opfer vom Baume zu rauben. Die Gauchos meinen der Baum gelte dem Indianer für den Gott selbst, es ist aber viel wahrscheinlicher daß er in ihm blos den Altar erblickt, und ich kann mir diese Wahl nur daraus erklären, weil der Baum in einer so gefährlichen Gegend eine weithin sichtbare Landmarke bildet. In sehr beträchtlicher Entfernung erhebt sich die Sierra Ventana. Ein Gaucho erzählte mir, er sei einst einige Stunden nördlich vom Colorado neben einem Indianer geritten. Als er jenes Gebirges ansichtig wurde, erhob er ganz denselben Ausruf mit welchem die Indianer aus der Ferne den Baum begrüßen, legte seine Hand an die Stirn und zeigte dann nach der

Sierra hin. Dabei sagte er in gebrochenem Spanisch: zuerst sehen das Gebirge.

Diesen Walitschu oder Gualitschu hat auch Alcides d'Orbigny im April des Jahres 1829 besucht. Er erinnert daran daß die südlichen Indianerstämme eine Gottheit oder besser gesagt einen Genius annehmen, der manchmal wohlthätig einwirkt, im Allgemeinen aber bösartig ist; man begreift deshalb daß sie ihn mehr fürchten als verehren. Bei den Pataɡoniern heißt er, wie wir schon im vierten Buche S. 113 erwähnten, Achekenat-Kanet, bei den Puelches Gualitschu und bei den Aucas Quecubu. Jene Gegenden am Rio Negro und Colorado sind altes Gebiet der Puelches, deshalb führt auch der Baum, „welchem sie dieselbe Kraft wie dem Genius selbst beilegen", den Namen jener Puelches-Gottheit. Gewiß reicht die Verehrung desselben in frühere Zeiten hinauf. Wenn nach langen Streifzügen die Indianer ermüdet sind und die abgetriebenen Pferde einen schattigen Platz, wie der Baum ihn gewährt, erreichen, dann wollen die Thiere nicht weiter fort, sondern legen sich um auszuruhen; manchmal verenden sie dort auch. Darin sieht der Indianer die Einwirkung des bösen Geistes; deshalb dann Beschwörungen und Opfer um ihn günstig zu stimmen. Der Gualichu ist hier der Gott des Weges, mit dem man sich abfinden, den man für sich gewinnen muß, wenn man auf der Weiterreise nicht vom Misgeschick heimgesucht werden soll. Der Baum ist zwischen zwanzig und dreißig Fuß hoch, krumm, mit Stacheln besetzt und hat breiten runden Baumschlag. Der Stamm ist dick und knorrig, in Folge des hohen Alters mülmig und in der Mitte hohl. Er gehört zu den vielen Arten Akazien an welchen Schoten wachsen deren Inhalt süß ist; man bezeichnet sie im Lande mit der allgemeinen Benennung Algarobo. An jenem Gualichubaume ist nur auffallend daß er ganz einsam in der Ebene steht in deren ermüdender Einförmigkeit er für das Auge einen Ruhepunkt bildet. So konnte er allerdings den Indianern als eine Art von Wunderwerk erscheinen. Die an ihm befestigten Opfergaben schildert d'Orbigny ganz in derselben Weise wie Darwin; nur fügt er hinzu daß in dem hohlen Stamm auch Tabak, Papier zum Cigarren verfertigen, und manchmal Geldstücke niedergelegt werden. Das Ganze gleicht der Bude eines Trödlers. Pferde opfert der Indianer nur am Gualichu und am Ufer der Flüsse, die gleichfalls eine Art von göttli-

cher Verehrung genießen. Denn auch sie muß man fürchten, weil sie oftmals tief und reißend sind, und der Indianer so häufig hindurchreiten muß. Es erklärt sich leicht, daß herumstreifenden Horden daran liegt, die Wüste günstig für sich zu stimmen; sie sind in ihr von Durst und Hunger bedroht, und der Strom kann sie verschlingen *).

Etwa zwei Stunden nördlich von dem Baume des Walitschu hielt Darwin sein Nachtlager; seine luchsäugigen Gauchos erspähten eine Kuh, setzten ihr nach, warfen ihr die Fangschlinge über und schlachteten sie. Wir hatten hier, so fährt der Naturforscher fort, die vier Elemente, welche der Gaucho auf einer Lagerstätte „en el campo" für nothwendig hält, nämlich Weide für die Pferde, Wasser, das freilich nur in einer sumpfigen Pfütze bestand, Fleisch und Brennstoff. Die Gauchos waren hocherfreut, all diesen Luxus beieinander zu haben; dies war die erste Nacht welche ich unter freiem Himmel zubrachte. In der Unabhängigkeit des Gaucholebens liegt etwas ungemein Anziehendes. Der Reiter kann jeden Augenblick vom Rosse steigen und sagen: Hier wollen wir übernachten. Ueber der Erde lagert Todtenstille, die Hunde halten Wacht, die Gauchos bilden eine zigeunerartige Gruppe, und bereiten sich rings um das Feuer ihr Lager. Ich werde jene Nacht niemals vergessen.

Weiter nach Norden hin ist die Gegend eben so öde; sie hat gleichfalls nur ein spärliches Thierleben. Hin und wieder läßt sich ein Hirsch oder ein Guanaco blicken; am meisten kommt der A g u t i vor (Cavia patagonica), der dort unsere Hasen vertritt. Er hat nur drei Hinterzehen, ist zweimal so groß und wiegt zwanzig bis fünfundzwanzig Pfund. Der Aguti ist der rechte Freund der Wüste; man sieht diese Thiere oft zu

*) Dieser Gualichu in den patagonischen Einöden erinnert mich an eine Stelle in Mungo Parks erster Reise. Dieser fand im westlichen Afrika, etwa auf der Grenze von Wulli und Bondu, einen großen Baum, welchen die Landesbewohner N i m a T a b a nannten. „Er hat ein sonderbares Ansehn, da er mit unzähligen Lumpen und Stücken Zeuges behangen ist, welche durch die Wildniß reisende Leute zu verschiedenen Zeiten an die Zweige gebunden hatten, wahrscheinlich zuförderst um den Reisenden anzudeuten, daß nahe dabei Wasser gefunden wird. Allein der Gebrauch ist durch die Zeit so geheiligt worden, daß jetzt Niemand vorbeizugehen wagt, ohne etwas daran zu hängen. In der Nähe befindet sich ein Teich." — Offenbar ist ist dieser Nima Taba ein Fetisch, gerade wie der Walitschu A.

zweien und dreien hintereinander in geradem Strich über die Ebene hüpfen. Nach Norden hin kommen sie bis zur Sierra Tapalguen, 37 Grad 30 Minuten S. Br., vor; dort wird die Ebene plötzlich grüner und feuchter. Die Südgrenze bis wohin der Aguti sich verbreitet, liegt zwischen Port Desire und St. Julian; dort findet sich aber keine Veränderuug in der Bodenbeschaffenheit. Am Port St. Julian selbst, wo 1670 Capitain Wood Agutis antraf, kommen sie jetzt nicht mehr vor. Welche Ursache mag die Verbreitungssphäre eines solchen Thieres in einem unbewohnten Lande verändert haben? Wo das Viscacha lebt und Höhlen gräbt, dort benützt der Aguti diese letzteren, wo jenes Thier aber, wie um Bahia Blanca, nicht vorhanden ist, hölt er sich selber die Löcher. Dasselbe ist der Fall mit der Athene cunicularia, dieser kleinen Eule der Pampas welche als Schildwacht vor der Höhle steht; in der Banda Oriental (Uruguay) wo das Viscacha fehlt, muß auch sie sich ihre Höhle selber graben.

In der Nähe des Rio Colorado gewinnt das Land ein anderes Aussehen; die Ebene ist mit Rasen bedeckt, hat Blumen und Klee, Eulen kommen in Menge vor, und die Gegend gleicht den Pampas. Wir ritten durch einen schlammigen Sumpf, der im Sommer austrocknet, dann von einer Kruste verschiedener Salze überzogen ist, und deshalb als ein Salitral, Salpetergrube, bezeichnet wird. Wir fanden ihn mit niedrigen saftigen Pflanzen bedeckt wie sie am Meeresufer wachsen. Der Colorado war an der Stelle wo wir hinübersetzten sechzig Schritte breit, er hat aber im Durchschnitt eine noch einmal so beträchtliche Breite. Seinen vielfach gekrümmten Lauf bezeichnen Weiden und Binsen. Als wir am Ufer standen schwamm eine Heerde Rosse hindurch, welche von einer Abtheilung Soldaten ins Innere getrieben wurde. Diese Hunderte von Thieren, welche in derselben Richtung schwammen, hielten nur den Kopf aus dem Wasser und hatten die Nüstern weit aufgeblasen. Die Soldaten haben auf ihren weiten Streifzügen nur Pferdefleisch zu essen; damit begnügen sie sich. So sind sie im Stande sich leicht zu bewegen und rasch vorwärts zu kommen. Man kann unbeladene Pferde unglaublich schnell und weit über die Ebene treiben, und man hat mich versichert daß sie tagelang hintereinander fünfzig (?) Wegstunden zurücklegen.

Das Lager des Generals Rosas befand sich unweit vom Ufer, und bildete ein Viereck aus Karren, Geschütz, Strohhütten und dergleichen mehr.

Die Soldaten waren fast alle beritten; uns wollte bedünken daß nie zuvor eine so abscheuliche banditenartige Soldateska bei einander gewesen sein könne. Die meisten waren Mischlinge von Negern, Indianern und Spaniern. Leute solchen Ursprunges haben selten einen rechtschaffenen Ausdruck. Rosas hatte etwa sechshundert mit ihm verbündete Indianer unter seiner Fahne. Die Männer waren ein schlankgewachsener hübscher Schlag; ich überzeugte mich später daß der Wilde im Feuerlande von demselben Stamm ist, nur steht er auf einer weit tiefern Civilisationsstufe und ist durch Kälte und Mangel an guten Nahrungsmitteln häßlich geworden. Ich halte es für durchaus unstatthaft, die Patagonier und Feuerländer als zwei verschiedene Classen zu betrachten. Unter den jungen Chinas (Personen weiblichen Geschlechts von gemischter Abkunft) konnte manche für hübsch gelten; ihr Haar war zwar grob aber glänzend schwarz, und hing in zwei Flechten hinab; die Hautfarbe war licht, das Auge klar und glänzend, Bein, Arm und Fuß klein und zierlich gestaltet; Hand- und Fußknöchel, manchmal auch der Gürtel, mit breiten Strängen blauer Perlen geschmückt. Eine patagonische Familiengruppe gewährt einen interessanten Anblick. Zuweilen kam eine Mutter mit ihren zwei Töchtern zu unserm Rancho; alle drei saßen auf einem und demselben Pferde, rittlings wie Männer, nur ziehen sie das Knie höher hinauf; diese Gewohnheit rührt wohl daher daß die Rosse auf denen sie während der Reise sitzen gewöhnlich beladen sind. Den Frauen liegt das Ab- und Aufladen ob, sie müssen das Zelt für die Nacht aufschlagen, kurz sie sind was das Weib bei den meisten wilden Völkern ist, nützliche Sclaven. Der Mann ist Krieger, Jäger, besorgt die Pferde und verfertigt Alles was dem Reiter nothwendig erscheint; eine seiner Hauptbeschäftigungen besteht auch darin, daß er zwei Steine so lange an einander schlägt bis sie rund und als Bolas zu gebrauchen sind. Diese Wurfkugeln sind eine werthvolle Waffe für den Indianer; mit ihnen erlegt er das Wild und fängt er auch sein frei auf der Ebene schweifendes Roß ein. Im Gefecht trachtet er vor allem dahin vermittelst der Bolas das Roß seines Feindes niederzureißen und darauf diesen selbst mit dem Chuzo zu tödten. Manche dieser Patagonier, Männer wie Frauen, hatten ihr Gesicht roth bemalt; ich sah aber bei ihnen nie die horizontalen Streifen welche bei den Feuerländern üblich sind. Besonders großen Werth legen sie auf Silbersachen;

ich sah einen Kaziken, der Sporen, Steigbügel, Messergriff und Zaum von Silber hatte. Die Toldos dieser Indianer sind rund wie ein Backofen und mit Häuten überdeckt; vor der Oeffnung war ein Wurfspeer aufgepflanzt. Ich sah verschiedene Gruppen solcher Toldos, deren jede ihren besondern Kaziken hatte, und diese größeren Gruppen zerfielen wieder in kleinere, je nach der Verwandtschaft.

Von jenem Lagerplatz aus erreichte ich in zwei Tagen Bahia Blanca. Anfangs folgte ich dem Thale des Colorado, und die Alluvialebene auf dieser Seite schien für den Anbau von Getreide geeignet zu sein. Dann schlug ich die Richtung nach Norden ein, und kam in eine Gegend, welche von jener auf der andern Seite des Colorado ganz verschieden ist. Das Land war allerdings noch dürr und unfruchtbar, trug aber doch schon vielerlei Pflanzen; das freilich gebräunte und welke Gras war reichlicher, der dornigen Sträucher sah ich viel weniger. Nach und nach verschwanden diese letzteren, und die Ebenen waren völlig kahl, ohne alles Gebüsch. Diese Veränderung in der Vegetation bezeichnet den Anfang der großen Ablagerung von Kalkthonschiefer, welche die ausgedehnte Region der Pampas bildet, und das Granitgestein der Banda Oriental bedeckt. Von der Magellansstraße bis zum Colorado, auf einer Strecke von vierhundert Stunden, ist überall der Boden mit Kies überlagert; die Steine sind meist Porphyr, und wahrscheinlich ein von der Cordillere herabgekommenes Geschiebe. Nördlich vom Colorado wird diese Lage dünner, der Kiesel spärlicher, und dann geht auch die für Patagonien charakteristische Vegetation zu Ende.

Nach einem Ritte von etwa dreizehn Wegstunden gelangten wir an einen breiten Gürtel von Sanddünen, der sich, so weit das Auge reicht, nach Westen und Osten zieht. Diese Sandhügel lagern auf Thon, und deshalb können sich kleine Wasseransammlungen bilden, die in einer so dürren Gegend von unschätzbarem Werthe sind. Erhebungen und Einsenkungen des Bodens haben oft eine große örtliche Bedeutung; die beiden an sich armseligen Wasserplätze auf der weiten Strecke zwischen dem Rio Negro und dem Rio Colorado verdanken ihr Dasein geringen Unebenheiten in der Fläche; ohne sie würde auch nicht ein Tropfen Wasser vorhanden sein. Der Dünengürtel ist etwa vier Stunden breit; wahrschein-

lich bildete er in früheren Zeiten das Ufer einer großen tief ins Land reichenden Meeresbucht.

Bahia Blanca verdient kaum den Namen eines Dorfes. Es besteht aus einigen Häusern und Barracken für die Soldaten; das Ganze war mit Graben und Wall umzogen. Diese Niederlassung wurde 1828 angelegt, und dabei verfuhr die Regierung von Buenos Ayres unklug genug. Denn statt das verständige Beispiel der spanischen Vicekönige zu befolgen, welche das Land in der Nähe der ältern Niederlassung am Rio Negro von den Indianern kauften, nahm sie Land mit Gewalt; deshalb mußten sie denn auch Wälle aufwerfen, und die Ansiedler hatten großes Ungemach zu bestehen.

Die Gegend um Bahia Blanca trägt den Charakter einer Einöde, in welcher Sandflächen, salzige Lachen und Moräste mit einander abwechseln; nichtsdestoweniger leben dort Strauße, Hirsche, Agutis und Armadille in großer Menge. Diese letzteren geben, wenn man sie in ihrer eigenen Schale röstet, ein sehr schmackhaftes Gericht. Trinkwasser ist nicht vorhanden, selbst nach einem starken Regen kann man das Wasser nicht genießen, sobald es, wenn auch nur kurze Zeit auf dem salzigen Boden steht. Darwin litt auf seinen Ausflügen viel von Durst, während sein Führer nicht begreifen konnte, daß sich ein Mann durch vierundzwanzigstündiges Entbehren von Wasser angegriffen fühlte. Der Boden hat eine salzige Kruste, sie ist aber von anderer Beschaffenheit als bei den Salinas. In manchen Gegenden Südamerika's, die ein mäßig trockenes Klima haben, sind dergleichen Incrustationen nicht selten, ich habe sie aber nirgends so reichlich angetroffen als bei Bahia Blanca. Das Salz besteht dort, wie in anderen Theilen Patagoniens, vorzugsweise aus schwefelsaurer Soda nebst etwas gewöhnlichem Salz. Die Spanier bezeichnen diese salzigen Krusten unrichtig als Salitrales, weil sie das Glaubersalz für Salpeter halten; so lange der Boden feucht bleibt, sieht man nichts als eine weite Fläche schwarzen Schlammes; nachdem aber das Wetter ungefähr eine Woche lang trocken gewesen, ist die Ebene weit und breit weiß, wie mit Schnee überdeckt. Diese Salitrales kommen nur auf Flächen vor, die wenige Fuß über dem Meere liegen oder auf angeschwemmtem Land an Stromufern.

Von der sogenannten Punta alta kann man das große Wasser-

becken überblicken, welches den Hafen von Bahia Blanca bildet. Dasselbe enthält eine Menge von Schlammbänken, welche als Cangrejales bezeichnet werden, weil auf ihnen kleine Krabben in großer Anzahl leben. Manche sind mit langen Binsen bestanden. Die Umgebung von Punta alta ist classischer Boden für fossile Knochen, eine wahre Katakombe für vorweltliche Thiere. Der Abend war ruhig, die Luft klar; weit und breit war die Gegend unbeschreiblich einförmig, man sah nichts als Schlammbänke und Möven, Sandhügel und Geier. Am andern Morgen fand Darwin Spuren von einem Puma; auch sah er ein paar Zorillos, Stinkthiere, die dort keineswegs selten vorkommen. Im Allgemeinen gleichen sie dem Iltis, sind aber viel größer und im Verhältniß dicker. Sie sind sich ihrer widerwärtigen Waffe wohl bewußt; streifen bei Tag über die weite Ebene, und fürchten sich weder vor Hunden noch vor Menschen. Was einmal von dem entsetzlich übel riechenden Oel des Zorillo besudelt ist, wird für alle Zeit unbrauchbar; ein paar Tropfen, die es auf einen Hund spritzt, machen denselben krank. Azara bemerkt ganz richtig, daß dieser böse Geruch sich weithin verbreitet; Darwin spürte ihn mehrmals am Bord der Beagle im Hafen von Montevideo, wenn der Wind vom Lande her wehte.

In der Thierwelt der nordpatagonischen Ebenen nimmt der südamerikanische Strauß eine vorragende Stelle ein. Er nährt sich von Pflanzenstoffen, namentlich von Gras und Wurzeln. Darwin sah, daß er zu dreien oder vieren bei Ebbezeit die trockenen Schlammbänke bei Bahia Blanca besuchte; die Gauchos behaupten, er thue es, um dort kleine Fische zu fangen. Er ist sehr scheu, behutsam und schlau, liebt die Einsamkeit und läuft äußerst schnell; nichtsdestoweniger wird er eine leichte Beute des Gaucho, der ihn mit seinen Wurfkugeln erreicht. Der Vogel wird ängstlich und verwirrt, sobald er sich von einigen Reitern verfolgt sieht, und weiß dann nicht wohin er entfliehen soll. Am liebsten läuft er gegen den Wind; sobald er sich in Bewegung setzt, breitet er die Flügel aus und setzt, man möchte sagen, alle Segel bei. Wir müssen bemerken, daß der Strauß, dieser Bewohner der dürren Einöden, keineswegs Scheu vor dem Wasser hat. An der Bai von San Blas und bei Port Valdes in Patagonien hat King mehrmals beobachtet, wie zwei Strauße von einer Insel zur andern schwammen; beide Punkte waren

zweihundert Schritte von einander entfernt; die Thiere kamen freilich nur langsam vorwärts. Darwin sah einige dieser Vögel durch den Santa Cruzfluß schwimmen; derselbe war etwa vierhundert Schritte breit und die Strömung sehr reißend. Auch in Australien schwimmt der Emu; Capitain Sturt hat diese Erscheinung am Murrumbidgee beobachtet. Das Männchen ist größer als das Weibchen, dunkler gefärbt und hat einen dickern Kopf. Es giebt einen eigenthümlichen tiefen und doch zischenden Laut von sich. In den Monaten September und October lagen weit und breit Straußeneier zerstreut umher, entweder einzeln, und dann werden sie niemals bebrütet und heißen bei den Spaniern Huachos, oder sie befinden sich in flachen Vertiefungen, welche das Nest bilden. Darwin untersuchte vier Nester; drei davon enthielten je 22, das vierte 27 Eier; er fand einst an einem einzigen Tage 64 Eier, davon 44 in zwei Nestern; die übrigen 22 waren verstreut umher liegende „Huachos." Im Lande selbst behauptet man allgemein, und die Sache hat ohne Zweifel ihre Richtigkeit, daß nur allein das Männchen brütet, und einige Zeit die Jungen begleitet. Es liegt sehr fest auf den Eiern und läßt sie nicht im Stiche, selbst wenn ein Reiter naht; manchmal wehrt es sich mit Wuth, greift den Gaucho an und sucht ihn durch Schläge mit den Flügeln vom Pferde zu werfen. Mehrere Weibchen legen Eier in ein und dasselbe Nest. Darwin erfuhr von Gauchos, daß diese beobachtet hatten, wie im Laufe eines Tages nicht weniger als fünf Weibchen zu ein und demselben Neste gingen. In Afrika ist Aehnliches beobachtet worden. Dieser scheinbar auffallende Umstand erklärt sich leicht. Die Zahl der Eier in einem solchen Neste beträgt 20 bis 40, ja manchmal bis zu 50 Stück; Azara will sogar wissen, daß sie bis auf 70 oder 80 steige. Das Weibchen legt viele Eier, aber in einer bestimmten Zwischenzeit; ein gezähmtes Thier, das der eben erwähnte Reisende zu beobachten Gelegenheit fand, legte 17, jedes nach einem Zwischenraum von drei Tagen. Wenn ein Weibchen nun seine eigenen Eier ausbrüten wollte, so wären die ersten schon verdorben bevor das letzte nur gelegt wäre. Legen aber mehrere Hennen ihre Eier in ein und dasselbe Nest, so gestaltet sich die Sache anders. Darwin glaubt, daß die Anzahl der Eier in jedem Neste etwa so viel betrage als die Henne durchschnittlich für eine gegebene Brütezeit legt; daraus zieht er den Schluß, daß nicht

mehr Weibchen vorhanden seien als es Nester gebe, und jeder Hahn sich der Arbeit des Ausbrütens unterziehen müsse, zu einer Zeit, wo es dem Weibchen unmöglich wäre selber zu brüten, weil sie eben noch mehr Eier legen müssen. Das häufige Vorkommen von Huachos erklärt sich gleichfalls. Für manche Hennen hat es seine Schwierigkeit sich zu gemeinschaftlichem Zwecke zu vereinigen, und einen Hahn zu finden, welcher sich zum Brüten herbeiläßt.

Am Rio Negro sprachen die Gauchos häufig von einem seltenen Vogel, den sie Avestruz Petise nannten; er sei kleiner als der gewöhnliche Strauß, habe aber im Uebrigen mit demselben große Aehnlichkeit. Seine Farbe ist dunkler und gesprenkelt, seine Beine sind kürzer und weiter nach unten hin befiedert; die Eier sind kleiner, haben eine Gestalt, die von jener der größeren Strauße verschieden ist, und eine blaßbläuliche Farbe. Diese Art kommt am Rio Negro nur selten vor, weiter nach Süden hin ist sie dagegen ziemlich häufig. Gould hat sie Struthio Darwinii, den Darwinischen Strauß, benannt. Dieses Thier ist sehr scheu; wenn es seinen Lauf beginnt, breitet es die Flügel nicht aus, unterscheidet sich also auch hier von der größern Art. Diese letztere, Struthio rhea, der Nandu, bewohnt die La Plataländer bis etwas südlich vom Rio Negro, ungefähr bis 41 Grad S. Br.; Struthio Darwinii hat das südliche Patagonien zu seiner Domaine. Uebrigens hatte schon der vortreffliche Dobrizhoffer beobachtet, daß Südamerika zwei verschiedene Arten von Straußen besitze.

Sehr häufig ist ein kleiner Vogel, Tinochorus rumicivorus, der seltsam genug etwas von der Schnepfe und etwas von der Wachtel an sich hat. Man findet ihn überall im südlichen Südamerika auf dürren Ebenen oder offenem, trockenem Weideland paarweise oder in kleinen Schwärmen an den ödesten Stellen, wo kaum eine andere Creatur im Stande ist sich zu ernähren. Sobald man sich den Thieren nähert, drücken sie sich dicht auf die Erde, und man kann sie kaum von derselben unterscheiden. Beim Suchen nach Futter gehen sie langsam, mit den Beinen weit auseinander. Sie baden sich im Staube und fliegen volkweise wie die Rephühner. In Bezug auf Magenbildung, welche auf Pflanzennahrung hinweis't, den gebogenen Schnabel, die fleischigen Nasenlöcher, kurzen Beine und Gestalt des Fußes hat der Tinochorus große

Aehnlichkeit mit der Wachtel; aber im Fluge sieht er ganz anders aus. Seine langen spitzen Flügel sind völlig verschieden von jenen der Hühnervögel, das Fliegen selbst ist unregelmäßig; beim Aufsteigen stößt er einen klagenden Schrei aus, und man könnte ihn dann beinahe für eine Schnepfe ansehen. Und in der That gehört er zu den Sumpfvögeln.

Vom Geschlecht Furnarius kommen einige Arten vor, sämmtlich kleine Vögel, die am Boden in offenen trockenen Gegenden leben. Ihr Bau gleicht keiner europäischen Form. Die Ornithologen rechnen dieselben zu den Kriechvögeln, sie gehören aber keineswegs zu dieser Familie. Am besten bekannt ist die Art, welche man als Ofenvogel vom La Plata bezeichnet, und den die Spanier Casara oder Hausmacher nennen. Er heißt so, weil er sein Nest in sehr ausgesetzten Lagen baut, zum Beispiel oben auf einen Pfahl, auf den nackten Fels oder auf einen Cactus; es besteht aus Schlamm und Strohhälmchen, hat sehr dicke Wände und gleicht einem Backofen oder einem Bienenkorbe. Die Oeffnung ist breit und gewölbt, und ihr gerade gegenüber im Neste selbst befindet sich eine Scheidewand, welche beinahe bis zur obern Wölbung reicht, und gleichsam ein Vorgemach zu dem eigentlichen Neste bildet. Eine andere kleinere Art, Furnarius cunicularius, gleicht dem Ofenvogel durch ihr röthliches Gefieder, durch ihr Geschrei, und läuft in sonderbarer Art satz- oder sprungweise. Die Spanier nennen diesen Vogel Casarita oder kleinen Hausbauer, obwohl er sein Nest in ganz anderer Weise verfertigt; er macht dasselbe auf dem Boden eines engen walzenförmigen Loches, das angeblich sechs Fuß weit unter der Erde wagerecht fortläuft, und zwar allemal in festem Sandboden in Straßenböschungen oder Flußufern.

Vom Armadill kommen drei Arten vor, nämlich Dasypus minutus oder Pichy, D. villosus oder Peludo und der Apar. Der erstere wird zehn Grad weiter nach Süden hin gefunden als die beiden anderen; eine vierte Art, der Mulita, reicht südlich nicht bis Bahia Blanca. Alle haben ziemlich einerlei Lebensweise; doch ist der Peludo ein Nachtthier, während die übrigen bei Tag über die offene Ebene wandern und sich von Käfern, Wurzeln, Larven und selbst von kleinen Schlangen nähren. Der Apar wird gewöhnlich Mataco genannt; er hat nur drei bewegliche Gürtelstreifen, der übrige Theil seines Panzers

ist beinahe unbiegsam; doch kann er sich kugelrund zusammenballen wie eine Art englischer Kellerasseln und ist dann sicher vor dem Angriff des Hundes, weil dieser die ganze Kugel nicht packen kann. Sie entschlüpft ihm und so ist dieser harte Panzer des Mataco ein besserer Schutz als dem Igel seine Stacheln sind. Das Pichy liebt trockenen Boden und verweilt am liebsten auf den Sanddünen an der Küste, wo doch monatelang kein Wasser zu finden ist. Dieses niedliche Thier gräbt sich so rasch in den weichen Boden ein, daß sein Hintertheil wie im Nu unsichtbar ist. Unter den Schlangen, deren viele Arten vorkommen, ist ein Trigonocephalus sehr giftig, und bildet gewissermaßen einen Uebergang von der Viper zur Klapperschlange. Darwin bemerkte, daß der Schwanz derselben spitz zulaufe und etwas abgeplattet sei; der letzte Zoll vibrirt unaufhörlich, wenn diese Schlange sich fortbewegt; streift er an dürres Gras oder Gestrüpp, so entsteht ein klapperndes Geräusch, das man auf eine Entfernung von sechs Fuß deutlich vernehmen kann. Auch schüttelt das Thier jedesmal seinen Schwanz, wenn es gereizt oder überrascht wird.

In Bezug auf das Ueberwintern der Thiere in jenen Einöden Südamerika's machte Darwin folgende Bemerkungen. Als wir, schreibt er, am 7. September 1832 bei Bahia Blanca ankamen, glaubten wir, daß in einer so sandigen und dürren Region thierisches Leben außerordentlich spärlich vorhanden sein müsse. Aber beim Nachgraben fanden wir einige Insekten, große Spinnen und Eidechsen in halberstarrtem Zustande. Am 15. ließen sich schon einige kleine Thiere blicken, und am 18., drei Tage vor der Tag- und Nachtgleiche, verkündete Alles den Eintritt des Frühlings. Die Ebene war nun mit den blaßrothen Blumen des Sauerklees, mit wilden Erbsen, Oenotheren und Geranien geschmückt; die Vögel begannen Eier zu legen. Zahlreiche Käfer, namentlich Lamellicornien und Heteromeren, krochen langsam hervor, während Eidechsen überall sichtbar wurden. Während der ersten elf Tage, so lange die Natur gleichsam noch ruhte, betrug die Mitteltemperatur nach Beobachtungen, die alle zwei Stunden am Bord der Beagle gemacht wurden, 51 Grad F., und um Mittag stieg das Thermometer selten über 55 Grad. In den elf folgenden Tagen, als das Leben erwachte, betrug die Mitteltemperatur 58 Grad, und die Mittagswärme zwischen 60 und 70 Grad F. Also war die mittlere Temperatur um 7 Grad gewachsen,

die Wärme um Mittag weit mehr gestiegen. Das war hinreichend, um ein reges Leben zu erwecken. In Montevideo, das wir ganz kürzlich verlassen hatten, betrug für die dreiundzwanzig Tage, vom 26. Juli bis 19. August, laut zweihundertsechsundsiebenzig Beobachtungen, die mittlere Temperatur 58 Grad 4; jene des wärmsten Tages 65 Grad 5; die kälteste 46 Grad F.; der niedrigste Stand des Thermometers war 41 Grad 5; um Mittag stieg er dann und wann auf 69 oder 70 Grad. Bei dieser hohen Temperatur lagen fast alle Käfer, manche Spinnengattungen, Schnecken, Kröten, Eidechsen erstarrt unter den Steinen. Bahia Blanca liegt 4 Grad südlicher, und hat ein nur wenig kühleres Klima; hier aber war dieselbe Temperatur bei weit weniger extremem Wärmestande hinreichend das Leben bei jenen Thieren wach zu rufen. Daraus geht hervor, daß der Anreiz welcher erforderlich ist überwinternde Thiere aus ihrer Ruhe zu erwecken, durch das gewöhnliche Klima einer Gegend und nicht von der absoluten Wärme bedingt ist. Bekanntlich wird zwischen den Wendekreisen die Ueberwinterung, oder genauer ausgedrückt die Durchsommerung, der Thiere nicht durch die Temperatur, sondern durch die trockene Jahreszeit bestimmt.

In Bahia Blanca ging es während der Anwesenheit Darwins sehr unruhig zu. Eines Tages kamen 300 Mann Soldaten vom Rio Colorado, unter ihnen viele „zahme" Indianer, welche auf Seiten der Argentiner gegen die Wilden fochten. Man kann sich aber nichts Wilderes denken als jene Zahmen auf ihrem Lagerplatze. Einige tranken bis sie völlig berauscht waren, andere schlürften das warme Blut, so wie es aus den Adern der geschlachteten Thiere hervorkam; die Ueberfüllung mit Branntwein und Blut hatte Erbrechen zur Folge, und so lagen diese „Mansos" am Boden! Am andern Morgen stiegen sie zu Pferde, um dem „Rastro," das heißt der Spur des Feindes zu folgen, und wenn dieselbe auch bis zu den Gebirgen von Chile führe. Ein Blick auf die Spur oder Fährte sagt diesen Indianern was sie zu wissen brauchen, sie lesen daraus eine ganze Geschichte. Nehmen wir zum Beispiel an sie wollen eine Fährte untersuchen, welche eintausend Rosse zurückgelassen haben. Zuerst bemühen sie sich herauszubringen, wie viele etwa Reiter getragen haben; das ermitteln sie indem sie nachsehen, wie viele Pferde in leichtem Galopp gegangen sind. Aus der Tiefe, welche die Hufe im Boden machen,

ersehen sie mit Sicherheit wie viele Pferde beladen waren; die Unregelmäßigkeit in den Eindrücken deutet an, bis zu welchem Grade die Thiere ermüdet waren. Aus der Art und Weise wie geritten worden ist, können sie abnehmen ob die Reisenden Eile hatten, und aus mancherlei Kennzeichen ersehen sie allemal seit wie lange jene irgend einen Platz verlassen haben. Es schadet nichts wenn eine Fährte auch schon zehn oder vierzehn Tage alt ist. Die eben erwähnten Soldaten waren, unter ihrem Führer Miranda, vom westlichen Ende der Sierra Ventana in direkter Linie bis zur Insel Choelechel oder Kreuz-Eiland geritten, die etwa achtzig bis neunzig Stunden von der Mündung des Rio Negro in diesem Strome liegt, und der Weg führte auf einer Strecke von beinahe anderthalbhundert Wegstunden durch eine völlig unbekannte Gegend. Es giebt gewiß nur wenige Truppen, welche sich mit solcher Unabhängigkeit und Raschheit von einer Stelle zur andern bewegen als diese argentinischen Reiter. Ihr Wegweiser ist die Sonne, ihre Nahrung besteht in Stutfleisch, als Bett dient ihnen die Pferdedecke, und so lange sie nur ein wenig Wasser finden reiten sie fort und fort, gleichviel wohin.

Von der Art und Weise, wie der Krieg mit den Indianern geführt wurde, mag Folgendes einen Beweis geben. Darwin traf einige Tage später eine zweite Abtheilung dieser „banditenartigen" Soldaten, welche einen Zug gegen einen Stamm am kleinen Salinas unternahmen. Diese Argentiner hatten kurz vorher einen Sieg erfochten, mit dem es sich folgendermaßen verhielt. Einige gefangene Indianer erzählten von einem Stamme, der im Norden des Rio Colorado umherzog. Zweihundert Reiter wurden abgeschickt, um ihn anzugreifen, und erreichten die Wilden in einem öden Gebirgslande, das tief nach Westen hinein liegen muß, denn man konnte dort die Cordillere erblicken. Die ganze Horde, Männer, Weiber und Kinder zusammengerechnet, mochte etwa neunhundertundzwanzig Köpfe zählen; Alle wurden theils gefangen, theils getödtet, denn die Soldaten machen jeden männlichen Indianer nieder, dessen sie habhaft werden. Dadurch wurden die Wilden so eingeschüchtert, daß sie in Masse keinen Widerstand mehr wagen; sie fliehen und lassen sogar Weiber und Kinder zurück, sobald die Gefahr groß war. Aber wenn sie sich vom Feinde erreicht sehen, dann halten sie Stand und wehren sich, gleichviel wie stark die Uebermacht auch sei, bis auf den letzten

Mann. Ein sterbender Indianer biß im Gefecht seinen argentinischen Gegner in den Daumen, und ließ auch dann nicht los als man ihm ein Auge ausgedreht hatte; ein anderer war verwundet und stellte sich todt, dann ergriff er rasch ein Messer und rannte es seinem Gegner in den Leib. Der Soldat, bei welchem Darwin Erkundigungen einzog, erzählte ferner, daß einst ein Indianer um Gnade gebeten habe. Aber dabei suchte er insgeheim seine Wurfkugeln vom Gürtel loszumachen, um seinen Feind damit zu tödten. „Ich hieb ihn gleich mit meinem Säbel zu Boden, stieg dann vom Pferde und schnitt ihm den Hals ab." Das sind allerdings schauderhafte Vorgänge, es ist aber noch weit abscheulicher, daß alle Weiber, die über zwanzig Jahre alt sind, mit kaltem Blute hingewürgt werden. Als der Naturforscher ein solches Verfahren für unmenschlich erklärte, entgegnete der Soldat: „Was läßt sich da anderes machen? Sie bekommen so viele Junge!" Die Argentiner finden eine derartige Kriegführung ganz in der Ordnung, weil es sich um „Barbaren" handelt. Die Kinder wurden nicht abgeschlachtet, sondern verkauft und mußten Sclavendienste verrichten; sie wurden von ihren Herren sehr gut behandelt.

Wie wild und roh überhaupt noch Vieles im südlichen Buenos Ayres ist, mag Folgendes zeigen. D'Orbigny besuchte am südlichen Ufer des Rio Negro die Estancia de Ramos. Zu seinem nicht geringen Erstaunen fand er unweit derselben eine große Menge vertrockneter Menschenleichen, die verstreut auf dem Felde umherlagen und zum Theil von den Geiern, zum Theil von den Schweinen angefressen worden waren. Er fragte seinen Diener, wie denn alle diese Leichen dorthin gerathen seien und weshalb man sie nicht begraben habe? Der Peon entgegnete, im verflossenen Jahre (1828) seien zwei nach Brasilien bestimmte, mit Negersclaven beladene Schiffe von den argentinischen Corsaren gekapert und nach dem Rio Negro aufgebracht worden. Man hatte die Schwarzen ans Land gebracht und in einen Schuppen zusammengesperrt, welcher noch stand; sie waren ohne jegliche Kleidung und allen Unbilden des Winters preisgegeben. Niemand dachte daran, sie zu kleiden oder ihnen ein schützendes Obdach zu bereiten. So starben mehr als zweihundert, und die Leichen wurden, wie gesagt, auf das Feld geworfen. Der französische Reisende bemerkt: „Mich überlief ein Schauder und ich konnte

nicht begreifen, wie Menschen es über sich gewinnen mochten, ihresgleichen so grausam zu behandeln, weil sie noch nicht getauft waren, denn nur deshalb hatte man sie nicht begraben. Wer sich nicht zur römischen Kirche bekennt, ist ein „Barbaro," und nun gar noch ein Neger! Uebrigens wird auch die Leiche eines Indianers niemals eingescharrt, und während des Krieges wurden auch die im Gefecht gebliebenen Brasilianer nicht begraben, weil sie „Feinde" seien. Ich war erstaunt, in einem Lande, wo man gegen die Landsleute so gastfreundlich verfährt und auch den befreundeten Ausländer wohlwollend behandelt, so viel Grausamkeit anzutreffen, ein monströses Gemisch oder Nebeneinander von gesellschaftlichen Tugenden und barbarischer Wildheit. —

Während des oben erwähnten Gefechts flohen vier Indianer, wurden aber verfolgt. Einer blieb todt auf dem Platze, die drei anderen nahm man gefangen. Es ergab sich, daß sie Boten oder Abgesandte einer beträchtlichen Anzahl von Indianern waren, die einen Bund zu gemeinsamer Vertheidigung geschlossen hatten und sich in der Gegend der Cordillere zum Kriege bereit hielten. Der Stamm, welchem sie eine Botschaft zu bringen hatten, wollte eben eine große Berathung halten, das Pferdefleisch war schon gebraten und der Tanz sollte beginnen. Am andern Morgen wären dann die Boten zu ihren Auftraggebern am Fuße der Cordillere heimgekehrt. Alle drei waren hübsche Männer, sehr hellfarbig, etwa 6 Fuß hoch, und keiner von ihnen hatte das dreißigste Jahr erreicht. Es lag den Argentinern viel daran, von ihnen Genaueres über den Kriegsplan der Indianer zu erfahren. Sie wurden also vorgeführt, in einer Reihe neben einander gestellt und aufgefordert, die an sie gerichteten Fragen zu beantworten. Die beiden ersten entgegneten allemal: „Ich weiß nicht„ (no sé); dabei blieben sie und wurden deshalb erschossen. Der eine sagte: „Gebt Feuer; ich bin ein Mann und weiß zu sterben!" Er wollte seine Freunde nicht verrathen. Dagegen rettete jener Kazike sein Leben, indem er den ganzen Kriegsplan enthüllte und zugleich angab, in welcher Gegend die verbündeten Indianer ihren Sammelplatz hatten. Dort waren schon sechs- bis siebenhundert Krieger beisammen und man erfuhr, daß während der Sommermonate ihre Zahl auf das Doppelte anwachsen solle. Man hatte auch Boten zu den Stämmen am kleinen Salinas in der Nähe von Bahia Blanca gesandt, und es ging

daraus hervor, daß die Indianer von den Andes bis zum atlantischen Ocean mit einander in Verbindung standen.

Rosas hatte einen klugen Plan ersonnen, um der Indianer Meister zu werden. Er wollte Alle, deren man einzeln habhaft werden konnte, niederhauen oder erschießen lassen, die übrigen zusammentreiben, um sie in Masse angreifen zu können, und zwar in den Sommermonaten, die er wohl deshalb wählte, weil dann die Ebenen vollkommen dürr sind, und deshalb die Indianer sich an bestimmte Richtungen und Straßen gebunden sehen, wo sie Wasser finden. Diese Kriegszüge sollten drei Sommer hintereinander und zwar unter Beihilfe der Chilenen fortgesetzt werden. Rosas hatte Sorge getragen, daß die Indianer im Lande südlich vom Rio Negro keine Zuflucht finden konnten. Denn ein von ihm mit den Tehuelches bündig abgeschlossener Vertrag enthielt die Bestimmung: Jeder Indianer, welcher sich auf der Südseite des Rio Negro blicken läßt, soll von den Tehuelches getödtet werden, die für den Kopf eine bestimmte Summe erhalten. Erfüllen aber die Tehuelches diese Verpflichtung nicht, so wird auch gegen sie ein Vernichtungskrieg begonnen. Manche Stämme im östlichen Nordpatagonien hatten übrigens mit Rosas gemeinschaftliche Sache gemacht, und er benutzte sie in seinen Kriegen gegen die Horden, welche näher dem Gebirge zu wohnen. Diese indianischen Verbündeten stellte der General allemal in das Vordertreffen und an die gefährlichsten Punkte.

In dem obenerwähnten Gefecht hatte man zwei hübsche weiße Mädchen erbeutet; sie waren in früher Jugend von Indianern gefangen genommen worden und konnten nur noch Indianisch reden. Aus ihren Mittheilungen ging hervor, daß ihre Heimath in Salta (etwa 24 Grad. S. Br.) war, das in gerader Linie nahezu fünfhundert Stunden vom Rio Negro (etwa 40 Grad S. Br.) liegt. Aus jener Thatsache allein kann man abnehmen, über wie ungeheure Strecken die Indianer umherschweifen. Aber nach Ablauf eines halben Jahrhunderts wird es schwerlich noch wilde Indianer im Norden des Rio Negro geben. Der Vernichtungskrieg gegen sie ist zu blutig; der Christ mordet den Indianer und der Indianer den Christen. Der Eingeborene hat nach und nach dem Spanier Platz machen müssen. Als 1535 Buenos Ayres gegründet wurde, gab es im Lande Dörfer, welche einige tausend Bewohner zählten. Noch zu Falk-

ners Zeit, etwa 1750, machten die Indianer Einfälle bis Luxan, Areco und Arrecise; jetzt aber sind sie von den Spaniern auf das rechte Ufer des Salado getrieben und ganze Stämme ausgerottet worden. Was übrig geblieben, ist viel barbarischer geworden. Die Indianer leben nicht mehr in Dörfern, sind nicht ferner Fischer und Jäger, sondern schweifen, ohne eine eigentliche Heimat zu besitzen, über die weite Ebene. Kein eigentlicher Pampas-Indianer hat, beiläufig bemerkt, Bogen und Pfeile.

Die Entfernung von Bahia Blanca nach Buenos Ayres beträgt etwa zweihundert Wegstunden; das ganze Land ist unbewohnt, aber General Rosas hatte in gewissen Zwischenräumen „Postas" anlegen lassen. Nach einem langen Ritte kam Darwin an den Rio Sauce, einen tiefen und schnellfließendem Strom, der nicht über 25 Fuß breit ist. Die zweite Posta steht an seinem Ufer; etwas oberhalb derselben ist eine Furth; unterhalb derselben bis zum Meere ist der Strom nicht mehr praktikabel und bietet deshalb eine Schutzwehr gegen die Indianer, welche in diesem holzarmen Lande weder Flöße noch Kähne haben. Der Jesuit Falkner, dessen Angaben sonst im Allgemeinen durchaus zuverlässig sind, schildert ihn als beträchtlichen Strom, der am Fuße der Cordillere entspringe. In Betreff der Quelle mag das seine Richtigkeit haben; die Gauchos versicherten mich, schreibt Darwin, daß er mitten im Sommer, zu gleicher Zeit mit dem Rio Colorado periodisch anschwelle, und diese Erscheinung kann nur daher rühren, daß ihm Wasser zugeführt wird, wenn in den Andes der Schnee schmilzt. Aber es ist durchaus unwahrscheinlich, daß ein so kleiner Fluß wie der Sauce war, als ich ihn sah, die ganze Breite des Festlandes durchströmen könne. Wäre er Rückstand oder Zubehör eines großen Stromes, dann müßte sein Wasser salzhaltig sein. Allein es ist rein und klar, und für die Winterzeit muß man seine Quellbäche an der Sierra Ventana suchen. Ich vermuthe, daß die patagonischen Ebenen, gleich jenen Australiens, von manchen Strömen durchzogen werden, deren Bett nur zu gewissen Jahreszeiten mit Wasser angefüllt ist.

Die Siera Ventana kann man vom Ankerplatze bei Bahia Blanca aus sehen. Capitain Fitz Roy berechnet den höchsten Punkt dieses Gebirges auf 3340 englische Fuß, was für die östliche Seite des Continentes schon als eine beträchtliche Erhebung gelten kann. Ich wüßte

nicht, daß irgend ein Fremder vor mir diese Höhen besucht hätte, und selbst in Bahia Blanca wußten nur wenige Soldaten etwas von ihnen. Wir hörten Allerlei erzählen über Kohlenlager, Gold und Silber, Höhlen und Wälder, was alles meine Neugierde erregte; sie wurde aber völlig getäuscht. Die Entfernung von der Posta betrug etwa sechs spanische Meilen. Wir hatten große Mühe, am Fuße der Hauptkette ein wenig Wasser zu finden; endlich fanden wir etwas dicht am Gebirge und überzeugten uns, daß die Bäche schon nach einem Laufe von wenigen hundert Schritten sich in dem bröcklichen Kalksteine und dem losen Gerölle verlieren. Ich glaube nicht, daß irgendwo die Natur eine ödere Felsenmasse geschaffen hat; der Thau, welcher beim Einbruch der Nacht die Satteldecken benetzte, unter welchen wir schliefen, war am andern Morgen gefroren; die Ebene schien horizontal zu sein, sie stieg aber allmälig bis zu 900 Fuß Meereshöhe an.

Darwin schildert seine Besteigung des zumeist aus weißem Quarz bestehenden Gebirges als nicht lohnend, sogar die Aussicht fand er unbedeutend. Am andern Tage, als er wieder zur Posta am Rio Sauce zurückritt, bemerkte er eine große Anzahl Hirsche und ein Guanaco. Auf seiner Weiterreise nach Norden begegneten ihm fünfzehn Soldaten, die eine zahlreiche Heerde von Ochsen und Pferden trieben. Dergleichen ist auf diesen weiten Ebenen mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden; denn wenn in der Nacht ein Puma oder nur ein Fuchs nahe kommt, laufen die Pferde nach allen Richtungen fort und ein Sturm übt dieselbe Wirkung. Auch mit Indianern traf der Naturforscher wieder zusammen und erkannte sie schon aus der Ferne daran, daß ihr langes Haar über den Rücken herabwallte. Sie tragen gewöhnlich ein Stirnband um das Haupt, aber niemals eine Kopfbedeckung; ihr schwarzes Haar hängt über das dunkle Gesicht herab, das dadurch einen sehr wilden Anblick bekommt. Die Indianer essen viel Salz und ihre Kinder saugen es wie Zucker. Dadurch unterscheiden sie sich wesentlich von den Gauchos, welche zwar eine ähnliche Lebensweise führen, aber nur selten Salz und dann wenig genießen. Schon Mungo Park hat bemerkt, daß insbesondere Völker, die sich vorzugsweise von Pflanzenstoffen nähren, ein großes Verlangen nach Salz tragen.

An einer Lagerstätte, wo Darwin Nachtruhe hielt, fand er viele

Soldaten. Wie buntschäckig das argentinische Heer zusammengesetzt war, ließ sich hier auf einen Blick erkennen. Der eine Soldat war ein hübscher junger Neger, der andere ein Mischling von Indianer und Neger, der dritte ein alter chilenischer Bergmann und der vierte ein Mulatte. Sie spielten Karte und die Gruppe glich auf ein Haar einem Gemälde von Salvator Rosa. Alle vier saßen um ein Feuer unter einem niedrigen Felsenvorsprunge; ringsum lagen Hunde, Waffen, Ueberreste von Hirschen und Straußen umher; die langen Speere steckten im Rasen und im Hindergrunde standen die völlig angeschirrten Rosse, weil die Reiter bei jeder drohenden Gefahr rasch aufsitzen wollten. Wenn die tiefe Stille der Nacht durch das Anschlagen eines Hundes unterbrochen wurde, dann verließ der eine oder andere Soldat das Feuer, legte den Kopf dicht auf die Erde und spähte. Zur Schlafstätte diente diesen Kriegern eine aus Distelstengeln aufgeführte Hütte, die weder vor Wind noch vor Regen schützte. Zu essen hatten sie nichts Anderes, als was sie in der Wüste erjagten, also Strauße, Hirsche, Armadille und dergleichen; als einziger Brennstoff war eine aloeartige Pflanze zur Hand. Sie rauchten Papiercigarren und tranken Mate. Ueber ihnen schwebten Aasgeier. Diese letzteren mochten wohl denken: Wenn die Indianer kommen, dann giebt es für uns ein Festmahl.

Auf jenen Ebenen sind drei repphühnerartige Vögel sehr häufig (zwei Tinamus und Eudromia elegans); sie haben an einem kleinen, sehr hübschen Fuchse, der sich in großer Menge blicken läßt, einen gefährlichen Feind. Auch der Puma ist hier nicht selten. Straußennester sind immer ein willkommener Fund; ein Straußenei wiegt beinahe so viel als elf Hühnereier. In der Nähe der Postas stecken die Soldaten zu gewissen Zeiten die Ebene in Brand, hauptsächlich um die Weide für das Vieh zu verbessern. Auf Grasflächen, wo nicht viel große Wiederkäuer weiden, erscheint es nothwendig, zuweilen die überflüssige Vegatation durch Feuer zu vertilgen, damit der neue Nachwuchs besser werde. In jener Gegend fand Darwin den schwarzhalsigen Schwan, einen Regenpfeifer (Himantopus nigricollis) in zahlreichen Schwärmen, und den Teruteru (Vanellus ayanus), der sich in der Nacht häufig hören läßt, und in vieler Hinsicht unserm Kibitz gleicht; aber seine Flügel sind mit scharfen Sporen bewaffnet wie die Beine des Hahnes. Er verfolgt mit seinem Rufe:

Teruteru, von welchem er den Namen hat, den Reiter und scheint die Menschen zu hassen. Dem Jäger ist er eine äußerst widerwärtige Erscheinung, weil er allen andern Thieren das Herannahen desselben verkündet. Seine Eier sind, gleich denen unsers Kibitzes, eine vortreffliche Speise.

Am 16. September erreichte Darwin die siebente Posta; sie lag am Fuße der Sierra Tapalguen. Dort waren kurz vorher Schloßen von der Dicke kleiner Aepfel gefallen und hatten eine solche Härte, daß eine Menge wilde Thiere durch diesen Hagelschlag das Leben verloren hatten. Ein einziger Mann fand nicht weniger als dreizehn erschlagene Hirsche (Cervus campestris); der Reisende sah die frischen Häute; einige Stunden nachher brachte ein anderer Mann noch sieben Hirsche. Man hatte funfzehn erschlagene Strauße gezählt, andere hatten ein Auge verloren; eine Menge Vögel lagen todt umher. Schon der alte Dobritzhoffer erzählt, daß in einer allerdings weit nördlicher gelegenen Gegend Hagel von ungewöhnlicher Größe fiel und eine Menge Vieh erschlug. Die Indianer nannten die Stelle Lalegraicavalca, das heißt, die kleinen weißen Dinger.

Die **Sierra Tapalguen** ist eine niedrige, nur ein paar hundert Fuß hohe Hügelreihe, die am Cap Corrientes beginnt. Auf der **Posta am Rio Tapalguen** lernte Darwin ein neues Gericht kennen, das im Lande sehr beliebt ist, nämlich ein ungeborenes „Kalb“ von einem Puma (amerikanischen Löwen). Das Fleisch ist sehr weiß und schmeckt, als wäre es ächtes Kalbfleisch. Man hat sich wohl lustig über die Behauptung gemacht, daß Löwenfleisch eine geschätzte Speise sei und in Farbe, Geschmack und Geruch große Aehnlichkeit mit Kalbfleisch habe. Mit dem Puma ist das allerdings der Fall. Die Gauchos sind nicht einig darüber, ob das Fleisch des amerikanischen Tigers, des Jaguar, ein gutes Gericht abgebe, aber Katzenfleisch halten sie alle für einen Leckerbissen. In der Ebene von Tapalguen standen viele Toldos von Indianern, die mit den Argentinern im Bunde waren, auch sah man dort drei spanische Gehöfte, in welchen der englische Reisende Brot kaufen konnte. Seit mehreren Tagen hatte er dasselbe entbehrt. Der Gaucho in den Pampas genießt oft monatelang nichts als Rindfleisch, aber er nimmt es zu sich mit einer Menge von Fett, das nicht so durchaus animalisch ist

als mageres Fleisch. Er ißt zum Beispiel getrocknetes Fleisch, namentlich vom Aguti, nicht gern. Der Nordpolreisende Richardson bemerkt einmal, Leute, welche längere Zeit ausschließlich von magerm Fleische sich nähren mußten, hatten ein so starkes Verlangen nach dem Genuß von Fett, daß sie eine große Menge reinen, ja sogar öligen Fettes ohne Ekel verzehrten. Die physiologische Thatsache ist jedenfalls von nicht geringem Interesse. Die Gauchos also leben vorzugsweise von Fleisch, und es hat vielleicht darin seinen Grund, daß sie, wie die fleischfressenden Thiere, lange Zeit fasten können.

In den spanischen Gehöften und den Toldos der Posta am Rio Tapalguen waren allerlei Sachen zum Verkauf ausgestellt, an welchen die Kunstfertigkeit der Indianerinnen sich in sehr vortheilhaftem Lichte zeigte, z. B. Roßdecken, Gürtel, Bänder und dergleichen. Die Muster waren hübsch, die Farben glänzend und die Bänder so vortrefflich, daß ein englischer Kaufmann in Buenos Ayres meinte, sie seien in Großbritannien verfertigt worden. Nur als er fand, daß die Quasten oder Troddeln an diesen Kniebändern vermittelst gespaltener Thiersehnen befestigt waren, glaubte er das Gegentheil.

Erst bei der zwölften Posta, welche sieben spanische Meilen südlich vom Rio Salado liegt, traf Darwin die erste Estancia „mit Vieh und weißen Frauen" Von dort mußte er meilenweit durch überschwemmtes Gelände reiten, wo den Pferden das Wasser bis über die Knie reichte. Bei Einbruch der Dunkelheit gelangte er an den Salado, der dort sehr tief und etwa vierzig Schritte breit war. Im Sommer dagegen liegt sein Bett beinahe trocken, und das wenige zurückbleibende Wasser ist so salzig wie jenes im Ocean. Dort hatte General Rosas eine Estancia, die stark befestigt und von solchem Umfange war, daß der Reisende in der Dunkelheit sie für eine Stadt hielt. Am Morgen sah er unzählige Viehheerden. Rosas besaß in jener Gegend eine zusammenhängende Fläche Landes von nicht weniger als vierundsiebenzig Geviertmeilen. Seine Gehöfte zählten etwa dreihundert Viehhirten, welche zur Abwehr der Indianer vollkommen ausreichten.

Am 19. September kam er bei Guardia del Monte vorüber, einem kleinen Orte, dessen Häuser in Gärten verstreut liegen; dort sind Pfirsich- und Quincebäume in Menge, und die Ebene sieht ziemlich ge-

nau so aus wie bei Buenos Ayres; der Rasen ist kurz und hellgrün, hat Büschel von Klee und Disteln und das Viscacho baut hier seine Höhlen. Am linken Ufer des Salado hatte die Gegend einen durchaus andern Charakter; statt des groben Grases war die Narbe fein und schöngrün. Man wird anfangs geneigt sein, diesen Wechsel aus einer andern Bodenbeschaffenheit herzuleiten, die Landesbewohner versicherten aber mit großer Bestimmtheit, der Grund liege lediglich darin, daß hier Vieh in Menge weide und den Boden dünge. Dasselbe ist der Fall in der Banda Oriental, wo man gleichfalls einen großen Unterschied im Anblicke des Landes findet; die Ebenen um die volkreiche Stadt Montevideo sind mit feinem Grase bedeckt, während auf dem dünn bewohnten Savannas von Colonia das nicht der Fall ist. Auch auf den nordamerikanischen Prairien macht das grobe 5 bis 6 Fuß hohe Gras dem gewöhnlichen Grase Platz, sobald Viehheerden eine solche Weide längere Zeit begehen. Schon Azara hat mit Erstaunen diese Veränderung bemerkt; es fiel ihm auf, daß urplötzlich Pflanzen, welche in einer Gegend nicht vorkommen, an jedem Wege erschienen, der zu einem neuangelegten Viehschuppen oder Gehöfte führt. An einer andern Stelle sagt er: „Die wilden Pferde haben die Eigenthümlichkeit, daß sie ihre Excremente vorzugsweise auf Wegen oder am Rande derselben ablegen; man findet an dergleichen Stellen ganze Haufen Pferdedüngers." Daraus erklärt sich wohl zum Theil jene Erscheinung, und wir hätten somit Striche reichgedüngten Landes, die als Verkehrsbahnen über weite Strecken anzusehen sind.

Bei Guardia liegt die Südgrenze zweier europäischen Pflanzen, die gegenwärtig in jenen Theilen Südamerika's allgemein geworden sind. Der Fenchel wächst in großer Menge an den Gräben bei Buenos Ayres, Montevideo und anderen Städten. Aber die Kardone (spanische oder wilde Artischocke, Cynara cardunculus) hat eine viel weitere Verbreitung, denn sie kommt in diesen Breiten quer durch den ganzen Continent auf beiden Seiten der Cordillere vor. Darwin sah sie an selten besuchten Stellen in Chile, Entre Rios und der Banda Oriental; in diesem letztern Lande sind weite Strecken, vielleicht einige hundert Quadratmeilen, so völlig und massenhaft mit dieser stacheligen Pflanze bedeckt, daß jene Gegenden für Menschen und Thiere undurchdringlich sind. Auf den wellenförmigen Ebenen, wo diese Artischocke wuchert, kann keine

andere Pflanze mehr aufkommen. Früher müssen aber dort andere Gewächse gestanden haben, und Darwin meint, es gebe wohl auf Erden kein zweites Beispiel, daß eine fremdher ins Land gekommene Pflanze in so großem Maßstabe und so völlig die einheimische Vegetation verdrängt habe. Südlich vom Rio Salado hat der englische Naturforscher die Kardone nirgends angetroffen, doch meint er sie werde auch dort ihr Gebiet ausdehnen, sobald das Land bewohnt sein wird. Ganz anders verhält es sich mit der Riesendistel der Pampas (mit gefleckten Blättern), denn diese traf er im Thale des Rio Sauce an.

Wenige Länder haben seit 1535 so große Veränderungen erfahren, als jene am La Plata. Damals landeten die ersten Ansiedler mit zweiundsiebzig Pferden. Seitdem haben die Heerden von Pferden, Horn- und Wollvieh, die sich unzählig vermehrten, nicht nur den Anblick der ganzen Vegetation verändert, sondern auch den Hirsch, das Guanaco und den Strauß beinahe gänzlich nach Süden hin verdrängt. Auch sind ohne Zweifel viele andere Veränderungen eingetreten, denn in einigen Gegenden ist das wilde Schwein an die Stelle des Peccari getreten, wilde Hunde heulen an den bewaldeten Ufern der selten besuchten Flüsse, und unsere gemeine Katze, die sich in ein großes und sehr wildes Thier umgewandelt hat, bewohnt die Felsenhügel. D'Orbigny hat ganz richtig hervorgehoben, daß seit Einführung der europäischen Hausthiere der Aasgeier sich ganz außerordentlich vermehrt haben muß; besonders nach Süden hin hat er seine Verbreitungssphäre beträchtlich ausgedehnt. Ohne Zweifel sind außer dem Fenchel und der Kardone auch andere Pflanzen naturalisirt. Die Inseln an der Mündung des Paraná sind zum Beispiel dicht mit Pfirsich- und Orangebäumen bestanden, die aus Samenkernen erwuchsen, welche der Strom dort angetrieben hatte.

Am 20 September erreichte Darwin die Stadt Buenos Ayres.

Wir schließen diesem Abschnitte einige Bemerkungen aus Woodbine Parish und Darwin über die Geologie der Pampas an.

Besonders die alluvialen Gebilde treten mit großer Mächtigkeit und Verbreitung in Buenos Ayres auf. Wegen besonderer Verhältnisse, die diese Formation hier charakterisiren, hat man sie auch mit dem Namen der Pampasformation belegt. Ob sie mit unseren nordischen Alluvionen contemporär sei, kann man bezweifeln.

Während wir auf dem linken Ufer des La Plata, in Uruguay, ungeheure Felsen aus Thonschiefer, Gneiß und Granit finden, zeigt das rechte Ufer in Buenos Ayres nur eine große, einförmige, ermüdende Ebene, auf der meilenweit das Auge des Wanderers nichts als eine verbrannte Grasfläche mit kahlen Disteln bestanden erblickt. Man sieht keinen Stein auf dieser Fläche, die aus rothem Thonlager mit verhärteten Kalkconcentrationen zusammengesetzt ist. Hiezu kommen noch die bedeutenden Anschwemmungen, welche die Ströme von den Andes herabspülen; wie stark diese sind, kann man recht deutlich an der La Platabucht nachweisen. Historische und geologische Zeugnisse sprechen dafür, daß die La Platabucht dem Schicksale des Mississippi, Ganges, Nil, Indus u. s. w. nicht entgehen wird, daß der La Plata einst ein Delta bilden muß wie jene Flüsse. Einen schmalen Canal, der sich zwischen Gico und den Ortiz-Bänken befindet, ausgenommen, beträgt die durchschnittliche Tiefe des Stromes zwischen Buenos Ayres und Montevideo nur 20 Fuß. Wenn also jährlich nur ein halber Zoll der vom Flusse mitgeführten Sedimente hier abgesetzt wird, so reichen kaum fünfhundert Jahre hin, um an der Stelle, wo heute Schiffe aller Nationen fahren, eine große Strecke neuen alluvialen Landes zu bilden. Und auf eben die Weise, wie sich jetzt die La Platabucht verengert und einst ganz ausfüllen wird, entstand auch die ganze Pampasformation, die jetzt das Grab so vieler großer Vierfüßler ist. Unter den thonigen und kalkigen Schichten findet man ausgedehnte Lagen einer Meeresbildung, deren marine Entstehung die dort vorkommenden fossilen Meeresconchilien zur Genüge beweisen. Man hat sie mit dem Namen der Patagonischen Reihe belegt. Da in der einförmig ebenen Pampasformation Einschnitte in dem Boden höchst selten sind, so kann man die unterlagernde Meerformation nur an ihren Ausläufern, an den Andes und an den Küsten nachweisen. Daß sie am Fuße der Anden wirklich vorkommen, hat General Cruz zuerst hervorgehoben. In seinem mehrfach erwähnten Tagebuche sagt er: „In allen Hügeln und Thälern der Cordillere bis zum Chadi-Leubú-Strome hinab findet man viele Meeresreste, die einen Kalkstein bilden. Man hat sie nicht allein auf der Oberfläche, sondern auch in bedeutender Tiefe nachgewiesen, in den Rissen, welche die Bergströme bei ihrem Laufe vom Gebirge herab auswühlten. Man kann nicht daran zweifeln, daß einst Meereswasser diesen

Strich Landes bedeckte.“ Schmitmeyer, Helms und andere Reisende bezeugen, daß an der nordwestlichen Grenze der Pampas in den Gebirgsketten von San Lucas und Córdova sich Felsen finden, die vom Wasser ausgewaschen und zernagt sind; bei Portezuela und an den Ufern des Tercero fanden sie Meeresmuscheln. Darwin sah bei Santa Fé am Paraná, dreihundert englische Meilen von der Mündung dieses Flusses, Meeresmuscheln mit einer 40 bis 50 Fuß dicken Schicht von Alluvium überlagert, in der sich Säugethierreste fanden. „An den jäh abfallenden Gestaden von Entrerios,“ sagt er, „kann man die Linie unterscheiden, wo einst der Schlamm der Flüsse zuerst in das Gebiet der Meeresablagerungen eingriff.“ Wenn man nun die äußersten Grenzen des Vorkommens fossiler Meeresmuscheln in diesen Gegenden zusammenfaßt, so lassen sich hier leicht die Umrisse eines früher vorhanden gewesenen Meerbusens bestimmen, der in Größe dem von Mexico nicht nachstand.

Da, wo die alluvialen Schichten sich der La Platabucht nähern, nehmen sie an Mächtigkeit ab und die Meeresbildungen treten mehr hervor. Funfzig bis hundert englische Meilen von dem Meere entfernt findet man ausgedehnte Muschellager, welche die Eingeborenen abbauen und zu Kalk brennen. Sie bestehen hauptsächlich aus gut erhaltenen Exemplaren von Voluta Colocynthis, V. angulata, Buccinum globulosum, Oliva patula, Venus flexuosa u. s. w. Einige Species scheinen identisch mit noch lebenden Arten zu sein. So fand Woodbine Parish fossile Exemplare einer Potamomya bei Calera de Arriola, hundertfunfzig englische Meilen von der La Platabucht entfernt, wo jetzt noch dieselbe Potamomya in brackischem Wasser lebend vorkommt; ein Beweis, daß einst die Mündung des La Plata bei Calera de Arriola gelegen haben muß, nun aber im Lauf der Jahrhunderte an funfzig Seemeilen südwärts gerückt ist.

Dieselben geologischen Verhältnisse, wie sie hier eben beschrieben wurden, fand Darwin auch im südlichen Theile der argentinischen Staaten. Bei Bahia Blanca bestand die Formation aus den rothen Pampasthonen, untermischt mit Mergelsteinen; dicht an der Küste hatte sich ein schlammiges Gemisch gebildet, welches aus den Trümmern der höher liegenden Fläche und dem Kiese des Meeres bestand.

Sehr charakteristisch für die Pampasformation ist das Vorkommen

von Salzlagern, besonders auf dem Boden ausgetrockneter Seen. Man nahm früher an, daß sie durch Hebung des Landes aus dem Meere und Zurückbleiben des Salzgehaltes entstanden seien. Weit natürlicher aber ist es, anzunehmen, daß das Salz aus den secundären salzreichen Schichten an dem Fuße der Andes herausgewaschen ist und von den vielen Strömen mit fortgeführt wurde. Man kann sich nicht denken, daß die Pampas durch Wegschwemmungen aus den Andes entstanden sind, ohne zugleich zuzugeben, daß der fortgespülte alluviale Boden mit dem so leicht löslichen und dort so häufigen Salze durchdrungen sei. In den todten Ebenen der Pampas verlaufen sich die meisten Flüsse schon, ehe sie den Ocean erreichen; sie lagern ihre Sedimente auf der Oberfläche ab und das Salz bleibt mit dem Schlamme der Marschen vermischt zurück, bis das Regenwasser dasselbe wieder auflöst und entweder in brackische Flüsse oder in die Binnenseen führt, wo es in so großer Menge vorkommt. Daß das Salz sich nur auf der Oberfläche findet, geht schon aus dem Umstande hervor, daß man in der unmittelbaren Nachbarschaft einiger Salzseen und Salzflüsse in den Pampas, wo der ganze Boden mit Salz überzogen ist, vollkommen gutes Trinkwasser findet, wenn man nur unbedeutend tiefe Brunnen gräbt.

Die Pampasformation nun ist es, welche jene großartige Schöpfung eigenthümlicher Säugethiere enthält. Die Familien der Faulthiere, Armadille und Ameisenfresser, die noch heute den vorherrschenden Character der südamerikanischen Fauna bilden, finden sich auch hier, nur in viel colossaleren Formen. Besondere Verdienste um die Beschreibung dieser riesenhaften Edentaten (Zahnlosen) hat sich namentlich Professor Owen erworben.

Von Megatherium Cuvieri hat man in allen Gegenden der Pampas Reste oder auch vollständige Gerippe gefunden. Sehr schöne Exemplare finden sich in den Museen zu Madrid und London. Die Megatherien waren gewaltige, plumpe Thiere, unseren noch vorhandenen Faulthieren ähnlich, doch von viel bedeutenderer Größe, welche die unserer Elephanten fast erreicht. Ebenso schwerfällige Thiere wie die Megatherien waren die Mylodonten (Mylodon robustus und Mylodon Darwinii). Die inneren Finger ihrer großen Füße waren mit gewaltigen, scharfen Krallen versehen; das Gerippe einer in London befindlichen Art

mißt 9 Fuß Länge. Andere Edentaten, charakteristisch für die Pampasformation, sind das Megalonyx und Scelidotherium, welches letztere von der Größe eines Rhinoceros war, im Bau des Kopfes dem großen capischen Ameisenbär, in andern Theilen den Armadillen glich. Die fossilen Armadille selbst sind durch das Glyptodon clavipes vertreten, ein Geschöpf von ungefähr 6 Fuß Länge, welches man seines aus sechseckigen Schildern zusammengesetzten Panzers wegen auf den ersten Blick für eine Schildkröte halten könnte.

Die ungeheuren fossilen Pachydermen (Dickhäuter) der alten Welt, das Dinotherium, Sivatherium, die Mammuthe, Elephanten und Rhinoceronten finden sich hier nur durch eine Art, Macrauchenia, vertreten. Höchst merkwürdig ist das Factum, daß Darwin bei Santa Fé und ebenso Lyell in Nordamerika Zähne eines fossilen amerikanischen Pferdes (Equus curvidens, Owen) fanden. Es ergiebt sich daraus, daß in der untergegangenen Schöpfung in Amerika ein Pferd lebte, während in historischer Zeit die Pferde erst wieder durch Europäer in jenen Erdtheil eingeführt wurden.

Was die Lebensweise jener gigantischen faulthierartigen Geschöpfe anbetrifft, so war man lange darüber im Unklaren; auch hier brachte Professor Owen zuerst Licht. Den Zähnen nach zu urtheilen lebten jene Thiere von Vegetabilien, aber ihre ungeheure Masse und gekrümmten Klauen erlaubten ihnen wenig Bewegung. Diese Geschöpfe können nicht wie Faulthiere auf Bäumen gesessen haben, sie rissen entweder die Zweige von denselben herab, oder gruben den ganzen Baum mit den Wurzeln aus. Die Mylodonten waren, wie sich aus ihrem Knochenbau schließen läßt, mit einer langen Zunge, etwa wie die Giraffen, versehen.

Sechstes Buch.

Der Gaucho, wie er leibt und lebt.

Elftes Kapitel.

Charakter des argentinischen Landes. — Gegensatz von Stadt und Land. Die Karawanen in den Pampas. — Der Viehzüchter. — Religiöse und häusliche Zustände des Gaucho. — Der Rastreador. — Der Baqueano.

Wir haben seither geschildert, wie die Zustände im südlichen Theile beschaffen waren. Wir wenden uns zu den übrigen Provinzen, und schildern Land und Leute, wie sie allmälig geworden sind. Dadurch wird das Verständniß der Eigenthümlichkeiten angebahnt, welche die neueste Geschichte der La Plata Staaten aufweist.

Das amerikanische Festland wird im Süden von der Magellanstraße begrenzt; im Westen erheben sich die chilenischen Andes in der Nähe des großen Oceans, mit dessen Küste sie parallel laufen. Das Land im Osten dieser Gebirgskette bis zum Uruguay, Paraná und zum atlantischen Weltmeer ist „argentinisches Gebiet." In den „Vereinigten Provinzen am Rio de La Plata" wird seit Jahrzehnten Blut vergossen, über die Frage, ob sie argentinische Republik oder Conföderation genannt werden sollen; denn beide Benennungen enthalten einen feindlichen Gegensatz. Im Norden bilden Paraguay, Gran Chaco und Bolivia die Grenze.

In dieser weiten argentinischen Region sind ausgedehnte Landstrecken, namentlich in den Grenzgegenden, ohne alle ansässige Bevölkerung. Auf manchen schiffbaren Flüssen wurde noch nie ein Nachen gesehen. Gerade der allzuausgedehnte Flächenraum ist das größte und verhängnißvollste Misgeschick für jene Staaten. Fast auf allen Seiten sind sie von Einöden eingeschlossen; die Wüste dringt gleichsam bis in ihre Einge-

weide, und unbewohnte Landstriche bilden die Scheidelinie zwischen den verschiedenen Provinzen. Unabsehbare Ebenen, dichte Wälder, große Ströme kennzeichnen das Land. Der Horizont ist unsicher, er verschwimmt in farbigen Wolken und leichten Dünsten mit Himmel und Erde; man weiß nicht wo die letztere aufhört und der erstere beginnt. Im Norden wie im Süden liegen Indianer auf der Lauer; in Mondscheinnächten stürmen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und überfallen, gleich einem Trupp Hyänen Heerden und Hirten. Dann und wann ziehen Wagenkarawanen über die Pampas. Sie halten Rast; die Mannschaft lagert sich um ein Feuer, und hält dabei unwillkürlich den Blick nach Süden gerichtet. Beim kleinsten Geräusch, wenn der Wind das dürre Gras bewegt, starrt der Karawanenführer in die düstere Nacht hinaus, um zu erspähen ob irgend eine Indianerhorde in der Nähe sei und plötzlichen Ueberfall drohe. Sein Ohr hört nichts Verdächtiges, sein Auge vermag das tiefe Dunkel der Wüste nicht zu durchdringen; aber der Reisende ist darum nicht beruhigt, und um sich Gewißheit zu verschaffen, ob Alles sicher sei, betrachtet er genau das Ohr seines Pferdes, und sieht zu ob dasselbe sich nicht bewege und nach hinten zu hinabhängt. Ist das der Fall, dann weiß er, daß für den Augenblick der Feind nicht in der Nähe ist; das unterbrochene Gespräch wird fortgesetzt, und das halbgeröstete Fleisch in Ruhe verzehrt. Aber der Reisende muß nicht blos gegen die Wilden auf der Hut sein, denn auch Tiger und Schlangen können ihm gefährlich werden. Die Unsicherheit des Lebens ist auf dem flachen Lande andauernd, und die Menschen haben sich daran gewöhnt; dadurch ist dem argentinischen Charakter eine gewisse stoische Entsagung auch im Angesicht eines plötzlichen, gewaltsamen Todes aufgeprägt worden. Der Mensch muß ja doch einmal sterben, gleichviel auf welche Art! So denkt der Argentiner, und es ist ihm im Allgemeinen ziemlich einerlei wie man stirbt. Auch auf die Ueberlebenden macht der Tod keinen tiefen Eindruck.

Der bewohnte Theil dieses großen Landes, das sehr verschiedene Klimate in sich begreift, zerfällt in drei besondere Regionen; und in jeder einzelnen haben auch die Bewohner ein eigenthümliches Gepräge. In der nördlichen Region, welche in das Gran Chaco verschwimmt, nehmen undurchdringliche Gestrüppwälder einen ungeheuern Flächenraum ein. Die Region in der Mitte bildet einen mit jener nördlichen parallel laufenden

Gürtel, und in ihr wechseln baumlose Ebenen (Pampas), mit Gehölzen ab. An manchen Stellen überwiegt der Wald, welcher zuletzt in langes, stacheliges Haidekraut ausläuft, dann aber wieder erscheint, wo Flüsse den Baumwuchs begünstigen. Zuletzt bleibt jedoch nach Süden hin der Sieg unbestritten den Pampas; und nun ist Alles freie, offene, unabsehbare Fläche, gleichsam ein Ocean mitten im Festlande.

Einen charakterischen Zug dieses Landes bildet, man kann wohl sagen, die Anhäufung schiffbarer Gewässer, die von allen Himmelsstrichen her dem gewaltige La Plata zuströmen. Aber diese herrlichen Verbindungswege, welche die Natur geschaffen, haben seither auf das Leben und Treiben der Bewohner so gut wie gar keinen Einfluß geübt. Die Nachkommen der spanischen Abenteurer welche vor Jahrhunderten dieses Land in Besitz nahmen, hegen einen wahren Abscheu gegen Alles was Schifffahrt heißt, und betrachten eine Barke oder Schaluppe wie ein Gefängniß. Sie setzen über Flüsse nicht etwa vermittelst eines Nachens oder einer Fähre, sondern richten ihren Gaul her, und schwimmen, sich am Schweife festhaltend oder auf dem Rücken des Thieres sitzend, bis zur nächsten Insel. Dort ruhen sie aus, gelangen bald darauf in derselben Weise zu einer andern Insel, und so geht es fort, bis das andere Ufer erreicht ist.

So verschmäht der Ga-ucho, denn so heißt der argentinische Pampasbewohner, den größten Segen, mit welchem eine gütige Natur das Land beschenkt hat. Der Fluß gilt ihm nicht für ein Band zum Verkehr, für eine belebende Ader, sondern für ein Hinderniß, welches seine freie Bewegung beeinträchtigt. Für ihn liegt das herrliche Stromsystem der Welt ohne Nutzen da; für ihn sind der Vermejo, Pilcomayo, Paraná, Rio Grande und Uruguay wie todt. Was an Schifffahrt vorhanden ist, zeugt von Betriebsamkeit nicht der Argentiner, sondern der Ausländer. Die Spanier haben einmal nicht jenen innern Antrieb und Drang zur Schifffahrt, welcher den germanischen Völkern im Blute steckt. Wenn einst Menschen germanischen Stammes einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung in den argentinischen Landen bilden, dann wird auf jenen herrlichen Strömen ein reges Leben herrschen, und Santa Fé, Entre Rios, Corrientes, Córdova, Salta, Tucuman und Jujuy werden eine Stelle unter den reichsten Ländern der Welt einnehmen, wie Buenos Ayres und Montevideo unter den Handelsstädten ersten Ranges. Sie haben eine

gigantische Zukunft; sie liegen an der Mündung des La Plata, der reichlich einhundert schiffbare Ströme empfängt, nachdem sie ein prächtiges, unerschöpflich fruchtbares Land durchzogen haben. Aber bisher sind kaum schwache Anfänge einer Entwickelung vorhanden. Die Argentiner haben es nicht verstanden, die unermeßlichen Reichthümer ihres Bodens und ihrer Gewässer sich zu erschließen. Bis in die neueste Zeit stand allein die Bevölkerung von Buenos Ayres mit dem Ausland in unmittelbarer Berührung. „Die argentinische Republik hat am Arroyo del medio ein Ende," konnte man lange Zeit mit vollem Rechte sagen; denn an diesem kleinen Flusse, welcher die Provinz Buenos Ayres von Santa Fé scheidet, hörte die eigentliche Schifffahrt auf. Die eigensüchtige Hauptstadt, welche allen Verkehr monopolisirte, und die Civilisation nicht ins Innere dringen ließ, mußte ihr falsches System theuer genug büßen, denn Buenos Ayres selber wurde auf lange Zeit von jener Barbarei überfluthet, welche es dem Binnenlande gleichsam künstlich aufgezwungen hatte. Statt der Einheit mit Freiheit und Civilisation herrschte unter dem Dictator Rosas Einheit mit Barbarei und Knechtschaft.

Dem ganzen Gange der Dinge gemäß war bislang die Stadt Buenos Ayres der einzige Brennpunkt, in welchem Civilisation und Bildung vereinigt war. Die Pampas sind eben kein geeigneter Leiter um dieselbe den Provinzen zuzuführen und sie in denselben zu vertheilen. In den Pampas herrscht Einförmigkeit; bis auf die Gebirge, nur San Luis und Córdova haben eigentliche Höhenzüge, und in der nördlichen Region senden die Andes einige Verzweigungen nach Osten hin. In alle dem liegt ein Element der Einheit und Zusammenhängigkeit für die Nation, welche einst diese Einöden bevölkern wird. Der Charakter des Landes selbst bringt der argentinischen Republik die untheilbare Einheit auf.

Auf der weiten Fläche, die in einer Ausdehnung von mehr als vierhundert Wegstunden von Salta nach Buenos Ayres und von dort nach Mendoza reicht, können beladene Wagen fahren, ohne irgendwo auf ein natürliches Hinderniß zu stoßen. Der Mensch braucht nur da und dort ein wenig Bahn zu machen, indem er Bäume und Gestrüpp beseitigt. Mit leichtester Mühe ließen sich vortreffliche Verbindungswege herstellen; die Natur hat Alles dazu vorbereitet, sie bedarf nur geringer Nachhilfe. Gegenwärtig haben die Pampas große Aehnlichkeit mit den Einöden und

Wüstenstrecken Asiens; man wird an Euphrat und Tigris gemahnt, und die Wagenkarawanen welche über diese Ebenen ziehen, erinnern an die Kameelkarawanen von Smyrna oder Bagdad. Der Karawanenführer in den Pampas hat seine eigenthümlichen Gewohnheiten, Ausdrücke und Tracht; er unterscheidet sich von den anderen Menschenkindern wie der Seemann vom Landbewohner. Der Capataz gleicht dem Führer der asiatischen Karawane; auch er bedarf eines eisernen Willens und entschlossenen Charakters, um sich der Freibeuter zu erwehren. Er duldet keinerlei Widerspänstigkeit. Beim geringsten Anzeichen von Ungehorsam unter seinen Leuten, den Treibern (Peons), greift er zu seiner mit Eisen beschlagenen Peitsche (chicote) und läßt sie unbarmherzig spielen. Einem Widerspänstigen gegenüber greift der Capataz ungern zur Pistole: er steigt lieber vom Gaul herab, zieht sein Messer, das er mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit zu handhaben weiß und behauptet damit Einfluß und Ansehen. Nie wird von irgend einer Seite her Reclamation wegen eines Menschen erhoben, der von der Hand eines Capataz gefallen ist, denn man nimmt allemal an daß er durch gesetzliche Autorität ums Leben kam. Schon in dergleichen Einzelheiten tritt die Gewaltthätigkeit hervor, welche für das argentinische Leben so bezeichnend ist; die Macht des Stärkern gilt, der Befehlende unterliegt keiner Verantwortlichkeit, sowie man sie eben versteht, ohne sich auf Hin- und Herreden einzulassen, oder an Formen zu binden. Die Wagenkarawane ist stets bewaffnet, auf jeden Karren rechnet man ein Schießgewehr, auch wohl zwei; manchmal ist auch ein kleines Feldgeschütz vorhanden, das sich auf der Laffette drehen läßt und auf dem vordersten Wagen steht. Die Karren stellt man zu einem Kreise zusammen, wenn die Indianer angreifen, und diese zusammengebundene Wagenburg bietet in der Regel ausreichenden Schutz. Dagegen fallen Maulthierzüge nicht selten diesen amerikanischen Beduinen in die Hände, und ein Fußgänger wäre ohnehin vor ihnen seines Lebens nicht sicher. Der argentinische Proletarier streift umher, macht weite Reisen, lebt fern von gesellschaftlichem Verkehr, und besteht den Kampf gegen die Natur auf eigene Faust. Entbehrungen härten ihn ab, und er ist überhaupt zumeist auf sich allein und seine eigenen Hilfsquellen verwiesen.

Die Bevölkerung besteht aus zwei ganz verschiedenen Stammarten; aus Spaniern und Ureingeborenen, aus deren Vermischung die Classen der

Farbigen, die Zwischenstufen, entstanden sind. In Córdova und San Luis herrscht die reine spanische Raçe vor, und man trifft dort sehr häufig junge Mädchen mit so weißer Haut wie nur irgendwo. In Santigao del Estero redet die Mehrzahl der Bevölkerung die peruanische Quichuasprache, in Corrientes findet man bei den Landbewohnern einen sehr angenehmen spanischen Dialekt, und auf dem flachen Land von Buenos Ayres erinnert noch Vieles an die alten andalusischen Soldaten; in der Stadt selbst haben fremde Namen das Uebergewicht. Die Neger sind, ausgenommen in jener großen Hafenstadt, kaum noch vorhanden; die Kinder welche von Schwarzen und Indianern abstammen (Zambos), und die Mulatten wohnen in den Städten, und bilden eine Art Verbindungsglied zwischen den tiefer stehenden und civilisirten Menschen. Diese Mischlinge haben einen Zug nach Aeußerlichkeiten der Civilisation, welche sie sich gern aneignen, auch fehlt es ihnen nicht an Talent. Ob wirklich innerer Antrieb zu wahrem Fortschritt in ihnen lebendig sei, wie Sarmiento meint, möge hier dahin gestellt bleiben; ich bezweifle es ganz entschieden. Aus diesen drei Bestandtheilen hat sich dann noch ein sehr zahlreiches Mischlingsgeschlecht ergeben, daß eine ziemlich gleichartige Masse bildet. Es taugt nicht viel, ist träge, ohne jede Betriebsamkeit, sobald nicht etwa einzelne Individuen durch besonders starken Drang aufgerüttelt werden. Die Einverleibung der Ureingebornen hat den Ansiedelungen allerdings Vorschub geleistet, im Uebrigen aber jenes unglückliche Resultat herbeigeführt, an welchem das ganze ehemals spanische Amerika krankt: die Raçe hat sich verschlechtert. Die Eingebornen leben in Müssiggang, und selbst scharfer Zwang reicht nicht aus, sie zu andauernder Arbeit zu vermögen. Deshalb führte man Neger ein, und auch diese Maßregel hat keinen Segen gebracht. Die Menschen von spanischer Abstammung wurden gleichfalls träg, als sie in den amerikanischen Einöden sich selbst überlassen blieben. Sarmiento der seine Landsleute kennt, äußert in dieser Beziehung: „Es überkommt Einen tiefe Schaam, wenn man in der argentinischen Republik sich die deutsche und schottische Colonie betrachtet, welche im Süden der Stadt Buenos Ayres liegt. Dort ist ein hübscher Flecken entstanden; namentlich in dem deutschen Orte sind die Häuser angemalt, liegen in lieblichen Gärten, sind einfach, aber ausreichend möblirt, Alles ist sauber; Zinn- und Kupfergeschirr blitzt und blänkert, das Bett hat Vorhänge

und die Bewohner sind ununterbrochen thätig. Sie melken die Kühe, liefern Butter und Käse, und viele Familien haben beträchtlichen Reichthum erworben. Aber der Theil der Ortschaft in welcher Argentiner wohnen bildet einen geraden Gegensatz; hier laufen die Kinder schmuzig und in Lumpen umher, leben mit und unter einer Meute von Hunden; die Männer liegen unthätig auf der Erde umher. Unordnung und Armuth tritt uns überall entgegen; der ganze Hausrath besteht aus einem kleinen Tisch und einem Lederkoffer, die Wohnung ist eine armselige Hütte, kurz wohin der Blick fällt ist Barbarei."

In dem weiten Lande sind vierzehn Provinzialhauptstädte verstreut: Buenos Ayres, Santa Fé, Entre Rios und Corrientes am Paraná; Mendoza, San Juan, Rioja, Catamarca, Tucuman, Salta und Jujuy, die beinahe mit den chilenischen Andes parallel liegen; Santiago, San Luis und Córdova im Innern. Aber diese Art, die Städte zu classificiren, ist eine ganz allgemeine und ohne Belang für die Kunde der gesellschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung. Es mag hier noch einmal hervorgehoben werden, daß die Flüsse auf die Entwickelung des Volkes dort von gar keiner Bedeutung sind: sie liegen todt, bildeten bis in die neueste Zeit keine Verkehrswege, werden auch heute nur erst spärlich genug von Schiffen befahren, und üben deshalb keinen erheblichen Einfluß. Alle argentinischen Provinzen, mit alleiniger Ausnahme von San Juan und Mendoza, leben vorzugsweise vom Ertrag ihrer Heerden, Tucuman hat außerdem ein wenig Ackerbau. Buenos Ayres besitzt mehr als eine Million Stück Hornvieh, daneben aber auch einen ausgedehnten Handel; es ist ein großer Stapelplatz, und unterscheidet sich dadurch wesentlich von den übrigen Städten.

Diese sind alle regelmäßig nach einerlei Bauplan angelegt; die Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln, und die Menschen wohnen auch hier über einen großen Raum verstreut. Nur Córdova macht eine Ausnahme, und gleicht mit seinen engen Gassen einer europäischen Stadt. Im argentinischen Lande ist die Stadt Mittelpunkt der Civilisation und der aus Europa überkommenen Bildung; sie hat Werkstätten, Waarenläden, Schulen, Gerichte, dazu auch eine größere oder geringere Menge von Eleganz und Luxus, europäische Kleider, Rock und Frack. Diese an sich triviale Bemerkung wird hier absichtlich hervorgehoben. Die

Hauptstadt in den Provinzen, welche nur Viehzucht treiben, ist eben nicht selten die einzige Stadt im ganzen Lande, und von Einöden umgeben die sich weit und breit hin erstrecken; sie bildet eine kleine Gesittungsoase in der Wildniß, in welcher eigentliche Dörfer nicht vorhanden sind, und die anderen Wohnstätten, fast nur Gehöfte, selten Weiler, vereinzelt umherliegen. In Buenos Ayres und Córdova giebt es allerdings noch mehrere Flecken, welche städtische Gemeinden bilden und Municipalitäten haben. Das ist wohl in Obacht zu nehmen. Der Städtebewohner kleidet sich europäisch, er kennt Gesetze, Schulen, städtische Verwaltung und eine regelmäßige Regierung. Aber sobald er die Gemarkung seines Wohnortes überschreitet, findet er Alles anders. Der Mensch des platten Landes hat eine andere Tracht, die man als südamerikanisch bezeichnen kann; er hat ganz andere Sitten, Lebensweise und Bedürfnisse, gehört einer ganz andern gesellschaftlichen Stufe an, und steht dem Bewohner der Stadt wie ein Fremder gegenüber. Der argentinische Landmann will mit dem Städter gar nichts gemein haben, er sieht verächtlich auf dessen Luxus und höfliche Manieren herab, und wer auf dem Lande nicht verhöhnt sein will, darf sich in städtischer Kleidung, mit städtischem Sattel und Mantel gar nicht blicken lassen. Die höhere Gesittung der Städte befindet sich gleichsam im Blockadezustand, sie ist draußen geächtet, und ein Oberrock, ein Sattel von europäischer Form giebt den ärgsten Anstoß.

Betrachten wir die Physiognomie dieses platten Landes, der Campaña, und das Leben und Treiben etwas genauer. Schon oben wurde bemerkt, daß manche Provinzen von den übrigen durch wasserarme Einöden, sogenannte Travesias, geschieden sind. Die Provinz Córdova hat etwa 150,000 Bewohner wovon ungefähr 20,000 auf die einsam liegende, gleichnamige Stadt kommen. Alle übrigen leben auf dem platten Lande. Diese Campaña besteht zumeist aus bewaldeter oder offener Prairie, ist theilweise ohne allen Baumwuchs, und bildet auf weiten Strecken Weideland, das sich mit jeder künstlichen Wiese messen kann. Mendoza, und insbesondere San Juan machten eine Ausnahme, weil die Bewohner vorzugsweise Ackerbau treiben. Aber sonst überall ist der Landmann Viehzüchter und weiter nichts. Sein Hirtenleben erinnert an asiatische Zustände, an das Zelt des Kalmücken, an den Araber, an ein barbarisches, stationäres Leben und Treiben.

Die arabischen Stämme, welche die Wüste durchschweifen, stehen unter einem Aeltesten oder einem Kriegshäuptling; bei ihnen ist ein gesellschaftliches Band, ein socialer Zusammenhang vorhanden, obschon der Stamm nomadisch, nicht etwa an irgend einem Punkte fest angesiedelt ist. Er hat seinen religiösen Glauben, seine Stammüberlieferungen, die in frühere Jahrhunderte hinaufreichen; seine Lebensweise ist sich zu allen Zeiten gleich geblieben, er hat Ehrfurcht vor dem Alter, richtet sich nach Herkommen und Gesetz, kurz bei ihm gilt eine moralische Ordnung. Aber Fortschritt und Entwickelung sind bei dem arabischen Nomaden unmöglich, weil es eben keinen Fortschritt ohne Ansässigkeit geben kann, weil nur in Städten eine höhere mannigfaltige und vielseitige Ausbildung möglich ist. In den argentinischen Pampas giebt es keine Nomadenstämme; der Hirt besitzt den Boden, welchen sein Vieh beweidet als Eigenthümer, er wohnt an einer Stelle, die unbestritten ihm gehört. Aber er lebt vereinzelt; und damit der Hirt auf seinem eigenen Boden wohnen könne, ist es unumgänglich, daß die Gesellschaft aufgelöst werde, oder vielmehr, es kann sich bei solchen Zuständen gar keine Gesellschaft bilden. Denn die Familien leben weit und breit über eine ausgedehnte Fläche verstreut und von einander entfernt. Man denke sich einen Raum von ein oder zweitausend Geviertmeilen. Er ist bewohnt, allerdings; aber ein Haus ist vom nächsten Nachbar allermindestens zwei bis drei Stunden entlegen, sehr häufig acht bis zehn Stunden. Woher soll unter solchen Umständen Fortschritt und Entwickelung kommen, da obendrein Jedermann Viehzüchter und nichts weiter ist? An und für sich kann ein Heerdenbesitzer freilich ein gebildeter Mann sein; es ist z. B. möglich, daß er in seiner Einöde ein hübsches Haus baut. Aber auch dann ist und bleibt er vereinzelt, die Nacheiferung fehlt, sein Beispiel findet keine Nachahmung. Solch ein Viehzüchter (Estanciero), fühlt nicht etwa, wie der Städter, das Bedürfniß äußerlich mit Anstand aufzutreten, denn er kommt mit Niemand in Verkehr, außer etwa mit seinesgleichen. Er muß sich manche Entbehrungen auferlegen, und diese nimmt er zum Vorwand für seine Trägheit und Nachlässigkeit. Alles gewinnt einen barbarischen Zuschnitt. Gesellschaftliche Beziehungen sind nicht vorhanden, es giebt nur isolirte Familien, keine Vereinigung.

Unter solchen Umständen wird auch eine eigentliche Regierung un-

einen einzigen Augenblick nicht aufpaßt. Der Bewohner der Pampas ist ein völlig unabhängiges Wesen und lebt im Müssiggange.

Als Mann tritt der Gaucho ins öffentliche Leben ein, falls überhaupt von einem solchen die Rede sein kann. An diesen Leuten ist nichts Spanisches mehr als die Sprache, und was sie etwa noch vom Christenthum beibehalten haben. Man muß sie mit eigenen Augen beobachtet haben, um den hochfahrenden, unbändigen Charakter zu begreifen, welcher sich bei diesen Leuten in jener wilden Natur herausarbeitet; — kräftige Gestalten mit vollem Bart und ernstem Ausdruck. Sie sind erfüllt von tiefster Verachtung gegen den Menschen, welcher in der Stadt friedlichen Beschäftigungen nachgeht, und der vielleicht manches Buch gelesen hat, sich aber nicht im Mindesten darauf versteht, einen wilden Stier einzufangen oder ein ungebändigtes Pferd zu reiten; auch hat er gewiß Niemals den Kampf mit einem Tiger Aug in Auge bestanden. Der Gaucho thut das; er wickelt seinen Poncho um den linken Arm, steckt diesen der Bestie in den Rachen und rennt ihr sein Messer in den Leib. Er ist gewohnt, allen Widerstand zu besiegen, im Kampfe mit der Natur oben zu bleiben und ihr Trotz zu bieten; dadurch kräftigt sich seine Individualität ungemein, er steht durchaus auf eigenen Füßen.

Die Argentiner aller Classen haben eine große Meinung von der Wichtigkeit ihrer nationalen Stellung und gelten bei allen andern Amerikanern für hochfahrend, dünkelhaft und anmaßend. Dieser Vorwurf ist begründet. Aber wehe dem Volke, das nicht an sich selbst glaubt! Der Gaucho erkennt Niemand auf Erden als höher stehend, und der Europäer kommt gar in allerletzter Linie, denn er gilt für keinen guten Reiter. In der gesetzgebenden Versammlung zu Buenos Ayres sprach General Mancilla während der ersten Blockade: „Was werden Euch denn diese Europäer anhaben, Leute, die nicht einmal eine einzige Nacht hindurch galoppiren können?“ Und das Volk klatschte und rief rasend Beifall.

Der Gaucho hat einen unbesiegbaren Widerwillen gegen unterrichtete Menschen; er mag weder ihre Kleider leiden, noch ihre Sitten und Lebensweise. Der argentinische Soldat ist muthig, ausdauernd und fügt sich in alle Entbehrungen; er ist von früher Jugend daran gewöhnt, Vieh zu tödten, hat allezeit Blut fließen sehen und ist taub geworden ge-

gen das Stöhnen seiner Schlachtopfer. Alle physischen Eigenschaften des Menschen sind beim Gaucho stark entwickelt; desto weniger aber die moralischen. Er ist kräftig, hochfahrend, energisch, aber er hat nie Unterricht irgend einer Art genossen. Seine Bedürfnisse sind gering, er ist glücklich in seiner Armuth, weil er keine anderen Vergnügungen kennt als solche, die er allezeit haben kann. Zu arbeiten braucht er nicht, denn seine Heerde giebt ihm Kleider und Nahrung, und die Beaufsichtigung des Viehes macht ihm keine Beschwerde. Die Traubenlese ist eine fröhliche Zeit für den Winzer; für den Gaucho giebt es keine festlicheren Tage als jene, an welchen das Vieh mit dem Brandmark gezeichnet wird. Dann kommen die Estancieros zwanzig Stunden weit her und wetteifern mit einander in der Geschicklichkeit, die Wurfschlinge zu handhaben. Der Gaucho reitet auf seinem vorzüglichsten Renner langsam bis in die Nähe der Stelle, wo das Brandmarken vor sich geht, hält in einiger Entfernung still und kreuzt, um gemächlicher zuschauen zu können, seine Beine über dem Halse des Rosses. Sobald Aufregung ihn erfaßt, steigt er ab, wickelt seine Fangleine auseinander und schleudert sie blitzschnell auf einen etwa vierzig Schritt entfernten Stier, um dessen Bein sie sich festschlingt. Weiter hat er nichts gewollt, und wickelt nun den Riemen wieder zusammen.

Der argentinische Landbewohner ist, wie man sieht, durch und durch Original und lebt außerhalb aller europäischen Begriffe und Anschauungen. Ueberall paßt sich der Mensch in Sitten und Gebräuchen der Eigenthümlichkeit des Landes, der Bodenbeschaffenheit desselben und dem Klima an. Deswegen wiederholen sich manche Erscheinungen, Empfindungen, Auskunftsmittel und Gebräuche in weit von einander entfernt liegenden, jedoch einander gleichartigen oder ähnlichen Regionen. Die meisten wilden Völker haben Bogen und Pfeile, ohne daß eins diese Waffe dem andern entlehnt hätte. Als Sarmiento in Coopers „Letztem Mohikaner“ las, daß „Falkenauge“ und „Uncas“ die Spur der Mingos in einem Bache verloren hatten, sagte er sich: Nun werden sie den Bach ableiten und die Spur in dem trocken gelegten Bette finden, denn so verfährt unter ähnlichen Umständen auch der argentinische Gaucho. Er sowohl wie der nordamerikanische Fallensteller (Trapper) auf der Prairie brennt ein Stück Land ab, um auf diesem nun von aller Vegetation ent-

blößtem Flecke Sicherheit vor den heranbrausenden Flammen des Pampas- oder des Prairiebrandes zu finden. Der nordamerikanische Indianer benutzt Büffelhäute, um über einen Fluß zu setzen, und der Argentiner macht in ähnlichem Falle eine Pelota, das heißt einen großen runden Sack aus Ochsenhaut, und nimmt ihn zwischen die Beine; so kommt er wohlbehalten über das Wasser, und die Kochkunst der Prairie-Indianer gleicht vollkommen jener, die auf den Pampas üblich ist.

Es kann nicht fehlen, daß die eigenthümliche und großartige Natur den Gaucho poetisch anregt, und in der That hat er seine Volkspoesie, und auch musikalisch ist er. Ein Argentiner, der in Chile zum ersten Male in eine Familie tritt, wird ohne Weiteres ersucht, sich ans Clavier zu setzen, oder man reicht ihm eine Guitarre; denn es versteht sich, meinen die Chilenen, ganz von selbst, daß jeder Argentiner irgend ein Instrument zu spielen wisse. Auch ist diese Meinung im Allgemeinen wohlbegründet; in den Städten spielt wirklich jeder junge Mann von Erziehung Piano oder Guitarre, Geige oder Flöte; viele Mestizen widmen sich ausschließlich der Musik, und manche haben darin Treffliches geleistet. An Sommerabenden hört man überall Guitarrenklang und Serenaden. Das Landvolk hat seine besonderen Gesänge, zum Beispiel die Vidalita, einen Chorgesang, der mit Guitarre und Tamburin begleitet wird. Er scheint von den Indianern herzurühren, wenigstens hörte Sarmiento ihn an Mariä Lichtmesse von Indianern zu Copiapó in Chile singen; er meint, als religiöser Gesang sei die Vidalita sehr alt, und glaubt nicht, daß die chilenischen Indianer sie von den spanischen Argentinern entlehnt haben. Die Melodie der Vidalita wurde auch anderen Gesängen untergelegt; der Gaucho dichtet die Verse, welche er singt.

Er mag, wie schon bemerkt worden, den Bewohner der Stadt nicht leiden, aber diese Abneigung schwindet, sobald er in ihm einen Dichter und Musiker erkennt. Als Echeverria, ein ausgezeichneter Poet, im Jahre 1840 einige Monate in der Campaña lebte, verbreitete sich sein Ruf weit und breit über die Pampas, und man lernte seine Verse. Die Gauchos behandelten ihn mit Aufmerksamkeit und Hochachtung, und wenn ein Neuangekommener verächtlich auf den Cajetilla, den Stutzer, herabsah, raunte man ihm ins Ohr: „Er ist ein Dichter!“ Das war genug, um dem „Stutzer“ Ansehen zu verschaffen.

Die Guitarre ist ein Lieblingsinstrument der Spanier und ihrer Abkömmlinge in Amerika, und in Buenos Ayres sieht man noch heute einen andalusischen Volkstypus im Mayo. Der spanische Jaleo lebt auf den Pampas in Cielitototanze fort, aber statt mit Castagnetten zu klappern, schnalzt man mit den Fingern; der Campañero ist durchaus Mayo, und die Art und und Weise, wie er die Schultern bewegt, seine Geberden, seine Art den Hut zu tragen und zwischen die Zähne hindurch auszuspeien, sind entschieden andalusisch. Wir wollen einige argentinische Nationalcharakter genauer betrachten.

Nehmen wir zuerst den Rastreador. Rastrear heiß aufspüren, ausfindig machen; rastrero ist ein Spürhund, und ein solcher, in menschlicher Gestalt, ist der Rastreador, ohne Zweifel die interessanteste Erscheinung im argentinischen Lande. Mehr oder weniger hat jeder Gaucho etwas vom Rastreador in sich. Auf den unabsehbaren Flächen laufen Fußpfade, Reitwege und fahrbare Straßen nach allen Himmelsgegenden durcheinander; die Weiden, welche das Vieh begeht, sind offen. Unter solchen Verhältnissen kommt viel darauf an, daß der Viehzüchter und sein Hirt die Spuren eines Thieres verfolgen und unter tausend anderen herausfinden könne. Er weiß, ob ein Thier langsam oder rasch ging, ob es allein oder mit einem andern eingeschirrt war, ob beladen oder unbeladen. Das gehört zu seinem Gewerbe. Sarmiento kam während einer Reise nach Buenos Ayres an eine Stelle, wo mehrere Wege von der Straße abzweigten. Der Peon, welcher ihn begleitete, blickte zur Erde und sagte: „Dorthin ist eine nette schwarze Maulthierstute gegangen; sie gehört dem Don N. Rapat, läßt sich bequem reiten, war unter Sattel und ist gestern hier vorübergekommen.“ Dieser Peon kam aus den Bergen von San Luis; der Maulthierzug in welchem jene Stute ging, kam von Buenos Ayres her; seit einem vollen Jahre hatte er das Maulthier nicht gesehen, dessen Hufspuren auf einem zwei Schritte breiten Pfade sich unter vielen anderen Hufspuren befanden! Aber diese Thatsache, welche einem Europäer vielleicht unglaublich erscheint, hat im argentinischen Lande nichts Auffallendes, denn dort findet man ein solches Wiedererkennen schon deshalb ganz in der Ordnung, weil jeder Gaucho sich mehr oder weniger darauf versteht. Jener Diener war ein Maulthiertreiber-Bursche, nicht etwa ein Rastreador von Profession.

Der eigentliche Rastreador ist ein ernster, umsichtiger Mann, dessen Aussagen von den Untergerichten allemal als glaubwürdig angenommen werden. Im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit und mannigfachen Erfahrung hat er eine gewisse mit Zurückhaltung gepaarte Würde, und thut gern etwas geheimnißvoll. Er wird von Jedermann mit Achtung behandelt, denn dem Armen kann er schaden, wenn er ihn verleumden oder angeben will, und dem Grundbesitzer kann er Unbequemlichkeiten mancher Art verursachen, zum Beispiel ihn vor Gericht laden.

Während der Nacht ist ein Diebstahl begangen worden; der Thäter ist unbekannt, man weiß nicht woran man sich halten soll und sucht eine Fußspur, die man endlich auch auffindet und sorgfältig zudeckt, damit nicht etwa der Wind sie verwehe. Nun wird der Rastreador geholt. Er betrachtet die Spur genau und verfolgt sie, ohne dabei stets das Auge am Boden haften zu lassen; er sieht ohnehin Dinge, von welchen ein Anderer nicht einmal etwas ahnt. Er geht durch Straßen und Gärten, tritt zuletzt in ein Haus ein, zeigt auf einen Menschen und sagt: „Der ist es!" Nur in seltenen Fällen leugnet ein auf solche Weise Ueberführter die That; denn der Rastreador gilt für einen zuverlässigern Richter als der am Tribunal, und es wäre lächerlich ihm gegenüber etwas in Abrede zu stellen; der Rastreador ist „ein Finger Gottes." Sarmiento war mit einem gewissen Calibar bekannt, der fünfzig Jahr lang als Rastreador gedient hatte, damals fast achtzig Jahre alt war, und auch dann noch seinem Geschäft vorstehen konnte. Doch bemerkte er: „Nun tauge ich nicht viel mehr, aber hier sind meine Söhne." Diese waren allerdings in der Schule eines berühmten Meisters herangebildet. Als Calibar einst auf einer Reise nach Buenos Ayres von seiner Wohnung abwesend war, stahl man ihm sein bestes Roß aus dem Stalle. Seine Frau bedeckte die Fußspur des Diebes mit einem Backtroge. Etwa acht Wochen später kam Calibar heim, betrachtete die schon sehr schwach gewordene Spur und redete weiter nicht von der Sache. Ungefähr anderthalb Jahre später ging er gesenkten Hauptes durch eine der Vorstädte von Buenos Ayres, trat in ein Haus und fand sein Pferd. Er hatte den Dieb nach Verlauf von sieben Vierteljahren aufgespürt!

Im Jahre 1830 war ein zum Tode Verurtheilter aus dem Gefängniß entsprungen, und Calibar erhielt den Auftrag ihn ausfindig zu

machen. Der entflohene Verbrecher hatte alle mögliche Fürsorge aufgeboten um seine Spur zu verwischen, aber alle seine Vorkehrungen waren vergeblich. Vielleicht trugen sie wesentlich dazu bei, ihn der Gerechtigkeit wieder in die Hände zu liefern, denn Calibars Ruf erschien gefährdet, wenn er ihn nicht aufspürte. Der Flüchtige war mit äußerster Vorsicht zu Werke gegangen, war ganzen Häuserquadraten entlang auf den Zehen geschlichen, über Mauern geklettert, hatte die Füße bald vorwärts bald rückwärts gesetzt; trotz alledem blieb Calibar auf der Fährte, bis er an einen mit Wasser gefüllten Canal in einer Vorstadt gelangte. Der Verbrecher war hineingesprungen, aber auch hier ließ der Rastreador sich nicht irre machen. Er ging den Canal entlang, bis er wieder Spuren im Grase fand. „Hier ist er herausgekommen; Fußtritte sehe ich nicht, aber das Gras ist naß gewesen." Er ging weiter, sah, daß an der Mauer, welche einen Weingarten umgab, etwas Lehm frisch abgebröckelt war, und rief: „Dort ist er!" Die den Rastreador begleitenden Soldaten drangen ein, suchten und fanden nichts. „Er ist nicht wieder hinausgegangen!" sagte Calibar ganz ruhig, man suchte noch einmal nach, und am andern Tage hatte der Verbrecher aufgehört zu leben.

Im Jahr 1831 handelte es sich darum, einigen wegen politischer Angelegenheiten Verhafteten die Flucht möglich zu machen. Alles ging gut von statten, es kam nur noch darauf an, den gefürchteten Rastreador aus dem Spiele zu bringen. Man bewog ihn auf eine Woche bettlägerig zu zu werden, und die Flüchtlinge waren inzwischen geborgen.

Betrachten wir uns nun den Baqueano. Das Wort bedeutet eigentlich einen Kuhtreiber, einen Rindvieh-Hirten. Von jeher war, wie wir schon früher hervorgehoben, Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Argentiner; sie trieben ihre Heerden über weite Strecken Landes, in welchen sie jeden Weg und Steg kannten. So verstand es sich von selbst, daß sowohl die Wagenkarawanen wie Soldatenzüge Baqueanos zu Führern nahmen. Allmälig wurde der Ausdruck gleichbedeutend mit Führer, Geleiter, Conducteur, Lootse, und in der That ist er der eigentliche Pilot der Pampas.

Der Baqueano erscheint als ein Mann von großer Bedeutung, denn in seiner Hand liegt nicht nur das Schicksal einzelner Menschen,

sondern oftmals ganzer Provinzen. Niemand besser als er weiß weit und breit in der Gegend Bescheid, und ein General, der irgendwo operirt, hat keine andere Landkarte als ihn, der ihm stets zur Seite reitet. Der Baqueano ist bescheiden, und verschwiegen wie das Grab, er kennt alle Geheimnisse des Generals, und von ihm hängt nicht selten Sieg oder Niederlage, Verlust oder Eroberung einer Provinz ab. Fast in allen Fällen bleibt er seiner Pflicht getreu, aber unter Umständen mistraut ihm wohl auch der Anführer. Man denke sich in die Lage eines Feldherrn, der sich des Argwohns nicht erwehren kann, daß er einen Verräther zur Seite habe, den er doch um die wichtigsten Dinge fragen, und dessen Auskunft maßgebend sein muß. Der Baqueano weiß, wohin ein beliebiger Pfad führt, ob zu einem Wasserplatz oder nicht, zu einer Stelle, wo sich der Fluß durchwaten läßt; er kennt die Wege, welche durch den Morast ziehen und ob sie in einer beliebigen Jahreszeit zu passiren sind. In dunkler Nacht, auf freier Ebene, in dichten Wäldern weiß er stets Bescheid, er verirrt sich nie, sondern findet sich allemal zurecht. Im Nothfall untersucht er die Bäume, steigt vom Pferde, läßt die Pflanzen durch seine Hände gehen, und sagt: Wir sind auf dem Wege da oder dahin, und noch so und so viele Leguas von der Estancia N. N. entfernt.

Oft will es Alle bedünken, daß zum Beispiel die Richtung nach Süden eingeschlagen werden müsse, und doch nimmt der Baqueano eine ganz entgegengesetzte, ohne sich an etwaige Einwendungen zu kehren. Oft ist die Dunkelheit auf den Pampas undurchdringlich und man kann buchstäblich keine Hand vor Augen sehen. Dann rauft der Führer an mehreren Stellen Gras aus, beriecht Wurzeln und Erde, kauet beide, wiederholt das mehrmals, und weiß dann sicher, ob ein salziger oder süßer Bach in der Nähe ist; danach findet er sich zurecht. General Rosas kannte die Gräser aller Estancias südlich von Buenos Ayres am Geschmack.

Manchmal kommt es vor, daß der Baqueano Reisende über solche Strecken in den Pampas zu führen hat, durch welche überhaupt kein Weg führt. Es handelt sich vielleicht darum, eine Entfernung von vierzig bis funfzig Stunden in gerader Linie zurückzulegen. Was ist nun zu thun? Der Baqueano sinnt eine Weile hin und her, betrachtet sich den

Horizont, prüft den Boden, faßt einen bestimmten Punkt ins Auge, und schießt, wie ein Pfeil, auf seinem Renner ins Weite. Plötzlich schlägt er eine neue Richtung ein, galoppirt fast ununterbrochen Tag und Nacht, und kommt richtig an dem bezeichneten Ort an.

Nicht minder wittert er auf zehn Stunden Weges die Ankunft des Feindes und weiß in welcher Richtung derselbe sich vorwärts bewegt. Das erkennt er aus der Art und Weise in welcher Strauße, Hirsche und Alpacas über die Steppe fliehen. Sobald die Feinde näher herankommen, betrachtet er sich den Staub und nimmt aus der Dichtigkeit desselben ungefähr ab wie stark derselbe sei; er weiß ob zweitausend, funfzehnhundert oder zwölfhundert Reiter herannahen, und demgemäß trifft der General seine Maßregeln. Aus der Art und Weise wie die Condore und Raben fliegen und kreisen, schließt er ob irgendwo Leute sich versteckt haben, ob ein schon vor längerer Zeit verlassener Lagerplatz in der Nähe sei, oder ob ein todtes Stück Vieh daliege. Der Baqueano weiß auch ganz genau wie weit ein Punkt vom andern entfernt ist, und wie viele Tage und Stunden er nöthig hat um irgendwohin zu gelangen; kein Richt- und Nebenweg ist ihm fremd, und gerade auf solchem suchen die Montoneros in die Nähe von Wohnplätzen zu gelangen, um sie plötzlich zu überrumpeln. In alle dem was hier gesagt wird, liegt nicht etwa Uebertreibung. General Rivera, der vielgenannte Parteiführer in Uruguay, war ein gewöhnlicher Baqueano; er kannte jeden Baum im Lande; ohne seine Mithilfe hätten die Brasilianer dasselbe nicht besetzen, die Argentiner es nicht befreien können. Präsident Oribe, obwohl vom argentinischen Dictator Rosas unterstützt, unterlag nach dreijährigem Kampfe dem Baqueano-General. Um das Treiben der Parteiführer zu kennzeichnen mag hier bemerkt werden, daß Rivera seine Terrainstudien 1804 als Schleichhändler begann; später war er spanischer Beamter und diente gegen die Schleichhändler; darauf focht er gegen die königlichen Truppen als Patriot, als Montonero gegen die Patrioten, als Verbündeter der Brasilianer gegen die Argentiner, als Präsident gegen Lavalleja, als geächteter Häuptling gegen Oribe, und zuletzt als Verbündeter Oribe's gegen Rosas. Dabei mußte er denn wohl Land und Leute gründlich kennen lernen.

In den südlichen Theilen der Provinz Buenos Ayres bedarf man

des Baqueano nicht, aber in den spärlichen Niederlassungen jener Gegend lebt eine Classe von Menschen, welche nicht minder genau mit jedem Weg und Steg bekannt sind, wir meinen die Bomberos, deren zumal der fremde Reisende gar nicht entbehren kann. Sie sind zuverlässige Führer, auf welche er sich unbedingt verlassen darf. D'Orbigny vertraute sich ihnen an, als er von El Carmen am Rio Negro nach Norden hin an den Rio Colorado zog. Das Land ist dort ohne Wasserläufe, man hat daher in gewissen Zwischenräumen Vertiefungen ausgegraben, in welchen sich Regenwasser sammelt. Bei diesen Pozos, künstlichen Brunnen, wenn der Name erlaubt ist, macht der Reisende Halt; er muß aber wohl auf der Hut sein um nicht von Indianern überfallen zu werden. Die Bomberos sind unerschrockene Leute und an alle Entbehrungen gewöhnt; ihr Beruf ist mit vielen Gefahren verbunden, und sie werden deshalb auch sehr gut für ihre Dienste bezahlt; das heißt nach landesüblichen Begriffen, denn ein Monatslohn von siebzehn harten Piastern ist an sich gering, und sie müssen dafür sich selbst und ihre Pferde beköstigen. Stets liegen sie auf der Lauer um zu erspähen wo der Feind sich aufhält, und aus welcher Richtung er etwa sich nahen könnte; sie sind gleichsam verlorene Schildwachen, die sich an Punkten aufstellen, welche die Indianer nothwendig zu passiren haben. Von Allem, was ihnen auffallend und verdächtig erscheint, geben sie Kunde. Sie nähren sich von dem was ihnen die Jagd einträgt, sind immer zu Pferde und erkennen auch an der leichtesten Spur im Grase ob Jemand dort geritten sei und welche Richtung er genommen habe; denn der Bombero ist ein trefflicher Beobachter, er lebt stets in der Einöde und auch der scheinbar geringfügigste Umstand entgeht seiner Aufmerksamkeit nicht. Abends kommen sie an einer verabredeten Stelle zusammen, wagen aber nicht Feuer anzumachen, um den Indianern nicht zu verrathen wo sie für die Nacht ihren Lagerplatz haben, von dem aus sie übrigens die Umgegend gleichsam beherrschen, und den sie manchmal wohl auch mitten in der Nacht wechseln, sobald die Dinge ihnen nicht geheuer zu sein scheinen. Gewöhnlich bilden vier Bomberos eine Partie. Bei den Indianern, deren gefürchtete Gegner sie sind, dürfen sie auf keine Schonung rechnen; wer gefangen wird ist allemal ein Kind des Todes. Man begreift, daß Leute solchen Schlages einen ganz eigenthümlichen Charakter haben. Der Bombero hat einen wilden

Muth, und legt auf das Leben nur geringen Werth; es ficht ihn gar nicht an wenn einer von seinen Genossen den Tod erleidet. Dann heißt es nur ihm sei ein Misgeschick begegnet, er habe mala suerte gehabt. Sie liegen in ewiger Fehde mit den Wilden und sind selber Halbwilde geworden.

Unter den Gauchos giebt es auch geächtete Männer, die sich mit der Justiz für immer überworfen und wohlbegründete Ursache haben jede weitere Berührung mit derselben zu vermeiden. Solch ein Insasse der Einöde mag von bewohnten Gegenden nichts mehr wissen, er vermeidet sie. Er wird von den Gerichten verfolgt, von den meisten Leuten gefürchtet, und sie sprechen seinen Namen nur leise aus, aber mit einer eigenthümlichen Art von Achtung. Denn solch ein „Malo Gaucho" ist gleichsam eine geheimnißvolle Person, wohnt in den Pampas, versteckt sich in den Distelfeldern, lebt von Repphühnern, Igeln oder Armadillen. Freilich wandelt ihn zuweilen auch Appetit nach einer Rindszunge an; dann nimmt er seine Fangschnur, reißt damit eine Kuh zu Boden, schneidet die besten Fleischstücke heraus und läßt das Uebrige liegen. Manchmal erscheint er plötzlich unter Leuten, etwa in einer Ortschaft, aus welcher gerade Soldaten fortziehen; dann unterhält er sich, der „böse Gaucho" (wie man ihn nennt, ohne daß damit etwas Ehrenrühriges gemeint wäre,) mit den guten Gauchos, die sich um ihn drängen und ihm ihre Bewunderung zu erkennen geben; ungestört versorgt er sich mit Tabak, Cigarren und Mate (Paraguay-Thee), und wenn etwa die Soldaten Miene machen sollten sich um ihn zu bekümmern, dann sprengt er ohne rückwärts zu schauen in die Einöde hinaus. Dorthin wird er nur selten verfolgt, denn er reitet einen vortrefflichen Gaul, den man nicht so leicht einholt. Aber was bleibt ihm übrig, wenn er ja einmal von den Dienern der Gerechtigkeit umzingelt wird? Er dringt mitten unter sie ein, versetzt dreien oder vieren schnell wie ein Blitz Schnitte ins Gesicht und bahnt sich auf diese Weise einen Weg. Dann wirft er sich platt auf den Rücken seines Pferdes, damit die Kugeln ihn nicht so leicht treffen und reitet fort so lange das Roß Athem hat. Solch eine Großthat wird dann von den volksthümlichen Poeten gefeiert, fügt seinem Ruhmeskranz ein grünes Blatt hinzu, und wird weit und breit in der Campaña erzählt und besungen. Der „böse Gaucho" erscheint auch wohl urplötzlich auf

einem ländlichen Tanzfest, raubt sich ein Mädchen und bringt dasselbe einige Tage nachher zurück.

Dieser vom Gesetz geächtete Mann, ein Wilder mit weißer Haut, ist aber nicht gerade schlechter als jene, welche unter ihrem eigenen Dache schlafen. Er läßt den Reisenden unbeeinträchtigt, ist weder Straßenräuber noch Bandit und denkt nicht an Mord. Allerdings raubt er Vieh, aber das ist einmal sein Beruf; anderer Leute Pferde betrachtet er als sein Eigenthum, und damit handelt er. Wer ein Roß von einer beliebigen Farbe und Größe zu kaufen wünscht, wendet sich an ihn und darf sicher sein, daß er über kurz oder lang erhält, was er zu besitzen wünscht. Der „böse Gaucho" erfüllt allemal die Verpflichtung welche er eingeht. Er gehört zu den Charakteren, welchen eine poetische Verklärung nicht fehlt.

Denn die Pampas haben ihre Sänger, Barden, Dichter, Troubadours, welche (wie die mongolischen Toolholos von einem Zelt zum andern ziehen *) die verschiedenen Estancias und Ortschaften besuchen. Sie singen von den Helden der Einöde, die vor der Gerechtigkeit flohen, vom Schmerz der Witwe, der die Indianer jüngst ihren Sohn geraubt, von der Niederlage eines Häuptlings, von dem tragischen Tode, den Quiroga erlitten, und von dergleichen mehr. Denn der Sänger ist eine Art von Chronisten, Historiker und Biograph zugleich. In den argentinischen Landen liegen zwei ganz verschiedene Civilisationsschichten auf einem und demselben Boden neben einander. Die eine ist ganz mittelalterlich und von aller Zeitentwickelung innerlich unberührt geblieben; die andere kümmert sich nicht um das, wovon sie sich rings umgeben sieht, und will die ganze europäische Civilisation der Gegenwart mit allen ihren Folgerungen in die La Plata-Regionen verpflanzen. So wohnen und leben dort das zwölfte und das neunzehnte Jahrhundert in nächster Berührung, jenes auf dem platten Lande, dieses in den Städten. Der Sänger aber hat keine feste Behausung, er legt sein Haupt nieder, wo der Abend ihn überrascht, oftmals unter freiem Himmel. Seine Habe be-

*) Siehe: Wanderungen durch die Mongolei nach Thibet, von Huc und Gabet, welche den siebenten Band der Bibliothek für Länder- und Völkerkunde bilden.

steht in den Versen, die er kennt, und in der Stimme, mit welcher er sie singt, und beides wird ihm Niemand rauben. Er ist überall willkommen, wo der Cielito getanzt, wo ein Glas Wein getrunken wird, man behält ihm einen besondern Platz vor, er hat seine Stelle beim festlichen Schmause. Der argentinische Gaucho trinkt nicht, wenn nicht Musik und Verse ihn anregen; in jeder Schenke hängt eine Guitarre, und der heranwandernde Sänger weiß schon von weitem, ob er Zuhörer finden werde, denn die Zahl der vor der Thür angebundenen Rosse deutet ihm an, ob und wie viele Gäste sich eingefunden haben. So drängen sich auch die Araber in ihren Kaffeehäusern um den Sänger. Zaum und Peitsche des Gaucho gleichen vollkommen jenen des Arabers, nicht minder die Zügel. So setzt sich manches aus Asien und Afrika stammende Maurisch-Arabische in Südamerika fort, und sogar der arabische Gesichtstypus tritt sehr oft in den Pampas überraschend auffallend hervor. Viele Gauchos stammen ja ursprünglich aus Andalusien.

Manchmal trägt der Sänger seine eigenen Erlebnisse vor. Auch er hat sich wohl, wie der „schlechte" Gaucho, mit der Justiz überworfen, die von ihm Rechenschaft wegen gewisser Messerstiche und der einen oder andern „desgracia" (wörtlich: eines Unglücks), das heißt Mordthat, verlangt. Auch raubte er vielleicht einmal Pferde, oder ein hübsches Mädchen. Im Jahre 1840 saß am Ufer des majestätischen Paraná ein Sänger mit übereinander geschlagenen Beinen, und trug einem aufmerksamen Hörerkreise melodisch vor, was er selber Alles erlitten und erlebt. Er sang, in welcher Weise er seine Geliebte entführt und welche Qualen er erduldet, wie er dann zum Streit und zu einer desgracia gekommen. Dann schilderte er seine feindliche Begegnung mit Soldaten, und wie er durch geschickt ausgetheilte Messerschnitte sich befreit habe. Da erhob sich plötzlich ein Geschrei; Soldaten kamen heran und — der Sänger war diesmal von einer starken Uebermacht umzingelt. Nur nach dem tief unten fließenden Paraná hin war noch freie Bahn. Der Barde der Pampas blieb ruhig, denn sein Entschluß war im Nu gefaßt. Rasch springt er auf sein Pferd, wirft einen Blick nach den Soldaten hin, die auf ihn anschlagen, wickelt dem Rosse seinen Poncho über die Augen und rennt ihm die Sporen in die Weichen. So stürzt er sich hinab in den Paraná. Einige Augenblicke nachher taucht der Kopf des Pferdes aus den

Wellen hervor, der Sänger kommt gleichfalls zum Vorschein, hält sich an den Roßschweif geklammert und schaut rückwärts nach dem hohen Ufer, von wo aus man ihm einige Kugeln zuschickt, die freilich nicht treffen. So gelangt er wohlbehalten zur nächsten Insel.

Uebrigens hat die Originalpoesie des Sängers in den Pampas etwas Eintöniges; sie ist unregelmäßig und schwerfällig sobald er sich der Eingebung des Augenblicks überläßt, und mehr erzählend als gefühlreich. Seine Bilder und Vergleiche entnimmt er dem Leben und Treiben der Campaña, und das Pferd spielt dabei eine große Rolle; er ist immer pomphaft und bedient sich gern der Metapher. Beim Vortrag seiner eigenen Abenteuer oder der Heldenthaten eines schlechten Gaucho erinnert er stark an den neapolitanischen Improvisatore; er wird dann sehr prosatsch und platt, erhebt sich aber zwischendurch zu poetischem Schwunge, freilich sinkt er auch gleich wieder in das ganz Gewöhnliche herab. Uebrigens hat er einen reichen Vorrath von Liedern und Gesängen mannigfaltiger Art.

Der Engländer Head sagt vom Gaucho: „Er führt ein Leben voll Entbehrungen, aber sein Luxus ist die Freiheit. Er ist stolz auf seine Unabhängigkeit, die keine Schranken kennt; seine Gefühle sind wild wie sein ganzes Leben; aber im Grunde gut und edel."

Sarmiento, selbst ein Argentiner, schildert den Gaucho als einen Menschen, der wenige Bedürfnisse kennt, von Unterordnung gar keinen Begriff hat, ebensowenig von einer Regierung; jede regelrechte systematische Ordnung ist bei ihm ein Ding der Unmöglichkeit. So ist der eigentliche Gaucho, der Estanciero, welcher seinen nächsten Nachbar vier Stunden weit zu suchen hat. Der Ackerbau treibende Landmann kommt mit seinesgleichen in stete Berührung; sein Feld stößt an das eines Nachbars, er unterhält mit der Außenwelt einen viel lebhaftern Verkehr als der argentinische Viehzüchter. Der Anbau des Bodens verlangt mehr Hände, und ist ohne gemeinsame, ineinander greifende Arbeit Mehrerer nicht möglich, er bindet Den, welcher sich mit ihm beschäftigt, an eine gewisse Stätte. Dagegen ist in den Pampas das Eigenthum an Grund und Boden nicht fest abgemarkt; je größer die Heerde ist, um so weniger Hände nimmt sie verhältnißmäßig in Anspruch. Die Frau besorgt das Hauswesen, der Mann geht müßig, er ist ohne Idee und ohne

Arbeit; aber die Einförmigkeit der Estancia langweilt ihn, und treibt ihn hinaus. Er fühlt ein Bedürfniß nach Geselligkeit. Von früher Jugend an reitet er; schon als Knabe muß er mit Sonnenaufgang die Pferde in den Hof treiben, sattelt auf, weiß aber dann nicht was er anfangen soll, denn Arbeit macht er sich nicht. So schwingt er sich aus Langweile auf sein Thier, mit dem er gleichsam zusammen wächst. Im Jahre 1841 wanderte ein Häuptling Namens Chaco nach Chile aus. „Wie steht's mit Dir?" fragte ihn Jemand. „Ich gehe zu Fuß nach Chile", war die Antwort, die mit einem Tone tiefster Niedergeschlagenheit gesprochen wurde. Freilich kann nur ein Argentiner ermessen, wie grenzenlos unglücklich Chaco sich darüber fühlen mußte.

Also schon der erwachsene Knabe weiß nicht was er mit sich anfangen soll. Er reitet aus um nach einer Heerde zu sehen und sucht wohl ein Lieblingspferd auf; damit geht ein Theil des Tages hin. Der Jüngling und der Mann treibt dasselbe, sucht dann aber am Nachmittag eine Schenke, eine Pulperia auf, wo er seinesgleichen findet. Mit ihnen spricht er über Vieh das sich verlaufen hat, er zeichnet mit dem Peitschenstiel das Brandmark-Zeichen der Heerden in den Sand, erfährt wo dermalen ein Jaguar oder ein Puma die Heerden zerfleischt. Das Pferd spielt bei diesen Unterhaltungen eine sehr hervorragende Rolle, der Sänger fehlt nicht und das Trinkgefäß geht in der Runde umher. Dazu kommt noch das aufregende Glücksspiel. Ohne feste Verabredung trifft sich ein Kreis von Nachbarn fast täglich in einer solchen Pulperia; dort leben die Leute ohne irgend einen bestimmten Zweck zu verfolgen, näher zusammen. Der Eine oder Andere macht allmälig ein Uebergewicht geltend, begründet sich einen Ruf, und tritt dann wohl auf den politischen Schauplatz.

Der Gaucho bewundert vor allen Dingen physische Kraft, starken Muth, und die Kunst, ein wildes Roß zu bändigen. Jener Club in der Pulperia wird zu einer Art von olympischem Circus, in welchem Jeder seine Geschicklichkeit zeigt. Der argentinische Landbewohner trägt immer ein Messer bei sich, als Waffe und als Werkzeug das ihm in hundert Fällen unentbehrlich ist. Ohne ein Messer kann der Gaucho gar nicht leben, es ist ihm so nothwendig wie dem Elephanten der Rüssel, es ist sein Arm, seine Hand, sein Finger, kurz sein Alles. Beim geringsten Anlaß schwingt er die blitzende Klinge in der Luft, und manchmal packt ihn die Lust, sich

ohne irgend welchen Grund mit einem Unbekannten zu messen; er spielt um Messerstiche, wie er Würfel spielt. Das Alles ist so tief mit dem innersten Sein des Gaucho verwachsen, daß ein Ehrenpunkt über das Messerfechten, eine Art von Comment, ein festgestellter Brauch sich gebildet hat, der ausdrücklich verlangt, daß man des Gegners Leben schone. In anderen Ländern greift man wohl zum Messer, um zu tödten, der Gaucho dagegen zieht es hervor um Wunden auszutheilen. Er muß sehr stark betrunken sein und einen Gegner ingrimmig hassen, wenn er ihm wirklich nach dem Leben trachtet. Seine Absicht geht sonst lediglich dahin, ihn zu zeichnen, ihm einen Schnitt ins Gesicht zu geben, der allzeit sichtbar bleibt; man findet deshalb viele Gauchos mit einer Menge von Narben, die aber nur selten tief sind. Denn man sucht den Kampf um zu glänzen und Ruhm zu erwerben. Es ist etwa wie das Renommiren mit der Klinge auf deutschen Universitäten. Wie auf diesen sich um die „Paukanten“ ein Zuschauerkreis neben der Mensur bildet, so auch bei den Gauchos in einer Pulperia auf den Pampas. Aller Augen folgen dem Blitzern der Messer, die in raschester Bewegung sind. Erst wenn reichlich Blut fließt, werden die Gegner auseinander gebracht. Ereignet sich eine Desgracia, ein Mord, so hat nicht der Todte, sondern der Ueberlebende auf allgemeine Theilnahme zu rechnen, und man ist ihm zur Flucht behilflich: dann wird er wohl von den Dienern der Gerechtigkeit verfolgt, er geht ihnen aber nicht allemal aus dem Wege, und gewinnt weit und breit Ruf und Ansehen, wenn er es mit den Soldaten aufnimmt („si corre a la partida“). Im Fortgange der Zeit wird dann ein solches Abenteuer vergessen; es ist inzwischen wohl ein anderer Richter ins Land gekommen, und der Flüchtling darf wagen, sich wieder in seiner Heimat zu zeigen. Damit hat die Sache ein Ende. Einen Menschen tödten gilt eben für ein Misgeschick; nur darf es nicht so häufig vorkommen, daß der Thäter als ein eigentlicher Mörder angesehen wird; dann flößt er nicht mehr Theilnahme, sondern Abscheu ein.

Don Manuel de Rosas, der später fast zwanzig Jahre lang Buenos Ayres als Dictator beherrschte, hatte auf seinen Estancias förmliche Asyle für Mörder; aber niemals hat er einen Dieb in seinem Dienste zugelassen. Rosas, der jetzt in England als Verbannter lebende Viehzüchter, war das rechte Ur- und Vorbild eines Gaucho, der beste Reiter in der Welt.

Woher soll in einer solchen Gauchogesellschaft geistige Ausbildung und Entwickelung kommen? Es giebt keine Gemeinde und kein Staatsleben; wer sich hervorthun will, muß in solchen Dingen glänzen, welche der Viehzüchter anerkennt und schätzt. Ein angesehener Gaucho ist — ein Verbrecher oder ein Häuptling, und oftmals Beides in einer Person. Wer des argentinischen Landbewohners Meister werden und ihn zur Folgsamkeit vermögen will, muß hart wie Eisen sein. Es ist nicht leicht in den Pampas der Justiz ihr Ansehen zu bewahren; der Richter kommt nicht durch, wenn ihm die Eigenschaften fehlen, welche schon weiter oben am Capataz hervorgehoben wurden; er braucht vor allen Dingen unbeugsamen Muth, und sein Name allein muß mehr Schrecken einflößen als die Strafen welche er anwendet. Deshalb wird zum Richter wo möglich ein Mann in vorgerückten Jahren ernannt, der einst große Geltung unter den Gauchos gehabt, dann aber einem geordneten Leben sich zugewendet hat. Sein Urtheil ist ganz willkürlich, er spricht es nach Gewissen oder Leidenschaft, und eine Berufung findet nicht statt. Manche haben das Richteramt bis an ihr Lebensende ausgeübt, und ein geachtetes Andenken hinterlassen. Aber es liegt schon darin, daß er ohne Weiteres nach eigenen Belieben und Ermessen entscheidet, ein großer Uebelstand; das Volk sieht im Richter mehr die Gewalt als das Recht; lediglich die Autorität des Mannes gilt. So erklärt es sich daß ein beliebiger Häuptling und Parteiführer, der in Folge eines Aufstandes oder einer Revolution oben auf kommt, ohne Widerrede und ohne Einspruch von Seiten seiner Anhänger eine unbeschränkte Willkürherrschaft ausübt, gleichviel wie tyrannisch sie sei. Sarmiento geht so weit zu behaupten, solch ein argentinischer Häuptling könne, wie ein Mohammed, nach Willkür und Laune sogar eine neue Religion einführen, nachdem er die alte abgeschafft. Die Gewalt dazu habe er. „Ungerechtigkeit von seiner Seite ist lediglich ein Misgeschick für den welcher davon betroffen wird."

Was oben vom Richter gesagt wurde, gilt auch vom Commandanten der Campaña, aber dieser Letztere ist ein Mann von viel größerer Amtsbedeutung. Titel und Stelle wird von der Stadt aus verliehen, aber die Stadt gilt auf dem platten Lande so viel wie gar nichts, ist ohne Ansehen oder Anhänger. Die dortigen Behörden ernennen deshalb einen Mann zum Commandanten vor welchem die Campaña Respect hat,

und der sie im Gehorsam zu halten versteht. Zu dergleichen Auskunftsmitteln pflegen schwache Regierungen wohl zu greifen, um über augenblickliche Verlegenheiten hinwegzukommen, aber nach Verlauf einiger Zeit treten dann die schlimmen Folgen zutage. Alle Häuptlinge welche in den argentinischen Revolutionen eine hervorragende Rolle spielen, sind einmal Commandanten der Campaña gewesen: Lopez und Ibarra, Artigas und Guenes, Facundo Quiroga und Rosas. Der Letztere wußte die Bedeutung der Commandanten wohl zu würdigen. Als er Gebieter von Buenos Ayres war, vernichtete er von ihnen alle die zu seiner Erhebung beigetragen hatten, und übertrug ihr Amt unbedeutenden Menschen, die ihm keine Besorgniß einflößten.

Alle diese Einzelheiten verdienen deshalb hervorgehoben zu werden, weil sie wesentlich zum Verständniß des Charakters beitragen, welcher den argentinischen Revolutionen aufgeprägt ist. Das Leben und Treiben in der Campaña hat sicherlich auf der weiten Welt kein Nebenstück, so durchaus eigenthümlich ist dasselbe.

Wo anders gäbe es zum Beispiel Montoneros? Das Wort kommt von monton, das heißt Haufen. Montoneros sind Schaaren unregelmäßiger Truppen, welche in den Pampas umherschwärmen, die regelmäßige Armee belästigen und angreifen, und dabei plündern. Eine Truppe solcher Montoneros bildet eine Montonera; sie wird aus Gauchos gebildet, und hat in gewisser Hinsicht Aehnlichkeit mit den Beduinen. Gleich vom Anfang an kennzeichnet sich die Montonera durch Brutalität und wilde Barbarei. Artigas ließ gefangene Feinde in nasse Ochsenhäute nähen und auf dem Felde liegen; die Sonne trocknete die Haut und der Mensch in ihr mußte langsam ersticken. Dem Obersten Maciel wurde ein Stück Fleisch aus dem lebendigen Leibe geschnitten, und Rosas band mit diesem Riemen aus Menschenhaut sein Pferd an einen Pfahl. Die Montoneros erschossen nicht etwa ihre Kriegsgefangenen, sondern schnitten ihnen den Hals ab. Unter ihrem Treiben hat das Land entsetzlich gelitten.

Sarmiento, dessen Werk über Civilisation und Barbarei in den argentinischen Provinzen vor zehn Jahren erschien, legt besonderes Gewicht darauf, daß die Städte im Innern nach und nach zu Grunde gerichtet worden seien, und verweist namentlich auf La Rioja und San Juan. Die erstere befand sich 1810, zur Zeit des Ausbruches der Revo-

lution z Buenos Ayres, in einem verhältnißmäßig blühenden Zustande, 1845 dagegen in gänzlichem Verfall. Nach dem Zeugnisse eines Geistlichen, des Canonicus Ignacio Castro Barros, welcher eine Reihe an ihn gestellter Fragen beantwortete, hatte sie kaum 1500 Einwohner, und darunter nur etwa ein Dutzend junge Männer, sechs bis acht notable Bürger, keinen einzigen Advocaten, keinen wissenschaftlich gebildeten (letrado) Richter. Nicht ein einziger Einwohner trug einen Frack; kein einziger Jüngling aus La Rioja studirte auf der Hochschule zu Córdova oder Buenos Ayres, es war keine einzige Schule vorhanden; nur allein der einzige Franciscaner, der sich überhaupt in der Stadt befand, gab einigen Kindern Privatunterricht; fünf Kirchen waren im Verfalle, nur eine einzige in einem solchen Zustande daß sie benutzt werden konnte. Es wurden keine neuen Häuser gebaut, die alten nicht ausgebessert; in der Stadt befanden sich nur zwei ordinirte Geistliche, in der ganzen Provinz überhaupt nur vier. Es gab nicht einen einzigen Mann, dessen Vermögen man auf 20,000 Piaster hätte schätzen können; sämmtliche Einwohner waren mehr oder weniger arm, und das meiste in Umlauf befindliche Geld war falsch.

Aehnlich war der Verfall von Santa Fé, San Luis, Santiago del Estero, die im Laufe von zwanzig Jahren so herabgekommen waren, daß sie nur noch für „Städtegerippe" gelten konnten. In San Luis befand sich 1840 nur ein einziger Geistlicher; kein einziger Einwohmer trug europäische Kleidung, eine Schule war nicht vorhanden. — San Juan ist eine vorzugsweise auf Handel und Ackerbau angewiesene Provinz; sie hat keine großen Viehweiden, und das eigentliche Gauchowesen konnte deshalb in ihr nicht aufkommen. Bis 1833 blieb sie mehr als irgend ein anderer Landestheil von den nachtheiligen Einwirkungen langjähriger Bürgerkriege verschont; dann spielte Facundo Quiroga den Meister, und bald nachher wurde General-Benavides Gouverneur. Die Bevölkerung stieg, viele Flüchtlinge aus La Rioja und San Luis zogen dorthin, es wurden viele neue Häuser gebaut. Wie stand es nun mit dieser „blühenden" Stadt, die 40,000 Einwohner zählte? Sie hatte keinen Advocaten oder wissenschaftlich gebildeten Rechtsgelehrten; eine einzige öffentliche Unterrichtsanstalt, in welcher junge Mädchen unterrichtet und ausgebildet wurden, hörte 1840 auf; drei Collegien für Knaben wurden in den Jahren

1840 bis 1843 eröffnet und wieder geschlossen, denn die Regierung sah dergleichen ungern. Nur drei junge Männer erhielten ihre Ausbildung außerhalb der Provinz; nur drei verstanden Englisch, vier Französisch; in der Stadt war nur ein einziger aus derselben gebürtiger Arzt vorhanden; nur ein Mann hatte einen mathematischen Lehrcursus durchgemacht; „ein einziger junger Mann hatte eine wissenschaftliche Durchbildung, wie sie eines civilisirten Volkes würdig ist, und dieser eine, Namens Rawson, hatte einen Nordamerikaner zum Vater.“ Unter sämmtlichen Bürgern waren nicht zehn, die etwas mehr als Lesen und Schreiben verstanden hätten. So stand es damals in San Juan; nach 1845 gestalteten sich die Sachen etwas besser; es wurde eine höhere Lehranstalt für Knaben und eine Mädchenschule gegründet; auch ist der Elementarunterricht auf Staatskosten beschlossen worden, und etwa zwanzig junge Männer wurden nach Buenos Ayres, Córdova und Chili geschickt, um die Rechte oder die Heilkunde zu studiren. Ja man hat angefangen Paletot und Oberrock zu tragen, statt der Jacke, und das bezeichnet einen immerhin nicht unbedeutenden Fortschritt in den argentinischen Landen.

Während der letzten Jahre hat sich in allen diesen Verhältnissen Vieles günstiger gestaltet. Die jüngsten Bürgerkriege berührten das innere Land nur wenig, und mit der größeren Anzahl von Fremden, welche ins Land kamen, hat auch die Civilisation Fortschritte gemacht: Der Gaucho freilich lebt noch in seiner alten Weise fort, aber in ruhigen Zeiten ist er der Gesittung nicht gefährlich, er kann den Fortschritt nicht hindern. Die Stromschifffahrt ist frei, der Handel gewinnt an Ausdehnung, die Städte, als Mittelpunkte des Verkehrs, erwerben nach und nach Einfluß, heben sich und üben eine gedeihliche Wirkung aus. Die argentinischen Provinzen bedürfen nur des Friedens und einer starken europäischen Einwanderung, um zu hohem Gedeihen zu gelangen.

Siebentes Buch.

Die politischen Verhältnisse der Argentinischen Provinzen.

Zwölftes Kapitel.

Die argentinischen Lande erkämpfen ihre Unabhängigkeit. — Die inneren Wirren und die Parteien. — Der Dictator Rosas.

Wir haben dargestellt, in welchen Verhältnissen die zum Vicekönigreiche Buenos Ayres gehörenden Provinzen sich am Ende des vorigen Jahrhunderts befanden. Im ganzen Lande herrschte Ruhe. Die verschiedenen Provinzen wurden von Intendentes verwaltet; die bedeutenderen Ortschaften hatten ihre besonderen Cabildos, Stadtbehörden, Municipalcorporationen. Die Oberbehörden von Buenos Ayres, fanden nur selten Veranlassung sich einzumischen, und überließen die einzelnen Landestheile zumeist sich selbst. Ohnehin war die Verbindung bei den weiten Entfernungen, in welchen die Städte von einander liegen, mit Schwierigkeiten verbunden. Bedenkliche Unzufriedenheit war nirgends vorhanden, obwohl die Landeseingeborenen es sehr unangenehm empfanden, daß von Seiten der Regierung und des Mutterlandes die Altspanier auf jegliche Weise bevorzugt wurden. Die Beseitigung des alten Monopols, das so lange Zeit schwer auf dem Lande gelastet hatte, äußerte gute Folgen; die Stadt Buenos Ayres blühte alljährlich frischer empor und zählte 1806 schon 65,000 Einwohner.

Bis dahin hatten sich die Wellenschläge der französischen Revolution und der europäischen Kriege noch nicht am La Plata bemerklich gemacht. Nun wurden auch sie von denselben berührt, und von da ab ist das Land nie wieder zu völliger Ruhe gelangt. Napoleon hatte seinen Bruder Joseph zum König von Spanien gemacht, das von dem mächtigen Kaiser als eine Art von Anhängsel oder Vasallenstaat Frank-

reichs betrachtet wurde. Er befand sich im Streite mit England, welches schon früher, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, vier spanische Fregatten hatte wegnehmen lassen. Zwei Jahre später lief ein vom Commodore Popham befehligtes Geschwader in den La Plata ein, und setzte 1500 Mann englische Truppen unter General Beresford ans Land. Der Vicekönig Sobremonte hatte keine Anstalten zur Vertheidigung getroffen; er stellte den Engländern nur 400 Mann entgegen, die beim ersten Angriff auseinander gesprengt wurden. Sobremonte entfloh nach Córdova, wo er ein Tedeum anstimmen ließ, und Beresford besetzte die Stadt Buenos Ayres, ohne Widerstand zu finden. Damals befehligte ein Franzose Don Santiago Liniers, ein vor Montevideo liegendes spanisches Kriegsschiff. Er faßte den Plan die Engländer zu vertreiben und erwirkte vom Gouverneur Huidebro in Montevideo die Erlaubniß Truppen auszuheben. Mit 700 Mann setzte er über den Strom und wagte den Angriff gegen die Hauptstadt, deren Einwohner ihn muthig unterstützten. Beresford mußte capituliren; ein Versuch, Liniers wieder zu vertreiben mislang, und der englische Befehlshaber wurde als Gefangener nach Catalonien abgeführt. Von dort entfloh er und gelangte zu den englischen Schiffen.

Die Feigheit des Vicekönigs Sobremonte hatte die Bürger von Buenos Ayres erbittert; sie forderten, daß Liniers an die Spitze gestellt werde, und der Bischof sammt seinem Capitel schlossen sich ihnen an. Der tapfere Franzose befehligte die Streitmacht; die Audiencia, das Obergericht, leitete die bürgerliche Verwaltung; die Leute in Buenos Ayres sahen ein, daß sie vom Mutterlande nichts zu erwarten hatten und sich selber helfen mußten, so gut sie konnten. Inzwischen kreuzte das englische Geschwader in den argentinischen Gewässern, erhielt Truppenverstärkung aus Europa und setzte am 18. Januar 1807 bei Montevideo 5000 Soldaten ans Land. Nach tapferer Gegenwehr wurde diese Stadt, bald darauf auch Colonia genommen. Am 5. Juli 1807 drangen die Engländer unter General Whitelocke in Buenos Ayres ein, fanden aber einen so erbitterten Widerstand, daß sie wohl an 3000 Mann verloren und capituliren mußten; gleich nachher räumten sie das Land. Liniers hatte zum zweiten Male einen mächtigen Feind ver-

trieben; er war schon vorher von der spanischen Regierung als Gouverneur anerkannt worden.

Der legitime König von Spanien war zu jener Zeit in französischer Gefangenschaft; so weit das Land nicht den Franzosen gehorchen mußte, stand es unter der Leitung von Junten, welche den Colonien, die unter solchen Umständen auf sich allein angewiesen waren, zum Vorbild und Muster dienten. Nachdem Carl VI. die Krone niedergelegt hatte, rief man in Buenos Ayres Ferdinand VII. zum König aus. Zu jener Zeit wurden die La Plataländer von Brasilien her bedroht. Der Prinz-Regent von Portugal war nach Rio de Janeiro gekommen, und machte im Namen seiner Gemahlin Carlota, einer Tochter Carls VI. und Schwester Ferdinands, Anspruch auf die argentinischen Provinzen. Er forderte den Vicekönig und den Magistrat von Buenos Ayres auf, sich unter seinen Schutz und seine Regierung zu stellen, denn die spanische Monarchie sei aufgelöst, der König habe abgedankt, Ferdinand befinde sich in Gefangenschaft und beider Rechte seien auf die Infantin Carlota übergegangen. Unter diesen Umständen dürfe er, der Prinz-Regent, ein williges Eingehen auf seine Forderungen erwarten; im andern Falle würde er unter Beihilfe seiner englischen Verbündeten sich genöthigt sehen, seine Anrechte mit Waffengewalt zu behaupten. Der Magistrat von Buenos Ayres gab eine sehr entschiedene Antwort und erklärte, er werde die Rechte Spaniens bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen und alle Angriffe der Fremden zurückschlagen. Man sieht, daß noch im Jahre 1808 die Colonie entschlossen war, die Rechte der spanischen Königsfamilie zu vertheidigen. Der Thron war inzwischen von dem Napoleoniden Joseph Buonaparte eingenommen worden. Die argentinischen Provinzen wurden aufgefordert, sich dem neuen König zu unterwerfen. Aber der Bevollmächtigte fand in Buenos Ayres einen sehr unerwünschten Empfang; das Volk verbrannte die Proclamation, welche der „Usurpator“ erlassen hatte, und nahm den Ueberbringer gefangen.

Spanien erhob sich gegen die französische Zwingherrschaft und hatte vollauf zu thun, dieselbe zu bekämpfen; von dort konnten die Colonien keinerlei Unterstützung erwarten. In Buenos Ayres bekleidete, wie schon bemerkt, Liniers das höchste Staatsamt, allein er war aus Frankreich

gebürtig, und unter den obwaltenden Umständen wurde er verdächtig. Doch lag nicht der mindeste Grund vor, diesem Manne zu mistrauen. Er hatte sich geweigert mit dem Bevollmächtigten Joseph Napoleons auch nur eine Besprechung zu halten, er hatte alle Depeschen nur in Gegenwart des Magistrates eröffnet. Nichtsdestoweniger zettelte ein Kaufmann, Alzaga, eine Verschwörung gegen ihn an, an welcher viele Mitglieder des Magistrats und Elio, Gouverneur von Montevideo, Theil nahmen. Das Volk wurde in Bewegung gesetzt und rief: „Nieder mit Liniers, wir wollen eine Junta wie in Spanien!" Zugleich wurde Liniers von einer Deputation der Stadtbehörde aufgefordert, sein Amt niederzulegen. Aber die Bürgerschaft war für den Mann, welcher zweimal der Stadt so erhebliche Dienste geleistet; Liniers ließ die Verschworenen in Haft nehmen und schickte sie in die Verbannung nach Patagonien, von wo übrigens bald nachher Elio sie zurückholen ließ.

Von nun an war keine Eintracht mehr, denn drei Parteien standen einander auf das Schroffste gegenüber. Liniers behauptete seine Stelle; der Magistrat wollte die Regentschaft in seine Hände bringen, und Elio bekämpfte offen seinen Vorgesetzten. Alle drei bestürmten die Centraljunta in Spanien mit Zuschriften. Sie schickte in der Person des Cisneros einen Vicekönig, ernannte Elio zum Generalinspector der Provinz und rief Liniers nach Spanien zurück. Den Letztern ernannte sie zum Grafen von Buenos Ayres, und verfügte daß die Stadt ihm ein Jahrgeld von 100,000 Realen zahlen solle. Liniers gehorchte, erbat sich aber als Gunst in Amerika bleiben zu dürfen. Das Verfahren der spanischen Junta war unklug, denn es bahnte die Unabhängigkeit der Colonie an. Cisneros, ein schwacher und gewaltthätiger Mann, erregte bald ganz allgemeines Misvergnügen, und verfing sich in dem Netze, welches die Mitglieder des Cabildo ihm gestellt hatten. Sie verlangten im Namen des Volks uud im Interesse der Herrschaft König Ferdinands VII. die Einberufung eines Congresses. Diese wurde genehmigt; die Assamblea trat zusammen und eine ihrer ersten Handlungen war — den Vicekönig auf ein Schiff zu bringen und nach Europa heimzuschicken. Am 22. Mai 1810 bildete sich eine provisorische Junta, welche die Geschäfte leiten sollte, bis die Abgeordneten aus den Provinzen eintreffen würden; sie bestand aus sieben Delegaten und zwei Secretairen.

Das Volk jubelte, brannte Feuerwerke ab und Vincenz Lopez dichtete einen Hymnus an die Freiheit. Alle Beamten schworen feierlich bei Gott und auf die heiligen Evangelien, die provisorische Junta der Provinzen vom Rio de la Plata anzuerkennen, als welche im Namen Seiner Majestät Ferdinand VII. regiere, und die Herrscherrechte dieses letztern zu bewahren und aufrecht zu erhalten. Man schwur ferner, den Befehlen und Erlassen der Junta zu gehorsamen, ihre Gewalt weder mittelbar noch unmittelbar irgendwie zu beeinträchtigen, vielmehr sie auf alle Weise zu unterstützen. Schon damals trat das Bestreben hervor, den Altspaniern jeden politischen Einfluß zu nehmen; sie wurden von der Theilnahme an der Junta ausgeschlossen. *)

Nun hatte das Volk eine rein amerikanische Junta, damit aber auch ein Zerwürfniß mit Spanien, das in den Argentinern nur noch Rebellen sah. Die königlichen Beamten erhielten Befehl, die „Verräther" zu Paaren zu treiben und mit aller Strenge gegen sie zu verfahren. Nun entspann sich ein blutiger Kampf. Auf der einen Seite standen die Altspanier, auf der andern die Amerikaner, und nach und nach steigerte sich die Erbitterung auf das Aeußerste. Die spanische Regierung wies alle Vorschläge zur Ausgleichung, alle Anträge auf Versöhnung starr zurück; Ferdinand blieb dabei, daß die Amerikaner lediglich Rebellen seien, die man durch Waffengewalt zu ihrer Pflicht zurückbringen müsse. Als er sich endlich zu einer Vermittelung herbeilassen wollte, war es zu spät. Es gab übrigens bis zum Jahre 1815 in den argentinischen Landen immer noch eine Partei unter den Kreolen, welche zwar von dem eben so stupiden als bösartigen Könige Ferdinand ferner nichts wissen,

---

*) Im Jahre 1812 erließ die Regierung von Buenos Ayres folgendes Decret:

1. Die Spanier dürfen sich, bei Todesstrafe, nicht versammeln; es dürfen ihrer nicht mehr als drei bei einander sein.
2. Es wird bei Todesstrafe den Spaniern verboten, ein Pferd zu besteigen. Sie dürfen weder in der Hauptstadt, noch in der Umgebung reiten.
3. Jeder Spanier, welcher den Versuch macht, nach Montevideo oder irgend einem andern vom Feinde besetzten Orte zu entfliehen, wird erschossen.

aber doch der Krone Spanien getreu bleiben wollte. Die provisorische Regierung zu Buenos Ayres sendete Bevollmächtigte nach Europa; sie hatten den Auftrag, den alten König Karl IV. zu bitten, nach Buenos Ayres hinüber zu kommen oder seinen zweiten Sohn, den Infanten Don Francisco de Paula, zu schicken, damit dieser als ein von Spanien unabhängiger Souverain die argentinischen Lande regiere. Diese Urkunde ist datirt London, 18. Mai 1815, und unterzeichnet von Don Manuel Belgrano und Don Bernardino Rivadavia. Auch dieser letzte Versuch zur Aussöhnung schlug fehl, und nun lösten die Argentiner das letzte Band, durch welches sie bis dahin noch mit dem Mutterlande zusammengehangen hatten. Am 9. Juli 1816 erklärte der zu Tucuman versammelte Congreß die Provinzen am Rio de la Plata für unabhängig.

Doch wir haben den Ereignissen vorgegriffen. Die Stadtbehörde von Buenos Ayres hatte die Junta ins Leben gerufen; diese war gegen Liniers wie gegen Elio gleich feindlich gesinnt. Deshalb machten Beide, obwohl seither erbitterte Gegner, gemeinschaftliche Sache. Elio blockirte die Stadt und Liniers organisirte in Cordova einen royalistischen Aufstand, welchem der Gouverneur, der Bischof und mehrere hohe Beamte jener Provinz sich anschlossen. Als aber die Junta Truppen schickte, entflohen die Freunde der Legitimität nach Perú und ließen Liniers im Stiche. Er wurde von seinen Dienern verrathen und bei nächtlicher Weile gefangen genommen. Die Junta verweigerte ihm Gehör und Vertheidigung und verurtheilte ihn zum Tode. Der Officier, welcher das Urtheil vollstrecken sollte, hatte früher in Buenos Ayres unter Liniers gefochten und konnte es nicht über sich gewinnen, den tapfern Feldherrn hinzurichten. Die Junta schickte einen andern und Liniers wurde erschossen.

Die Junta machte Propaganda nach Außen; sie wollte Paraguay in die Bewegung hineinziehen, bewirkte aber nichts weiter, als daß diese Provinz den Doctor Francia zum Dictator erhielt und allen Verkehr mit den übrigen Landestheilen absperrte. Auch die Unternehmungen gegen Perú waren nicht vom Erfolge begünstigt. Dagegen wurde am 21. October 1811 Montevideo erobert, in welchem Elio sich ein Jahr lang tapfer vertheidigt hatte. Die spanische Regierung entfernte ihn,

und Vigodet trat an seine Stelle. Mit diesem geriethen die Argentiner in allerlei Uneinigkeit, der Krieg brach wieder aus und Montevideo wurde zum zweiten Male belagert. Wir erwähnen dieser Vorgänge, weil damals zuerst Brasilien sich offen in die Angelegenheiten der La Plata-Provinzen einmischte, und unter dem Vorwande, Vigodet zu unterstützen, im Trüben zu fischen suchte. Doch mußten die brasilianischen Truppen sich zurückziehen, und Montevideo fiel wiederum in die Gewalt der Argentiner.

Inzwischen nahm in Buenos Ayres die Verwirrung mehr und und mehr überhand; man konnte zu keiner Stätigkeit gelangen. Im December 1810 wurde die Junta der Hauptstadt durch zweiundzwanzig Abgeordnete aus den Provinzen verstärkt. An die Stelle des Vicekönigs war der Präsident der Junta getreten. Aber Niemand wollte gehorchen. Die Deputirten legten ihre Vollmacht nieder. Darauf ernannte der Stadtrath eine aus drei Mitgliedern bestehende Vollziehungsbehörde; mit dem Vorsitze sollte gewechselt werden und ein neues Mitglied für ein ausscheidendes eintreten. Im folgenden Jahre versammelten sich die Deputirten wieder und wählten eine neue Executive. Von vorne herein zeigte es sich, daß mit dem Systeme, die Executive zu gleicher Zeit drei Männern anzuvertrauen, nicht aus der Stelle zu kommen sei, und man fand es zweckmäßiger, die Leitung Einem Manne zu übertragen. In raschem Wechsel folgten einander Saavedra, den man sehr bald entfernte, um ihn durch ein Triumvirat zu ersetzen, das aus Chiclana, Passo und Saratea bestand; für den letztern trat im October 1812 Medrano ein. Die Volksvertretung hatte ihn ernannt, aber er war den Soldaten nicht genehm, die sich hier zum ersten Male in Regierungsangelegenheiten mischen, und ein neues Triumvirat aus Pena, Jonte und Passo einsetzen. Am 31. Januar 1813 trat dann eine constituirende Versammlung zusammen, „um mehr Regelmäßigkeit und Nachdruck in die Staatsverwaltung zu bringen.“ Die Oberleitung sollte einem Director übertragen werden. Man ernannte Don Gervasio Posadas; er verzichtete schon nach einigen Monaten auf sein Amt zu Gunsten seines Neffen Alvear, eines jungen, durchaus untüchtigen Menschen, der rasch beseitigt wurde und auf ein englisches Fahrzeug flüchtete. Ihm folgte ein barscher Soldat, General Rondeau, der Alles mishandelte und verachtete, was weder

Uniform noch Waffen trug. Man vertrieb auch ihn rasch, gleich seinem Nachfolger Balcarce. Dann leitete eine Commission die Angelegenheiten, bis der vom Congresse zu Tucuman ernannte Puyrredon 1816 die Präsidentschaft übernahm. Schon nach zwei Jahren wurde er der Verrätherei beschuldigt, flüchtete nach Montevideo und General Ramirez zog als „Befreier" ein.

Wir schreiben keine Geschichte des argentinischen Landes und können uns ersparen, auf weitere Einzelheiten einzugehen. In den dreizehn Jahren von 1816 bis 1829 hatte Buenos Ayres nicht weniger als zwanzig Gouverneure. Bei dem Wechsel handelte es sich zumeist um persönliche Rivalitäten. Es zeigte sich klar, daß die Argentiner für Selbstständigkeit und Freiheit nicht vorbereitet waren, und daß sie mit beiden nichts anzufangen wußten.

Nachdem die spanische Herrschaft beseitigt war und jeder seinen Willen zur Geltung zu bringen trachtete, trat ein neues Element in den Vordergrund, der Provinzialismus. Es war ganz erklärlich, daß die Bezirke des innern Landes ihre Interessen geltend machen und nicht alle Gewalt in den Händen von Buenos Ayres allein lassen wollten. Aber während der ersten zehn Jahre concentrirte sich dennoch aus leicht begreiflichen Ursachen die politische Thätigkeit fast ausschließlich in der Hauptstadt, deren Einfluß maßgebend war. Die Häuptlinge, die Caudillos, welche während der Revolution Einfluß gewonnen hatten und bei den Gauchos beliebt waren, erhoben sich gegen diesen Einfluß, und es begann jener Kampf der Rohheit gegen die Bildung, des Gaucho gegen das städtische Element, den wir im vorigen Buche geschildert haben. Artigas erhob sich in der Banda Oriental; er und die mit ihm verbündeten Häuptlinge in Entre Rios, Corrientes und Santa Fé schrieben das Wort Föderalismus auf ihre Fahne, im Gegensatz zu dem Centralismus oder Unitarianismus von Buenos Ayres. Sie verlangten „e pluribus unum" eine Consöderation nach Art der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie beschuldigten den Congreß des Verrathes, seitdem verlautete, daß einflußreiche Mitglieder mit dem Plane umgegangen seien, den Herzog von Lucca zum constitutionellen Könige des argentinischen Landes zu erheben und unter den Schutz Frankreichs zu stellen. Alles zersplitterte sich in anarchischer Weise, der Localgeist

überwucherte; jede Ortschaft, die ein Cabildo besaß, wollte unabhängig von der Hauptstadt sein, und im Jahre 1820 waren in den verschiedenen Landestheilen nicht weniger als dreizehn verschiedene Regierungen vorhanden. Unter diesen Verhältnissen wollte auch die Provinz Buenos Ayres ihre besondere Volksvertretung haben; sie wählte 1821 eine Assamblea oder Sala. Auf Einladung derselben trat 1824 abermals ein allgemeiner Congreß zusammen, um wo möglich eine nationale Regierung für das gesammte Land zu bilden, deren Nothwendigkeit allgemein anerkannt wurde. Der Congreß entwarf eine Bundesverfassung, sie erschien aber den Provinzialhäuptlingen wieder zu centralistisch; diese mochten sich keiner Beschränkung oder Controle unterwerfen, und wenn sie sich auf die nordamerikanischen Verhältnisse beriefen, so zeigten sie, daß sie mit denselben nicht bekannt waren. In den ehemaligen britischen Colonien waren alle Grundlagen zur Freiheit und zu einer guten Regierung von Anfang an vorhanden gewesen; das Volk war von einem ganz andern Schlage, der Puritaner und der deutsche Ansiedler war zu allen Zeiten ein fleißiger Mensch, nicht ein verwilderter Müßiggänger wie der arbeitsscheue Gaucho. Dort waren Protestanten und Unterthanen eines freien Staates, hier Katholiken, welche eben das Joch eines absoluten Königs abgeworfen hatten, der die Colonien verwahrloste, in welchen für die geistige Ausbildung der Kreolen rein nichts geschehen war; hier war Unwissenheit, dort Intelligenz. In den Vereinigten Staaten ruhten die Waffen, nachdem einmal die Unabhängigkeit erkämpft worden war, hier haben die Revolutionen, die Zerrüttungen und grauenhaft blutigen Kämpfe bis heute noch nicht aufgehört. Es war und ist noch keine rechte Zucht, keine Selbstbeherrschung in diesen ehemals der spanischen Zwangsherrschaft unterworfenen Argentinern.

Allerdings gab es, den unbotmäßigen Gauchohäuptlingen und den ungebildeten Massen gegenüber, eine in der That nicht geringe Anzahl verständiger, wohlwollender und patriotischer Männer, die von dem edeln Bestreben erfüllt waren, den argentinischen Landen den Segen der Freiheit, Ordnung und Aufklärung zuzuführen, und sie auf die Höhe eines cultivirten Staates zu bringen. Wir meinen die leitenden Männer der unitarischen Partei. Sie wollten eine starke und einflußreiche Centralgewalt, eine feste Organisation, um dem Lande zu Ruhe und Gedeihen zu

verhelfen. Sie wollten Einfluß, um Bildung und Wohlstand zu verbreiten, und liberale Grundsätze an den Paraná und in die Pampas verpflanzen. Aber diese wohlmeinenden Idealisten übersahen, daß sie einen allzu harten und spröden Stoff, den verwilderten Argentiner, vor sich hatten, der sich um Gründe, Regeln, Vorschriften und gesetzliche Bestimmungen gar nicht kümmerte. Schon 1826 waren Männer von unitarischer Richtung an die Spitze der Geschäfte getreten, nachdem sie seit sechs Jahren sich unter großen Anstrengungen alle Mühe gegeben hatten, das Land möglichst liberal zu organisiren. Ein ganz vortrefflicher Mann, Rivadavia, wurde Präsident. Aber die Provinzen verstanden ihn nicht; für die La Plataländer kam dieser ausgezeichnete Unitarier viel zu früh. Gesetze über persönliche und religiöse Freiheit, und über freie Presse, eine Bank, Sparcassen, Aufmuntern der Einwanderung, die Gründung einer Universität zu Buenos Ayres, das alles war ebenso löblich, wie die Verfassung vom 24. December 1826, welche, der provinziellen Zersplitterung gegenüber, einen Staatskörper mit einer einflußreichen Bundesregierung zu schaffen suchte, ohne doch die freie Beweglichkeit der Provinzen in allen localen Angelegenheiten irgendwie zu beengen. Aber die Unitarier hatten nur Anhang unter den gebildeten Leuten, und diese waren und sind noch heute in der Minderzahl gegenüber dem Gauchoelemente. Rivadavia verzweifelte daran die Aufgabe durchzuführen, welche er sich gestellt hatte, und gab seine Entlassung.

Die geographische Lage brachte es mit sich, daß aller Misgunst der Föderalisten ungeachtet die Stadt Buenos Ayres an der Spitze blieb. Irgend einen gemeinsamen Punkt mußten die Provinzen doch haben, wenn überhaupt noch von Gemeinsamkeit und Zusammenhang die Rede sein sollte. Städte und Provinzen im Binnenlande waren ungeeignet den Verkehr mit dem Auslande zu vermitteln, und Buenos Ayres war und blieb der Haupthandels- und Hafenplatz, die Ein- und Ausgangspforte für den Verkehr mit Europa. Auch mußte irgend eine Leitung für Alles was gemeinsame Interessen betraf, vorhanden sein, und eine Behörde, mit welcher die europäischen Mächte in Verkehr treten konnten, und auch die Nationalschuld war ja eine gemeinsame. Aus diesen und manchen andern Gründen hat Buenos Ayres zu allen Zeiten einen vorwiegenden Einfluß behauptet.

Man darf auch nicht außer Acht lassen, daß in dieser großen Stadt ein Hauptheerd für höhere Bildung und Gesittung sich befindet.

Rivadavia legte am 7. Juli 1827 die Präsidentschaft nieder; sein Nachfolger Vincenz Lopez behauptete sich nur kurze Zeit und wurde vom Obersten Manuel Dorrego ersetzt. Dieser gehörte der Partei der Föderalisten an, welche nun ausdrücklich „vollständige und unbedingte Freiheit, Unabhängigkeit und Gleichheit" verlangte. Bald aber erschien General Lavalle an der Spitze einer Schaar Soldaten aus der Banda Oriental (Uruguay) in Buenos Ayres, vertrieb jenen und wurde Gouverneur. Dorrego schloß sich einem einflußreichen Gauchohäuptlinge, Don Manuel Rosas an, marschirte mit diesem gegen den Feind, wurde aber aufs Haupt geschlagen, und auf Befehl Lavalle's erschossen. Damit war der Bruch zwischen den beiden Parteien unheilbar. Der Unitarier Lavalle behauptete sich kaum ein Jahr lang, und wurde durch Rosas ersetzt, der von der Assamblea auf drei Jahre, 1829 bis 1832, zum Präsidenten erwählt wurde. Er war ein eingefleischter Föderalist, aber der Drang der Umstände fügte es, daß Rosas thatsächlich als der entschiedenste Unitarier auftrat, während er doch alle seine Gegner unter dem Vorwande verfolgte, daß sie staatsgefährliche Unitarier seien. Bei Uebernahme der Präsidentschaft äußerte er gegen die Abgeordneten der Provinzen und gegen das Volk: „Ihr kennt mich und wißt was Ihr von mir zu halten habt, Ihr werdet auch wissen, daß die demokratischen Theorien gefährlich und utopisch sind, sie führen uns zur Knechtschaft. Ich werde nach meinem Gewissen handeln. Meine Schuldigkeit ist, daß ich meine Ueberzeugung zur Geltung mache, und Eure Pflicht ist es, mich dabei zu unterstützen." Die Argentiner konnten freilich wissen woran sie mit einem Manne waren, der sich so unzweideutig ausdrückte. Rosas war jeder europäischen Einmischung abhold. Die Theorien des unitarischen Liberalismus galten ihm für widerrechtlich eingeschmuggelte Artikel. Er begriff daß er für seine Zwecke nicht auf den Beistand der höher Gebildeten rechnen konnte, und zog es schon aus diesem Grunde vor, sich auf die rohen Gauchos zu stützen, die ihm dann auch zwanzig Jahre lang behilflich waren, die grauenhafteste Tyrannei auszuüben.

Inzwischen hatten die Versuche fortgedauert, eine allen Theilen zusagende Bundesverfassung und Nationalregierung ins Leben zu führen.

Schon 1822 schlossen die Provinzen Buenos Ayres, Entre Rios, Corrientes und Santa Fé einen „vierseitigen Bundesvertrag". Durch das provisorische Grundgesetz vom 23. Januar 1825 wurde Buenos Ayres an die Spitze gestellt, aber nur für die Verbindungen mit dem Auslande und um die Beschlüsse des Congresses den Regierungen der übrigen Provinzen zu übermitteln. Die unitarische Verfassung von 1826 war den Föderalisten nicht genehm und konnte nicht durchgeführt werden, und längere Zeit war das Land ohne jede Centralbehörde. Um allmälig wieder die Herstellung einer solchen anzubahnen schlossen einzelne Provinzen in den Jahren 1829 bis 1831 Bündnisse untereinander, doch blieb der politische Zusammenhang unter ihnen stets sehr locker. Jene Einzelverträge bestimmten insbesondere, daß jede einzelne Provinz in allen ihren inneren Angelegenheiten vollkommen unabhängig sei, ihre besondere Vertretung, Verwaltung, Regierung und Finanzwirthschaft habe. Dem Gouverneur und Generalcapitain der Provinz Buenos Ayres wird die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges übertragen. Gegen jeden auswärtigen Feind sind die einzelnen Provinzen zu Schutz und Trutz mit einander verbündet, sie sollen einander die freie Schifffahrt und den Handelsverkehr nicht verkümmern. Diese letztere Verfügung blieb indessen unbeachtet. Einmal bestand ein sehr lästiges Paßwesen. Ein Reisender der zum Beispiel von Salta nach Buenos Ayres sich begab, mußte einen Paß lösen und denselben an den Hauptstationen visiren lassen. Dafür zahlte er in Tucuman zehn Realen, in Santiago zwölf Realen, in Cordova zwei Piaster und in Buenos Ayres vier Piaster. Handelskarawanen mußten in den verschiedenen Provinzen, durch welche sie zogen, Durchgangsabgaben erlegen; die Producte der einen Provinz gaben in der andern Zoll. In Catamarca durften nur Eingeborne der Provinz Handel treiben; in Santiago del Estero verbot einmal der Gouverneur die Einfuhr aller Waaren aus Tucuman. Dazu kamen die Abgaben, welche der jeweilige Gewalthaber in irgend einem Landestheile nach Willkür auferlegte, und die Steuer, welche man in einigen Provinzen den Indianern zahlen mußte, um mit diesem Tribute ihre Raubeinfälle abzuwenden. Man kann sich keine unverständigere Handlungsweise denken, und Niemand wird sich wundern, daß bei so elenden Zuständen an Fortschritt nicht zu denken war.

Rosas hielt die losen Glieder, welche auseinander zu fallen drohten, mit kräftiger Faust zusammen. Aber nachdem seine dreijährige Amtsdauer abgelaufen war, zog er sich ins Privatleben zurück. Es entsprach seinen Absichten, wenn die frühere Verwirrung wiederkehrte, und sie blieb auch nicht aus. Während ein Präsident den andern drängte, die Anarchie immer weiter um sich griff, wartete Rosas ruhig zu, bis der Augenblick kommen werde, in welchem er definitiv seine Herrschaft begründen konnte, und traf inzwischen seine Vorbereitungen. Die Indianer im Süden und Westen hatten während den inneren Zerrüttungen freie Hand gewonnen, durchstreiften weit und breit das Land und plünderten die Provinzen aus, ohne daß ihnen gewehrt wurde. Als ihre Raubzüge am Ende geradezu unerträglich wurden, sammelte Rosas eine große Schaar berittener Gauchos um sich, durchzog die Pampas bis zum Rio Colorado und Rio Negro, schlug den Feind, wo er ihn traf, befreite eine beträchtliche Anzahl von Christen aus der Gefangenschaft, baute einige Burgen zum Schutz gegen die Wilden und schloß mit ihnen Friedensverträge, nachdem er seine Ueberlegenheit bewährt und die Feinde scharf gezüchtigt hatte. Dann kehrte er nach Buenos Ayres zurück und entließ seine Gauchos mit den Worten: „Einigkeit, Rettung für das Land!“ In der Hauptstadt wie im Innern war aber gerade damals die Verwirrung auf das Höchste gestiegen.

Rosas zog sich auf sein Landgut zurück und spielte den scheinbar ruhigen Zuschauer. Er wußte, daß Aller Blicke auf ihn gerichtet waren. Nicht weniger als fünf Mal wurde ihm die Präsidentschaft angeboten; allemal lehnte er sie ab, weil er sich außer Stande sehe, unter den obwaltenden Verhältnissen mit der bestehenden Verfassung Ruhe und Ordnung zu schaffen. Endlich, 1835, erklärte er sich bereit, wenn man ihm unbedingte Vollgewalt einräumen wolle. Diese wurde ihm durch ein Decret vom 7. März übertragen; er sollte unabhängiger Regent sein, unter der einzigen Verpflichtung, „die Föderation und die Religion nicht anzutasten.“ Das Volk genehmigte ausdrücklich diesen Beschluß seiner Repräsentanten, und Rosas war fortan D i c t a t o r.

Von da ab folgt eine Zeit schauderhafter Gräuelthaten und Wirren mit dem Auslande, die nicht aufhörten, so lange Rosas am Ruder stand. Wir wollen den Lebenslauf des „Tyrannen“ in Umrissen schil-

dern, und damit unser Gemälde, welches wir von den Gauchos entwarfen, vervollständigen. Nachher orientiren wir den Leser über die Zerwürfnisse mit dem Auslande.

Don Manuel Ortiz de Rosas ist der Sohn eines Estanciero in der Provinz Buenos Ayres und im Jahre 1793 geboren. Der Vater gab dem Knaben keine sorgfältige Erziehung; als derselbe bei einem Kaufmann in die Lehre gegeben wurde, konnte er kaum lesen und schreiben. Es mag dahin gestellt bleiben, ob er seinen Principal bestohlen hat und deshalb seinem Vater zurückgeschickt wurde. Gewiß ist, daß er fortan unter Leitung eines Capataz, der ein Mulatte war, die Heerden hütete. Er eignete sich, wie seine Gegner behaupten, widerrechtlich einige Geldsummen an, mußte den Diebstahl eingestehen und entfloh. Damals war er neunzehn Jahre alt. Monate lang irrte er in den Pampas umher, suchte bei den Gauchos ein Unterkommen und lernte zufällig den Estanciero Dorrego kennen, bei welchem er ein Unterkommen fand. Ein angesehener Mann, Vincenz Maza, der später Präsident der Volksvertretung von Buenos Ayres war, nahm sich seiner an und gab ihm Unterricht. Später hat Rosas ihn ermorden lassen.

Der junge Gaucho war von kräftigem Wuchs und that es bald allen seinen Genossen in kecken Wagstücken zu Pferde voraus. Er bändigte auch das wildeste Roß, und kein anderer wußte besser Fangschnur und Wurfkugeln zu handhaben. Nach wenigen Jahren stand er in der Campaña in hohem Ansehen. Besonders bei den Wettrennen, welche an jedem Sonntage veranstaltet wurden, zeichnete er sich vor Allen aus. Er stellte sich auf zwei Pfosten, welche in den Boden eingerammt waren, erwartete ruhig ein wildes Pferd, das unter ihm weg rennen sollte, und warf sich im Nu auf den glatten Rücken desselben; oder er galoppirte auf dem schäumenden Renner, der über die Ebene sauste, und hinter ihm her sprengte ein anderer Gaucho, welcher dem Rosse die Bolas zwischen die Beine warf. Während das Thier zu Boden gerissen wurde, sprang Rosas ab und stand gleich auf seinen eigenen Füßen. Die Gauchos bewunderten ihn.

Bis 1820 blieb er dem öffentlichen Leben fremd. Dann schloß er sich als Reiter dem Caudillo Ramirez an, welcher gegen die Stadtbehörde von Buenos Ayres rebellirte und zog mit diesem in die Hauptstadt ein. Späterhin wurde er zum Commandanten der Campaña er-

nannt und führte, wie wir schon bemerkten, den Befehl im Kriege gegen die Indianer. Er stand in Ansehen, aber nie hat er einen Freund oder auch nur einen vertrauten Cameraden gehabt; nur der Präsident Maza scheint innige Theilnahme für ihn gehegt zu haben. Rosas wußte, daß er allein stand. Er wollte durch Schrecken herrschen. Wir haben gesehen, wie günstig sich die Lage der Dinge für seine Absichten gestaltet hatte, und wie er sich zum Dictator emporschwang. In seiner Antrittsrede spielen Scheinheiligkeit, Heuchelei und Barbarei seltsam durcheinander. Er erklärt, daß er mit Uebernahme der höchsten Staatswürde dem Vaterlande „ein schreckliches Opfer" bringe; allein er nehme die schwere Bürde unbeschränkter Machtvollkommenheit auf sich, weil er vom Himmel ganz besondern Schutz erwarte. Dann kehrt er die rauhe Seite heraus: „Jedermann weiß, daß eine zahlreiche Faction verderbter Menschen Gottlosigkeit, Habsucht und Treulosigkeit zur Schau trägt, daß sie der Religion ganz offen Krieg angekündigt hat, Rechtschaffenheit und guten Glauben mit Füßen tritt, überall Unordnung anstiftet und der Sittenlosigkeit fröhnt. Ich bin entschlossen, sie zu bekämpfen. Dieses verfluchte Geschlecht, diese Race von Ungeheuern muß vernichtet werden und der Nachdruck, mit welchem ich sie zu verfolgen gedenke, wird sie einschüchtern. Nichts soll mich davon zurückhalten!"

Rosas hielt Wort. Nie hat ein anderer Mann so entsetzlich gewüthet und gemartert seit Caligula und Heliogabalus; nie hat ein anderer Mann durch abscheulichere Mittel seine Zwecke zu erreichen gesucht. Er war ein vollendeter Meister in seinem Handwerke. Alle seine Gegner richtete er nach einander zu Grunde, und aller seiner Parteigenossen wußte er sich zu entledigen, sobald sie zu Macht oder Ansehen gelangten. Hier ein Beispiel für hundert. Im Jahre 1838 wurde in der Provinz Santa Fé unter Genehmigung des Dictators einer seiner vertrauten Anhänger, Don Domingo Cullen, zum Gouverneur gewählt. Dieser Mann war einer der Mörder Facundo Quiroga's und im Besitz einiger Papiere, welche über den Mord Licht verbreiten konnten. Diese Urkunden wollte Cullen nicht herausgeben. Rosas erklärte ihn für einen Vaterlandsverräther, erregte einen Aufstand in Santa Fé und Cullen flüchtete nach Santiago zu seinem Freunde Ibarra, der dort Gouverneur war. Der Dictator verlangte die Auslieferung des „Verräthers;" sie wurde anfangs

verweigert, erfolgte aber später, als Rosas durch allerlei Ränke seinen Gegner verdächtig gemacht hatte. Er wurde den Soldaten des Dictators überantwortet und auf freiem Felde gemordet.

Die Sala, das heißt die sogenannte Volksvertretung von Buenos Ayres, büßte alle Unabhängigkeit und Selbständigkeit ein; sie bestand zumeist aus Leuten, welche sich sclavisch fügten. Jeder Wähler mußte vor der Wahl dem Friedensrichter mittheilen, auf wen seine Wahl falle, und wehe ihm, wenn er seine Stimme einem Manne gab, welcher dem Dictator nicht genehm war! Die aus solchen Wahlen hervorgegangene „Volksvertretung" trat alljährlich im Januar zusammen und führte ein zugleich lächerliches und beklagenswerthes Schauspiel auf. Rosas gab allemal vermittelst einer Botschaft, in der Art des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, den Deputirten Rechenschaft über seine Verwaltung. In einer derselben heißt es:

„Ich begrüße Euch mit großem Vergnügen. Ihr beginnt Eure wichtige Sitzung unter Umständen, welche dem Bunde günstig sind. Die Nationalehre erglänzt voll Ruhmes, die Unabhängigkeit der Republik wird geadelt durch Euern Rath und durch Eure Werke. Nach langer Anarchie, nach wiederholten Angriffen von Seiten des Auslandes, befestigt sich die Ordnung, und die ruhmreiche Souverainetät des Landes erhebt sich mit Würde. Die Conföderation verdient die günstige Meinung, welche die Welt von ihr hat; sie verdient zugleich die Sympathien der amerikanischen Staaten; sie verharrt mit majestätischem Erfolge bei der Vertheidigung ihrer Rechte. Die Umstände, unter welchen ihr Muth und ihr Name erglänzten, neigen sich einem glückverheißenden Ausgang zu. Dieser erlauchte Ruhm gebührt Eurer Weisheit und Euerm Patriotismus. Gott, unser Herr, hat Eure Berathungen und Eure wohlweisen Handlungen unter seinen Schutz genommen. Die Regierung und die conföderirten Völker halten fest an dem heldenmüthigen Bewußtsein ihrer souverainen Prärogative und am Bundesvertrage der Republik; sie verfolgen ihr edles Ziel mit unsterblicher Loyalität und unsterblicher Ehre. Vor der Meinung des Landes und vor jener des gesammten Amerika müssen die wilden Unitarier ihr Haupt beugen. Indem ich die Größe und das unermeßliche Glück unserer großartigen Erfolge betrachte, bringe ich dem Allerhöchsten den demüthigen und herzlichen Tribut meiner Dank-

barkeit dafür, daß er uns gnädig geschützt und mit unaussprechlichen Wohlthaten überhäuft hat. Ihr seid versammelt, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathen. Ich bin durchdrungen von der Würdigung Eures erhabenen Verdienstes und bringe Euch meine achtungsvollen Glückwünsche dar. Ich unterwerfe das, was meine Verwaltung gethan hat, Euerm souverainen Ausspruche. Urtheilt über meine Handlungen und über meine Irrthümer mit Eurer hohen Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe. Geneiget dabei in Erwägung zu nehmen, daß meinen Wünschen und Absichten kein anderer Beweggrund unterlag, als das Gedeihen und die Würde der Nation, und das Bestreben unsere eigenen Interessen mit denen der ganzen Welt in Uebereinstimmung zu bringen."

Man sieht, wie stark in diesen Documenten die frechste Heuchelei mit castilianischem Redeschwulst verbrämt ist. Am Schlusse solcher Botschaften stimmte Rosas allemal ein elegisches Klagelied an; er beschwerte sich über die Wucht der Sorgen und Arbeiten im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt, und daß er sich fast davon erdrückt sehe, er fühle sich körperlich leidend und moralisch niedergebeugt; er beschwöre die Versammlung, Erbarmen mit ihm zu haben und ihm eine Last abzunehmen, die für ihn zu schwer sei. Die Volksvertretung lobte dann in nicht minder überschwänglichen Ausdrücken Alles, was Rosas gethan, und ermannte sich zuletzt allemal so sehr, daß sie es wagte, „auf die Gefahr hin, sein Wohlwollen zu verscherzen," ihm zu erklären: sie könne unmöglich seinen Wunsch erfüllen. Er müsse um jeden Preis und auf jegliche Gefahr hin sich der Aufgabe, welche der Himmel ihm zuertheilt, auch ferner widmen. Seine Regierung sei unbedingt nöthig für das Glück des Vaterlandes. Darauf ließ natürlich Rosas sich erweichen und blieb an der Spitze des Staates.

Die Hauptthebel seiner Regierung waren blutige Schrecken, Kerker, Vermögenseinziehungen, Todesurtheile und Meuchelmord. Im Jahre 1840 organisirte er die berüchtigte Mazorcagesellschaft; sie hat in der Geschichte kaum ihres Gleichen. Das Wort Mazorca bedeutet Maisähre, Maiskolben. Als dieser Verein noch insgeheim zu Gunsten des damaligen Generals Rosas thätig war, übersandte dieser ihm zum Zeichen seiner Zufriedenheit einen Maiskolben, welcher dann Sinnbild und Losungszeichen wurde. Später, als die Gesellschaft so

manche blutige Gräuelthaten verübte, nannte das Volk sie Mas horca, das heißt: noch mehr Galgen. Sie hatte sich die Aufgabe gestellt, „den argentinischen Boden von den wilden Unitariern zu säubern," und da Rosas ihr vollkommen freien Spielraum ließ und sie häufig benutzte, um die ihm verdächtig Gewordenen aus dem Wege zu räumen, war nichts vor ihr sicher. Sie drang in die Häuser, raubte, plünderte, mordete, und verübte die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten ungestraft. Junge Männer aus gebildeten Familien galten schon für verdächtig und waren so gut wie vogelfrei, wenn sie sich von der Mazorca fern hielten; der eigenen Sicherheit wegen und um ihre Familien zu schützen, schlossen sie sich der Gesellschaft an und hatten von Glück zu sagen, wenn man insoweit Nachsicht mit ihnen zeigte, daß man sie nicht anhielt, bei den Mordthaten thätige Hand anzulegen; aber nicht selten wurden sie gezwungen, Frauen Gewalt anzuthun, welche ihre Pferde nicht mit dem rothen Bande geschmückt hatten, was doch von Rosas anbefohlen worden war. Mehr als einmal war die Stadt Buenos Ayres monatelang der Mazorca preisgegeben; diese wurde allemal losgelassen, mußte morden und plündern, wenn Rosas es für nöthig erachtete, seinen Gegnern Furcht und Schrekken einzujagen. Auch in den Provinzen mußte sie thätig sein. Im Jahre 1841 schrieb der Dictator an den Gouverneur von Córdova: „Die Republik soll von den unreinen Verräthern gesäubert werden; sie verdienen keine Nachsicht, und wer sie schont, begeht ein Verbrechen. Sie sollen an Leib und Gut die schrecklichen Folgen ihrer Nichtswürdigkeit, ihres Verrathes und ihrer Wildheit empfinden!" Am 30. October desselben Jahres verspürte Rosas eine Anwandlung von Großmuth; er gab einen Erlaß, demgemäß verboten wurde, von nun an ohne schriftlichen Befehl der zuständigen Behörde Hinrichtungen vorzunehmen! Aber 1842 gab er der Mazorca die Weisung, in alter Weise zu verfahren, und sie wirthschaftete in so fürchterlicher Art, daß die Ministerresidenten von Frankreich und England sich ins Mittel legen mußten. Auf ihre nachdrücklichen Vorstellungen entgegnete Rosas ganz unbefangen, von Allem was sich ereignet habe, wisse er nicht ein Sterbenswort. Aber es verstand sich von selbst, daß er log und daß er keinerlei Untersuchung anstellen ließ. Die Mordthaten hörten auch nicht auf, sie wurden nur in anderer Form verübt. Alle Verdächtigen ließ Rosas in die Gefängnisse von

Santos Lugares sperren und dort wurden die Hinrichtungen vorgenommen. Die zur Vollstreckung befehligten Soldaten des Rosas erschossen ihre Schlachtopfer und sangen dabei den Resbalos, ein munter Liedlein, das zu dem Behufe gedichtet worden war, sie bei ihrem blutigen Werke zu erheitern. Wer ruhig zum Tode ging, war rasch abgethan; es kam aber auch vor, daß ein „wilder Unitarier" dem Tyrannen Rosas fluchte. Dann wurde ihm erst die Zunge ausgeschnitten, nachher erschoß man ihn.

Rosas wollte, daß man ihm auch äußere Verehrung erweise wie einem Gotte. Sein Bild wurde auf einen Wagen gestellt und durch die Straßen der Stadt gezogen, aber nicht von Pferden, sondern von Frauen angesehener Familien, denen keine andere Wahl blieb, wenn sie nicht geschändet sein wollten. Facundo Quiroga, dessen wir schon mehrfach erwähnt haben, war auf des Dictators Befehl ermordet worden. Seine Witwe wurde gezwungen, sich mit vor den Wagen zu spannen. Als sie in ihre Wohnung heimkam, fand sie auf dem Tische eine Büchse, welche der dankbare Rosas ihr geschickt hatte; sie enthielt — Gras und Heu! Das Bild des Vergötterten wurde in die Kirche de la Merced geführt, auf den Hauptaltar gestellt, und die Priester mußten ein Hochamt halten.

Ueber jedem Argentiner, der sich nicht unbedingt zum Werkzeuge des Dictators hergeben wollte und schon deshalb unter die Verdächtigen gehörte, hing das Schwert des Damokles. Niemand durfte ausgehen, ohne die rothe Cinta, ein blutfarbiges Band, auf welchem die gedruckten Worte standen: Viva la confederacion argentina! Mueran los salvajes Unitarios! Es lebe die argentinische Conföderation! Tod den wilden Unitariern! Diese Formel sollte das Evangelium der Argentiner werden. Sie war überall angeschrieben, sie stand auf Zolldeclarationen und in allen Regierungsdocumenten, in Bittschriften, in Zeitungsankündigungen, in Privatbriefen, in Einladungen zu kirchlichen Versammlungen, an den Gotteshäusern, auf dem Pferdegeschirr, auf dem Papiergelde, auf Fahnen und Flaggen. Die Priester mußten das Mueran los salvajes Unitarios auf der Brust tragen, der Sereno (Nachtwächter) mußte es allstündlich rufen und die Schauspieler begannen damit ihre Vorstellungen. Nur allein die blutrothe Farbe galt für orthodox und unverdächtig. Blau und grün waren die Farben der Unitarier; sie durften nicht getragen werden und waren auch sonst in jeder Beziehung geäch-

tet. Bei der Einführung europäischer Waaren hatte er Gewebe, Stoffe und Schmuck verboten, an welchen sich Blau und Grün befand. „Rosas möchte, daß Himmel und Erde auch blutroth wären,“ schrieb ein deutscher Kaufmann an eine Wachstuchfabrik, als er Waaren für Buenos Ayres bestellte. Die Frauen trugen Blumensträuße ohne Blätter, denn Blätter sind grün, und grün war verdächtig!

All und jeder Tadel der Regierung war verboten; jedes Wort gegen Rosas' Person wurde mit dem Tode bestraft, dagegen ging jegliches Verbrechen frei aus, wenn es ihm nützlich zu sein schien. Er hatte überall seine Spione, auch weibliche; seine „Celadores“ waren unsichtbare Werkzeuge, welche seinen Willen ausführten. Als die ihm feindlichen Franzosen den La Plata blockirten und seinen Anschlägen gegen Montevideo in den Weg traten, verkündeten Maueranschläge in Buenos Ayres, daß demnächst ein großes Blutbad unter den Hunden angerichtet werden, daß una matanza de perros stattfinden solle. Drei Tage später waren mehr als dreihundert Menschen ermordet. Auf dem Markte lagen Menschenköpfe zwischen Ochsen- und Hammelköpfen; die Leichen wurden auf große Karren geworfen worden, und die Fuhrleute riefen den Vorübergehenden zu: Quien quiere duraznos? Wer kauft Pfirsiche?

Rosas wollte alle höher Gebildeten vertilgen, denn sie waren Unitarier. Er ging so rasch und so unermüdlich zu Werke, daß ihm schon zu Ende des Jahres 1843 nicht weniger als 22,030 Opfer gefallen und daß nahe an 10,000 Argentiner aus dem Lande geflohen waren. In dem Buche Indarte's: Rosas und dessen Widersacher, das 1843 zu Montevideo erschien, ist nachgewiesen worden, daß durch Rosas bis dahin umgekommen waren: in Folge von Gift 4; der Hals wurde abgeschnitten 3765 Personen, erschossen wurden 1393, erdolcht 722; in und nach Gefechten und Schlachten kamen um 14,920; anderweitig verloren das Leben 1600 Menschen. *)

*) Sehr eindringlich ist das Schreiben eines Engländers aus Montevideo vom 20. Juli 1844 an den Earl of Aberdeen: Rosas and the atrocities of his dictatorship., in Simmonds Colonial-Magazine, London 1844, Band 3. S. 259 ff. Es rührt von einem Augenzeugen her, der seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten beschwört, den fürchterlichen Gräuelthaten des Dictators ein Ende zu machen. A.

Wir fügen noch einige charakteristische Züge bei. Einst befahl Rosas bei hoher Strafe, daß alle Häuser in Buenos Ayres bis zu einem bestimmten Tage weiß angestrichen sein sollten; ein rother Streifen, zur Bethätigung correcter Gesinnung, durfte dabei nicht fehlen. Die Uhr auf dem Rathhause ging unordentlich, und die Uhrmacher richteten sich nicht nach ihr. Rosas befahl, daß sie trotzdem maßgebend sein solle. Einst lachten einige Europäer über das mangelhafte Exercitium des argentinischen Fußvolkes. Am andern Tage erließ der Dictator eine Verordnung, der gemäß in ganz Buenos Ayres kein Mensch sich auf der Straße sehen lassen durfte, nachdem durch Kanonenschüsse das Zeichen zum Ausrücken der Infanterie gegeben worden sei. Rosas hatte eine ungeheure Menschenverachtung; er arbeitete bei Nacht und schlief am Tage; er fürchtete vergiftet zu werden, seine Nerven waren im höchsten Grade reizbar; er war manchmal halb wahnsinnig, und manchmal zu den gemeinsten Possen aufgelegt. Eines Abends war Damengesellschaft bei seiner Tochter Manuelita. Plötzlich erscheint Rosas und führt einen reich aufgeschirrten Esel, auf welchem ein häßlicher Affe sitzt, in den Saal, sagt jeder Dame einige unfläthige Worte und zieht dann lachend mit seinen Bestien von dannen. Er hatte zwei verwachsene Zwerge als Lustigmacher. Eine junge Dame weigerte sich ihm die Hand zu küssen. Er ließ sie durch einen seiner Zwerge, einen buckeligen und krummen Neger, aus dem Salon der Manuelita hinwegführen, entkleiden und auspeitschen. Als eines Abends Manuelita am Claviere saß und vor ihren Zuhörern spanische Romanzen sang, trat ihr Vater ins Zimmer. In der Hand trug er einen silbernen Präsentirteller, auf demselben lagen Menschenohren, die man einem „wilden Unitarier“ abgeschnitten, eingesalzen und dem Dictator überschickt hatte. Rosas stellte die Schüssel vor Manuelita auf das Clavier hin. Sie sprang auf, wurde vor Abscheu blaß, warf die Noten über die Schüssel und sank ohnmächtig zu Boden.

So war Rosas, „der Wiederhersteller der Ruhe und Ordnung.“

Dreizehntes Kapitel.

Rosas in seiner Stellung zum Auslande. — Die Verwickelungen mit Montevideo, Frankreich und England. — Der Sturz des Dictators.

Die Unitarier waren von Rosas vollständig zu Boden geworfen. Die Provinzen gehorchten dem Dictator, der alle seine Freunde und Feinde, sobald er sie für gefährlich hielt, vernichtete und nur solche Gouverneure einsetzen ließ, die ihm blindlings ergeben waren oder ihm wenigstens nicht schaden konnten. Der Häuptling der Föderalisten führte ein straffes unitarisches Regiment! Aber gerade sein vollständiger Sieg bereitete ihm eine Reihe von Verlegenheiten, denen er zuletzt erlag. Es wurde für ihn verhängnißvoll, daß er mit allen Nachbarstaaten und zwei europäischen Seemächten in Zerwürfnisse gerieth, weil er für sich, als den Beherrscher von Buenos Ayres, eine hegemonische Stellung und für diese Handelsstadt ein commercielles Monopol in Anspruch nahm.

Mit Chile hatte er Streit wegen der Magellanstraße; er wollte nicht dulden, daß diese Republik dort Niederlassungen gründe, weil jene Küste zur Zeit der spanischen Herrschaft zum Gebiete des Vicekönigreichs Buenos Ayres gehört habe. Dagegen machte Chile noch weit ältere Anrechte geltend. Die Engländer hatten die Maluinen oder Falklands-Inseln besetzt; auch dagegen protestirte Rosas. Bolivia ist im Besitz der Provinz Tarija (nördlich von Jujuy); auch auf dieses Land machte der Dictator Anspruch und drohte mit Krieg. Sodann wollte er Paraguay nicht für einen unabhängigen Staat gelten lassen, sondern nur für eine Provinz der argentinischen Conföderation. Auch dafür gab er als Grund an, daß dieses Land einst zum Vicekönigreich Buenos Ayres gehört habe. Paraguay wies dieses Ansinnen zurück und verlangte freie Schifffahrt auf den Strömen, welche Rosas verweigerte. Mit Brasilien stand er gleichfalls auf gespanntem Fuße, weil dasselbe die flüchtig gewordenen Unitarier bei sich aufgenommen hatte, und aus manchen andern Gründen. Den Hauptzankapfel bildete indeß Uruguay, diese vormalige Banda Oriental, mit deren Unabhängigkeit weder Rosas noch Brasilien es ehrlich meinten. Darin liegt der Schwerpunkt der

sogenannten La Plata-Frage, welche ein viertel Jahrhundert die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt hat, und die allerdings auch für Europa von großer Bedeutung ist, weil es sich dabei namentlich um die freie Schifffahrt und um ungehinderten Zugang in das Herz von Südamerika handelte. Die beiden europäischen Seemächte haben in die Arsegelegenheit eine armselige Rolle gespielt.

In den beiden großen Handelsstädten Buenos Ayres und Montevideo hatten sich viele europäische Kaufleute, Industrielle und Abenteurer niedergelassen, insbesondere auch Franzosen, welche Ausländer blieben. Manche von ihnen geriethen in Zerwürfniß mit den argentinischen Behörden, weil man sie zum Beispiel ungerecht besteuerte oder zum Dienst in der Miliz herbeigezogen hatte und dergleichen mehr. Sie führten darüber Beschwerde bei ihrer Regierung, welche in unsanfter Weise Recht für ihre Staatsangehörigen verlangte. Rosas hielt die Souverainetät der argentinischen Staaten durch ungebührliche Einmischung einer europäischen Macht für beeinträchtigt und weigerte sich, die Genugthuung zu geben, welche Frankreich verlangte. Dieses erklärte am 23. März 1838 Buenos Ayres in Blockadezustand, der jahrelang andauerte. Von nun an spielt Montevideo in diesen Händeln eine Hauptrolle. In Uruguay war der gesetzlich gewählte Präsident Oribe, ein Freund des argentinischen Dictators, von dem Unitarier Fructuoso Rivero gestürzt worden. Frankreich nahm offen Partei für diesen letztern und gewährte ihm Unterstützung. Montevideo wurde Sammelplatz für alle misvergnügten Argentiner, an deren Spitze Lavalle trat. Die Franzosen unterstützten ihn, als er die Provinzen Corrientes und Entre Rios gegen Rosas aufregen wollte, und bewaffneten ihre in Montevideo ansässigen Landsleute. Der Dictator begriff, daß Frankreich es auf seine Vernichtung abgesehen hatte, denn es machte mit seinen geschworenen Feinden gemeinschaftliche Sache, ließ aber freilich späterhin die Unitarier im Stiche. Gerade die Einmischung des Auslandes war dieser Partei in den argentinischen Landen nachtheilig und gab dem Dictator manchen Vorwand zur Ausübung von Grausamkeiten, die sich gerade damals in der oben von uns geschilderten Weise häuften. Frankreich suchte aus seiner falschen Lage herauszukommen und schloß den Vertrag vom 29. October 1849, in welchem Rosas die Unabhängigkeit von Uruguay anerkannte,

eine Amnestie gewährte und französischen Bürgern, welche begründete Ansprüche hatten, Schadenersatz versprach. Allein die Verwickelungen waren damit nicht etwa beseitigt. Rivera, der Verbündete Frankreichs, welchen diese Macht hatte fallen lassen, hielt noch Corrientes und Entre Rios besetzt, und Lavalle wies die Amnestie zurück, weil er seinem Feinde Rosas nicht traute. Dieser bot während der Jahre 1840 bis 1845 Alles auf, um sich seiner unitarischen Feinde zu entledigen; er schlug sie aus dem Felde, unterstützte Oribe in Uruguay, wo die in Montevideo ansässigen Franzosen seinem Einflusse nach Kräften zu wehren suchten.

Frankreich sah sich abermals in die La Plata-Händel hineingezogen, doch nun mischte sich auch England ein, um dem Einflusse seines Nebenbuhlers entgegenzutreten; es trat auf, um zwischen Rosas und Uruguay zu vermitteln, und machte scheinbar mit Frankreich gemeinschaftliche Sache. Beide Theile hatten allerdings ein Interesse daran, Uruguay nicht in die Gewalt des Dictators fallen zu lassen. England schloß 1847 einen einseitigen Vertrag mit Rosas, nachdem viel hin und her verhandelt worden war. Buenos Ayres hatte abermals eine Blockade auszuhalten. Das argentinische Geschwader wurde weggenommen, als es vor Montevideo lag, die Insel Martin Garcia, welche die Mündungen des Uruguay und Paraná beherrscht, wurde besetzt. Beide europäische Mächte sendeten nach einander verschiedene Diplomaten, erreichten aber kein zufriedenstellendes Ergebniß. Wir gehen in die Einzelheiten nicht weiter ein, sondern verfolgen die Dinge nur in ihren Hauptentwickelungen. Im Jahre 1848 schienen Frankreich und England wiederum gemeinschaftliche Sache zu machen, aber England schloß abermals, am 24. November 1849, einen Separatvertrag mit Rosas, demgemäß die Feindseligkeiten in Montevideo suspendirt werden und die argentinischen Truppen ganz Uruguay räumen sollten. Die Blockade wurde aufgehoben, Martin Garcia geräumt, und in Uruguay sollte eine neue Präsidentenwahl stattfinden. Für Frankreich schloß Admiral Le Prédour einen ähnlichen Vertrag, den aber die Nationalversammlung verwarf; dann wurden die Unterhandlungen wieder aufgenommen und hatten einen neuen Tractat zur Folge, der dasselbe Schicksal erlitt.

Inzwischen nahte die Krisis heran. Rosas schien fester als je zu-

vor im Besitze der Macht zu sein; die ihm feindliche Stadt Montevideo war von seinem Freunde Oribe, der beinahe ganz Uruguay unterworfen hatte, eng eingeschlossen und so stark bedrängt, daß sie sich kaum noch länger halten konnte. Dann aber trat ein Umschwung ein, als man es am wenigsten erwartete; Brasilien mischte sich ein und die Provinzen Corrientes und Entre Rios fielen von Rosas ab. Ein Blick auf die Karte macht klar, wie bedeutend die geographische und commercielle Lage dieses vom Paraná und Paraguay eingeschlossenen Mesopotamiens ist. Dasselbe liegt gleichsam abseiten der übrigen Provinzen und ist von denselben in mancher Beziehung unabhängig. In den vielen Revolutionen, von welchen die argentinischen Lande heimgesucht wurden, haben Entre Rios und Corrientes mehr als einmal die Initiative ergriffen, und so wird es erklärlich, daß dem Dictator viel daran lag, gerade sie zu controliren und in seine Interessen zu ziehen. Don Justo Jose de Urquiza, Gouverneur von Entre Rios, war lange mit ihm befreundet gewesen, hatte nach 1840 die argentinische Armee in Uruguay befehligt und am 28. März 1845 die Schlacht von India Muerte über Rivera gewonnen. Dann war er Gouverneur geworden und hatte als solcher einen gewissen Liberalismus bethätigt, welcher ihn dem Dictator verdächtigt machte. Er hätte sich des aufstrebenden Nebenbuhlers gern entledigt, und dieser begriff die Gefahr, in welcher er schwebte, vollkommen.

Werfen wir einen Blick zurück auf das, was seither sich begeben hatte. Rosas wollte um jeden Preis die Hauptstadt seiner Heimatprovinz Buenos Ayres zum alleinigen Stapelplatze für den großen Handel machen. Gegenüber den westlichen Provinzen hatte das nicht die mindeste Schwierigkeit; sie waren schon durch ihre geographische Lage genöthigt, ihre Producte nach Buenos Ayres zu schaffen und sich dort mit fremden Waaren zu versorgen. Jene beiden mesopotamischen Provinzen hatten es dagegen in freier Wahl, ob sie über Buenos Ayres oder über Montevideo Handel treiben wollten. Rosas trachtete dahin, sie eben sowohl in commercieller, wie in politischer Beziehung allein von Buenos Ayres abhängig zu machen; das konnte er aber nur, wenn die Banda Oriental (Uruguay) von ihm abhängig war. Er wollte die Mündung auf beiden Seiten des Stromes in seiner Gewalt haben, und somit das

ganze Binnenland von sich abhängig machen, das keinen andern Verkehrsweg zum Oceane findet, als eben diese Mündung des La Plata. Man sieht, welch ein brennendes Interesse Bolivia, Paraguay und Brasilien daran hatten, solche Pläne zu verhindern. Den großen Handelsvölkern mußte gleichfalls daran liegen, daß Rosas seinen Zweck nicht erreichte; denn war das der Fall, so waren sie von seinem Belieben abhängig. Frankreich trat, wie wir gesehen haben, zuerst auf den Schauplatz; die Juliusdynastie hatte enge Bande mit der kaiserlichen Familie in Brasilien geschlossen, sie suchte Einfluß in den katholisch-romanischen Kreolenstaaten Südamerikas, insbesondere aber in Montevideo, wo etwa 25,000 Franzosen ansässig sind, so daß dasselbe zu nicht geringem Theil für eine französische Stadt gelten kann. England widerstrebte jeder Ausdehnung des französischen Einflusses und verfuhr im Allgemeinen sehr glimpflich gegen Rosas, so lange es Grund hatte, seinem europäischen Nebenbuhler zu mistrauen. Als aber Frankreich begriff, daß es sich bei den Händeln am La Plata in eine falsche Lage gebracht hatte, und doch England in jenen Gegenden weder schwächen noch verdrängen könne, lenkte es auf eine andere Bahn. Nun war für England, das gleichfalls nicht im Mindesten wünschen konnte, den argentinischen Dictator zum Alleinherrn des La Plata werden zu lassen, kein Grund mehr vorhanden, Rosas länger zu halten; es konnte ihm völlig genehm sein, daß derselbe gestürzt werde; denn wenn er dem Handel der Ausländer auch in der Stadt Buenos Ayres Vorschub leistete, um möglichst hohen Ertrag aus den Zöllen zu gewinnen, so wollte er doch den Verkehr der Fremden im Binnenlande selbst nicht zugeben; sie sollten eben stets unter seiner Controle bleiben. Auch das innere Land wurde es müde, sich ausschließlich von einer Seestadt beherrschen zu lassen. Die Machthaber zu Buenos Ayres hatten die Schifffahrt auf den Strömen gehindert; dieses Monopol zu brechen, war ein gemeinsames Interesse Aller. Brasilien insbesondere, das von jeher habsüchtige Blicke auf Uruguay wirft, dessen Unabhängigkeit jedoch 1848 anerkannt werden mußte, wollte um jeden Preis verhindern, daß Rosas sich dauernd auf dem linken La Plataufer festsetze, und von dort aus die Südprovinzen des Kaiserreiches bedrohe.

So standen die Dinge, als am 1. Mai 1851 Urquiza offen gegen Rosas auftrat und denselben in seiner eigenen Schlinge zu fangen wußte.

Wir haben weiter oben geschildert, mit welcher Heuchelei Rosas alljährlich in seiner Botschaft die Volksvertretung bat, ihn seiner schweren Bürde zu entheben. Er war als Gouverneur von Buenos Ayres mit den Verhandlungen zwischen den argentinischen Staaten und dem Auslande beauftragt. Als er 1851 das alte Possenspiel wiederholte, nahm Urquiza ihn beim Worte und erklärte, Entre Rios willige darein, dem Auslande gegenüber nicht mehr durch ihn vertreten zu werden; es werde seine Souverainetät und volle Unabhängigkeit behaupten, bis ein allgemeiner Congreß eine endgültige Einrichtung der Conföderation beschlossen habe. Und um keinem Zweifel über seine Absichten Raum zu lassen, entfernte Urquiza die verhängnißvollen Worte: „Tod den wilden Unitariern," und ersetzte sie durch: „Tod den Feinden der nationalen Organisation!" Corrientes trat zu ihm. Schon am 29. Mai schloß Urquiza einen geheimen Bundesvertrag mit Uruguay und Brasilien ab, „um in der seit zehn Jahren durch Kriege verwüsteten Banda Oriental den Frieden herzustellen," also um ein Ziel zu erreichen, zu welchem Frankreich und England durch ihre Einwirkungen nicht hatten gelangen können. Es handelte sich vor Allem darum, Oribe, den Verbündeten und das Werkzeug des Dictators, und die unter Oribe's Befehlen in Uruguay befindlichen argentinischen Hilfstruppen zu vertreiben. Nachdem dieses geschehen, wollten die drei Verbündeten Rosas in seinem eigenen Lande angreifen. Sie gewährleisteten einander gegenseitig ihre Unabhängigkeit und forderten auch Paraguay auf, ihrem Bündnisse beizutreten. Das geschah, obwohl dieser Staat nicht in die Lage kam, auch seinerseits bewaffnet einzuschreiten. Im Laufe des Jahres 1851 schloß Uruguay fünf Verträge mit Brasilien ab, durch welche das letztere sich erhebliche Vortheile sicherte. In demjenigen, welcher auf Handel und Schifffahrt Bezug hat, wird unter anderen Bestimmungen auch beliebt, daß die Schifffahrt auf dem Uruguay und dessen Zuflüssen frei sein solle; auch verpflichtete man sich, die übrigen Uferstaaten der La Plataregion einzuladen, einem Vertrage beizutreten, demgemäß die Schifffahrt auf dem Paraná und Paraguay für alle Uferstaaten frei zu geben sei. Dem Auslande wollte man diese Stromadern noch nicht öffnen.

Inzwischen war Urquiza mit einer 4000 Mann starken Befreiungsarmee in Uruguay eingerückt; 12,000 Brasilianer unter dem Grafen

Caxias standen an der Nordgrenze, General Garzon befehligte Truppen von Uruguay und stand bei Gervidero. General Vivasoro, Gouverneur von Corrientes, deckte den Paraná, und eine brasilianische Flotte kreuzte auf dem La Plata, um alle Verbindung auf dem Wasserwege zwischen Rosas und Oribe abzuschneiden. Am 20. Juli fand der Einmarsch in Uruguay statt; Urquiza nahm rasch die Stadt Paysandu. Gleich nachher erklärte sich ein großer Theil des Landes für ihn, General Gomez, der eine Division Truppen unter Oribe befehligte, ging zu ihm über. Dieser Letztere hatte sich bei Cerrito verschanzt, er wagte aber keinen Widerstand, sondern capitulirte; seine Truppen vereinigten sich mit Garzon, und das seit zehn Jahren belagerte Montevideo konnte wieder frei aufathmen. Somit war der eine Zweck des Bündnisses erreicht; es kam jetzt darauf an, Rosas in seinem eigenen Lande zu bezwingen.

Im November und December versammelte sich „die große Befreiungsarmee von Südamerika," 30,000 Mann stark, zu Diamante am Paraná, den sie unter Urquiza's Anführung vom 22. December bis zum Januar 1852 überschritt. Hinüber gingen 28,000 Mann Soldaten, 50,000 Pferde und 40 Stück Geschütz. Die Provinz Santa Fé sprach sich sogleich gegen Rosas aus; am 12. Januar befand sich die „Befreiungsarmee" auf dem Boden der Provinz Buenos Ayres, und am 3. Februar in der Nähe dieser Stadt bei Santos Lugares. Rosas erwartete den Feind. Aber der Dictator scheint in jener Zeit viel von seiner frühern Energie verloren zu haben. Es half ihm wenig, daß er seinen Gegner für einen Verräther, Tollhäusler und wilden Unitarier erklärte, daß seine Werkzeuge ihn wiederholt der Treue versicherten, die „Volksvertretung ihn zum unverantwortlichen Dictator erklärte." Seine Armee wurde am 3. Februar zu Monte Caseros, in einer blutigen Schlacht, die nur wenige Stunden dauerte, völlig aufs Haupt geschlagen. Deutsche Reiter und Artilleristen aus Schleswig Holstein gaben den Ausschlag. Rosas entfloh am 4. Februar an Bord eines englischen Kriegsschiffes, seine Tochter Manuelita, als Schiffsjunge verkleidet, folgte ihm.

So ging die politische Laufbahn eines Mannes zu Ende, der eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte bildet. Er hatte alle Roh-

heiten und alle schlechten Eigenschaften des Gaucho, ohne die guten Seiten eines solchen; er war dabei durch und durch raffinirt; er beherrschte die rohe Masse, weil er eine Emanation derselben war. Aber man muß zugestehen, daß er als ein ungewöhnlicher Mensch erscheint, und in den Kreolenstaaten bildet er schon dadurch eine Ausnahme, daß er es verstand, sich zwanzig Jahre lang am Ruder zu behaupten, allerdings durch geradezu schauderhafte Mittel. Seit seinem Sturz lebt er zurückgezogen in irgend einer englischen Landstadt.

Vierzehntes Kapitel.

Die argentinischen Provinzen nach dem Sturze des Dictators Rosas. — General Urquiza als Präsident der argentinischen Conföderation. — Die Bundesverfassung. — Die Freiheit der Stromschifffahrt. — Sonderstellung des Staates Buenos Ayres.

Rosas war beseitigt; es kam nun darauf an, für die argentinischen Lande eine neue Organisation zu schaffen. Nach der Schlacht von Monte Caseros waren seine flüchtigen Soldaten nach Buenos Ayres zurückgekommen und hatten geplündert. General Urquiza ließ einige hundert dieser Räuber erschießen. Der Sieger ernannte den Doctor Vincenz Lopez zum provisorischen Gouverneur der Provinz, doch blieb die eigentliche Macht und Gewalt in seinen Händen. Die Umstände waren schwierig genug. In Buenos Ayres brachen die Leidenschaften, welche Rosas so viele Jahre lang durch den Schrecken gefesselt gehalten hatte, stürmisch hervor. Die aller Bande entledigte Presse trug wesentlich dazu bei, die Gemüther in Spannung zu erhalten, weil die verschiedensten Ansichten Meinungen und Wünsche gegen einander platzten. Urquiza warnte vor dem Misbrauche und wies darauf hin, daß es sich jetzt vor Allem darum handle, eine neue Ordnung der Dinge zu begründen. Im Mai trat in Buenos Ayres eine neue Volksvertretung (Sala) zusammen und bestätigte den Gouverneur Lopez in seinem Amte. Sodann wurden die Gouverneure aller Provinzen nach San Nicolas de los Arroyos einberufen, um über eine neue Verfassung für den gesammten Bund zu berathen. Sie trafen am 31. Mai eine Uebereinkunft, ernannten Urquiza zum provisorischen Director der Conföderation, und gaben ihm Vollmacht zur

Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens; im August sollte ein Congreß zusammentreten. Aber in Buenos Ayres wurde dieser Vertrag von San Nicolas verworfen; Gouverneur Lopez, welcher sich an demselben betheiligt hatte, wurde abgesetzt und die Gährung erreichte eine so bedenkliche Höhe daß allem Anscheine nach eine neue Revolution nahe bevorstand. Da schloß Urquiza am 23. Juni die Sala, setzte Lopez wieder ein, verbannte mehrere Deputirte, verbot einige Zeitungen und schaffte Ruhe.

Die alte unitarische Partei war wieder erstanden, und es ist erklärlich, daß sie nach dem Fall ihres erbitterten Feindes sich zur Geltung bringen wollte. Wir haben die unitarische Richtung schon weiter oben charakterisirt; sie zählt ohne Frage die edelsten Männer des Landes in ihren Reihen; aber sie ist nicht genug von praktischem Geiste durchdrungen, sie sieht sich die Dinge zu idealistisch und systematisch an, und begeht einen politischen Fehler über den andern. So zum Beispiel stellte eine unitarische Zeitung als Programm der Partei Folgendes auf: — Nationale Einrichtungen vermöge eines constituirenden Congresses, allgemeines directes Stimmrecht, unbedingte Preßfreiheit, die jedoch das Privatleben nicht in den Bereich ihrer Erweiterungen ziehen soll, Vereinigungsrecht, neue Verfassung für die Stadtbehörden, Postreform, Herstellung von Verbindungswegen, Einrichtung der Volkswehr gemäß dem Wahlsystem, Freiheit des Verkehrs, Besteuerung des Capitals, freie Schifffahrt auf den Strömen, Organisation des Credites; peinliche Fälle und Preßvergehen sollen durch Geschworene abgeurtheilt werden, Verbreitung des Elementarunterrichtes, Organisation der öffentlichen Wohlthätigkeit. Dadurch hoffte man „die Wunden des socialen Körpers zu heilen.“ Man sieht wie manche Dinge, die für das argentinische Land auf lange Zeit hinaus noch Luxusartikel sein werden, von den Idealisten aufs Tapet gebracht worden sind.

Urquiza ging darauf nicht ein; er behielt sogar die rothen Fahnen des Föderalismus bei, und gab später an Rosas die confiscirten Güter zurück. Er schritt gegen die Presse ein. In einem seiner Erlasse sagt er: „Ihr wollt frei sein; lernt frei zu sein. Prüft Eure Rechte, aber versäumt Eure Pflichten nicht. Erhaltet die Ordnung, sie allein kann uns Ruhe gewährleisten.“ Er gab sich alle Mühe eine Ausgleichung und Einigung

unter den Parteien zu Stande bringen. Aber er konnte die alte Rivalität zwischen Buenos Ayres und den Provinzen nicht aus der Welt schaffen. Die große Hafenstadt war bisher der einzige Punkt gewesen, durch welchen das Land mit der See im Verkehr stand, sie galt für einen Sammelpunkt der höheren Bildung, der Gewerbe und des Handels; sie dünkte sich vornehmer als die anderen, und hat zu allen Zeiten eine Supremätie in Anspruch genommen. So weit ging diese Ueberhebung, und so tief ist sie gewurzelt, daß man einem Deputirten die Worte in den Mund legt: „Wir können uns im Nothfall einen Despoten gefallen lassen, aber er muß ein Porteño sein", d. h. ein aus Buenos Ayres gebürtiger Mann. Dagegen war Urquiza ein Gauchohäuptling, ein Mann vom platten Lande. Man sieht daß der Widerstreit in den Sachen selbst liegt; daraus erklärt sich was weiter vorging.

Eine nationale Organisation konnte nur von einem Congresse beschlossen und hergestellt werden. Um vorläufig das Erforderliche anzubahnen, hatte, wie wir schon sagten, Urquiza die Gouverneure der verschiedenen Provinzen nach San Nicolas einberufen. Nach der dort am 31 Mai 1852 genehmigten Uebereinkunft sollte im August ein Nationalcongreß in Santa Fé zusammentreten und eine Verfassung für die gesammte Republik ausarbeiten. Inzwischen blieb Urquiza als „provisorischer Oberdirector der Conföderation" an der Spitze der Armee, leitete alle Geschäfte, durfte die Angelegenheiten der Binnenschifffahrt regeln und hatte einen Staatsrath zur Seite. Aber in Buenos Ayres wollte man die Uebereinkunft von San Nicolas nicht für gültig anerkennen. Die Sala erklärte sie am 12 Juni für nichtig, Gouverneur Lopez mußte seine Entlassung nehmen, und wurde durch General Pinto ersetzt. Allein Urquiza erschien in Buenos Ayres, erließ am 23 Juni ein Manifest an die Nation, löste die Sala, Volksvertretung, auf, unterdrückte die Zeitungen, ließ eine Anzahl Deputirte auf ein Schiff bringen, und hielt die Stadt militairisch besetzt. So hatte sie, nachdem Rosas vor kaum einem halben Jahre verschwunden war, abermals eine Dictatur. Urquiza war unumschränkter Gebieter, er gebrauchte aber seine Vollgewalt weit verständiger als sein Vorgänger. Er erkannte die Unabhängigkeit von Paraguay (17 Juli) an und schloß mit demselben einen Grenzvertrag; sodann gab er die Stromschifffahrt frei.

Das war ein wichtiger Fortschritt, denn von nun an liegen die herrlichen Flüsse des argentinischen Landes nicht mehr todt da, sondern sind Handels- und Culturbahnen geworden. Ein Erlaß vom 28. August regelte die Bedingungen, unter welchen die Ströme befahren werden können, gab neue Zolleinrichtungen, und überwies die Zolleinkünfte dem Nationalschatze. Nach Artikel 4 sind der Paraná und Uruguay allen ausländischen Kauffartheischiffen die eine Trächtigkeit von mehr als 120 Tonnen haben, offen. Am 1. October sollte die freie Schifffahrt beginnen; jede einzelne Provinz konnte selbst darüber verfügen, welche Häfen sie innerhalb ihres Gebietes den fremden Fahrzeugen öffnen wollte. Im Innern sollte fortan jeder Durchgangszoll aufhören und der Verkehr vollkommen unbehindert und frei sein. Auch wurde die Confiscation abgeschafft. Man sieht daß Urquiza als praktischer Reformer auftrat.

Aber Urquiza befand sich in einer schwierigen Lage. Nach dem 23. Juni hatte er Vincenz Lopez wieder als provisorischen Gouverneur von Buenos Ayres eingesetzt. Als dieser jedoch sich den Ereignissen nicht gewachsen fühlte und nach etwa vier Wochen freiwillig abdankte, übernahm Urquiza selber die Gewalt und übte sie, mit Beihilfe eines Staatsrathes, in liberaler Weise aus. Dadurch aber beschwichtigte er noch nicht die Eifersucht der Porteños. Als er im September die Stadt verlassen hatte, um sich nach Santa Fé zu begeben, wo demnächst der Nationalcongreß zusammentreten sollte, brach am 11. September ein Aufstand in Buenos Ayres gegen ihn aus; die Sala trat wieder zusammen, erließ ein Manifest an die übrigen Provinzen und suchte diese gegen Urquiza aufzuregen. Der Director wurde mit Anklagen und Beschuldigungen überhäuft. Den Urhebern der Revolution wurden Geldbelohnungen im Belauf von fünf Millionen Papierpiastern zugebilligt! Urquiza war damals in Entre Rios; er wollte anfangs Buenos Ayres sich selbst überlassen, und zuvor den Nationalcongreß versammeln, der auch am 20. November in Santa Fé zusammentrat. Alle argentinischen Provinzen, mit Ausnahme von Buenos Ayres, waren vertreten. In Bezug auf das letztere äußerte er in seiner Eröffnungsrede: „Buenos Ayres kann nicht ohne die übrigen bestehen, und diese können nicht ohne Buenos Ayres bestehen; aber die Conföderation kann und darf nicht länger ohne eine nationale Organisation blei-

ben. Wir bedürfen einer Verfassung, welche den Despotismus wie die Anarchie verhindert."

In Buenos Ayres stieg die Verwirrung; am 1. December erhob sich General Lagos, um der dortigen Regierung ein Ende zu machen und den übrigen Provinzen sich anzuschließen. Die Regierung sah sich gezwungen, mit den Aufständischen einen Vertrag zu schließen. Inzwischen waren Urquiza's Truppen vorgerückt. Im Januar 1853 begannen die Gefechte zwischen ihnen und den Streitkräften von Buenos Ayres. Am 22. Januar ermächtigte der Congreß von Santa Fé den Director, auf jede ihm geeignet erscheinende Weise dem Bürgerkrieg ein Ende zu machen, und Buenos-Ayres zum Beitritte der Uebereinkunft von San Nicolas zu vermögen. Am 2. März wurde ein Waffenstillstand, am 9. ein Friedensvertrag abgeschlossen. Buenos Ayres willigte darein, sich auf dem Congresse vertreten zu lassen, behielt sich aber vor, die dort vereinbarte Verfassung vor etwaiger Annahme zu prüfen, bis dahin aber seine besondere Verfassung und Verwaltung beizubehalten. Diesen Vertrag genehmigte indessen der provisorische Gouverneur nicht, alle Ausgleichungsversuche scheiterten, und Urquiza mußte zu den Waffen greifen. Er belagerte Buenos Ayres, ließ dasselbe blockiren, und eröffnete für den Handel andere Häfen.

Während in solcher Weise der Bürgerkrieg fortdauerte, genehmigte der Congreß zu Santa Fé die neue Bundesverfassung vom 1. Mai 1853. Sie ist ein sehr verständiges und der Lage des Landes angemessenes Document. Sie bestätigt ausdrücklich die freie Stromschifffahrt, schafft alle Binnenzölle und alle Belästigungen des Verkehrs im Innern ab, und beseitigt die Confiscation. Die Ausländer genießen im Gebiete der Conföderation alle bürgerlichen Rechte, können Handel, alle Gewerbe und Professionen treiben, Grundeigenthum besitzen, dasselbe übertragen, Testamente machen und sich gemäß den Gesetzen verheirathen; sie haben Freiheit des Gottesdienstes, und sind nicht verpflichtet zu außerordentlichen Zwangsteuern beizutragen. Sie können sich naturalisiren lassen, nachdem sie zwei Jahre im Lande gewohnt haben, und auch diese Frist kann noch abgekürzt werden. Der Regierung liegt die Pflicht ob, die Einwanderung aus Europa aufzumuntern. Fremde, welche ins Land kommen um Ackerbau zu treiben, der Industrie aufzuhelfen, Unterricht in Wissenschaften

und Künsten zu ertheilen, dürfen beim Eintritt ins Land mit keinerlei Zoll oder Abgabe beschwert werden. Als Staatsform gilt das Föderalsystem. Jede Provinz hat ihre besondere Verfassung, Gesetzgebende Versammlung und vollziehende Behörde. Der Bundescongreß besteht aus zwei Kammern; jener der Deputirten und der Senatoren. Die ersteren werden in directer Wahl vom Lande ernannt; ihre Zahl beträgt 50; die Senatoren werden von den gesetzgebenden Versammlungen der Provinzen gewählt. Zu den Rechten und Obliegenheiten des Bundescongresses gehört die Regulirung des Zollwesens gegenüber dem Auslande, die Festsetzung der Einfuhr- und Ausgangszölle, die Auflage der directen Steuern, die Contrahirung von Anleihen, der Verkauf von Nationaleigenthum, die Errichtung einer Nationalbank, die Genehmigung oder Verwerfung von diplomatischen Verträgen oder von Concordaten mit dem heiligen Stuhl, die Ermächtigung für die vollziehende Gewalt, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen zc. Die vollziehende Gewalt übt ein Präsident der Conföderation, welcher durch indirecte Wahl auf sechs Jahre ernannt wird. Er hat ausgedehnte Machtbefugnisse, die aber nicht so umfangreich sind, daß sie in Despotismus ausarten können. Durch ein Specialgesetz wird Buenos Ayres zur Hauptstadt der Republik erklärt. Die Hauptstadt und ein Theil des Bundesgebietes werden unter die unmittelbare Leitung des Congresses und des Bundespräsidenten gestellt. Alle öffentlichen Anstalten der Hauptstadt sind Bundesanstalten.

Diese sehr verständige Verfassung wurde von allen Provinzen angenommen, nur von Buenos Ayres nicht, das sich auch jetzt abseiten hielt. Zum Bundespräsidenten wurde der General Urquiza gewählt; er trat am 5. März 1854 sein Amt an. Er bethätigte abermals daß es ihm Ernst damit war, der Cultur den Eingang in die argentinischen Lande zu bahnen, denn er bestätigte ausdrücklich den schon am 10. Juli mit Frankreich, England und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Vertrag über die freie Schifffahrt. In fünf Artikeln wird festgestellt, daß die wichtige Insel Martin Garcia, welche die Mündungen der in den La Plata fallenden Ströme beherrscht, nicht Zubehör eines Staates sein darf, welcher nicht ausdrücklich die freie Schifffahrt anerkannt hat. Artikel 6 verfügt, daß auch in Kriegszeiten der Paraná und Uruguay für die Handelsflaggen aller Nationen geöffnet bleiben, vorausgesetzt daß die

Schiffe keinen Kriegsbedarf und keine Waffen an Bord haben. Diese sicherlich zweckmäßigen Bestimmungen des im Lager zu San José de Flores unterzeichneten Traktats erregten damals in der Stadt Buenos Ayres großes Misvergnügen und sie protestirte dagegen, obwohl sie nicht umhin konnte, auch ihrerseits sich für die freie Schiffahrt zu erklären.

Längere Zeit standen die beiden, nun getrennten, Theile der argentinischen Provinzen einander gegenüber, auf der einen Seite Buenos Ayres auf der andern die dreizehn übrigen Provinzen. Die Hafenstadt hegte tiefe Abneigung gegen Urquiza, und dieser trachtete dahin, sie und die zu ihr gehörende Provinz wieder mit dem übrigen Lande zu vereinigen. In seinem ersten Präsidentenmanifeste sagt er: „Argentiner, ich bin tiefbetrübt über unsere unglückseligen Zerwürfnisse. Ich habe überall Ruhe hergestellt, den Krieg beendigt und werde nur Krieg führen, wenn es sich um Vertheidigung unseres Gebietes, oder um unsere Nationalehre handelt." Der Sitz der Bundesregierung ist, weil Buenos Ayres sich fernhält, zu La Bajada del Paraná. — Buenos Ayres gab sich im Anfang des Jahres 1854 seine eigene Verfassung, in welcher sich dieser Staat für unabhängig erklärt, indessen voraussetzt, daß unter geeigneten Verhältnissen ein Anschluß an die übrigen Provinzen wieder stattfinden könne. Zum Gouverneur wurde ein verständiger, dem Parteiextremen abholder Mann gewählt, Doctor Pastor Obligado. Seit der beiderseitigen Trennung hat der Bürgerkrieg geruht; obwohl er am 4. November 1854 wieder auszubrechen drohte. Ein Oberst Costa fiel nämlich an der Spitze von etwa sechshundert Gauchos in die Provinz Buenos Ayres ein, wurde aber vom General Hornos zurückgeworfen. In Buenos Ayres behauptete man, jener Gauchohäuptling sei von Urquiza zu seinem Unternehmen angestiftet worden. Der Präsident wies indessen diese Anschuldigung mit Entrüstung zurück, und erließ eine Botschaft an den Gouverneur von Buenos Ayres, in welcher eine definitive Ausgleichung aller zwischen beiden Theilen obwaltenden Zerwürfnisse beantragt wurde.

Die Verhandlungen kamen zu Stande und führten zu zwei Verträgen. Der eine, abgeschlossen zu Buenos Ayres am 20. December 1854, bestimmt, daß beide Regierungen Frieden und gutes Einvernehmen halten wollen, und daß es mit den gegenseitigen Handelsverhältnissen wie bisher gehalten werden soll. Urquiza verpflichtete sich, allen bei jenem Ueberfall

betheiligten Personen für die Dauer der nächsten zwei Jahre den Aufenthalt in der Provinz Santa Fé nicht zu gestatten. Um die künftige Wiedervereinigung aller Theile der argentinischen Republik zu beschleunigen, verpflichten sich beide Regierungen, niemals zu den Waffen zu greifen wegen irgend einer Streitigkeit, gleichviel von welcher Art dieselbe auch sein möge. In dem Vertrag von La Bajada del Paraná vom 20 Januar 1855 übernehmen beide Regierungen ausdrücklich die Verpflichtung niemals in eine Zerstückelung des argentinischen Gebietes zu willigen, und sogleich gemeinschaftliche Sache zu machen falls irgend eine Gefahr von Außen die Integrität der Republik bedrohe. Sodann wird ausgesprochen, daß die zeitweilige Trennung zwischen Buenos Ayres und der Conföderation die für alle gemeinsamen Gesetze in allgemeinen bürgerlichen und Criminalangelegenheiten unberührt lasse. An den Grenzen welche durch die wilden Indianer gefährdet sind, sollen die Truppen beider Theile einander unterstützen. Niemand bedarf eines Passes oder einer Reiseerlaubniß, die Schiffe beider Theile führen die Nationalflagge, die Landeserzeugnisse beider Theile gehen zollfrei ein; auch die Heerden sind abgabenfrei; und die Küstenschifffahrt erleidet keinerlei Beschränkung.

So ist nun äußerlich das gute Einvernehmen hergestellt, wenn auch der alte Antagonismus zu tief eingewurzelt ist, als daß er rasch verschwinden könnte. Man hat schon viel damit gewonnen, daß nicht jeden kleinen Zerwürfnisses halber zu den Waffen gegriffen wird. Ein Gefühl von vergleichweiser Ruhe und Sicherheit ist wieder eingekehrt, und dabei hebt sich das Land ganz offenbar. Urquiza verfährt wie ein verständiger Mann, in Buenos Ayres begreifen die Porteños daß ihrer Stadt friedliche Zustände viel zuträglicher sind als Bürgerkriege, Belagerungen und Blockaden. Und vielleicht kommen sie auch zu der Ueberzeugung daß Buenos Ayres schon allein durch seine Lage als Hafenplatz von der Natur eine so hohe Gunst erhalten hat, daß es unnöthig ist, dem Binnenlande Zwang auferlegen zu wollen. Das Gebiet des La Plata ist von großer Ausdehnung; es liegt in der Beschaffenheit der Dinge, daß eine große Hafenstadt nicht genügte um den Verkehr mit dem Binnenlande zu vermitteln. Man wird also die Vortheile mit Montevideo theilen müssen, und Buenos Ayres wird doch gedeihen. Aber gerade die einfachsten ökonomischen Wahrheiten pflegt man am schwersten zu begreifen.

Achtes Buch.

Das Stromgebiet des La Plata, die freie Schifffahrt und der Handelsverkehr.

Funfzehntes Kapitel.

Die Bedeutung des La Plata. — Der Paraguay. — Der Pilcomayo und Vermejo. — Der Paraná. — d'Orbigny's Fahrt bis Corrientes. — Der schiffbare Salado. — Der Uruguay.

Der Rio de La Plata oder Silberstrom bildet die große Mündung für das ausgedehnte Stromsystem Südamerika's, welches die Region zwischen dem 15. und 35. Grade S. Br. umfaßt, und einen großen Theil des Gebietes zwischen dem brasilianischen Küstengebirge in der Nähe des Atlantischen Oceans im Osten und der Cordillera de los Andes im Westen begreift. Diese Mündung hat zwischen Montevideo und dem Cap San Antonio eine Breite von reichlich dreißig deutschen Meilen. Von Montevideo bis zu dem Punkte hinan wo durch die Vereinigung des Paraná und Uruguay der La Plata gebildet wird, beträgt die Entfernung gleichfalls dreißig deutsche Meilen. Die Länder, welche dieses Stromgebiet umfaßt — der Staat Buenos Ayres, die Provinzen der argentinischen Confóderation, Uruguay, ein Theil des südlichen Brasiliens, Paraguay und ein Theil von Bolivia — gehören zu den schönsten und fruchtbarsten der Erde. Gegenwärtig sind sie noch in den ersten Stadien ihrer Entwickelung, sie zählen keine so beträchtliche Volksmenge wie das Königreich Bayern, und haben doch reichlichen Raum für sechzig bis einhundert Millionen Bewohner.

Der bedeutendste Stromarm des La Plata ist der Paraguay, den man mit Recht als den Mississippi Südamerika's bezeichnet hat. Seine Quellen liegen in den Siete Lagunas, sieben kleinen Seen, etwa unter

13 Grad S. Br. 56 Grad 20 Minuten W. L. in dem Diamantendistrict der brasilianischen Provinz Matto Grosso, da, wo die Gebirge von Osten her sich nach Westen hin vorschieben, und eine große Wasserscheide bilden. Von ihrem nördlichen Abhange kommen einige der bedeutendsten Zuflüsse des Madeira und des Tapajoz, sodann auch andere, welche sich in den Amazonenstrom ergießen. Dagegen gehört der Südabhang dem Gebiete des La Plata an. Der Paraguay empfängt in seinem obern Laufe von Osten her, aus Brasilien, manche beträchtliche Flüsse, durch welche er rasch zu einem beträchtlichen und schiffbaren Strom anwächst; unter den Nebenflüssen die von Westen her sich in ihn ergießen ist der Jaurú von Bedeutung, der in etwa 16 Grad 25 Minuten S. Br. mündet. Seine Quellen liegen unweit von denen des Guapore, einem der Quellflüsse des Madeira, der seinerseits der größte Nebenfluß des Amazonas ist. Der Tragplatz, welcher die beiden Stromgebiete von einander trennt, ist nur 5300 Klafter breit, und die Anlage eines Canals würde auf keine erheblichen Schwierigkeiten stoßen. Es ist somit die Möglichkeit gegeben eine ununterbrochene Wasserverbindung durch das Innere Südamerika's von La Plata bis zur Mündung des Orinoco herzustellen. Denn dieser letztere hängt vermittelst des Cassiquiare und Rio Negro mit dem Amazonenstrom zusammen.

Unterhalb der Einmündung des Jaurú beginnt ein sumpfiger Landstrich, der als Xarayes-Lagune bekannt ist. Er steht während der Regenzeit unter Wasser und bildet dann einen ausgedehnten aber seichten Binnensee, der vom 17. bis 22. Grade S. Br. reicht, etwa 300 englische Meilen lang und 100 breit ist. Dann sind auch Theile der Landschaften Chiquitos und Gran Chaco, die nicht mehr als 500 Fuß über der Meeresfläche liegen, überschwemmt. Sobald die Regenzeit vorüber ist führt der Paraguay Alles ab was von dieser Wassermasse nicht verdünstet; er ist hier oben, 1200 englische Meilen vom Ocean entfernt, noch für Fahrzeuge von 50 Tonnen schiffbar. Die Mündung des Jaurú liegt, wie bemerkt, in 16 Grad 25 Minuten S. Br. 58 Grad 30 Minuten W. L. Dort haben spanische und portugiesische Commissaire eine Pyramide aus Marmor errichtet; sie bezeichnet die Grenze zwischen den beiderseitigen Gebieten, gemäß dem Vertrage von 1750. Pater Quiroga, welcher den spanischen Commissarius Flores auf der Fahrt bis zu diesem

Puncte begleitete, hat die Breite vieler Flußmündungen bestimmt, welche oberhalb der Vereinigung des Jaurú in den Paraguay fallen, und seinen Angaben ist Don Luis de la Cruz de Olmedilla in der großen Charte von Südamerika gefolgt, welche 1775 zu Madrid erschien. Diese Flüsse gewähren nach Osten hin eine Verbindung mit den Gold- und Diamantenbezirken Brasiliens, und weiter unten mit jenen Gegenden in Paraguay, welche den Maté und eine Fülle werthvoller Hölzer liefern.

Die bedeutendsten Zuflüsse von Westen her sind der Pilcomayo und der Vermejo. Der erstere, Pilco-mayo, d. h. Sperlingsfluß, hat seine Quelle nordwestlich von Potosi in Bolivia, etwa 19 Grad S. Br. und empfängt dort oben gleich einige Zuflüsse, zum Beispiel den Cachimayo, der unweit von Chuquisaca entspringt. Sein wichtigster Nebenfluß von Westen her ist der Pilaya, der durch den Zusammenfluß vieler Gewässer entsteht, die von den Gebirgen von Lipez, Tupiza und Talina herabkommen. Der Pilcomayo nimmt eine südöstliche Richtung, durchströmt das Gran Chaco und mündet in zwei Armen in den Paraguay unterhalb Asuncion. Der nördliche Arm, Araguay guazú oder großer Araguay, wurde 1785 etwa 20 Leguas aufwärts von Azara befahren; er vereinigt sich mit dem Hauptstrom in 25 Grad 21 Minuten 19 Secunden S. Br., der andere Arm, Mini oder kleiner Araguay, mündet etwa 9 Leguas weiter abwärts, nachdem er sich noch einmal getheilt hat. Im vorigen Jahrhundert machten die Jesuiten zweimal Versuche den Pilcomayo zu befahren und vermittelst dieser Wasserstraße eine leichtere Verbindung mit ihren Missionen im Oberlande herzustellen. Das letztere war nicht auszuführen, aber die Patres gelangten doch weit stromauf und lernten einige Theile des Gran Chaco kennen. Die erste Expedition fand 1721 statt; Pater Patiño unternahm sie mit einigen Spaniern und etwa sechzig Guaraní-Indianern. Gegen Ende August fuhren sie mit einem Schiffe von 80 Tonnen Trächtigkeit von der Mündung 90 Leguas aufwärts bis zu dem Puncte, wo der Pilcomayo sich theilt. Dort fanden sie eine quer durch den Fluß laufende Leiste, über welche das Fahrzeug nicht hinwegkonnte. Patiño bestieg aber ein kleines Boot und fuhr in demselben, seiner Rechnung zufolge, 470 (?) Leguas aufwärts. Dann aber gerieth er mit einer Horde Chiriguanos-Indianer in Streit und mußte umkehren. Die ganze Fahrt hatte achtundachtzig Tage in An-

spruch genommen. Sein Tagebuch ist noch vorhanden. Patiño fand die Beschiffung des Pilcomayo ungemein schwierig, an vielen Stellen waren Baumstämme angehäuft und versperrten den Weg; der Fluß tritt weit über seine Ufer, setzt das Land unter Wasser und bildet zeitweilige Seen oder vielmehr große Lachen. Sein Wasser ist brack und das Uferland da und dort salzhaltig; man fand aber überall süßes Wasser, wenn man ein wenig tief grub. — Manche Jahre später, 1731, machte Pater Castañares wieder einen Versuch, den Pilcomayo zu befahren, der Erfolg war aber gleichfalls ungünstig. Nach dreiundachtzigtägigen Anstrengungen mußte er umkehren, weil das Wasser so flach wurde, daß sein Boot sitzen blieb. Fast einhundert Jahre nachher, 1844, wollte die bolivianische Regierung ins Klare darüber kommen, ob der Pilcomayo schiffbar und zu einer Verkehrsstraße aus Hochperú nach dem La Plata geeignet sei. Sie ließ drei Barken bauen und übertrug die Leitung des Unternehmens dem Nordamerikaner Thompson. Die Fahrt begann zu Magariños, etwas unterhalb der Wasserfälle von Caiza, in 21 Grad S. Br., da wo der Pilcomayo in das Gran Chaco eintritt. Aber die Schwierigkeiten waren so groß, das Wasser so seicht, daß die Barken nach siebenunddreißig Tagen nur 10 Leguas zurückgelegt hatten. Dann blieb das größte Fahrzeug, obwohl es nur 22 Zoll Tiefgang hatte, auf einer großen Sandbank sitzen, und man mußte alle Hoffnung zu weiterm Vordringen aufgeben. Ohnehin wagten die Indianer einen Angriff und verwundeten mehrere Bolivianer; sie gehörten vielleicht demselben Stamme an, der vor hundert Jahren die Jesuiten überfallen hatte. Es ist auch durch neuere Versuche dargethan, daß der Pilcomayo wegen seiner vielen seichten Stellen, der starken Strömung an manchen Puncten, der Stromschnellen und der unablässigen Veränderungen im Fahrwasser für die Schifffahrt ungeeignet ist.

Ganz anders verhält es sich mit dem Bermejo oder rothen Flusse, dessen Quellgewässer in Bolivia, in den Bergen von Tarija liegen. Er ist schiffbar von dem Punkte an, wo etwa unter 23 Grad S. Br. der Jujuy oder Lavayen mündet, also von unterhalb Oran, und eröffnet von dort eine Wasserstraße bis Buenos Ayres. Bolivia wird seinen Verkehr mit dem La Plata hauptsächlich auf diesem Wege vermitteln müssen. Diesem Staate muß Alles daran liegen einen Abzug nach den Atlantischen

Häfen für seine Erzeugnisse zu gewinnen, von welchen er bis jetzt nur einen geringen Theil angemessen verwerthen kann. Denn er ist bis heute fast ausschließlich auf den einzigen Hafen angewiesen den er überhaupt besitzt, nämlich auf Cobija an der Südsee. Dieser Platz hat ohnehin nur eine unsichere Rhede; zwischen ihm und den fruchtbaren Landestheilen liegen die Atacamawüste und das Hochgebirge; der Transport der Waaren ist schwierig und kostspielig, und sie haben dann noch die Fahrt um das Cap Horn zu machen. Alle bolivianischen Producte werden um mehr als die Hälfte wohlfeiler auf die Märkte am La Plata gelangen, wenn sie die Wasserstraße des Vermejo benutzen. Im vorigen Jahrhundert rüsteten die Behörden von Tucuman mehrere Expeditionen gegen die Indianer im Gran Chaco aus, und wurden dadurch mit den Gegenden am obern Paraguay näher bekannt. Sie gründeten die Ansiedelungen (Reductionen) Concepcion, Santiago oder Cangaye und San Bernardo im Lande der Tobas und Mocobys, aber der Versuch zur Beschiffung des Vermejo wurde erst 1778 gemacht. Damals fuhr ein Franciscaner, Pater Murillo, mit vier Begleitern in einem Nachen stromab von Senta (Centa) unweit Oran (22¾ Grad S. Br.) bis zur Mündung in den Paraguay. Zwölf Jahre später, 1790, rüstete der Oberst Adrian Cornejo aus Salta auf eigene Kosten ein kleines Fahrzeug aus, fuhr gleichfalls von Centa ab (am 9. Juli) und gelangte ohne auf irgend ein Hinderniß zu treffen, nach einer Fahrt von fünfundfunfzig Tagen in den Paraguay; nach seiner Berechnung hatte er eine Stromlänge von 408 Leguas befahren. Der Vermejo hat nämlich viele Windungen. Cornejo's Tagebuch ist auch heute noch von Werth. Im Jahre 1826 hatte sich zu Buenos Ayres eine Gesellschaft gebildet, welche eine Wasserverbindung mit Bolivia herstellen wollte. In ihrem Auftrage beschiffte Don Pablo Soria den Vermejo. Von seinen Beobachtungen konnte aber nichts veröffentlicht werden, weil Dr. Francia ihn und seine Begleiter gefangen nahm, in Paraguay zurückhielt und sich auch der Papiere bemächtigte. Der deutsche Naturforscher v. Helmreich hat vor einigen Jahren zu Asuncion Soria's Karte vom Laufe des Vermejo copiren dürfen. Als Soria nach fünfjähriger Gefangenschaft freigelassen wurde, entwarf er in Buenos Ayres aus dem Gedächtniß eine Schilderung seiner Reise. Sein Schiff hatte 52 Fuß Länge, 2 Fuß Tiefgang, und fand keinerlei Schwie-

rigkeiten. Er hatte Oran am 15. Juni verlassen und erreichte nach sieben- und funfzig Tagen den Paraguay. Die Fahrbarkeit dieses „südamerikanischen Missouri" unterlag von da an keinem Zweifel, und neuere Untersuchungen bestätigen Soria's Bericht vollkommen. Die Nordamerikaner machten 1854 einen Versuch, den Vermejo stroman zu fahren, und kamen etwa zweihundert englische Meilen weit. Dort aber mußte ihr kleiner Dampfer umkehren, weil er bei zwanzig Zoll Tiefgang und nur zwölf Pferdekraft zu schwach war um die starke Strömung zu überwinden. Er hatte bis dahin ein vollkommen gutes und freies Fahrwasser gefunden. Im folgenden Jahre ist dann der Vermejo mehrmals von Oran ab befahren worden, und es leidet keinen Zweifel daß er für die Dampfschifffahrt practicabel ist; Bolivia hat in ihm eine Verkehrsstraße, und von diesem Fluß aus wird künftig einmal das Gran Chaco besiedelt werden.

Von ganz entschiedener Bedeutung und nicht minder wichtig als der Paraguay ist der Paraná, dessen Quellflüsse in Brasilien liegen. Der eine, Rio Grande, entspringt etwa unter 22 Grad S. Br. in der Provinz Minas geraes in der Serra de Mantequeira, nordwestlich von Rio Janeiro, und nur etwa vierzig Stunden vom Atlantischen Ocean entfernt. Nach einem Laufe von nahezu dreihundert Stunden vereinigt er sich unter 20 Grad 22 Minuten S. Br. mit dem Paranahyba, der von der Serra da Matta da Corda in der Provinz Goyaz, 18 Grad S. Br., kommt. Der Strom fließt dann auf einer Strecke von mehr als dreihundert Stunden durch Einöden, die noch wenig bekannt sind, bildet von 22⅓ Grad S. Br. an die Grenze zwischen Brasilien, und weiter abwärts, etwa vom 26. Grad S. Br. an jene zwischen Paraguay und der argentinischen Conföderation. Bei Candelaria, 27 Grad 30 Minuten S. Br., nimmt er eine westliche Richtung, die er beibehält bis er sich bei Corrientes mit dem Paraguay vereinigt, und von nun an einen der prächtigsten Ströme auf Erden bildet. In seinem obern Laufe, in den gebirgigen Gegenden Brasiliens, oberhalb der Guarani-Missionen hat er viele Wasserfälle. Unter diesen hat die Grenzcommission von 1788 namentlich den Salto grande, 24 Grad 4 Minuten 58 Secunden S. Br., hervorgehoben. Oberhalb desselben ist der Fluß eine Legua breit; dann zwängt er sich plötzlich durch ein enges Bett, das nicht über sechzig Schritte breit ist. Das Wasser stürzt durch diesen Felsenpaß mit stürmischer Gewalt und

bildet einen herrlichen Cataract von 60 Fuß Höhe; das Getöse dieses Wasserfalls hört man sechs bis acht Stunden weit. Von da ab, auf einer Strecke von funfzig Stunden, bis zur Einmüdung des Curitibá, 25 Grad 41 Minuten S. Br. (Iguazú) bildet der Paraná eine ununterbrochene Reihe von Wasserfällen und Stromschnellen. Dagegen ist, wie wir schon bemerkten, der Paraguay bis Jaurú (16 Grad 25 Minuten S. Br.) für die Schifffahrt vollkommen offen; er hat auf einer Strecke von nicht weniger als 19 Breitengraden (welche an Länge dem ganzen Stromlaufe des Mississippi von den Quellen im Itascasee bis zur Mündung gleichkommen) auch nicht einen einzigen Felsen in seinem Strombett. Der nordamerikanische Dampfer Water Witch ist 1853 ohne alle Schwierigkeiten bis Corumba gelangt, das nur siebenundzwanzig deutsche Meilen nordwestlich von Matto grosso liegt. Etwa unter dem 18. Grade mündet in den Paraguay der Lourenzo oder Porrudas, in welchen der Cuyabá mündet, der seinerseits bis zu der gleichnamigen Stadt für Boote schiffbar ist. Man sieht demnach daß der Paraguay eine ununterbrochene Fahrbahn bis tief in das Innere von Brasilien ermöglicht. Die Regierung des Kaiserreichs hat freilich durch den Erlaß vom 9. April 1853 fremden Flaggen die Fahrt auf dem Paraguay nur bis zum Hafen Albuquerque erlaubt. Dagegen hat Bolivia, welches von Marco an, etwa unter 14 Grad S. Br. bis zum 22., respective bis zum 25. Grad, Anspruch auf das rechte Ufer des Paraguay macht, Protest eingelegt. Uebrigens haben im Anfange des Jahres 1856 Brasilien und Paraguay einen Handels- und Schifffahrtsvertrag geschlossen, demzufolge die Fahrt auf dem Paraguay bis nach Matto grosso hinein freigegeben worden ist.

Was den Paraná anbelangt, so bietet der obere Theil des Stromes einen äußerst malerischen Anblick dar; er durchfließt herrliche Gegenden, die bis jetzt noch ganz unbenützt da liegen. Insbesondere sind diese Regionen reich an Palmenarten; weiter abwärts ist das Land nicht minder schön. Man hat den Paraguay wohl mit dem Nil verglichen, und in mancher Beziehung haben diese Ströme eine gewisse Aehnlichkeit. Sie entspringen beide in tropischen Regionen, laufen freilich in gerade entgegengesetzter Richtung, münden aber in ziemlich gleichem Abstande vom Aequator in einem Delta; ihr Wasser steigt und fällt periodisch,

überschwemmt das Land und befruchtet ausgedehnte Landstrecken. Der Paraná fängt gegen Ende Decembers zu steigen an, bald nachdem die Regenzeit zwischen dem Aequator und dem Wendekreise des Steinbocks eingesetzt hat; dann wächst er allmälig bis zum April, und fällt nach und nach, obwohl etwas schneller als er stieg, bis zum Juli. Nachher tritt eine zweite Stromanschwellung ein, die sogenannte Repunte; während derselben geht aber der Fluß nicht über die Ufer. Die Repunte rührt wahrscheinlich daher, daß die Flüsse in der gemäßigten Zone durch die Winterregen anschwellen. Die Ausdehnung dieses periodischen Stromanschwellens hängt zu nicht geringem Theil von der Regenmenge ab, welche während der gegebenen Zeit in den tropischen Gegenden fällt. Im Allgemeinen tritt dasselbe sehr regelmäßig ein; das Wasser wächst allmälig in vier Monaten um 12 Fuß. Das kann für die Strecke unterhalb der Vereinigung mit dem Paraguay als Durchschnitt angenommen werden. Der Paraguay steigt oberhalb Asuncion, wo sein Bett enger ist, nach Azara's Beobachtungen, manchmal um fünf bis sechs Faden, also 30 bis 36 Fuß.

Die Ueberschwemmungen richten manche Verwüstungen an wenn sie die gewöhnlichen Grenzen überschreitet. Sir Woodbine Parish hat die große Fluth vom Jahre 1812 geschildert. „Durch dieselbe wurden unzählige Heerden zu Grunde gerichtet, und als dann das Wasser fiel und die Inseln wieder sichtbar würden, brannte die Sonne auf Hunderttausende von Thierleichen, namentlich von Ochsen, Flußschweinen und Jaguars, und lange Zeit war die Luft verpestet. Bei derartigen Ueberschwemmungen trifft es sich nicht selten, daß die Thiere sich auf Camelotes zu retten suchen, nämlich schwimmende Massen, die sich aus Rohr und Buschwerk zusammenschieben und manchmal eine ziemliche Größe haben. Auf dergleichen schwimmenden Inseln treiben die Thiere stromab, und gehen ans Land wann und wo die Camelotes sich am Ufer festlegen. Auf solche Weise erhalten Dörfer und Städte zuweilen unwillkommenen Besuch, und man erzählt Geschichten mancher Art. Gewiß ist daß auf meinem eigenen Grundstücke in Buenos Ayres ein Jaguar geschossen wurde, und daß einige Jahre früher in Montevido bei Nachtzeit nicht weniger als vier solcher Tiger landeten, welche am andern Morgen zu nicht geringer Ueberraschung der Bewohner in den Straßen umhergingen.

In den sumpfigen Landstrichen, welche die Xarayeslagune einnimmt, wimmelt es von Ameisen. Ihr Instinct lehrt sie, ihre Nester auf den Bäumen in einer solchen Höhe zu bauen, daß sie auch vor der höchsten Fluth sicher sind. Der zähe Thon, welchen sie dazu verwenden, ist für jede Feuchtigkeit undurchdringlich und so hart wie Cement."

Während der Regenzeit ist der Paraná äußerst trübe, weil er vielen Schlamm und Pflanzenstoffe mit sich führt. Im flachen Unterlande, das von ihm überschwemmt wird, lagert er diese Stoffe ab; sie bilden nach Abzug des Wassers weit und breit einen grauen, schlüpferigen Ueberzug, der den Boden ganz außerordentlich stark befruchtet.

Der gewaltige Strom welcher nebst seinen Zuflüssen einen Schifffahrtsverkehr bis tief in das Innere von Südamerika ermöglicht, wird erst seit einigen Jahren von Dampfern befahren. Die Spanier haben ebenso wenig wie die Creolen die unberechenbaren Vortheile zu benutzen verstanden, welche eine so herrliche Wasserstraße darbietet; sie hat bis auf die jüngste Zeit gleichsam todt dagelegen. Und auch heute wird die Verbindung zwischen den Plätzen am La Plata, der Strommündung, und den Provinzen welche zwischen dem Paraná und Paraguay liegen, zumeist noch in der alten rohen und unzweckmäßigen Weise vermittelt.

Alcide d'Orbigny hat eine vortreffliche Schilderung seiner Fahrt auf dem Paraná bis nach Corrientes aufwärts gegeben; sie ist die anschaulichste welche überhaupt vorhanden ist, und wir halten es für zweckmäßig das Wesentliche daraus mitzutheilen. Sie fällt in den Februar und März des Jahres 1827, und nahm nicht weniger als vier Wochen in Anspruch, während ein Dampfschiff diese Strecke gemächlich in vier bis sechs Tagen zurücklegen kann.

„Wir lichteten," so schreibt der französische Naturforscher, „am 14. Februar zu Buenos Ayres unsere Anker. Der Anblick auf die Stadt und den Hafen war ungemein belebt; bald befanden wir uns bei San Isidro, westlich von Buenos Ayres, und sahen die dort zerstreut liegenden hübschen Landhäuser, von denen freilich ein beträchtlicher Theil unserm Blick wegen der vielen Inseln in der Mündung des Paraná entzogen blieb. Das Wort Paraná bedeutet in der Sprache der Guaranis großer Fluß, und ist ohne Zweifel ein Diminutiv von Pará, Meer. Wir finden dasselbe Wort unter der etwas abweichenden Form von

[illegible] ([illegible]), die [illegible]. [illegible] Fahrt [illegible] Strome, dem [illegible] [illegible]."

Der Parana theilt sich [illegible] vor seiner Vereinigung mit dem Uruguay in mehrere [illegible] Arme, [illegible] welchen nur die größten erwähnt werden. [illegible] ist der nördliche Arm, der sogenannte [illegible] der große Parana, der [illegible] als alle [illegible] gerade in die Mündung des Uruguay [illegible] in den Parana oder Uruguay [illegible] Parana [illegible] Inseln [illegible] Mündungen des Parana [illegible]. Wir erwähnen nur [illegible] Rio de las Palmas, der allerdings eine [illegible] ist, aber die größte [illegible] seiner Mündung ist von [illegible] und [illegible] Namen [illegible]. [illegible] Parana [illegible] der Parana de las Palmas, der [illegible] wird. Die Inseln zwischen den beiden großen Mündungsarmen sind niedrig, häufig Ueberschwemmungen ausgesetzt und deshalb mit Sumpfpflanzen und mit Bäumen bewachsen, welche Feuchtigkeit lieben. Vor allen macht sich der Ceibo (Erythrina Crista galli, Linné), aber auch eine nahe verwandte Art bemerklich. Zwischen dem Parana de las Palmas und dem [illegible] San Isidro oder [illegible] liegen [illegible] eine viele Inseln, sie sind aber Inseln, mit Orangen- und Pfirsichbäumen bedeckt und durch Canäle von einander getrennt, die man wegen ihrer ungewöhnlichen Windungen und Krümmungen, welche sie bei San Isidro oder zum Delta das Conchas machen, als Schneckenwindungen, Caracoles, bezeichnen. Während des Krieges mit Brasilien wählten alle kleinen Schiffe diese Canäle, in welchen sie vor den Brasilianern sicher waren."

„Im Februar waren die Pfirsiche reif. Alle uns zur Linken liegenden Eilande sind mit Pfirsich- und Orangenbäumen gleichsam bedeckt, und überall lagen Schiffe um Pfirsiche einzuladen und nach Buenos Ayres hinab zu bringen. Ich bestieg einen Nachen, fuhr eine Strecke hinan

und landete an einer Insel, die einen überraschend anmuthigen Anblick bot. Ueberall sah ich Pfirsichbäume mit rosenrothen Früchten und Orangenbäume mit ihren goldfarbigen Gaben. Zierliche Palmen strebten schlank empor, und die langen carminrothen Traubenbüschel des Seïbo ragten in das leichte Gezweige des Bambus hinein. Freilich waren die Dornen, welche sich bei jedem Schritt und Tritt auf eine sehr empfindliche Weise bemerkbar machten, eine sehr lästige Zugabe."

„Die Pfirsiche und Orangenbäume haben sich auf diesen Inseln ohne den mindesten Anbau auf eine unglaublich rasche Weise vervielfältigt. In Buenos Ayres bilden die Früchte derselben einen nicht unbeträchtlichen Handelszweig, obwohl die Orangen bitter sind. Zur Zeit der Reife kommen alljährlich viele Familien, sammeln die Früchte, schneiden sie in Stücke, pressen den Saft aus, bewahren ihn in Fässern auf und haben so das ganze Jahr hindurch ein erfrischendes Getränk, das im Lande sehr geschätzt wird. Denn die Bitterkeit verliert sich nach und nach, und die Flüssigkeit hat dann einen säuerlichen aber recht angenehmen Geschmack. Dann und wann haben sich auch schon Europäer eingefunden um zur geeigneten Zeit Orangenblüthenwasser zu bereiten; die Eingeborenen sind aber viel zu träg, um sich diesen Erwerbszweig anzueignen. Ebenso waren es Ausländer, welche die ungeheure Menge von Pfirsichen, die alljährlich unbenützt blieben, zum Branntweinbrennen benutzten. Derselbe war ganz vortrefflich, doch konnten keine großen Ergebnisse erzielt werden, weil die Arbeit zu theuer ist und die Trägheit der Bewohner nicht zu besiegen war. Zur Zeit der Reife fahren einige Familien aus Buenos Ayres herauf und trocknen die Pfirsiche, welche dann in der Hauptstadt ein gesuchter Artikel sind. Aber in Perú, Mendoza, Cordova, Tucuman und Salta versteht man sich weit besser auf das Geschäft, und dort wird das Trocknen auf zweierlei Weise bewerkstelligt. Man löst den Pfirsich in Streifen vom Kern ab und trocknet diese auf Hürden; nachher rollt man sie zusammen und macht Orejones, Ohren, daraus. So nennt man sie wegen der länglichen Gestalt. Die andere Methode ist noch einfacher; man trocknet die Früchte an dem Kern, und nennt sie dann Pelones. Diese Früchte bilden, nebst getrockneten Feigen und Rosinen, in den Provinzen Córdova und Mendoza einen belangreichen Handelsartikel. Pfirsich- und Orangenbäume findet man am

untern Paraná übrigens nur auf den höheren Inseln, namentlich jenen in der Nähe von Buenos Ayres, kurz nur dort wo keine Ueberschwemmungen stattfinden. Doch hat mir Parchappe mitgetheilt, daß er beide Bäume auf einer Insel im Uruguay gesehen habe, die etwa funfzig starke Wegstunden von der Mündung entfernt ist. Mann weiß nicht genau durch wen diese Pfirsiche und Orangen auf die Inseln im Paraná gekommen sind; Einige glauben durch die Jesuiten, Andere nehmen an durch Reisende; noch Andere, die auch wohl Recht haben mögen, sind der Meinung, daß man die Vervielfältigung den Kohlenbrennern und Holzhändlern zu verdanken habe, welche alljährlich in nicht geringer Anzahl diese Inseln besuchen. Aber wann das geschehen, ist unbestimmt; doch deutet Manches darauf hin, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die ersten Früchte geerntet wurden."

„Der Pfirsich wächst in allen gemäßigten Strichen Amerika's ungemein rasch. In Buenos Ayres und der Umgegend benutzt man den Baum als Brennholz, und wer einen Meierhof anlegt, pflanzt gleich in den ersten Tagen Pfirsichkerne in großer Menge; sie geben ihm schon nach Verlauf von drei Jahren Früchte und Holz. Auch im Süden des Salado gedeihen diese Bäume, geben aber nicht so viele Früchte, weil in jener Gegend der Wind so heftig weht. Am Ufer des Rio Negro, unter dem 46. Grad S. Br., kommen sie vortrefflich fort, und unter dem 27. Grade, bei den alten Niederlassungen der Jesuiten, habe ich ganze Wälder von Pfirsichbäumen gefunden. Sie sind nicht minder in Chile und in allen gemäßigten Gegenden von Bolivia und Perú gemein. Ich habe aber dort nur die Früchte mit festem Fleisch gesehen, denn die Leute verstehen sich nicht auf das Pfropfen und veredeln die Bäume nicht."

„Die Inseln in der Mündung des Paraná haben auch ihre besonderen Baumarten, die weiter oberhalb nicht vorkommen. Am Ufer und überhaupt in den Theilen, welche der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, stehen Weiden die recht schlank emporwachsen und mit ihren zarten grünen Blättern anmuthig sich über das Wasser neigen. Dieser Baum hört auf sobald man etwas landeinwärts kommt. Dann erheben sich, mitten unter Pfirsichen und Orangen, zwei Arten vom Lorber (Laurelas), nämlich Laurel mini, der kleine Lorber, dessen Rinde von den Gerbern benutzt wird, und der Laurel blanco. Ferner der Seïbo, ein

stark mit Dornen besetzter Baum von Mittelgröße mit herrlichen purpurfarbenen Blumen und zartem Holz, aus welchem man Näpfe und andere derartige Geräthe verfertigt. Wo die Seïbobäume in großer Menge beisammenstehen, bilden sie ein Dickicht das unseren europäischen Buschgehölzen gleicht, und das Ganze ist manchmal so durcheinander verwachsen, daß man sich den Weg mit der Axt in der Hand bahnen muß.“

„Diese Inseln und auch jene die etwas weiter stromaufwärts liegen, werden alljährlich, wie schon bemerkt, von Kohlenbrennern besucht, die nicht selten das Land weit und breit bis auf zwanzig Wegstunden in der Runde mit Rauch erfüllen. Aber sie verstehen sich schlecht auf ihr Arbeit, und vergeuden sehr viel Holz ganz unnütz. Darauf legt man jedoch keinen Werth, weil die Waldungen nicht zu erschöpfen und ohnehin nicht im Besitz von Privateigenthümern sind. Das Brennholz heißt in Buenos Ayres Leña del Monte oder Holz aus dem Walde, zum Unterschied von dem Pfirsich- und Olivenholz, das in der Umgegend der Stadt wächst.“

„Wir fuhren mit günstigem Südwestwinde stromaufwärts; der Paraná de los Palmas mochte an der Stelle, wo wir uns befanden, etwa doppelt so breit sein wie die Seine in Paris gegenüber den Tuilerien; das Wasser war tief, unruhig und sah röthlich aus; auch war die Strömung rasch, das Ufer zu beiden Seiten niedrig, namentlich auf der nordöstlichen, wo viele Wasserpflanzen und Ufergewächse, die mit Seïbos bestandenen Eilande umsäumten. Das Ganze sah ungemein ansprechend aus. Dann und wann bemerkten wir eine Flußotter, über dem Wasser flog die Schwalbe mit viereckigem Schweif in großer Menge und stellte den Moskitos nach, welche in ganzen Wolken umherschwärmten. Unzählige Chopis (Icterus unicolor, Spix) hatten sich auf den Baumzweigen niedergelassen und glänzten mit ihrem schwarzen Gefieder. Der Name Chopi (Schopi) giebt genau das Geschrei wieder, welches sie ertönen lassen.“

„Dieses bunte Schauspiel nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Nach einiger Zeit machte der Schiffspatron mich auf eine Reihenfolge von Kreuzen aufmerksam, die zu unserer Linken in einiger Entfernung von einander standen. Jedes derselben deutete an daß dort ein von Jaguaren zerrissener Mensch begraben liege. Darüber wurden dann allerlei Schaudergeschichten erzählt. Ich beklagte die Unglücklichen,

und nahm mir vor auf meinen Ausflügen behutsam zu Werke zu gehen. Nach Sonnenuntergang trat Windstille ein, wir mußten anlegen und waren nun den Stichen der unbarmherzigen Moskitos völlig preisgegeben."

Am andern Morgen sah ich mich zu meiner nicht geringen Ueberraschung von so dichten aus dem Wasser aufsteigenden Dünsten umgeben, daß ich nicht einmal das Land zu erkennen vermochte, obwohl unser Schiff dicht am Ufer lag. Sie glichen vollkommen dem wässerigen Gewölk das oft dem Abhang hoher Gebirge entlang zieht, und blieben auch dann noch als die Sonne schon längst über dem Horizonte stand. Ich erklärte diese Erscheinung aus dem Unterschiede zwischen der Temperatur der Luft und jener des Wassers, den ich aus Mangel eines Thermometers nicht genau bestimmen konnte. Ich tauchte meine Hand ins Wasser, das ich sehr warm fand, und über die Thatsache selbst blieb mir kein Zweifel. Sie erklärt sich aus dem Laufe des Paraná von Norden nach Süden; er bringt aus den wärmeren Regionen eine große Masse erwärmten Wassers herab. Als endlich der Nebel verschwand, überzeugte ich mich, daß die Insel eine ausgedehnte, mit Röhricht und Stachelpflanzen bedeckte Fläche war. Mit vieler Mühe konnte ich mich am Lande bewegen, vermochte aber weiter Nichts zu sammeln als einige Schmetterlingsblüthen von schön rother Farbe. Nachher hatten wir einen sehr ergiebigen Fischfang. Den ganzen Tag über mußte ich auf dem Verdeck unseres kleinen Fahrzeuges, das höchstens vierzig Tonnen Gehalt hatte, in der Sonnenhitze verweilen. Dann verließen wir die Inseln und schifften am Festlande hin, das dort niedrig und Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Bald nachher aber kamen wir an das eigentliche Ufer, die „Küste," welche man hier als Barrancas, steile Abfälle, bezeichnet. Sie bestehen aus Thonmergel, gleich jenen bei Buenos Ayres. Oben stand ein armseliges, aus wenigen Häusern bestehendes Dorf, Zárate genannt. Wir fuhren mehrere Stunden die Nacht hindurch, immer zwischen niedrigen, sumpfigen Inseln, die mit Stachelpflanzen bedeckt waren. Am nächsten Abend mußten wir vor Anker gehen. Fast überall in Südamerika zündet man die Felder an, um das verwelkte Gras zu beseitigen und Platz für frischen Nachwuchs zu schaffen, der dann dem Vieh saftige Nahrung giebt. Jetzt war irgendwo in der Umgegend eine weite Strecke Landes in Feuer, und

Flammen, Asche und Feuertheilchen flogen bis auf das Wasser, und das ganze südliche Ufer stand in Gluth. Die Lohe schlug aus dickem Qualm hoch empor, Alles knatterte und knisterte, der Rauch stieg wirbelnd in die Luft, und über der Gluth kreis'ten Raubvögel, um sich der Thiere zu bemächtigen, welche etwa dem Flammenmeer entrannen. Das Ganze bot ein Bild grauenhafter Verwüstung. Ich hatte schon in der Banda Oriental (Uruguay) einen ähnlichen Brand erlebt."

„In der Nacht vom 16. auf den 17. Februar verließen wir den Paraná de los Palmas, und steuerten in einen andern Stromarm hinein, den Baradero. Er ist nur schmal und hat seinen Namen (barar heißt scheitern, baradero ein Ort, wo man scheitert) deshalb, weil dort häufig Segelschiffe auflaufen. Die Sache selbst ist aber nicht gefährlich, weil der Grund aus Schlamm besteht und deshalb die Fahrzeuge keinen Schaden leiden. Wir kamen während der Nacht an einer Stelle vorüber wo zwei Bäche einmünden, nämlich der Arroyo del Cuervo und del Tigre, das heißt der Raben- und der Jaguarbach, und gegen Morgen waren wir schon ziemlich oben im Baradero. Auf dem hohen Ufer gewahrte ich dann und wann eine Estancia, die aber allemal etwas landeinwärts stand; der Raum zwischen ihr und dem Flusse war mit Bäumen und vereinzeltem Gebüsch bepflanzt. Das Ufer zur Rechten wird von niedrigen Inseln gebildet, auf welchen einzelne Seïbos stehen."

„Auf den kleineren Wasserbecken zur Linken bemerkte ich zwei sehr hübsche Arten Schwäne, nämlich den Schwan mit schwarzem Kopf und Halsband (Anas nigricollis, Lin.; Gmelin) und den kleinen weißen Schwan (Anas hyperboraea, Lin.). Sie waren so wenig scheu, daß sie kaum zur Seite wichen; auch die Enten, welche um sie herumschwammen und ihnen gleichsam den Hof machten, schienen sich nicht um uns zu kümmern. Unzählige Schaaren des behaupten Kamichi (Parra chavaria, Lin.; Channa, Illiger.), der im Lande wegen seines eigenthümlichen Geschreies Schaa genannt wird, bedeckten einen fast unabsehbaren Raum, und betäubten unsere Ohren. Am Morgen schoß ich mehrere Schwäne und viele andere Wasservögel. Am Ufer sah ich manche Truppe schwarzer Ibise, die von den Landeseinwohnern Raben genannt werden; sie verzehrten gefallene Pferde, und ersetzen in diesen Gegenden die Geier. In den trocken liegenden Gegenden gewahrte ich Schwärme von Turteltauben

und anderen Tauben, und auf dem Gezweige wiegten sich Cardinalvögel, während der Hornero seinen muntern Gesang ertönen ließ."

„Im Dorfe Baradero, das aus zwanzig bis dreißig armseligen Häusern besteht, kauften wir einen Ochsen. Der Ort hat drei Schenken, Pulperias, in welchen alle Faullenzer und Mörder der Umgegend sich zusammenfinden. Dann fuhren wir mit frischem Winde weiter, und sahen dann und wann einige Häuser und Bäume. Bald darauf gelangten wir an die Mündung des Arrecife, der nach langem Laufe durch die Pampas den Tala aufnimmt und sich in den Baradero ergießt. Weiter oberhalb wird dieser letztere so schmal, daß unser Schiff kaum wenden konnte. Auch hier waren Wasservögel in so großer Menge vorhanden, daß man Augenzeuge gewesen sein muß, um eine solche Ueberfülle auch nur glaublich zu finden. Endlich gegen Fünf Uhr Abends lenkten wir in den Hauptstrom des Paraná ein. Ich war von Erstaunen ergriffen, als ich diesen majestätischen Fluß endlich frei und offen, ohne ein Gewirr von Inseln, vor mir liegen sah. Im Vergleich mit dem Baradero kam er mir vor wie ein Ocean. Er ist an jener Stelle eine Legua breit und schlägt Wellen wie das Meer. Zur Linken (also auf dem rechten Ufer) liegt auf dem hohen Gestade, da wo der Baradero abzweigt, eine Gruppe von Häusern und ein Kloster mit geräumiger Kirche, die eine Kuppel trägt. Dies ist die Ortschaft San Pedro."

„Ich fand am Ufer des Paraná viele Weiden; die schönen Seïbos waren verschwunden. Wir fuhren mit gutem Südwinde stromauf, hatten während der Nacht nicht von Mückenstichen zu leiden, und ankerten am nächsten Morgen gegen Zehn Uhr vor der Insel San Nicolas, der gleichnamigen Stadt gegenüber. Ich ging ans Land und wollte mir das Innere näher betrachten; aber die Matrosen hielten mich zurück, weil das Eiland, welches dicht mit Gehölz bestanden ist, Schlupfwinkel eines Jaguars sei. Sie erzählten mir, daß dieser Tiger, den sie Simon benannten, seit einigen Jahren dort hause und großes Unheil anrichte; er habe seine Frechheit schon so weit getrieben, daß er auf Schiffe geklettert sei und das zum Trocknen aufgehängte Fleisch herabgeholt habe. Abends brülle er entsetzlich, und bei großem Wasser habe man ihn schon hoch auf den Bäumen sitzen sehen. Nachts schwimme er auf das Festland hinüber, zerfleische ein Stück Vieh, und gehe gegen Morgen nach der Insel zurück.

Nachdem einmal die Rede auf den Jaguar gekommen war, wollte der Faden der Erzählung gar nicht wieder abreißen. Die Matrosen erzählten mir unter Anderm, auf wie sinnreiche Art dieser amerikanische Tiger den Fischfang betreibt. Er geht bis an die Brust ins Wasser und läßt seinen dicken Speichel hineinfallen, der dann viele Fische herbeizieht. Sobald deren eine Menge versammelt ist, schlägt er mit seinen Krallen unter sie hinein und wirft hinterrücks seine Beute ans Land, wo er sie dann mit voller Muße verzehrt. Ferner wurde mir noch eine seiner Listen berichtet, von welcher auch die Estancieros in Corrientes Manches zu sagen wußten. Wenn man ein Pferd an einen neuen Aufenthalt gewöhnen will, so schirrt man es am Halse mit einem andern, das schon eingewöhnt ist, zusammen. Das benutzt der Jaguar auf sinnreiche Weise. Er tödtet das eine Pferd und zwingt das andere durch Schläge mit seinen Tatzen, das erwürgte Thier an einen entfernten Ort mitzuschleppen. Dann verzehrt er seine Beute und zerreißt später das zweite Pferd. Auf solche Weise verproviantirt er sich auf mehrere Tage."

„Ich schiffte mit dem Patron, der Lebensmittel einkaufen wollte, ans feste Land, und stieg ein wenig unterhalb San Nicolas das steile Ufer hinan, das ebenfalls, wie bei Buenos Ayres, aus Thonmergel bestand. Ich untersuchte die einzelnen Schichten desselben mit Aufmerksamkeit und fand Bruchstücke fossiler Knochen von Säugethieren. Einige davon gehörten einem Thier an, das so groß gewesen ist wie ein Stier; andere einem fleischfressenden Thier von der Größe einer Katze *), und noch andere einem Nagethier vom Wuchs einer Ratte. Sie waren, gleich den Zähnen, ganz schwarz geworden, übrigens jedoch sehr wohl erhalten."

„Am 19. Februar hatten wir eine große Biegung des Paraná hinter uns, die sogenannte Buelta de Montiel, und segelten vor dem Flecken Rosario vorbei, der ersten Ortschaft in der Provinz Santa Fé. Sie hat eine hübsche Lage auf dem hohen Ufer, und der Glockenthurm bildet, wie zu San Pedro, eine Kuppel. Wir hielten jedoch nicht an sondern fuhren weiter, und um Mittag, als wir beilegten und ich ans Land gehen

---

*) Woodbine Parish bemerkt in seiner Einleitung p. XXXIX, man kenne unter den ausgestorbenen Thieren, von welchen Ueberreste in der Pampasformation gefunden seien, kein fleischfressendes. Das Obige widerspricht dieser Behauptung.

überschwemmt das Land und befruchtet ausgedehnte Landstrecken. Der Paraná fängt gegen Ende Decembers zu steigen an, bald nachdem die Regenzeit zwischen dem Aequator und dem Wendekreise des Steinbocks eingesetzt hat; dann wächst er allmälig bis zum April, und fällt nach und nach, obwohl etwas schneller als er stieg, bis zum Juli. Nachher tritt eine zweite Stromanschwellung ein, die sogenannte Repunte; während derselben geht aber der Fluß nicht über die Ufer. Die Repunte rührt wahrscheinlich daher, daß die Flüsse in der gemäßigten Zone durch die Winterregen anschwellen. Die Ausdehnung dieses periodischen Stromanschwellens hängt zu nicht geringem Theil von der Regenmenge ab, welche während der gegebenen Zeit in den tropischen Gegenden fällt. Im Allgemeinen tritt dasselbe sehr regelmäßig ein; das Wasser wächst allmälig in vier Monaten um 12 Fuß. Das kann für die Strecke unterhalb der Vereinigung mit dem Paraguay als Durchschnitt angenommen werden. Der Paraguay steigt oberhalb Asuncion, wo sein Bett enger ist, nach Azara's Beobachtungen, manchmal um fünf bis sechs Faden, also 30 bis 36 Fuß.

Die Ueberschwemmungen richten manche Verwüstungen an wenn sie die gewöhnlichen Grenzen überschreitet. Sir Woodbine Parish hat die große Fluth vom Jahre 1812 geschildert. „Durch dieselbe wurden unzählige Heerden zu Grunde gerichtet, und als dann das Wasser fiel und die Inseln wieder sichtbar würden, brannte die Sonne auf Hunderttausende von Thierleichen, namentlich von Ochsen, Flußschweinen und Jaguars, und lange Zeit war die Luft verpestet. Bei derartigen Ueberschwemmungen trifft es sich nicht selten, daß die Thiere sich auf Camelotes zu retten suchen, nämlich schwimmende Massen, die sich aus Rohr und Buschwerk zusammenschieben und manchmal eine ziemliche Größe haben. Auf dergleichen schwimmenden Inseln treiben die Thiere stromab, und gehen ans Land wann und wo die Camelotes sich am Ufer festlegen. Auf solche Weise erhalten Dörfer und Städte zuweilen unwillkommenen Besuch, und man erzählt Geschichten mancher Art. Gewiß ist daß auf meinem eigenen Grundstücke in Buenos Ayres ein Jaguar geschossen wurde, und daß einige Jahre früher in Montevido bei Nachtzeit nicht weniger als vier solcher Tiger landeten, welche am andern Morgen zu nicht geringer Ueberraschung der Bewohner in den Straßen umhergingen.

In den sumpfigen Landstrichen, welche die Xarayeslagune einnimmt, wimmelt es von Ameisen. Ihr Instinct lehrt sie, ihre Nester auf den Bäumen in einer solchen Höhe zu bauen, daß sie auch vor der höchsten Fluth sicher sind. Der zähe Thon, welchen sie dazu verwenden, ist für jede Feuchtigkeit undurchdringlich und so hart wie Cement."

Während der Regenzeit ist der Paraná äußerst trübe, weil er vielen Schlamm und Pflanzenstoffe mit sich führt. Im flachen Unterlande, das von ihm überschwemmt wird, lagert er diese Stoffe ab; sie bilden nach Abzug des Wassers weit und breit einen grauen, schlüpferigen Ueberzug, der den Boden ganz außerordentlich stark befruchtet.

Der gewaltige Strom welcher nebst seinen Zuflüssen einen Schifffahrtsverkehr bis tief in das Innere von Südamerika ermöglicht, wird erst seit einigen Jahren von Dampfern befahren. Die Spanier haben ebenso wenig wie die Creolen die unberechenbaren Vortheile zu benutzen verstanden, welche eine so herrliche Wasserstraße darbietet; sie hat bis auf die jüngste Zeit gleichsam todt dagelegen. Und auch heute wird die Verbindung zwischen den Plätzen am La Plata, der Strommündung, und den Provinzen welche zwischen dem Paraná und Paraguay liegen, zumeist noch in der alten rohen und unzweckmäßigen Weise vermittelt.

Alcide d'Orbigny hat eine vortreffliche Schilderung seiner Fahrt auf dem Paraná bis nach Corrientes aufwärts gegeben; sie ist die anschaulichste welche überhaupt vorhanden ist, und wir halten es für zweckmäßig das Wesentliche daraus mitzutheilen. Sie fällt in den Februar und März des Jahres 1827, und nahm nicht weniger als vier Wochen in Anspruch, während ein Dampfschiff diese Strecke gemächlich in vier bis sechs Tagen zurücklegen kann.

„Wir lichteten," so schreibt der französische Naturforscher, „am 14. Februar zu Buenos Ayres unsere Anker. Der Anblick auf die Stadt und den Hafen war ungemein belebt; bald befanden wir uns bei San Isidro, westlich von Buenos Ayres, und sahen die dort zerstreut liegenden hübschen Landhäuser, von denen freilich ein beträchtlicher Theil unserm Blick wegen der vielen Inseln in der Mündung des Paraná entzogen blieb. Das Wort Paraná bedeutet in der Sprache der Guaranis großer Fluß, und ist ohne Zweifel ein Diminutiv von Pará, Meer. Wir finden dasselbe Wort unter der etwas abweichenden Form von

Parava in der Maypure- und Tamanakensprache (im Orinocogebiet), die nur Mundarten des Guarani sind. Nach einer dreistündigen Fahrt befanden wir uns in einem der zahlreichen Arme des Stroms, dem Parana de los Palmas."

„Der Paraná theilt sich nämlich vor seiner Verbindung mit dem Uruguay in mehrere gewundene Canäle, von welchen nur die größten befahren werden. Der bei weitem beträchtlichste ist der nördliche Arm, der sogenannte Paraná guazu, d. h. der große Paraná, der auch tiefer ist als alle übrigen. Er fällt gerade in die Mündung des Uruguay hinein, und die Schiffe welche, gleichviel ob in den Paraná oder Uruguay einsegeln wollen, müssen vor der Granitinsel Martin Garcia vorüber, um eine nicht hohe Landspitze herum, und neben Gruppen niedriger Inseln, welche häufig überschwemmt werden, und vor den verschiedenen Mündungen des Paraná liegen. Wir befanden uns vor der Einfahrt zum südlichen Arme, dem Rio de los Palmas, der allerdings eine beträchtliche Tiefe hat, aber die große Anzahl von Sandbänken vor seiner Mündung ist den Schiffen hinderlich, und sie ziehen deshalb den Guazu vor. Zwischen beiden Hauptarmen liegt ein dritter, der Paraná mini oder kleine Paraná, der gleichfalls befahren wird. Alle Inseln zwischen den beiden großen Mündungscanälen sind niedrig, häufig Ueberschwemmungen ausgesetzt, und deshalb mit Sumpfpflanzen und mit Bäumen bestanden, welche Feuchtigkeit lieben. Vor allen macht sich der Seïbo (Erythrina Cristagalli, Linné, oder doch eine nahe verwandte Art) bemerklich. Zwischen dem Paraná de las Palmas und dem steilen Ufer bei San Isidro oder del Tigre liegen gleichfalls sehr viele Inseln, sie sind aber höher, mit Orangen- und Pfirsichbäumen bestanden und durch Canäle von einander getrennt, die man wegen ihrer unzähligen Windungen und Krümmungen, welche sie bis San Isidro oder zum Dorfe Las Conchas machen, als Schneckenwindungen, Caracoles, bezeichnet. Während des Krieges mit Brasilien wählten alle kleinen Schiffe diese Canäle, in welchen sie vor den Strompiraten sicher waren."

„Im Februar waren die Pfirsiche reif. Alle uns zur Linken liegenden Eilande sind mit Pfirsich- und Orangenbäumen gleichsam bedeckt, und überall lagen Schiffe um Früchte einzuladen und nach Buenos Ayres hinab zu bringen. Ich bestieg einen Nachen, fuhr eine Stromenge hinan

und landete an einer Insel, die einen überraschend anmuthigen Anblick bot. Ueberall sah ich Pfirsichbäume mit rosenrothen Früchten und Orangenbäume mit ihren goldfarbigen Gaben. Zierliche Palmen strebten schlank empor, und die langen carminrothen Traubenbüschel des Seïbo ragten in das leichte Gezweige des Bambus hinein. Freilich waren die Dornen, welche sich bei jedem Schritt und Tritt auf eine sehr empfindliche Weise bemerkbar machten, eine sehr lästige Zugabe."

„Die Pfirsiche und Orangenbäume haben sich auf diesen Inseln ohne den mindesten Anbau auf eine unglaublich rasche Weise vervielfältigt. In Buenos Ayres bilden die Früchte derselben einen nicht unbeträchtlichen Handelszweig, obwohl die Orangen bitter sind. Zur Zeit der Reife kommen alljährlich viele Familien, sammeln die Früchte, schneiden sie in Stücke, pressen den Saft aus, bewahren ihn in Fässern auf und haben so das ganze Jahr hindurch ein erfrischendes Getränk, das im Lande sehr geschätzt wird. Denn die Bitterkeit verliert sich nach und nach, und die Flüssigkeit hat dann einen säuerlichen aber recht angenehmen Geschmack. Dann und wann haben sich auch schon Europäer eingefunden um zur geeigneten Zeit Orangenblüthenwasser zu bereiten; die Eingeborenen sind aber viel zu träg, um sich diesen Erwerbszweig anzueignen. Ebenso waren es Ausländer, welche die ungeheure Menge von Pfirsichen, die alljährlich unbenützt blieben, zum Branntweinbrennen benutzten. Derselbe war ganz vortrefflich, doch konnten keine großen Ergebnisse erzielt werden, weil die Arbeit zu theuer ist und die Trägheit der Bewohner nicht zu besiegen war. Zur Zeit der Reife fahren einige Familien aus Buenos Ayres herauf und trocknen die Pfirsiche, welche dann in der Hauptstadt ein gesuchter Artikel sind. Aber in Peru, Mendoza, Cordova, Tucuman und Salta versteht man sich weit besser auf das Geschäft, und dort wird das Trocknen auf zweierlei Weise bewerkstelligt. Man löst den Pfirsich in Streifen vom Kern ab und trocknet diese auf Hürden; nachher rollt man sie zusammen und macht Orejones, Ohren, daraus. So nennt man sie wegen der länglichen Gestalt. Die andere Methode ist noch einfacher; man trocknet die Früchte an dem Kern, und nennt sie dann Pelones. Diese Früchte bilden, nebst getrockneten Feigen und Rosinen, in den Provinzen Córdova und Mendoza einen belangreichen Handelsartikel. Pfirsich- und Orangenbäume findet man am

13 Grad S. Br. 56 Grad 20 Minuten W. L. in dem Diamantendistrict der brasilianischen Provinz Matto Grosso, da, wo die Gebirge von Osten her sich nach Westen hin vorschieben, und eine große Wasserscheide bilden. Von ihrem nördlichen Abhange kommen einige der bedeutendsten Zuflüsse des Madeira und des Tapajoz, sodann auch andere, welche sich in den Amazonenstrom ergießen. Dagegen gehört der Südabhang dem Gebiete des La Plata an. Der Paraguay empfängt in seinem obern Laufe von Osten her, aus Brasilien, manche beträchtliche Flüsse, durch welche er rasch zu einem beträchtlichen und schiffbaren Strom anwächst; unter den Nebenflüssen die von Westen her sich in ihn ergießen ist der Jaurú von Bedeutung, der in etwa 16 Grad 25 Minuten S. Br. mündet. Seine Quellen liegen unweit von denen des Guapore, einem der Quellflüsse des Madeira, der seinerseits der größte Nebenfluß des Amazonas ist. Der Tragplatz, welcher die beiden Stromgebiete von einander trennt, ist nur 5300 Klafter breit, und die Anlage eines Canals würde auf keine erheblichen Schwierigkeiten stoßen. Es ist somit die Möglichkeit gegeben eine ununterbrochene Wasserverbindung durch das Innere Südamerika's von La Plata bis zur Mündung des Orinoco herzustellen. Denn dieser letztere hängt vermittelst des Cassiquiare und Rio Negro mit dem Amazonenstrom zusammen.

Unterhalb der Einmündung des Jaurú beginnt ein sumpfiger Landstrich, der als Xarayes-Lagune bekannt ist. Er steht während der Regenzeit unter Wasser und bildet dann einen ausgedehnten aber seichten Binnensee, der vom 17. bis 22. Grade S. Br. reicht, etwa 300 englische Meilen lang und 100 breit ist. Dann sind auch Theile der Landschaften Chiquitos und Gran Chaco, die nicht mehr als 500 Fuß über der Meeresfläche liegen, überschwemmt. Sobald die Regenzeit vorüber ist führt der Paraguay Alles ab was von dieser Wassermasse nicht verdünstet; er ist hier oben, 1200 englische Meilen vom Ocean entfernt, noch für Fahrzeuge von 50 Tonnen schiffbar. Die Mündung des Jaurú liegt, wie bemerkt, in 16 Grad 25 Minuten S. Br. 58 Grad 30 Minuten W. L. Dort haben spanische und portugiesische Commissaire eine Pyramide aus Marmor errichtet; sie bezeichnet die Grenze zwischen den beiderseitigen Gebieten, gemäß dem Vertrage von 1750. Pater Quiroga, welcher den spanischen Commissarius Flores auf der Fahrt bis zu diesem

Puncte begleitete, hat die Breite vieler Flußmündungen bestimmt, welche oberhalb der Vereinigung des Jaurú in den Paraguay fallen, und seinen Angaben ist Don Luis de la Cruz de Olmedilla in der großen Charte von Südamerika gefolgt, welche 1775 zu Madrid erschien. Diese Flüsse gewähren nach Osten hin eine Verbindung mit den Gold- und Diamantenbezirken Brasiliens, und weiter unten mit jenen Gegenden in Paraguay, welche den Maté und eine Fülle werthvoller Hölzer liefern.

Die bedeutendsten Zuflüsse von Westen her sind der Pilcomayo und der Bermejo. Der erstere, Pilco-mayo, d. h. Sperlingsfluß, hat seine Quelle nordwestlich von Potosi in Bolivia, etwa 19 Grad S. Br. und empfängt dort oben gleich einige Zuflüsse, zum Beispiel den Cachimayo, der unweit von Chuquisaca entspringt. Sein wichtigster Nebenfluß von Westen her ist der Pilaya, der durch den Zusammenfluß vieler Gewässer entsteht, die von den Gebirgen von Lipez, Tupiza und Talina herabkommen. Der Pilcomayo nimmt eine südöstliche Richtung, durchströmt das Gran Chaco und mündet in zwei Armen in den Paraguay unterhalb Asuncion. Der nördliche Arm, Araguay guazú oder großer Araguay, wurde 1785 etwa 20 Leguas aufwärts von Azara befahren; er vereinigt sich mit dem Hauptstrom in 25 Grad 21 Minuten 19 Secunden S. Br., der andere Arm, Mini oder kleiner Araguay, mündet etwa 9 Leguas weiter abwärts, nachdem er sich noch einmal getheilt hat. Im vorigen Jahrhundert machten die Jesuiten zweimal Versuche den Pilcomayo zu befahren und vermittelst dieser Wasserstraße eine leichtere Verbindung mit ihren Missionen im Oberlande herzustellen. Das letztere war nicht auszuführen, aber die Patres gelangten doch weit stromauf und lernten einige Theile des Gran Chaco kennen. Die erste Expedition fand 1721 statt; Pater Patiño unternahm sie mit einigen Spaniern und etwa sechzig Guaraní-Indianern. Gegen Ende August fuhren sie mit einem Schiffe von 80 Tonnen Trächtigkeit von der Mündung 90 Leguas aufwärts bis zu dem Puncte, wo der Pilcomayo sich theilt. Dort fanden sie eine quer durch den Fluß laufende Leiste, über welche das Fahrzeug nicht hinwegkonnte. Patiño bestieg aber ein kleines Boot und fuhr in demselben, seiner Rechnung zufolge, 470 (?) Leguas aufwärts. Dann aber gerieth er mit einer Horde Chiriguanos-Indianer in Streit und mußte umkehren. Die ganze Fahrt hatte achtundachtzig Tage in An-

spruch genommen. Sein Tagebuch ist noch vorhanden. Patiño fand die Beschiffung des Pilcomayo ungemein schwierig, an vielen Stellen waren Baumstämme angehäuft und versperrten den Weg; der Fluß tritt weit über seine Ufer, setzt das Land unter Wasser und bildet zeitweilige Seen oder vielmehr große Lachen. Sein Wasser ist brack und das Uferland da und dort salzhaltig; man fand aber überall süßes Wasser, wenn man ein wenig tief grub. — Manche Jahre später, 1731, machte Pater Castañares wieder einen Versuch, den Pilcomayo zu befahren, der Erfolg war aber gleichfalls ungünstig. Nach dreiundachtzigtägigen Anstrengungen mußte er umkehren, weil das Wasser so flach wurde, daß sein Boot sitzen blieb. Fast einhundert Jahre nachher, 1844, wollte die bolivianische Regierung ins Klare darüber kommen, ob der Pilcomayo schiffbar und zu einer Verkehrsstraße aus Hochperú nach dem La Plata geeignet sei. Sie ließ drei Barken bauen und übertrug die Leitung des Unternehmens dem Nordamerikaner Thompson. Die Fahrt begann zu Magariños, etwas unterhalb der Wasserfälle von Caiza, in 21 Grad S. Br., da wo der Pilcomayo in das Gran Chaco eintritt. Aber die Schwierigkeiten waren so groß, das Wasser so seicht, daß die Barken nach siebenunddreißig Tagen nur 10 Leguas zurückgelegt hatten. Dann blieb das größte Fahrzeug, obwohl es nur 22 Zoll Tiefgang hatte, auf einer großen Sandbank sitzen, und man mußte alle Hoffnung zu weiterm Vordringen aufgeben. Ohnehin wagten die Indianer einen Angriff und verwundeten mehrere Bolivianer; sie gehörten vielleicht demselben Stamme an, der vor hundert Jahren die Jesuiten überfallen hatte. Es ist auch durch neuere Versuche dargethan, daß der Pilcomayo wegen seiner vielen seichten Stellen, der starken Strömung an manchen Puncten, der Stromschnellen und der unablässigen Veränderungen im Fahrwasser für die Schifffahrt ungeeignet ist.

Ganz anders verhält es sich mit dem Vermejo oder rothen Flusse, dessen Quellgewässer in Bolivia, in den Bergen von Tarija liegen. Er ist schiffbar von dem Punkte an, wo etwa unter 23 Grad S. Br. der Jujuy oder Lavayen mündet, also von unterhalb Oran, und eröffnet von dort eine Wasserstraße bis Buenos Ayres. Bolivia wird seinen Verkehr mit dem La Plata hauptsächlich auf diesem Wege vermitteln müssen. Diesem Staate muß Alles daran liegen einen Abzug nach den Atlantischen

Häfen für seine Erzeugnisse zu gewinnen, von welchen er bis jetzt nur einen geringen Theil angemessen verwerthen kann. Denn er ist bis heute fast ausschließlich auf den einzigen Hafen angewiesen den er überhaupt besitzt, nämlich auf Cobija an der Südsee. Dieser Platz hat ohnehin nur eine unsichere Rhede; zwischen ihm und den fruchtbaren Landestheilen liegen die Atacamawüste und das Hochgebirge; der Transport der Waaren ist schwierig und kostspielig, und sie haben dann noch die Fahrt um das Cap Horn zu machen. Alle bolivianischen Producte werden um mehr als die Hälfte wohlfeiler auf die Märkte am La Plata gelangen, wenn sie die Wasserstraße des Vermejo benutzen. Im vorigen Jahrhundert rüsteten die Behörden von Tucuman mehrere Expeditionen gegen die Indianer im Gran Chaco aus, und wurden dadurch mit den Gegenden am obern Paraguay näher bekannt. Sie gründeten die Ansiedelungen (Reductionen) Concepcion, Santiago oder Cangaye und San Bernardo im Lande der Tobas und Mocobys, aber der Versuch zur Beschiffung des Vermejo wurde erst 1778 gemacht. Damals fuhr ein Franciscaner, Pater Murillo, mit vier Begleitern in einem Nachen stromab von Senta (Centa) unweit Oran (22¾ Grad S. Br.) bis zur Mündung in den Paraguay. Zwölf Jahre später, 1790, rüstete der Oberst Adrian Cornejo aus Salta auf eigene Kosten ein kleines Fahrzeug aus, fuhr gleichfalls von Centa ab (am 9. Juli) und gelangte ohne auf irgend ein Hinderniß zu treffen, nach einer Fahrt von fünfundfunfzig Tagen in den Paraguay; nach seiner Berechnung hatte er eine Stromlänge von 408 Leguas befahren. Der Vermejo hat nämlich viele Windungen. Cornejo's Tagebuch ist auch heute noch von Werth. Im Jahre 1826 hatte sich zu Buenos Ayres eine Gesellschaft gebildet, welche eine Wasserverbindung mit Bolivia herstellen wollte. In ihrem Auftrage beschiffte Don Pablo Soria den Vermejo. Von seinen Beobachtungen konnte aber nichts veröffentlicht werden, weil Dr. Francia ihn und seine Begleiter gefangen nahm, in Paraguay zurückhielt und sich auch der Papiere bemächtigte. Der deutsche Naturforscher v. Helmreich hat vor einigen Jahren zu Asuncion Soria's Karte vom Laufe des Vermejo copiren dürfen. Als Soria nach fünfjähriger Gefangenschaft freigelassen wurde, entwarf er in Buenos Ayres aus dem Gedächtniß eine Schilderung seiner Reise. Sein Schiff hatte 52 Fuß Länge, 2 Fuß Tiefgang, und fand keinerlei Schwie-

rigkeiten. Er hatte Oran am 15. Juni verlassen und erreichte nach sieben- und funfzig Tagen den Paraguay. Die Fahrbarkeit dieses „südamerikanischen Missouri" unterlag von da an keinem Zweifel, und neuere Untersuchungen bestätigen Soria's Bericht vollkommen. Die Nordamerikaner machten 1854 einen Versuch, den Vermejo stroman zu fahren, und kamen etwa zweihundert englische Meilen weit. Dort aber mußte ihr kleiner Dampfer umkehren, weil er bei zwanzig Zoll Tiefgang und nur zwölf Pferdekraft zu schwach war um die starke Strömung zu überwinden. Er hatte bis dahin ein vollkommen gutes und freies Fahrwasser gefunden. Im folgenden Jahre ist dann der Vermejo mehrmals von Oran ab befahren worden, und es leidet keinen Zweifel daß er für die Dampfschifffahrt practicabel ist; Bolivia hat in ihm eine Verkehrsstraße, und von diesem Fluß aus wird künftig einmal das Gran Chaco besiedelt werden.

Von ganz entschiedener Bedeutung und nicht minder wichtig als der Paraguay ist der Paraná, dessen Quellflüsse in Brasilien liegen. Der eine, Rio Grande, entspringt etwa unter 22 Grad S. Br. in der Provinz Minas geraes in der Serra de Mantequeira, nordwestlich von Rio Janeiro, und nur etwa vierzig Stunden vom Atlantischen Ocean entfernt. Nach einem Laufe von nahezu dreihundert Stunden vereinigt er sich unter 20 Grad 22 Minuten S. Br. mit dem Paranahyba, der von der Serra da Matta da Corda in der Provinz Goyaz, 18 Grad S. Br., kommt. Der Strom fließt dann auf einer Strecke von mehr als dreihundert Stunden durch Einöden, die noch wenig bekannt sind, bildet von 22⅓ Grad S. Br. an die Grenze zwischen Brasilien, und weiter abwärts, etwa vom 26. Grad S. Br. an jene zwischen Paraguay und der argentinischen Conföderation. Bei Candelaria, 27 Grad 30 Minuten S. Br., nimmt er eine westliche Richtung, die er beibehält bis er sich bei Corrientes mit dem Paraguay vereinigt, und von nun an einen der prächtigsten Ströme auf Erden bildet. In seinem obern Laufe, in den gebirgigen Gegenden Brasiliens, oberhalb der Guarani-Missionen hat er viele Wasserfälle. Unter diesen hat die Grenzcommission von 1788 namentlich den Salto grande, 24 Grad 4 Minuten 58 Secunden S. Br., hervorgehoben. Oberhalb desselben ist der Fluß eine Legua breit; dann zwängt er sich plötzlich durch ein enges Bett, das nicht über sechzig Schritte breit ist. Das Wasser stürzt durch diesen Felsenpaß mit stürmischer Gewalt und

bildet einen herrlichen Cataract von 60 Fuß Höhe; das Getöse dieses Wasserfalls hört man sechs bis acht Stunden weit. Von da ab, auf einer Strecke von funfzig Stunden, bis zur Einmüdung des Curitibá, 25 Grad 41 Minuten S. Br. (Iguazú) bildet der Paraná eine ununterbrochene Reihe von Wasserfällen und Stromschnellen. Dagegen ist, wie wir schon bemerkten, der Paraguay bis Jaurú (16 Grad 25 Minuten S. Br.) für die Schifffahrt vollkommen offen; er hat auf einer Strecke von nicht weniger als 19 Breitengraden (welche an Länge dem ganzen Stromlaufe des Mississippi von den Quellen im Itascasee bis zur Mündung gleichkommen) auch nicht einen einzigen Felsen in seinem Strombett. Der nordamerikanische Dampfer Water Witch ist 1853 ohne alle Schwierigkeiten bis Corumba gelangt, das nur siebenundzwanzig deutsche Meilen nordwestlich von Matto grosso liegt. Etwa unter dem 18. Grade mündet in den Paraguay der Lourenzo oder Porrudas, in welchen der Cuyabá mündet, der seinerseits bis zu der gleichnamigen Stadt für Boote schiffbar ist. Man sieht demnach daß der Paraguay eine ununterbrochene Fahrbahn bis tief in das Innere von Brasilien ermöglicht. Die Regierung des Kaiserreichs hat freilich durch den Erlaß vom 9. April 1853 fremden Flaggen die Fahrt auf dem Paraguay nur bis zum Hafen Albuquerque erlaubt. Dagegen hat Bolivia, welches von Marco an, etwa unter 14 Grad S. Br. bis zum 22., respective bis zum 25. Grad, Anspruch auf das rechte Ufer des Paraguay macht, Protest eingelegt. Uebrigens haben im Anfange des Jahres 1856 Brasilien und Paraguay einen Handels- und Schifffahrtsvertrag geschlossen, demzufolge die Fahrt auf dem Paraguay bis nach Matto grosso hinein freigegeben worden ist.

Was den Paraná anbelangt, so bietet der obere Theil des Stromes einen äußerst malerischen Anblick dar; er durchfließt herrliche Gegenden, die bis jetzt noch ganz unbenützt da liegen. Insbesondere sind diese Regionen reich an Palmenarten; weiter abwärts ist das Land nicht minder schön. Man hat den Paraguay wohl mit dem Nil verglichen, und in mancher Beziehung haben diese Ströme eine gewisse Aehnlichkeit. Sie entspringen beide in tropischen Regionen, laufen freilich in gerade entgegengesetzter Richtung, münden aber in ziemlich gleichem Abstande vom Aequator in einem Delta; ihr Wasser steigt und fällt periodisch,

überschwemmt das Land und befruchtet ausgedehnte Landstrecken. Der Paraná fängt gegen Ende Decembers zu steigen an, bald nachdem die Regenzeit zwischen dem Aequator und dem Wendekreise des Steinbocks eingesetzt hat; dann wächst er allmälig bis zum April, und fällt nach und nach, obwohl etwas schneller als er stieg, bis zum Juli. Nachher tritt eine zweite Stromanschwellung ein, die sogenannte Repunte; während derselben geht aber der Fluß nicht über die Ufer. Die Repunte rührt wahrscheinlich daher, daß die Flüsse in der gemäßigten Zone durch die Winterregen anschwellen. Die Ausdehnung dieses periodischen Stromanschwellens hängt zu nicht geringem Theil von der Regenmenge ab, welche während der gegebenen Zeit in den tropischen Gegenden fällt. Im Allgemeinen tritt dasselbe sehr regelmäßig ein; das Wasser wächst allmälig in vier Monaten um 12 Fuß. Das kann für die Strecke unterhalb der Vereinigung mit dem Paraguay als Durchschnitt angenommen werden. Der Paraguay steigt oberhalb Asuncion, wo sein Bett enger ist, nach Azara's Beobachtungen, manchmal um fünf bis sechs Faden, also 30 bis 36 Fuß.

Die Ueberschwemmungen richten manche Verwüstungen an wenn sie die gewöhnlichen Grenzen überschreitet. Sir Woodbine Parish hat die große Fluth vom Jahre 1812 geschildert. „Durch dieselbe wurden unzählige Heerden zu Grunde gerichtet, und als dann das Wasser fiel und die Inseln wieder sichtbar würden, brannte die Sonne auf Hunderttausende von Thierleichen, namentlich von Ochsen, Flußschweinen und Jaguars, und lange Zeit war die Luft verpestet. Bei derartigen Ueberschwemmungen trifft es sich nicht selten, daß die Thiere sich auf Camelotes zu retten suchen, nämlich schwimmende Massen, die sich aus Rohr und Buschwerk zusammenschieben und manchmal eine ziemliche Größe haben. Auf dergleichen schwimmenden Inseln treiben die Thiere stromab, und gehen ans Land wann und wo die Camelotes sich am Ufer festlegen. Auf solche Weise erhalten Dörfer und Städte zuweilen unwillkommenen Besuch, und man erzählt Geschichten mancher Art. Gewiß ist daß auf meinem eigenen Grundstücke in Buenos Ayres ein Jaguar geschossen wurde, und daß einige Jahre früher in Montevido bei Nachtzeit nicht weniger als vier solcher Tiger landeten, welche am andern Morgen zu nicht geringer Ueberraschung der Bewohner in den Straßen umhergingen.

In den sumpfigen Landstrichen, welche die Karayeslagune einnimmt, wimmelt es von Ameisen. Ihr Instinct lehrt sie, ihre Nester auf den Bäumen in einer solchen Höhe zu bauen, daß sie auch vor der höchsten Fluth sicher sind. Der zähe Thon, welchen sie dazu verwenden, ist für jede Feuchtigkeit undurchdringlich und so hart wie Cement."

Während der Regenzeit ist der Paraná äußerst trübe, weil er vielen Schlamm und Pflanzenstoffe mit sich führt. Im flachen Unterlande, das von ihm überschwemmt wird, lagert er diese Stoffe ab; sie bilden nach Abzug des Wassers weit und breit einen grauen, schlüpferigen Ueberzug, der den Boden ganz außerordentlich stark befruchtet.

Der gewaltige Strom welcher nebst seinen Zuflüssen einen Schifffahrtsverkehr bis tief in das Innere von Südamerika ermöglicht, wird erst seit einigen Jahren von Dampfern befahren. Die Spanier haben ebenso wenig wie die Creolen die unberechenbaren Vortheile zu benutzen verstanden, welche eine so herrliche Wasserstraße darbietet; sie hat bis auf die jüngste Zeit gleichsam todt dagelegen. Und auch heute wird die Verbindung zwischen den Plätzen am La Plata, der Strommündung, und den Provinzen welche zwischen dem Paraná und Paraguay liegen, zumeist noch in der alten rohen und unzweckmäßigen Weise vermittelt.

Alcide d'Orbigny hat eine vortreffliche Schilderung seiner Fahrt auf dem Paraná bis nach Corrientes aufwärts gegeben; sie ist die anschaulichste welche überhaupt vorhanden ist, und wir halten es für zweckmäßig das Wesentliche daraus mitzutheilen. Sie fällt in den Februar und März des Jahres 1827, und nahm nicht weniger als vier Wochen in Anspruch, während ein Dampfschiff diese Strecke gemächlich in vier bis sechs Tagen zurücklegen kann.

„Wir lichteten," so schreibt der französische Naturforscher, „am 14. Februar zu Buenos Ayres unsere Anker. Der Anblick auf die Stadt und den Hafen war ungemein belebt; bald befanden wir uns bei San Isidro, westlich von Buenos Ayres, und sahen die dort zerstreut liegenden hübschen Landhäuser, von denen freilich ein beträchtlicher Theil unserm Blick wegen der vielen Inseln in der Mündung des Paraná entzogen blieb. Das Wort Paraná bedeutet in der Sprache der Guaranis großer Fluß, und ist ohne Zweifel ein Diminutiv von Pará, Meer. Wir finden dasselbe Wort unter der etwas abweichenden Form von

Parava in der Maypure- und Tamanakensprache (im Orinocogebiet), die nur Mundarten des Guarani sind. Nach einer dreistündigen Fahrt befanden wir uns in einem der zahlreichen Arme des Stroms, dem Parana de los Palmas."

„Der Paraná theilt sich nämlich vor seiner Verbindung mit dem Uruguay in mehrere gewundene Canäle, von welchen nur die größten befahren werden. Der bei weitem beträchtlichste ist der nördliche Arm, der sogenannte Paraná guazu, d. h. der große Paraná, der auch tiefer ist als alle übrigen. Er fällt gerade in die Mündung des Uruguay hinein, und die Schiffe welche, gleichviel ob in den Paraná oder Uruguay einsegeln wollen, müssen vor der Granitinsel Martin Garcia vorüber, um eine nicht hohe Landspitze herum, und neben Gruppen niedriger Inseln, welche häufig überschwemmt werden, und vor den verschiedenen Mündungen des Paraná liegen. Wir befanden uns vor der Einfahrt zum südlichen Arme, dem Rio de los Palmas, der allerdings eine beträchtliche Tiefe hat, aber die große Anzahl von Sandbänken vor seiner Mündung ist den Schiffen hinderlich, und sie ziehen deshalb den Guazu vor. Zwischen beiden Hauptarmen liegt ein dritter, der Paraná mini oder kleine Paraná, der gleichfalls befahren wird. Alle Inseln zwischen den beiden großen Mündungscanälen sind niedrig, häufig Ueberschwemmungen ausgesetzt, und deshalb mit Sumpfpflanzen und mit Bäumen bestanden, welche Feuchtigkeit lieben. Vor allen macht sich der Seïbo (Erythrina Cristagalli, Linné, oder doch eine nahe verwandte Art) bemerklich. Zwischen dem Paraná de las Palmas und dem steilen Ufer bei San Isidro oder del Tigre liegen gleichfalls sehr viele Inseln, sie sind aber höher, mit Orangen- und Pfirsichbäumen bestanden und durch Canäle von einander getrennt, die man wegen ihrer unzähligen Windungen und Krümmungen, welche sie bis San Isidro oder zum Dorfe Las Conchas machen, als Schneckenwindungen, Caracoles, bezeichnet. Während des Krieges mit Brasilien wählten alle kleinen Schiffe diese Canäle, in welchen sie vor den Strompiraten sicher waren."

„Im Februar waren die Pfirsiche reif. Alle uns zur Linken liegenden Eilande sind mit Pfirsich- und Orangenbäumen gleichsam bedeckt, und überall lagen Schiffe um Früchte einzuladen und nach Buenos Ayres hinab zu bringen. Ich bestieg einen Nachen, fuhr eine Stromenge hinan

und landete an einer Insel, die einen überraschend anmuthigen Anblick bot. Ueberall sah ich Pfirsichbäume mit rosenrothen Früchten und Orangenbäume mit ihren goldfarbigen Gaben. Zierliche Palmen strebten schlank empor, und die langen carminrothen Traubenbüschel des Seïbo ragten in das leichte Gezweige des Bambus hinein. Freilich waren die Dornen, welche sich bei jedem Schritt und Tritt auf eine sehr empfindliche Weise bemerkbar machten, eine sehr lästige Zugabe."

„Die Pfirsiche und Orangenbäume haben sich auf diesen Inseln ohne den mindesten Anbau auf eine unglaublich rasche Weise vervielfältigt. In Buenos Ayres bilden die Früchte derselben einen nicht unbeträchtlichen Handelszweig, obwohl die Orangen bitter sind. Zur Zeit der Reife kommen alljährlich viele Familien, sammeln die Früchte, schneiden sie in Stücke, pressen den Saft aus, bewahren ihn in Fässern auf und haben so das ganze Jahr hindurch ein erfrischendes Getränk, das im Lande sehr geschätzt wird. Denn die Bitterkeit verliert sich nach und nach, und die Flüssigkeit hat dann einen säuerlichen aber recht angenehmen Geschmack. Dann und wann haben sich auch schon Europäer eingefunden um zur geeigneten Zeit Orangenblüthenwasser zu bereiten; die Eingeborenen sind aber viel zu träg, um sich diesen Erwerbszweig anzueignen. Ebenso waren es Ausländer, welche die ungeheure Menge von Pfirsichen, die alljährlich unbenützt blieben, zum Branntweinbrennen benutzten. Derselbe war ganz vortrefflich, doch konnten keine großen Ergebnisse erzielt werden, weil die Arbeit zu theuer ist und die Trägheit der Bewohner nicht zu besiegen war. Zur Zeit der Reife fahren einige Familien aus Buenos Ayres herauf und trocknen die Pfirsiche, welche dann in der Hauptstadt ein gesuchter Artikel sind. Aber in Perú, Mendoza, Cordova, Tucuman und Salta versteht man sich weit besser auf das Geschäft, und dort wird das Trocknen auf zweierlei Weise bewerkstelligt. Man löst den Pfirsich in Streifen vom Kern ab und trocknet diese auf Hürden; nachher rollt man sie zusammen und macht Orejones, Ohren, daraus. So nennt man sie wegen der länglichen Gestalt. Die andere Methode ist noch einfacher; man trocknet die Früchte an dem Kern, und nennt sie dann Pelones. Diese Früchte bilden, nebst getrockneten Feigen und Rosinen, in den Provinzen Córdova und Mendoza einen belangreichen Handelsartikel. Pfirsich- und Orangenbäume findet man am

untern Paraná übrigens nur auf den höheren Inseln, namentlich jenen in der Nähe von Buenos Ayres, kurz nur dort wo keine Ueberschwemmungen stattfinden. Doch hat mir Parchappe mitgetheilt, daß er beide Bäume auf einer Insel im Uruguay gesehen habe, die etwa funfzig starke Wegstunden von der Mündung entfernt ist. Mann weiß nicht genau durch wen diese Pfirsiche und Orangen auf die Inseln im Paraná gekommen sind; Einige glauben durch die Jesuiten, Andere nehmen an durch Reisende; noch Andere, die auch wohl Recht haben mögen, sind der Meinung, daß man die Vervielfältigung den Kohlenbrennern und Holzhändlern zu verdanken habe, welche alljährlich in nicht geringer Anzahl diese Inseln besuchen. Aber wann das geschehen, ist unbestimmt; doch deutet Manches darauf hin, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die ersten Früchte geerntet wurden."

„Der Pfirsich wächst in allen gemäßigten Strichen Amerika's ungemein rasch. In Buenos Ayres und der Umgegend benutzt man den Baum als Brennholz, und wer einen Meierhof anlegt, pflanzt gleich in den ersten Tagen Pfirsichkerne in großer Menge; sie geben ihm schon nach Verlauf von drei Jahren Früchte und Holz. Auch im Süden des Salado gedeihen diese Bäume, geben aber nicht so viele Früchte, weil in jener Gegend der Wind so heftig weht. Am Ufer des Rio Negro, unter dem 46. Grad S. Br., kommen sie vortrefflich fort, und unter dem 27. Grade, bei den alten Niederlassungen der Jesuiten, habe ich ganze Wälder von Pfirsichbäumen gefunden. Sie sind nicht minder in Chile und in allen gemäßigten Gegenden von Bolivia und Perú gemein. Ich habe aber dort nur die Früchte mit festem Fleisch gesehen, denn die Leute verstehen sich nicht auf das Pfropfen und veredeln die Bäume nicht."

„Die Inseln in der Mündung des Paraná haben auch ihre besonderen Baumarten, die weiter oberhalb nicht vorkommen. Am Ufer und überhaupt in den Theilen, welche der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, stehen Weiden die recht schlank emporwachsen und mit ihren zarten grünen Blättern anmuthig sich über das Wasser neigen. Dieser Baum hört auf sobald man etwas landeinwärts kommt. Dann erheben sich, mitten unter Pfirsichen und Orangen, zwei Arten vom Lorber (Laurelas), nämlich Laurel mini, der kleine Lorber, dessen Rinde von den Gerbern benutzt wird, und der Laurel blanco. Ferner der Seïbo, ein

stark mit Dornen besetzter Baum von Mittelgröße mit herrlichen purpurfarbenen Blumen und zartem Holz, aus welchem man Näpfe und andere derartige Geräthe verfertigt. Wo die Seïbobäume in großer Menge beisammenstehen, bilden sie ein Dickicht das unseren europäischen Buschgehölzen gleicht, und das Ganze ist manchmal so durcheinander verwachsen, daß man sich den Weg mit der Axt in der Hand bahnen muß."

„Diese Inseln und auch jene die etwas weiter stromaufwärts liegen, werden alljährlich, wie schon bemerkt, von Kohlenbrennern besucht, die nicht selten das Land weit und breit bis auf zwanzig Wegstunden in der Runde mit Rauch erfüllen. Aber sie verstehen sich schlecht auf ihr Arbeit, und vergeuden sehr viel Holz ganz unnütz. Darauf legt man jedoch keinen Werth, weil die Waldungen nicht zu erschöpfen und ohnehin nicht im Besitz von Privateigenthümern sind. Das Brennholz heißt in Buenos Ayres Leña del Monte oder Holz aus dem Walde, zum Unterschied von dem Pfirsich- und Olivenholz, das in der Umgegend der Stadt wächst."

„Wir fuhren mit günstigem Südwestwinde stromaufwärts; der Paraná de los Palmas mochte an der Stelle, wo wir uns befanden, etwa doppelt so breit sein wie die Seine in Paris gegenüber den Tuilerien; das Wasser war tief, unruhig und sah röthlich aus; auch war die Strömung rasch, das Ufer zu beiden Seiten niedrig, namentlich auf der nordöstlichen, wo viele Wasserpflanzen und Ufergewächse, die mit Seïbos bestandenen Eilande umsäumten. Das Ganze sah ungemein ansprechend aus. Dann und wann bemerkten wir eine Flußotter, über dem Wasser flog die Schwalbe mit viereckigem Schweif in großer Menge und stellte den Moskitos nach, welche in ganzen Wolken umherschwärmten. Unzählige Chopis (Icterus unicolor, Spix) hatten sich auf den Baumzweigen niedergelassen und glänzten mit ihrem schwarzen Gefieder. Der Name Chopi (Schopi) giebt genau das Geschrei wieder, welches sie ertönen lassen."

„Dieses bunte Schauspiel nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Nach einiger Zeit machte der Schiffspatron mich auf eine Reihenfolge von Kreuzen aufmerksam, die zu unserer Linken in einiger Entfernung von einander standen. Jedes derselben deutete an daß dort ein von Jaguaren zerrissener Mensch begraben liege. Darüber wurden dann allerlei Schaudergeschichten erzählt. Ich beklagte die Unglücklichen,

und nahm mir vor auf meinen Ausflügen behutsam zu Werke zu gehen. Nach Sonnenuntergang trat Windstille ein, wir mußten anlegen und waren nun den Stichen der unbarmherzigen Moskitos völlig preisgegeben."

Am andern Morgen sah ich mich zu meiner nicht geringen Ueberraschung von so dichten aus dem Wasser aufsteigenden Dünsten umgeben, daß ich nicht einmal das Land zu erkennen vermochte, obwohl unser Schiff dicht am Ufer lag. Sie glichen vollkommen dem wässerigen Gewölk das oft dem Abhang hoher Gebirge entlang zieht, und blieben auch dann noch als die Sonne schon längst über dem Horizonte stand. Ich erklärte diese Erscheinung aus dem Unterschiede zwischen der Temperatur der Luft und jener des Wassers, den ich aus Mangel eines Thermometers nicht genau bestimmen konnte. Ich tauchte meine Hand ins Wasser, das ich sehr warm fand, und über die Thatsache selbst blieb mir kein Zweifel. Sie erklärt sich aus dem Laufe des Paraná von Norden nach Süden; er bringt aus den wärmeren Regionen eine große Masse erwärmten Wassers herab. Als endlich der Nebel verschwand, überzeugte ich mich, daß die Insel eine ausgedehnte, mit Röhricht und Stachelpflanzen bedeckte Fläche war. Mit vieler Mühe konnte ich mich am Lande bewegen, vermochte aber weiter Nichts zu sammeln als einige Schmetterlingsblüthen von schön rother Farbe. Nachher hatten wir einen sehr ergiebigen Fischfang. Den ganzen Tag über mußte ich auf dem Verdeck unseres kleinen Fahrzeuges, das höchstens vierzig Tonnen Gehalt hatte, in der Sonnenhitze verweilen. Dann verließen wir die Inseln und schifften am Festlande hin, das dort niedrig und Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Bald nachher aber kamen wir an das eigentliche Ufer, die „Küste," welche man hier als Barrancas, steile Abfälle, bezeichnet. Sie bestehen aus Thonmergel, gleich jenen bei Buenos Ayres. Oben stand ein armseliges, aus wenigen Häusern bestehendes Dorf, Zárate genannt. Wir fuhren mehrere Stunden die Nacht hindurch, immer zwischen niedrigen, sumpfigen Inseln, die mit Stachelpflanzen bedeckt waren. Am nächsten Abend mußten wir vor Anker gehen. Fast überall in Südamerika zündet man die Felder an, um das verwelkte Gras zu beseitigen und Platz für frischen Nachwuchs zu schaffen, der dann dem Vieh saftige Nahrung giebt. Jetzt war irgendwo in der Umgegend eine weite Strecke Landes in Feuer, und

Flammen, Asche und Feuertheilchen flogen bis auf das Wasser, und das ganze südliche Ufer stand in Gluth. Die Lohe schlug aus dickem Qualm hoch empor, Alles knatterte und knisterte, der Rauch stieg wirbelnd in die Luft, und über der Gluth kreis'ten Raubvögel, um sich der Thiere zu bemächtigen, welche etwa dem Flammenmeer entrannen. Das Ganze bot ein Bild grauenhafter Verwüstung. Ich hatte schon in der Banda Oriental (Uruguay) einen ähnlichen Brand erlebt."

„In der Nacht vom 16. auf den 17. Februar verließen wir den Paraná de los Palmas, und steuerten in einen andern Stromarm hinein, den Baradero. Er ist nur schmal und hat seinen Namen (barar heißt scheitern, baradero ein Ort, wo man scheitert) deshalb, weil dort häufig Segelschiffe auflaufen. Die Sache selbst ist aber nicht gefährlich, weil der Grund aus Schlamm besteht und deshalb die Fahrzeuge keinen Schaden leiden. Wir kamen während der Nacht an einer Stelle vorüber wo zwei Bäche einmünden, nämlich der Arroyo del Cuervo und del Tigre, das heißt der Raben- und der Jaguarbach, und gegen Morgen waren wir schon ziemlich oben im Baradero. Auf dem hohen Ufer gewahrte ich dann und wann eine Estancia, die aber allemal etwas landeinwärts stand; der Raum zwischen ihr und dem Flusse war mit Bäumen und vereinzeltem Gebüsch bepflanzt. Das Ufer zur Rechten wird von niedrigen Inseln gebildet, auf welchen einzelne Seïbos stehen."

„Auf den kleineren Wasserbecken zur Linken bemerkte ich zwei sehr hübsche Arten Schwäne, nämlich den Schwan mit schwarzem Kopf und Halsband (Anas nigricollis, Lin.; Gmelin) und den kleinen weißen Schwan (Anas hyperboraea, Lin.). Sie waren so wenig scheu, daß sie kaum zur Seite wichen; auch die Enten, welche um sie herumschwammen und ihnen gleichsam den Hof machten, schienen sich nicht um uns zu kümmern. Unzählige Schaaren des behaupten Kamichi (Parra chavaria, Lin.; Channa, Illiger.), der im Lande wegen seines eigenthümlichen Geschreies Schaa genannt wird, bedeckten einen fast unabsehbaren Raum, und betäubten unsere Ohren. Am Morgen schoß ich mehrere Schwäne und viele andere Wasservögel. Am Ufer sah ich manche Truppe schwarzer Ibise, die von den Landeseinwohnern Raben genannt werden; sie verzehrten gefallene Pferde, und ersetzen in diesen Gegenden die Geier. In den trocken liegenden Gegenden gewahrte ich Schwärme von Turteltauben

und anderen Tauben, und auf dem Gezweige wiegten sich Cardinalvögel, während der Hornero seinen muntern Gesang ertönen ließ."

„Im Dorfe Baradero, das aus zwanzig bis dreißig armseligen Häusern besteht, kauften wir einen Ochsen. Der Ort hat drei Schenken, Pulperias, in welchen alle Faullenzer und Mörder der Umgegend sich zusammenfinden. Dann fuhren wir mit frischem Winde weiter, und sahen dann und wann einige Häuser und Bäume. Bald darauf gelangten wir an die Mündung des Arrecife, der nach langem Laufe durch die Pampas den Tala aufnimmt und sich in den Baradero ergießt. Weiter oberhalb wird dieser letztere so schmal, daß unser Schiff kaum wenden konnte. Auch hier waren Wasservögel in so großer Menge vorhanden, daß man Augenzeuge gewesen sein muß, um eine solche Ueberfülle auch nur glaublich zu finden. Endlich gegen Fünf Uhr Abends lenkten wir in den Hauptstrom des Paraná ein. Ich war von Erstaunen ergriffen, als ich diesen majestätischen Fluß endlich frei und offen, ohne ein Gewirr von Inseln, vor mir liegen sah. Im Vergleich mit dem Baradero kam er mir vor wie ein Ocean. Er ist an jener Stelle eine Legua breit und schlägt Wellen wie das Meer. Zur Linken (also auf dem rechten Ufer) liegt auf dem hohen Gestade, da wo der Baradero abzweigt, eine Gruppe von Häusern und ein Kloster mit geräumiger Kirche, die eine Kuppel trägt. Dies ist die Ortschaft San Pedro."

„Ich fand am Ufer des Paraná viele Weiden; die schönen Seïbos waren verschwunden. Wir fuhren mit gutem Südwinde stromauf, hatten während der Nacht nicht von Mückenstichen zu leiden, und ankerten am nächsten Morgen gegen Zehn Uhr vor der Insel San Nicolas, der gleichnamigen Stadt gegenüber. Ich ging ans Land und wollte mir das Innere näher betrachten; aber die Matrosen hielten mich zurück, weil das Eiland, welches dicht mit Gehölz bestanden ist, Schlupfwinkel eines Jaguars sei. Sie erzählten mir, daß dieser Tiger, den sie Simon benannten, seit einigen Jahren dort hause und großes Unheil anrichte; er habe seine Frechheit schon so weit getrieben, daß er auf Schiffe geklettert sei und das zum Trocknen aufgehängte Fleisch herabgeholt habe. Abends brülle er entsetzlich, und bei großem Wasser habe man ihn schon hoch auf den Bäumen sitzen sehen. Nachts schwimme er auf das Festland hinüber, zerfleische ein Stück Vieh, und gehe gegen Morgen nach der Insel zurück.

Nachdem einmal die Rede auf den Jaguar gekommen war, wollte der Faden der Erzählung gar nicht wieder abreißen. Die Matrosen erzählten mir unter Anderm, auf wie sinnreiche Art dieser amerikanische Tiger den Fischfang betreibt. Er geht bis an die Brust ins Wasser und läßt seinen dicken Speichel hineinfallen, der dann viele Fische herbeizieht. Sobald deren eine Menge versammelt ist, schlägt er mit seinen Krallen unter sie hinein und wirft hinterrücks seine Beute ans Land, wo er sie dann mit voller Muße verzehrt. Ferner wurde mir noch eine seiner Listen berichtet, von welcher auch die Estancieros in Corrientes Manches zu sagen wußten. Wenn man ein Pferd an einen neuen Aufenthalt gewöhnen will, so schirrt man es am Halse mit einem andern, das schon eingewöhnt ist, zusammen. Das benutzt der Jaguar auf sinnreiche Weise. Er tödtet das eine Pferd und zwingt das andere durch Schläge mit seinen Tatzen, das erwürgte Thier an einen entfernten Ort mitzuschleppen. Dann verzehrt er seine Beute und zerreißt später das zweite Pferd. Auf solche Weise verproviantirt er sich auf mehrere Tage."

„Ich schiffte mit dem Patron, der Lebensmittel einkaufen wollte, ans feste Land, und stieg ein wenig unterhalb San Nicolas das steile Ufer hinan, das ebenfalls, wie bei Buenos Ayres, aus Thonmergel bestand. Ich untersuchte die einzelnen Schichten desselben mit Aufmerksamkeit und fand Bruchstücke fossiler Knochen von Säugethieren. Einige davon gehörten einem Thier an, das so groß gewesen ist wie ein Stier; andere einem fleischfressenden Thier von der Größe einer Katze *), und noch andere einem Nagethier vom Wuchs einer Ratte. Sie waren, gleich den Zähnen, ganz schwarz geworden, übrigens jedoch sehr wohl erhalten."

„Am 19. Februar hatten wir eine große Biegung des Paraná hinter uns, die sogenannte Vuelta de Montiel, und segelten vor dem Flecken Rosario vorbei, der ersten Ortschaft in der Provinz Santa Fé. Sie hat eine hübsche Lage auf dem hohen Ufer, und der Glockenthurm bildet, wie zu San Pedro, eine Kuppel. Wir hielten jedoch nicht an sondern fuhren weiter, und um Mittag, als wir beilegten und ich ans Land gehen

*) Woodbine Parish bemerkt in seiner Einleitung p. XXXIX, man kenne unter den ausgestorbenen Thieren, von welchen Ueberreste in der Pampasformation gefunden seien, kein fleischfressendes. Das Obige widerspricht dieser Behauptung.

konnte, schoß ich eine Tanagra gularis mit schön rothem Kopfe, und Gallinula gigas, diese Riesenralle Azara's, welche die Matrosen als Gallineta, kleines Huhn, bezeichneten. Die Insel war völlig überschwemmt und ich mußte bis zur Mitte des Leibes im Wasser waten, um einige Gebüsche im Innern zu erreichen. In diesen halten sich Caracaras auf (Polyborus vulgaris, Veillot; Falco brasiliensis, Gmelin); ohne Zweifel werden sie durch die vielen dort vom Strome ausgeworfenen todten Fische angelockt. Auch traf ich einen hübschen Specht mit weißem Kopfe, Picus dominicaris, Veillot. Eine der Strominseln stand völlig unter Wasser, mit Ausnahme einer kleinen Strecke auf welcher ich zumeist abgestorbene Bäume bemerkte. Manche waren bis zum Gipfel mit Schlingpflanzen umwunden und allem Anschein zufolge von denselben abgetödtet worden. Im Winter vertrocknen diese Schlingpflanzen, und wenn die Schiffsleute eine Insel in Brand stecken, was keineswegs selten geschieht, so geht der Baum gleichfalls zu Grunde, nachdem die Schmarotzergewächse Feuer gefangen haben. Am Abend ankerten wir auf der andern Seite des Stromes an der Vogelinsel, Isla de los Pajaros, wo umgestürzte Bäume, Schling- und Dornpflanzen, aber auch die Moskitos mir das Eindringen verwehrten. Mir war von den vielen Stichen das ganze Gesicht aufgeschwollen, die Dornen rissen mir Kleider und Haut entzwei und obendrein quälte mich ein heftiges Fieber."

„Wegen anhaltenden Nordwindes mußten wir vier Tage auf derselben Stelle liegen bleiben, und ich hatte demnach Muße, die geognostische Beschaffenheit dieser Insel zu untersuchen. Sie besteht gleich den übrigen Eilanden unter dieser Breite aus Schlammland, das nach und nach bei den jährlichen Anschwellungen des Stromes hier abgelagert worden ist. Der Boden wird schichtenweis von Thon, Sand und zersetzten Pflanzenstoffen gebildet und trägt mächtig starke Weiden, die meist mit Lianen oder anderen Kletterpflanzen bedeckt sind. Viele von den durch diese Schlinggewächse abgetödteten Weiden stehen noch aufrecht, andere liegen am Boden, und in den Zwischenräumen wachsen Ufer- und Wasserpflanzen, unter welchen ich namentlich eine große Art von mit Stacheln besetztem Polygonum bemerkt habe. Diese Gehölze gewähren mit ihrem frischen Grün, auf welchem die weißen Convolvulusarten sich anmuthig abheben, einen hübschen Anblick. Am Rande des Wassers stehen rosen-

rothe Büschel jener Sensitive, welche für die Ufer des Paraná charakteristisch erscheint; man darf sich ihr jedoch nicht nahen, weil sie hakenförmige Stacheln hat. Auf diesen Inseln ist die prachtvolle Vegetation lediglich zur Augenweide vorhanden. Bei Tagesanbruch wurden die Vögel lebendig; ich vernahm die rauhen Töne des Reihers; die lebhafte und bewegliche Riesenralle ging mit großen Schritten an allen Einbuchtungen des Hafens umher, war keinen Augenblick ruhig, und ließ mit ihrer unangenehmen Stimme ganz deutlich ein Ypacaha vernehmen. Und so nennen sie denn auch die Guaranis. Auch Taucherkönige waren in Menge vorhanden, und Babias oder Tangaras mit dickem Schnabel, die uns in kleinen Schwärmen mit großem Geräusch nahe kamen. Baumläufer suchten sich ihre Nahrung an den großen Bäumen und Spechte mit purpurrothem Kopfe (Picus lineatus, Lin.) hämmerten mit ihrem spitzen Schnabel an der Rinde alter Bäume; sie heißen deshalb im Lande „Zimmerleute," Carpinteros."

„Der Jagd folgte ein sehr ergiebiger Fischfang; in kürzester Zeit hatten wir mehrere Dorados (eine dem Myletes mycropo nahe verwandte Art), jeden von 3 Fuß Länge, die uns auf ein paar Tage wohlschmeckende Gerichte lieferten. Dieser Fisch spielt in den amerikanischen Gewässern eine ähnliche Rolle wie bei uns der Hecht; er zerstört die junge Brut. Vermittelst der Zugnetze bekamen wir mehrere Arten Welse von verschiedener Farbe. Einige haben Knochenpanzer an den Seiten und werden deshalb Armados genannt; andere sind auf silberweißem Grunde schwarz gemarmelt und heißen bei den Guaranis Surubi. Unsere Matrosen hätten gern ein Bad genommen, fürchteten sich aber vor der sehr gefährlichen Palometa, einem Raubfische, der in den amerikanischen Flüssen häufig und ganz so gefräßig ist wie der afrikanische Hecht. Seine Zähne sind außerordentlich scharf, und ich habe später oftmals gesehen, daß die Indianer sich derselben bedienen wie wir uns der Scheere, und daß sie sich namentlich die Haare damit abschneiden."

„Wenn der Wind von Süden her wehte, spürte ich empfindliche Kühle, aber während unseres Aufenthaltes an der Pajarosinsel kam er aus Norden und zwang uns zu unfreiwilligem Aufenthalt. Bei Tage hatten wir oft völlige Windstille, und dann war die drückende Hitze um so lästiger, weil ich am Bord auch nicht ein Plätzchen fand, wo ich im

Schatten hätte arbeiten können. So war ich denn den Sonnenstrahlen preisgegeben, und mußte mich kurz vor Einbruch der Dunkelheit unter mein Moskitonetz flüchten, wenn ich nicht von Mückenschwärmen zerstochen werden wollte. Jeder Stich dieser Quälgeister hat eine Geschwulst zur Folge, und wenn der Nordwind geht, hat der Reisende vor ihnen gar keine Ruhe. Ich verstand mich noch nicht darauf sie abzuhalten, sie schlüpften unter die Gaze und peinigten mich ganz fürchterlich; ich mußte aufstehen und bis zu Tagesanbruch auf dem Verdeck umhergehen. Ohne die Moskitos wären die Nächte auf dem Paraná herrlich. Die Luft ist so erquickend; die tiefe Ruhe, welche über Land und Wasser liegt, wird von Zeit zu Zeit gestört durch die Klagelaute, welche der Nacurutu (Strix magellanicus, Lin.) ertönen läßt, oder durch die gluckende Stimme der Riesenralle, die auch bei Nacht sich bemerkbar macht. Die gekräuselten Wellen plätschern sanft; dann und wann rauscht ein Luftzug durch das Gezweig. Der wachthabende Matrose bedarf keiner Uhr um zu wissen, wann die Zeit der Ablösung da ist. Denn ihm kommt eine natürliche Uhr zu Hilfe, die niemals falsch geht; so oft nämlich der Schaa oder behaubte Kamichi sich hören läßt, der auf diesen Gewässern das Amt eines Stundenzeigers versieht, weiß man genau wie viele Stunden verflossen sind. Ich selber habe oftmals von der Abendämmerung bis zum Morgen die Rufe des Schaa gezählt; ich blieb ganze Nächte hindurch bei den Matrosen auf Deck und achtete aufmerksam auf das kleinste Geräusch, durch welches die Stille dieser Einöde unterbrochen wurde; ich vernahm das Gebrüll des Jaguars aus weiter Ferne und den ängstlichen Schrei des furchtsamen Cabiai. Bei Nacht halten die Moskitos sich zu Tausenden und Abertausenden unten im Raume des Schiffes auf, bei Tagesanbruch schwärmen sie herauf, um in die Ufergebüsche zu enteilen; vorher aber peinigen sie den Menschen noch mit verdoppelter Wuth. Der Tagesanbruch hat gerade in jenen Gegenden einen unaussprechlichen Reiz. Das widerwärtige Summen der Moskitos hört auf, statt dessen vernimmt man mit Wonne den fröhlichen Gesang der Vögel, welche das Morgenlicht begrüßen. Es ist als ob die Natur zu neuem Leben erwache; selbst die Akazien und Mimosen öffnen langsam ihre Blätter, gleichsam um die aufgehende Sonne zu begrüßen. Das entzückende Schauspiel und die tiefen Eindrücke eines solchen Morgens wirken mächtig auf das

Gemüth, und sind auch in späteren Tagen für den Reisenden eine der schönsten Erinnerungen.“

„Am 24. Februar konnten wir weiter segeln, allerdings nicht ohne mehrfache Unterbrechungen. Die Inseln, an welchen wir vorüberkamen, glichen jener der Pajaros, und bald nachher hatten wir hohe Ufer in Sicht, die zu Entre Rios gehören. Nachdem wir die Eilande Toros und Colastina hinter uns gelassen, kamen wir zu den hohen Kalksteinufern, auf welchen La Bajada, die Hauptstadt der obengenannten Provinz, liegt *). Sie besteht aus einer nicht ganz unbeträchtlichen Anzahl von Häusern; die Kirche ist etwa ein Viertelstündchen vom Strome entfernt. In dem kleinen Hafen ging es ziemlich lebhaft her, und so war endlich einmal die Eintönigkeit der langen Reise unterbrochen, auf welcher ich seither keine anderen Menschen erblickt hatte als meine Reisegefährten. In dieser Gegend wird viel Kalk gebrannt und nach Buenos Ayres verkauft.“

„Das Ufer bei La Bajada ist auf weiten Strecken ohne Waldung, höchstens stehen Bäume vereinzelt umher; man muß also das Holz für die Kalköfen von den Inseln holen. Aber die Arbeiter machen sich die Sache leicht. Sie treiben nämlich Pferde vom Ufer des Paraná, der hier bis zur nächstgelegenen Insel wohl eine halbe Stunde breit ist, durch den Fluß bis zu den Eilanden. Sie binden z. B. zwei Rosse zusammen; auf das eine steigt der Reiter, und schwimmt auf solche Weise von La Bajada ab nach einer Insel. Ich betrachtete mit großer Aufmerksamkeit dergleichen Wagnisse. Bald aber fesselte ein anderer Gegenstand meine Blicke. Eine flache Barke von beträchtlicher Größe war von sechs Leuten bemannt, drei auf jeder Seite. Jeder Einzelne hatte ein Pferd am Zaum, und diese sechs Rosse wurden in der Weise angetrieben und gelenkt, daß sie schimmend die Barke bis ans Ufer zogen. Dann sprangen sie ans Land, man befestigte ihnen am Gurt eine lange Leine, welche auf der Insel um einen großen Baum geschlungen war; diese wurde dann von den Pferden durch das Wasser gezogen, aber nicht in europäischer Weise mit dem Halse oder der Brust, sondern mit dem Bauche. Den Treibern wäre es viel zu lästig gewesen, ihr Geschäft zu Fuße zu besorgen, sie

*) Gegenwärtig der Sitz der argentinischen Bundesbehörden.

blieben daher auf den Pferden sitzen, welchen sie so die ohnehin anstrengende Arbeit noch beträchtlich erschwerten! In den argentinischen Landen sind Pferde wohlfeil und in Menge zu haben, sie werden deshalb nicht geschont und müssen oft Tagelang ohne Futter sich behelfen."

„Die übrigen Tage des Februar ging die Fahrt gleichfalls langsam, das Schiff mußte wegen häufiger Windstille oftmals anlegen. Zur Rechten erhoben sich auf dem fortwährend steilen Ufer der Provinz Entre Rios dann und wann einzeln liegende Häuser; in längeren oder kürzeren Zwischenräumen standen niedrige Bäume; nach der andern Seite hin lagen niedrige, zum Theil unter Wasser gesetzte Inseln. Ich wünschte das östliche (rechte) Ufer des Paraná genauer zu untersuchen, und der Patron war so freundlich mich ans Land zu setzen. Etwas oberhalb des las Conchillas, des Flusses der kleinen Muscheln, hatte die Uferwand eine Höhe von mehr als 150 Fuß, und schien mir aus tertiären Ablagerungen gebildet zu sein. Die unteren Schichten bestanden aus eisenhaltigem Sandstein, der abwechselnd mit Lagen eisenhaltigen Sandes und mit Thon bedeckt war. Hauptsächlich in diesem Sande fand ich große Stücke fossilen Holzes, dessen Inneres agatisirt ist. Daher glauben, wie Falkner bemerkt, die Anwohner des Paraná, der Strom versteinere das Holz, aber diese Annahme ist durchaus ohne Grund. Ich fand außerdem noch in derselben Lage die Tibia eines großen Säugethieres. Ueber dem Sande lagert ein verhärteter Thon, der fast die Hälfte der gesammten Höhe des Ufers einnimmt. Diese Lage enthält viele Gypsnieren und ist ihrerseits mit einer dünnen Lage neuerer Alluvion bedeckt, in welcher ich eine große Anzahl von halbzersetzten Muscheln der Unio fand. Dieselben Süßwassermuscheln leben noch jetzt im Paraná. Sind sie etwa in sehr alter Zeit durch Menschen an ihre gegenwärtige Stelle gebracht oder durch Wasser dort abgelagert worden? Das letztere scheint nicht der Fall gewesen zu sein, denn zwischen dem Wasserstande des Paraná und jener Lage ist gegenwärtig ein Höhenabstand von 150 Fuß vorhanden, und man müßte annehmen, daß einst dieses ganze Ufer überschwemmt gewesen sei. Auf demselben stehen ziemlich große Bäume verschiedener Art, die zu den Mimosen und Akazien gehören. Der Timbo hat dichtes Laubwerk von sehr hübschem Grün und gewährt einen sehr angenehmen Anblick. Auch einige Palmen breiten ihre Zweige

fächerartig aus und haben an den Blattspitzen Stacheln. Sie stehen hier an der Grenze ihrer Verbreitungssphäre und erreichen deshalb keinen hohen Wuchs. Von Vögeln sah ich zumeist Caracaros und Cathartes urubu, sodann Spechte, welche in der Rinde der abgestorbenen nicht vom Feuer verzehrten Baumstämme hinreichende Nahrung fanden, endlich Schwärme kleiner Papageien, die lärmend ans Ufer kamen um zu trinken."

„Von diesem Ausfluge kehrte ich nach der Insel zurück, welche in der Nähe des andern Ufers lag. An manchen Stellen machte ich ganz unnütze Versuche ins Innere einzudringen, fand aber doch zuletzt eine geeignete Stelle, und war über die Ausdehnung dieses Eilandes in nicht geringem Maaße überrascht. Nach der Mitte hin standen hohe Bäume, und am Ufer eines kleinen Flusses erbeutete ich mehrere interessante Vögel. Dann aber fielen mir unverkennbare Spuren von einem Jaguar ins Auge, und ich machte mir Vorwürfe darüber, daß ich mich ganz allein und nur mit einem leichtgeladenen Gewehr in eine Gegend gewagt hatte, wo ein so gefährlicher Feind des Menschen unumschränkter Gebieter ist. Da sprang plötzlich ein großes Thier aus dem Gebüsch. Ich schlug an, aber meine Hand zitterte, vielleicht hat auch mein Gesicht sich verfärbt. Doch Alles war unnöthig, denn nur ein friedliches Cabiai lief in den Fluß, und war offenbar nicht minder erschrocken als ich selbst. Ich nahm mir aber aus diesem Vorfall eine gute Lehre."

„Als wir mit unserm Schiff an die Nordspitze der Insel gelangt waren, sah ich mich besser vor, nahm einen Begleiter mit und drang wohl eine Stunde weit ins Innere. Das Eiland bietet dort einen mannigfaltigern Anblick dar; die Gehölze bestehen aus hohen Bäumen verschiedener Art, und die einförmigen Weidengebüsche verschwinden; an den Ufern der Bäche wachsen viele Wasserpflanzen und die seeartigen Teiche sind mit Rohr umsäumt. Alles ist belebt und wimmelt von Vögeln; unzählige Löffelgänse (Platalea aiaia) färben gleichsam den Rand dieser Binnengewässer mit lebendigem Rosenroth, von welchem das schneeweiße Gefieder der Schwäne sich abhebt, die von unzähligen Enten verschiedener Art umringt stolz einherschwimmen. Langhalsige Reiher (Ardea alba) schritten bedächtig am Ufer einher, und der große Ibis mit der Haube (Ibis albicollis) läßt sein sonores Geschrei ertönen. Die Spanier vergleichen dasselbe mit dem Klopfen des Hammers beim Kalfatern eines

Schiffes und nennen den Vogel Manduria. Auf einer Fläche unweit von einem solchen See trieben sich Cabiais umher, eilten aber ins Wasser, sobald sie mich bemerkten, und ich konnte dann weiter nichts mehr von ihnen gewahren, als die Schnauze, welche ein wenig hervorsah, etwa so wie es die Kaimans machen, wenn sie auf der Lauer liegen. In den Seen leben außerordentlich große Fische, die manchmal an die Oberfläche kamen, ich habe aber keinen davon schießen können. Das Wasser ist dort nicht minder belebt als das Land; ich bemerkte unzählige Ueberreste von allen Arten Ampullarien umherliegen, und konnte daraus schließen wie groß die Zahl derselben in den Seen ist. Als ich nach dem Schiffe zurückging, überzeugte ich mich daß auch auf dieser Inselstrecke die Jaguars häufig sind; überall sah ich Spuren von ihnen, und nahm daraus ab daß sie in verschiedener Größe vorkommen. Während der Nacht hörte ich ihr Gebrüll, das Jeden mit Schrecken erfüllen müßte der sich plötzlich mitten aus civilisirten Ländern in diese wilden Einöden versetzt sähe."

„In den ersten Tagen des Märzmonats fuhren wir immer noch im Angesichte des steilen Ufers der Provinz Entre Rios. Die Matrosen zeigten mir eine Hütte, in welcher ein Portugiese wohnte, der weit und breit als der beste Jaguarjäger bekannt war und dem es kein anderer in Amerika zuvorthat. Er bewaffnet sich nur mit einem langen Messer, wickelt um dem linken Arm ein Hammelfell, und geht so auf den Jaguar los, der sich aus einer Entfernung von etwa sechs Schritten auf seinen Gegner stürzt. Der Jäger bricht den ersten Anprall mit seinem linken Arme und rennt dem Jaguar, welcher denselben zerreißen will, das Messer tief in den Leib. Diese Art Tigerjagd habe ich auch bei Santa Cruz de la Sierra üblich gefunden, sie erfordert aber neben ungewöhnlicher Körperkraft eine außerordentliche Geistesgegenwart. Denn der erste Anprall des Jaguar ist fürchterlich, und die meisten Jäger, welche dieser gefährlichen Liebhaberei ergeben sind, müssen über kurz oder lang ihren Uebermuth mit dem Leben büßen. Deshalb hat man auch in mehreren Gegenden Südamerika's das Sprüchwort: „Wer Tiger jagen will, muß zu sterben wissen."

„Wir fuhren an der Punta de Feliciano und darauf an dem Weiler Caballu quatia vorüber. Dieser Name kann zeigen, in welcher

Weise die spanische und die Guarani-Sprache miteinander vermischt werden. Caballu kommt vom spanischen Cavallo, Pferd, und ist so von den Guaranis corrumpirt worden; Quatia bezeichnet Malerei, Zeichnung, Sculptur. Die Guaranis nannten das Papier so, weil sie auf demselben Schriftzeichen sahen. Das Wort Caballu quatia bedeutet gemaltes Pferd. — Die Weiterfahrt ging unaufhörlich zwischen einem Gewirr von Inseln hindurch, die aber einen ganz andern Pflanzenwuchs aufweisen als jene an der Mündung des Paraná. Weiden und Laureles sind verschwunden, dagegen wird der Timbo häufig, der ein werthvolles Holz für Schreinerarbeiten liefert; der Drachenblutbaum (Sangre Draco) der ein Harz giebt; der Milchbaum, Palo de Leiche, aus welchem ein milchartiger Saft hervorquillt, wenn man Einschnitte in die Rinde macht; er giebt gleichfalls ein Harz. Diese Bäume und noch manche andere wachsen an den höheren Stellen der Inseln, und ragen über jene am Ufer empor, die von ganz änderer Art sind. Jene ersteren zeigen mehr runde Formen, und das dunkle Grün des Timbo, wie das weißliche Blau der Palos de Leiche stechen scharf ab gegen das zarte Grün der Weiden. Auch kam hier zuerst ein kleiner Baum vor, welchen die Eingeborenen Aliso nennen; er wächst an den schlammigen Ufern, von welchen der Paraná zurückgewichen ist. Von nun an zeigten sich auch Moschusenten (Anas moschata); sie sind die wilde Art der großen Hausente, welche in Europa gewöhnlich indische oder türkische Ente genannt wird; bei den Spaniern heißen sie Pato real, Königsente, und bei den Guaranis Ipe guazu, die große Ente. Ich befand mich hier noch im Süden des 30. Grades. Die Kormorane (wahrscheinlich Pelecanus graculus) zogen in schwarzen Streifen, und ließen sich von Zeit zu Zeit auf Bäumen nieder, welche im Strome trieben und sich an Sandbänken festlegten. Aus der Ferne glichen sie den Trupps von Urubus, welche sich in der Nähe der Estancias aufhielten. Jene Vögel saßen ruhig auf den Baumstämmen bis Fische vorbeikamen; dann tauchten sie plötzlich unter und blieben lange Zeit unter dem Wasser. An allen Sandbänken flogen Seeschwalben (Sterna cayennensis) in großer Menge, und zogen mit ihren leichten Schwingen am liebsten dort umher wo die Strömung am raschesten war; dort tauchten sie auch, mit dem Kopfe voran, und brachten jedes Mal einen Fisch an die Luft. Sie schienen sehr beunruhigt als wir

näher kamen; die erste, welche uns gewahrte, schrie laut, der ganze Schwarm that darauf ein Gleiches und flog lange Zeit vor uns her. Derartige Scenen wiederholten sich sehr oft; ein starker Südwind kam uns sehr angenehm, und wir legten rasch eine bedeutende Strecke zurück. Am Morgen des 3. März befanden wir uns aber immer noch zwischen Inseln, auf denen jetzt abermals ein anderer Baumwuchs sich zeigte. Zur Linken lag uns das feste Land, welches vor Zeiten der berühmte Volksstamm der Abiponer bewohnte; jetzt schweifen dort Tobas umher, und belästigen zuweilen Goya, eine Stadt in Corrientes, in deren Nähe wir uns befanden. Das Festland glich in Anbetracht seines Baumwuchses sehr den Eilanden, doch mischte sich hier schon die Palme ein, welche die Spanier Datil, die Guaranis Pindo nennen; sie hat einen dünnen schlanken Stamm und ihr Blätterbüschel contrastirt angenehm mit dem glänzenden Gezweig der anderen Bäume."

„Ich befand mich jetzt noch etwa siebzig bis achtzig Leguas von Corrientes und zwanzig bis fünfundzwanzig von Goya. Auf der Weiterfahrt belästigten mich die Moskitos ärger als je zuvor. Trotzdem machte es mir Freude zu sehen, wie unzählige Leuchtkäfer am Rande des Waldes schwärmten und wie ihr Licht im Wasser sich wiederspiegelte; das Firmament erglänzte von funkelnden Sternen. Aber allmälig zog dunkles Gewölk herauf. Jene Käfer sind lebendige Barometer; sie verkünden das Herannahen eines Ungewitters, und benützen vor dem Ausbruche desselben die stille Luft, um mit leichtem Flug umherzuschwärmen. Die Ruhe welche über dieser Einöde lag hatte etwas tief Ergreifendes. Hin und wieder ließ ein Strandvogel seine Stimme erschallen oder ich vernahm das Gebrüll eines Jaguars. Auch deutete das Rauschen in Zweigen wohl darauf hin, daß solch ein Raubthier eine günstige Gelegenheit erspähe, um an Bord zu klettern. Dergleichen ist mehr als einmal vorgekommen."

„Am 4. März ließ der Schiffspatron das Fahrzeug an Tauen vorwärts ziehen, und am Abend hatten wir zur Rechten einen unabsehbaren Morast, der zur Provinz Corrientes gehört. Auf den Sandbänken im Flusse hatten sich Moschusenten in so ungeheurer Menge niedergelassen daß von dem Boden, welchen sie bedeckten, kaum etwas zu sehen war; auch bemerkte ich viele mächtig große Jabirus (Mycteria americana) mit

rother Kehle und weißem Leib; sie sind die Riesen unter den am Ufer lebenden Vögeln dieser Gegend. Bei Einbruch der Nacht schoß ich in wenigen Minuten funfzehn Enten, und am andern Morgen drang ich mit großer Mühe durch schneidendes Röhricht in den Morast ein, wo ich Staare mit feuerrothem Kopf und Hals antraf (Sturnus pyrrhocephalus, Licht.; Oriolus ruber, Gmel.); sie schaukelten sich auf dem höchsten Rohr. Auf den Sandbänken schoß ich Cormorane, mußte aber bis an die Knie im Wasser waten, denn der Paraná war seit dem vorigen Tage beträchtlich gestiegen. Auch hier flogen die schon erwähnten Schwalben in großer Menge; der Rhynchops flavirostris, Veillot, mit langen Flügeln und scheerenförmig gestaltetem Schnabel kam häufig vor; er heißt bei den Spaniern rayador, der Strichmacher, weil er bei offenem Schnabel mit dem untern Theil Linien auf dem Wasser hin- und herzieht. In jener Gegend schoß ich noch einen seltsamen Vogel, den Dendrocalaptes, einen Klettervogel mit sichelförmigem Schnabel, der diesem Baumläufer verliehen worden ist, damit er, bei vertikalem Klettern an den hohen abgestorbenen Bäumen, diese Sonde tief in die Löcher der Rinde einsenken und die Würmer herausholen kann, von welchen er sich nährt."

„Wir schifften am Abend noch etwas weiter und kamen vor dem natürlichen Canal vorüber, welcher nach Goya führt. Der Himmel war bedeckt; im Süden ballten sich dicke schwarze Wolken zusammen und der Brüllaffe (Stentor caraya), welcher den Schiffsleuten den Hygrometer ersetzt, ließ seine rauhe abscheuliche Musik ertönen. Diese Thiere klettern in ganzen Schaaren in den hohen Bäumen umher und heulen bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang ganz entsetzlich, besonders wenn es regnen will. Bald brach auch der Sturm los; die Bäume schlugen mit ihren Zweigen aneinander, knackten und ächzten, abgestorbene Aeste brachen mit Gekrach, und die ganze Natur schien in Aufruhr zu sein. Als der Regen in Strömen herabgoß, ließ der Wind ein wenig nach, aber die Wellen gingen hoch und schlugen gewaltig gegen unser Schifflein, auf dem ich mich in einer höchst unbehaglichen Lage befand. Denn bei solchem Ungewitter muß man alle Luken schließen, und sich in einem engen Raume behelfen, wo man vor Hitze beinahe erstickt."

„Am folgenden Tage hatten wir die Inselgruppen von Goya hinter uns und fuhren vor der Mündung des Rio de Santa Lucia vorbei.

Hier bestehen die hohen Ufer nicht mehr aus Thon, wie in der Provinz Entre Rios, sondern scheinen aus mehr oder weniger eisenhaltigem Sande zu bestehen, der nicht stark zusammengebackt ist. Das von oben herabströmende Regenwasser hat an manchen Stellen Gruppen von Kegeln gebildet, die an ihrer Basis zusammenhängen, und wie ebenso viele Stalagmiten aussehen. Uebrigens sind hier die Ufer weit niedriger, als jene bei La Bajada, und da sie meist baumlos sind, so gewähren sie einen ebenso unerfreulichen Anblick, wie die meisten weiten Ebenen in der Banda Oriental. Etwa funfzehn bis achtzehn Leguas höher hinauf, liegen wieder viele Inseln im Paraná, der hier eine mächtige Breite hat."

„Nach einer längern Fahrt erreichte ich endlich am 15. März die Stadt Corrientes." — So weit d'Orbigny.

Der bedeutendste Zufluß, welchen der Paraná auf der rechten Seite, von Westen her, empfängt, ist der Salado, der bei Santa Fé, gegenüber von La Bajada mündet. Er entspringt in der Cordillere Valles in der Provinz Salta, durchströmt einen Theil dieser letztern und das Gran Chaco, für welches er auf einer beträchtlichen Strecke die Grenze bildet. Bis auf die neueste Zeit galt er für unschiffbar; im Jahre 1855 hat sich aber herausgestellt, daß er eine der wichtigsten Verkehrsstraßen nach dem Oberlande bilden und auf einer Länge von mehr als zweihundert deutschen Meilen bis in die Nähe von Salta befahren werden kann. Schon im August vorigen Jahres berichtete Lieutenant Thomas J. Page, daß er den Salado von Santa Fé aus mit dem kleinen Dampfer Yerba stromaufwärts gefahren sei. Einige Monate später beschiffte er ihn mit dem schon weiter oben erwähnten Dampfer Water Witch, der mehr als 8 Fuß Tiefgang hat, gemeinschaftlich mit Lieutenant Murdaugh. Er sagt in seinen Mittheilungen über die Fahrt: „Diese Expedition hat ganz entschieden dargethan, daß der Fluß auf einer Strecke von achthundert englischen Meilen schiffbar ist. Es ist allerdings seltsam aber nichtsdestoweniger gleichfalls eine Thatsache, daß der Salado ein Land durchströmt, in welchem seit länger als drei Jahrhunderten Menschen spanischer Abkunft angesiedelt sind, die bis heute noch nicht wußten daß dieser Fluß schiffbar sei. Unsere Expedition dampfte zuerst von der Mündung aufwärts und erforschte den Lauf ein paar hundert Meilen weit; jetzt ist sie ihre achthundert Meilen weit hinangefahren. Wir fanden weder Bänke

noch Riffe oder seichte Stellen; für die Dampfschifffahrt sind vorläufig nur einige im Wasser liegende oder überhängende Bäume lästig, und auf einigen Strecken Wasserpflanzen; das Alles läßt sich aber mit geringer Mühe beseitigen; auch kommen diese unbedeutenden Hindernisse erst sechshundertundachtzig Meilen oberhalb der Mündung vor. Der Fluß strömt durch ein prächtiges fruchtbares Land, das sich für den Bau von Weizen, Mais, Tabak, Baumwolle, Reis und Zucker vortrefflich eignet; außerdem hat es Viehweiden, die man nicht besser wünschen kann. Nun die Schiffbarkeit ausgemacht ist, scheinen die Menschen aus ihrem tiefen Schlafe zu erwachen und zu begreifen daß eine neue Zeit kommt. Denn vermittelst des Salado haben nun die Provinzen Salta, Tucuman, Catamarca, La Rioja, Santiago, ein großer Theil von Cordova und Santa Fé einen äußerst bequemen Weg, auf welchem sie ihre Producte ins Unterland schaffen können. Sie brauchen sich nicht mehr der Karrenkarawanen zu bedienen, die hin und her zehn Monate unterwegs blieben, und deren Kosten einen großen Theil des Profits verschlangen *)."

Von den übrigen Flüssen, die von der östlichen Abdachung der Andes herabkommen, verlieren sich manche im Sande, andere münden in Sümpfen oder Seen die keinen Abzug haben. So zum Beispiel der Rio Dulce, der an Tucuman und Santiago del Estero vorüber geht, fast parallel mit dem Salado fließt und sich in den Pampas von Santa Fé, in den Salados de los Porongos, einem Binnensee mit Brackwasser, verliert. Auch der Rio primero und Rio segundo, die in der Provinz Cordova entspringen, verlieren sich in den Ebenen; der Tercero dagegen bahnt sich, obwohl nur mit Mühe, während mehrerer Monate im Jahr einen Weg bis zum Bette des Carcaraña, der bei San Espiritu unterhalb Santa Fé in den Paraná mündet. Die Schiffbarkeit des Tercero ist indessen schon 1813 vom Obersten Andreas Garcia außer allen Zweifel gestellt. Kleinere Boote, oder vielmehr Barken mit flachem Boden, können bis zum sogenannten Paß von Ferreira hinauf, der nur dreißig Leguas von der Stadt Cordova entfernt liegt. Es sind weiter keine Hindernisse vorhanden, als an mehreren Stellen Anhäufungen von Baumstämmen und einige Sandbänke, die sich mit geringer Mühe

*) New-York Herald, edition for Europe, Nr. 5, Febr. 6. 1855, p. 38.

und wenigen Kosten beseitigen ließen, und die ein weniger träger Menschenschlag längst beseitigt haben würde. Der Quarto und Quinto, und noch weiter südlich die Flüsse in den Provinzen Mendoza und San Luis verlieren sich in den Morästen und Landseen, welche für jene Region charakteristisch sind. Es ist zu bemerken, daß fast alle Flüsse westlich vom Paraguay mehr oder weniger stark mit Salz geschwängert sind; dagegen haben Alle, welche vom Osten her dem Paraná zufallen, durchaus süßes Wasser.

Unter diesen Flüssen ist der Uruguay der bedeutendste; er bildet nach seiner Vereinigung mit dem Paraná den La Plata. Seinen Namen hat er in der Guaranisprache von den vielen Stromschnellen und Wasserfällen in seinem Bette. Sein Lauf beträgt mehr als zweihundertundsiebenzig Leguas, seine Quellen liegen an der Westseite der Serra do Mar in der brasilianischen Provinz Santa Catharina, etwa unter 27 Grad 30 Minuten S. Br. Eine beträchtliche Strecke weit verfolgt er die Richtung gerade nach Westen, und empfängt außer vielen weniger bedeutenden Zuflüssen den Uruguay-mini oder kleinen Uruguay von Süden her, und den Pepiri-guazu von Norden. Da wo er sich dem Paraná nähert, biegt er nach Süden hin ab und durchströmt das fruchtbare Gebiet, in welchem einst die Jesuiten eine beträchtliche Anzahl von Missionen gegründet hatten. Gegenüber von Yapeyú, der letzten dieser Ansiedelungen, nimmt er in etwa 23½ Grad S. Br. von Osten her den Ybicui auf; unter 30 Grad 12 Minuten führt ihm der Mirinay von Westen her die Gewässer zu, welche aus der großen Ybera-Lagune abfließen. Seine Hauptflüsse weiter abwärts sind der Gualeguaychú, der aus der Provinz Entre Rios kommt und der Rio Negro, der größte Fluß der Republick Uruguay. Unter 34 Grad S. Br. vereinigt er sich dann mit dem Paraná.

Der Uruguay strömt durch Regionen, deren geologische Beschaffenheit von jenen, welche der Paraguay bewässert, ganz verschieden ist. Deshalb ist die Schifffahrt auf ihm vielfach durch Felsenleisten und Wasserfälle oder Stromschnellen gehemmt, die nur bei höchstem Wasserstande zu passiren sind, übrigens aber durch Tragplätze umgangen werden müssen. Am meisten hindern die beiden Wasserfälle, welche etwas unterhalb des 31. Breitengrades liegen und als Salto Grande und Salto chico bekannt

sind. Der erstere wird durch ein Felsenriff gebildet, das wie eine Mauer im Strombette sich erhebt, und bei niedrigem Wasserstande kommt es nicht selten vor, daß die Gauchos dort über den Fluß reiten. Bei sehr hohem Wasser können Boote hinüber, und gelangen dann ohne weiter auf Hindernisse zu treffen bis zu den Missionen hinauf. In seinem obern Laufe fließt der Uruguay durch ein schönes reich bewaldetes Land, das aber noch wenig bekannt ist; die Zeit für die Besiedelung desselben wird erst kommen, wenn Uruguay und Corrientes eine dichtere Bevölkerung haben.

Der Stromlauf des Paraguay wurde schon 1750 bis zur Mündung des Jaurú näher erforscht und in die Charten eingetragen. Den Paraná bis zum Tiete hinauf und den Uruguay sammt manchen seiner Nebenflüsse erforschten die spanischen Officiere, welche die Grenze gegen die portugiesischen Besitzungen bestimmen sollten. Ihre Arbeiten sind für die Geographie jener Gegenden von großer Bedeutung, und befinden sich wahrscheinlich in Abschrift zu Buenos Ayres*). Von Wichtigkeit sind auch die Untersuchungen über den Paraná und Uruguay, welche der englische Flottencapitain Sullivan und der Hydrograph Beaufort gemeinschaftlich im Jahre 1846 angestellt haben. Ihre von der britischen Admiralität veröffentlichten Karten umfassen den Lauf des Paraná bis Corrientes und des Uruguay bis Paysandu; es wurde damals zuerst festgestellt, daß beide Ströme auf beträchtlichen Strecken auch für Dampfer von ziemlichem Tiefgang, namentlich bei Hochwasser schiffbar sind. „Dann können Schiffe von 16 Fuß Tiefgang bis zum San Juan-Paß in 30 Grad 36 Minuten S. Br. hinauf; solche mit 12 Fuß Tiefgang bis Corrientes, bei niedrigem Wasserstande dürfen die Schiffe aber nicht über 6 Fuß tief gehen.“ Der Dampfer Alecto von achthundert Tonnen Last und zweihundert Pferdekraft machte die Fahrt von Montevideo nach Corrientes und zurück in neunundreißig Tagen und holte während der Bergfahrt eine Convoye von Segelschiffen ein, welche von Montevideo stromauf gesegelt waren, bevor die Alecto England verlassen hatte; sie waren so viele Wochen unterwegs gewesen wie die Alecto Tage. Sie

*) Sie sind, wie Maeso bemerkt, in den Besitz des, um die Geographie und Geschichte der La Plata Länder hoch verdienten Don Pedro Angelis übergegangen, der sie in Montevideo zu veröffentlichen gedenkt.

gebrauchten hundertundzwölf Tage Zeit um von Montevido nach Corrientes zu gelangen, und es lag darin eine Bestätigung für die Ansicht, welche Sir Woodbine Parish schon 1839 ausgesprochen hatte, daß nämlich Segelschiffe, die aus Europa kommen, nicht mit Vortheil direct ins argentinische Oberland fahren können. Die Fahrt von einem La Platahafen nach Corrientes oder Asuncion nimmt mindestens so viel Zeit in Anspruch, wie die Fahrt von Europa nach dem La Plata. Wir haben weiter oben mitgetheilt, daß d'Orbigny mit einem kleinen Flußschiffe, welches kein tiefes Fahrwasser zu halten braucht, volle vier Wochen zu der Stromfahrt bis Corrientes bedurfte.

Von Interesse in Bezug auf den hier erörterten Gegenstand ist eine Denkschrift des englischen Capitains Hotham, datirt „Buenos Ayres 26. April 1853, „über die Schiffbarkeit der Ströme in den La Plata Regionen." Sie hebt die Vortheile hervor, welche für den Welthandel daraus entspringen müssen, daß endlich die Schifffahrt auf so wichtigen Straßen, die bis tief ins Innere von Südamerika eine Fahrbahn eröffnen, freigegeben werde. Die europäischen Waaren, welche bis dahin für die argentinischen Länder, Paraguay, Uruguay und theilweise für Südbrasilien bestimmt waren, gingen entweder nach Montevideo oder nach Buenos Ayres; sie clarirten aus „nach dem La Plata", und das ist im Allgemeinen auch heute noch der Fall. Diese beiden Hafenstädte vermitteln für das gesammte Hinterland hauptsächlich den großen Verkehr, über sie geht die Ausfuhr wie die Einfuhr. In ihnen wurden (und werden zum allergrößten Theile noch jetzt) die Waaren in kleinere Schiffe umgeladen, welche unter argentinischer Flagge fuhren, aber zumeist mit Franzosen und Italienern bemannt waren; sie segelten an ihre Bestimmungsorte hinauf, gaben ihre Güter ab, nahmen Landesproducte ein und brachten diese stromab nach einem der beiden Häfen, wo sie dann in Seeschiffe verladen wurden. In Kriegszeiten war dieser Verkehr zeitweilig unterbrochen. Die Frachten waren mäßig, und die Plätze im Innern fast immer genügend mit europäischen Waaren versorgt. Buenos Ayres beschäftigte im Jahre 1851 nahe an zweitausend kleine Fahrzeuge, durchschnittlich von dreißig Tonnen Trächtigkeit im Flußverkehr.

Im August 1851 eröffnete Urquiza die Schifffahrt auf dem Paraná und Uruguay für Fahrzeuge aller Nationen. Damit fiel die Noth-

wendigkeit oder vielmehr der Zwang weg, die Güter aus den Seeschiffen in Fahrzeuge unter argentinischer Flagge umzuladen; seither waren die Ströme für fremde Flaggen geschlossen gewesen. Könnten Schiffe, die aus See kamen, ohne Weiteres stroman nach einem Hafen im Binnenlande fahren, so sparten sie Hafengelder, Umladen, neue Versicherung und manche andere Kosten. Aber große Seeschiffe, überhaupt Fahrzeuge von beträchtlichem Tiefgange können die Ströme nicht befahren. Die Verhältnisse sind folgende:

Vor der Mündung der Flüsse Paraná und Uruguay liegt im La Plata die wichtige Insel Martin Garcia. Die Haupteinfahrt ist ein langer, breiter Canal mit einem Fahrwasser von 14 bis 16 Fuß Tiefe. Oberhalb dieser Passage hindert nichts, den Paraná etwa hundertundfunfzig englische Meilen aufwärts zu fahren; in klaren Nächten brauchen die Segelschiffe nicht still zu liegen, sondern können ihre Reise bis nach Rosario fortsetzen. Diese Stadt ist der wichtigste Handelsplatz am Paraná und liegt für die westlichen Märkte sehr bequem; sie hat vortreffliche Ankerplätze, die Schiffe können sich nahe an's Ufer legen und mit Leichtigkeit löschen. Seeschiffe mit 14 Fuß Tiefgang können in allen Jahreszeiten bis dorthin gelangen; es ist demnach für große Briggs und Schooner ein directer Verkehr zwischen europäischen Häfen und Rosario möglich und unter Umständen auch wohl vortheilhaft. Höher hinauf hat der Paraná eine Jahreszeit hohen und niedrigen Wasserstandes. Von December bis Juni ist Hochwasser, in den sechs übrigen Monaten ist es niedrig. An breiten Stellen steigt der Fluß um 3 Fuß, an engen um 8 Fuß; das durchschnittliche Steigen mag etwa 4 Fuß betragen. Neunzig Meilen oberhalb Rosario liegen die Städte Santa Fé und La Bajada del Paraná; auf dieser Strecke sind einige Untiefen, über welche ein Schiff von mehr als 10 Fuß Tiefgang nicht hinweg kann; hundertundsechzig englische Meilen weiter bildet der sogenannte Paß von San Juan wieder eine Untiefe, wo jedes Schiff von mehr als 7½ Fuß Tiefgang während der trockenen Jahreszeit auf den Grund geräth. Noch hundertundachtzig Meilen weiter hinauf liegt Corrientes, nächst Rosario der wichtigste Platz am Paraná. Es bildet den Centralpunkt für den Verkehr der drei großen Flüsse Paraguay, Paraná und Bermejo. Ein den Paraguay aufwärts segelndes Fahrzeug erreicht nach einer Fahrt von

zweihundert Meilen Asuncion, die Hauptstadt von Paraguay. Der Fluß ist noch etwa achthundert Meilen weiter für kleine Fahrzeuge schiffbar. Die Entfernung von Asuncion bis zur Durchfahrt von Martin Garcia beträgt, die Flußkrümmungen mitgerechnet, reichlich achthundert englische oder etwa zweihundert deutsche Meilen.

Rosario ist, wie schon bemerkt, der einzige Ort im Binnenlande, welchen aus Europa kommende Schiffe direct erreichen können; weiter aufwärts hemmt der Paß von San Juan das Fortkommen. Das ganze Stromsystem des La Plata bleibt deshalb nach wie vor hauptsächlich auf die beiden Häfen Montevideo und Buenos Ayres angewiesen, die von der Natur selber zu großen Stapelplätzen bestimmt worden sind. Bei sehr hohem Wasserstande können freilich Schiffe von 11½ Fuß Tiefgang bis Asuncion hinauf gelangen, aber nur zeitweilig, jedoch große Schiffe können es nicht mit den gewöhnlichen Flußfahrzeugen aufnehmen. „Unser Dampfschiff ging 10 Fuß tief; drei kleine Fahrzeuge mit Kohlen hatten wir vorausgeschickt. Nicht weit vom San Juan-Passe überholten wir eines Abends kurz vor Sonnenuntergang eines dieser Segelschiffe. Die Sonne ging unter und wir legten vor Anker, weil wir bei 10 Fuß Tiefgang befürchten mußten auf den Grund zu gerathen. Unser Kohlenschiff segelte an uns vorüber und fuhr die ganze Nacht, weil es bei 6 Fuß Tiefgang keinen Unfall zu besorgen hatte. Am nächsten Morgen hatten wir es nach einigen Stunden wieder eingeholt; wir mußten aber im tiefsten Fahrwasser bleiben und waren der vollen Kraft der Strömung ausgesetzt, und während wir allen Windungen von Ufer zu Ufer zu folgen uns genöthigt sahen, blieb das Kohlenschiff außerhalb des Stroms und fuhr in gerader Richtung. Wäre unser Schiff mit 10 Fuß Tiefgang auch ein Segelfahrzeug gewesen, so hätte das Kohlenschiff binnen vierundzwanzig Stunden eine doppelt so weite Strecke als wir zurückgelegt. Und wären es zwei Segelkauffahrer gewesen, der eine von vierhundert, der andere von vierzig Tonnen Gehalt und beide wären auf den Grund gerathen, was hätte dann folgen müssen? Dem größern Fahrzeuge wären mit dem Umladen vierzehn Tage, dem kleinern nur vierundzwanzig Stunden Zeit verloren gegangen. Der durchschnittliche Gehalt der Flußschiffe, deren man sich zum Transport bedient, beträgt sechsunddreißig bis funfzig Tonnen je zu zweitausend Pfund.“

Ich bin der Ansicht, fährt Hotham fort, daß die Eröffnung des Paraná, soweit es sich um Segelschiffe handelt, die aus überseeischen Ländern nach dem La Plata kommen, keinen erheblichen Vortheil bringen werde; man wird die Waaren wie bisher so auch in Zukunft nach Buenos Ayres oder Montevideo, theilweise wohl auch nach Rosario schicken, und von diesen Hafenplätzen aus in Stromfahrzeugen weiter befördern.

Ueber den Uruguay ist noch Folgendes zu bemerken. Die Einfahrt in denselben geht gleichfalls durch den Martin-Garciacanal (Paraná guazu), und auch dieser Fluß ist daher allen Schiffen verschlossen, die mehr als 14 Fuß Tiefgang haben. Unter 30 Grad 23 Minuten S. Br. läuft eine Felsenleiste quer durch das Wasser und unterbricht die Schifffahrt, welche von der Mündung bis dorthin eine Strecke von etwa zweihundertundfunfzig englischen Meilen umfaßt. Auch auf dem Uruguay haben Fahrzeuge von geringem Tiefgang manchen Vortheil vor größeren voraus.

Die Strömung in diesen Flüssen wechselt, je nach der Jahreszeit, zwischen zwei bis vier englischen Meilen in der Stunde. Segelschiffe können nicht gegen diese rasche Strömung an fahren, wenn sie nicht Wind von solcher Stärke haben, daß sie vermittelst desselben zwei oder vier Meilen in der Stunde fortgetrieben werden. Der Paraná scheint einen natürlichen Canal für die Winde zu bilden, denn sie wehen fast immer in gerader Richtung entweder abwärts oder aufwärts. Nach den 1822 in Buenos Ayres veranstalteten meteorologischen Beobachtungen kommen auf ungefähr zwei Tage nördlichen Windes ein Tag südlicher Luftströmung für das ganze Jahr; demnach hat ein stroman fahrendes Schiff zwei Tage ungünstigen Wind auf einen Tag günstigen. Die Fahrt von Buenos Ayres nach Asuncion, also eine Strecke von etwa achthundert englischen Meilen, ist deshalb sehr langwierig; man legte bisher durchschnittlich nur dreizehn englische Meilen zurück und bedurfte einer Zeit von siebenzig Tagen. Man gebraucht somit längere Zeit, um von Buenos Ayres nach Asuncion zu gelangen als nach einem europäischen Hafen. Dagegen hat ein amerikanischer Dampfer von nur 8 Fuß Tiefgang die Strecke zu Berg in zwölf, zu Thal in acht Tagen zurückgelegt (und diese Zeit ist 1855 auf nur fünf Tage abgekürzt worden). Dampfer wie jene auf dem Mississippi machen auch auf den Paraná und Paraguay ebenso

rasche Fahrten; vortreffliches Holz finden sie im Ueberfluß; man kann es auf Flößen an die Stelle bringen, wo man es einladen will.

Die Flüsse sind so beschaffen, daß es durchgängig für Seeschiffe nicht rentiren würde sie zu befahren, wenn die Fahrzeuge nicht auch vollkommen zur Dampfschifffahrt eingerichtet sind. Dieser Verkehr wird aber aller Wahrscheinlichkeit nach in die Hände der Nordamerikaner fallen, theils weil sie viel mehr Erfahrung in der Flußdampfschifffahrt haben als wir Engländer, theils weil sie immer einen Vorrath von Booten besitzen, welche sie hier in Südamerika vortheilhaft verwenden können. —

Hotham faßt seine Beobachtungen in folgender Weise zusammen:

Rio de La Plata. — Von Montevido bis zum Martin Garciacanal, hundert englische Meilen; schiffbar für Fahrzeuge von 16 bis 18 Fuß Tiefgang. — Hundert Meilen.

Rio Paraná. — Vom Martin Garciacanal bis Corrientes vierhundertundfunfzig Meilen; schiffbar für Fahrzeuge von 14 bis 7½ Fuß Tiefgang; er wird seichter, je weiter man aufwärts kommt. — Fünfhundertundvierzig Meilen.

Von Corrientes auf dem Paraná bis Candelaria, also bis dahin wo er seine südliche Richtung verläßt und nach Westen strömt, hundertundfunfzig Meilen schiffbar für Fahrzeuge von 7½ Fuß (aber noch ungewiß) Tiefgang; bei Candelaria Wasserfälle. — Hundertundfunfzig Meilen.

Rio Paraguay. — Von Corrientes nach Asuncion, zweihundert Meilen; fahrbar für Schiffe von 7½ Fuß Tiefgang. — Zweihundert Meilen.

Von Asuncion nach Cuyabá und Matto grosso in Brasilien achthundert Meilen. Habe über diese Strecke keine eigene Erfahrung; soll schiffbar sein für Fahrzeuge von 7½ bis 2½ Fuß Tiefgang je nach dem Wasserstande und der Jahreszeit. — Achthundert Meilen.

Rio Vermejo. — Von der Vereinigung mit dem Paraguay bis zum 23. Grad S. Br., fünfhundert Meilen; keine eigene Erfahrung. Schiffbar für Fahrzeuge von 7½ bis 2½ Fuß Tiefgang. — Fünfhundert Meilen.

Rio Uruguay. — Vom Martin-Garciacanal bis 31 Grad

23 Minuten S. Br. zweihundertundfunfzig Meilen. Schiffbar für Fahrzeuge von 14 bis wahrscheinlich 5 bis 6 Fuß. — Zweihundertundfunfzig Meilen.

Hier ist somit eine schiffbare Strecke von zweitausendfünfhundertundvierzig englischen Meilen, oder nahezu eintausenddreihundert Wegstunden. Dazu kommt, nach Pages Expedition noch der Rio Salado mit achthundert Meilen. Auch ist zu bemerken, daß der Uruguay in seinem obern Laufe viele Strecken hat, die sich vollkommen für die Schifffahrt eignen. Und dasselbe gilt von sehr vielen Zuflüssen der großen Wasserläufe, namentlich von jenen des Paraná und Uruguay. Die La Plata-Länder haben in ihren herrlichen Flüssen einen köstlichen Schatz, der freilich bisher noch nicht gehoben worden ist. Seitdem dieselben von Dampfern befahren werden, hat eine neue Zeit begonnen.

Die Uferlängen vertheilen sich, nach einer Berechnung des Herrn von Reden (Petermanns Mittheilungen, 1856. S. 4) in deutschen Meilen wie folgt: Buenos Ayres: fünfundzwanzig Meilen am La Plata vierzig Meilen am Paraná. — Santa Fé: vierzig am Paraná. — Entre Rios und Corrientes mit den Missionen: hundertundachtzig am Paraná, hundertundfünfundvierzig am Uruguay. — Uruguay: dreißig am La Plata, hundertundfünfundvierzig am Uruguay. — Paraguay: hundertundfunfzehn am Paraná, hundertundzehn am Paraguay. — Brasilien: hundertundfünfundzwanzig am Paraná, siebenzig am Uruguay; ferner das ganze linke Ufer des obern Paraguay unbestritten. — Bolivia macht Anspruch auf das rechte Ufer des obern Paraguay; der mittlere desselben gehört zum Gran Chaco.

Sechzehntes Kapitel.

Die Handelsverhältnisse. — Die freie Schifffahrt auf den Strömen. — Transportwesen. — Uebergangspässe über die Andes. — Plan zu einer Eisenbahn vom Paraná bis zum Stillen Weltmeer.

Ein Blick auf die Charte von Südamerika zeigt die Wichtigkeit der La Plata-Länder für den Handel. Das gewaltige Stromsystem durchzieht mit seinen Adern weite Regionen, die zu den schönsten und fruchtbarsten der westlichen Erdhälfte gehören, und die keinen andern Abzugs-

weg zum Atlantischen Ocean haben als den La Plata. Bisher ist, wie wir schon mehrfach hervorgehoben, die Handelsverbindung zwischen den verschiedenen politisch getrennten Theilen verhältnißmäßig gering gewesen. Die Schuld davon liegt theils an den Kriegen und bürgerlichen Unruhen, durch welche sie so lange zerrüttet und in ihrer Entwickelung zurückgehalten wurden, theils an den wenig aufgeklärten Begriffen welche die neuen Staaten in handelspolitischer Beziehung hatten. Sie waren in der thörigen Ansicht befangen, daß der Vortheil des einen Theils den Schaden der anderen bedinge und umgekehrt. Erst in den letzten Jahren ist in dieser Beziehung Manches besser geworden.

Jene Landschaften Bolivia's und Peru's, welche an der östlichen Seite der Andes liegen, bezogen früher ihren Bedarf an europäischen Waaren zumeist über Buenos Ayres. Seitdem jene beiden Länder unabhängig sind, trachteten sie darnach ihren Handel ohne fremde Controle zu treiben, und er ging deshalb über ihre Häfen an der Südsee. Für Bolivia war das im höchsten Grade lästig, weil der Weg über Buenos Ayres oder Montevido und von dort landein ihm weit bequemer ist; aber Rosas versperrte ihn. Nach seinem Falle wurde die Stromschifffahrt freigegeben.

Wir fassen hier vorzugsweise den Handel von Buenos Ayres ins Auge. Dieser Platz ist Haupthafen für die Einfuhr wie die Ausfuhr der argentinischen Provinzen. Sein Verkehr mit dem innern Lande hat sich in den letzten Jahren beträchtlich gehoben, weil die Ruhe nicht gestört worden ist.

In den Jahren vom 30. Juni 1851 bis 1. Juli 1852 kamen in Buenos Ayres 2164 beladene Stromschiffe von 72,515 Tonnen (zu 2000 Pfund) an; davon 601 aus der Provinz Santa Fé mit 16,129 Tonnen; 545 mit 21,603 Tonnen aus Entre Rios; 312 mit 13,031 Tonnen aus Corrientes und 706 mit 21,752 Tonnen aus Uruguay. Sie brachten Landesproducte, namentlich Knochen, ein wenig Mehl, (2275 Arrobas*), Holzkohlen, Brennholz; trockene Rindshäute 643,244 Stück, gesalzene 116,695 Stück; Roßhäute 97,681 und 5390 Stück; Hörner 890,074, Roßhaare 14,313 Arrobas und 3197 Seronen;

*) Die Arroba ist 35 Pfund; die Fanega von Buenos Ayres hält etwa soviel wie 4 englische Bushels.

Wachs und Honig, Kalk, Olivenöl 313 Pipen; gesalzenes Rindfleisch 39,027 Centner; Rindszungen 363 Dutzend; Schinken 565 Arrobas; Käse 48,910 Stück; Kalbsfelle 9862; ferner Carpinchofelle, Hirsch- und Guanacohäute, Nutria- (Otter-)felle 6880 Stück; Schaffelle 113,056; Vizcachafelle 596; Seife; Talg; Tabak 455 Seronen; Cigarren 157 Hogsheads; Wolle 20,939 Arroben und 3271 Seronen. In derselben Zeit wurden außerdem angebracht: 3 Millionen Orangen und Citronen, 300,000 Wassermelonen, 1200 Kisten mit getrockneten Früchten, Mandeln, Feigen, Rosinen, Tamarinden für den städtischen Bedarf. Die Stromschifffahrt befindet sich, wie wir bereits im vorigen Kapitel bemerkten, zumeist in den Händen von Franzosen und Italienern.

Buenos Ayres exportirte 1849 für 2,537,821 Pfund Sterlinge; 1850 für 1,983,513 und 1851 für 2,126,905 Pf. St. In diesem letztern Jahre kamen zur Ausfuhr:

Waaren	Menge	Werth. Pf. St.
Gesalzenes Rindfleisch. Centner.	431,873	172,749
Knochen, per 1000	3,538,367	2,654
„ Tonnen	1,274	1,592
Federn. Ballen	107	4,280
Haare. Ballen und Seronen .	4,623	92,460
Rindshäute. Stück	2,601,140	1,300,570
Roßhäute. Stück	140,677	26,377
Hörner, per 1000	2,365,720	13,007
Kalbfelle. Ballen	193	3,281
„ Dutzend	119	178
Hirschhäute. Ballen	36	720
„ Dutzend	7	2
Ziegenfelle. Ballen	185	3,700
„ Dutzend	25	8
Nutriafelle. Ballen	38	1,900
„ Dutzend	76	28
Schaffelle. Ballen	4,320	43,200
Talg. Pipen	19,790	217,690
„ Kisten	7,549	22,647
„ Seronen	185	462
Wolle. Ballen	19,060	190,060
„ Seronen	2,914	29,140
		2,126,705

Im Jahre 1822 betrug die Ausfuhr nur 5 Millionen Dollars wovon 474,633 Dollars auf spanische Piaster, 677,520 auf Silberbarren, 204,340 auf Gold kamen; zusammen 1,358,814 Dollars auf edle Metalle und 3,641,186 auf Landesproducte. Im Jahre 1837 stellte sich die Ausfuhr: an edlen Metallen 677,928 Dollars, an Landesproducten 4,959,210, zusammen 5,637,138 Dollars oder 1,127,427 Pf. St. Im Jahre 1851 gingen von Buenos Ayres: nach Großbritannien 111 Schiffe mit 24,405 Tonnen; nach Frankreich 41: 8759; nach Deutschland 54: 11,682; Italien 25: 5297; Spanien 19: 3626; Havana 66: 13,344; den Vereinigten Staaten von Nordamerika 80: 22,485; Brasilien 64 mit 10,437 Tonnen. Dazu kam noch eine nicht unbeträchtliche Ausfuhr nach Hafen am Stillen Weltmeer, namentlich nach Californien. Seitdem ist auch die Ausfuhr von gebrannten Thierknochen nach England von Erheblichkeit geworden; sie betrug 1853 schon 3336 Tonnen. Auch wird viel Abfall aus den Saladeros als Düngmittel nach England verschifft.

Aus den obigen Ziffern ergiebt sich, daß in etwa zwölf Jahren die Productenausfuhr sich im Werthe verdoppelt hat, in Bezug auf Quantität aber weit über das Doppelte gestiegen ist; sie ging von 1822 bis 1837 allmälig von 700,000 auf 1,000,000 Pf. St., also $3\frac{1}{2}$ auf 5 Millionen Dollars und kann gegenwärtig auf 10 bis 11 Millionen Dollars oder mehr als 15 Millionen Thaler angenommen werden. Die Durchschnittszahl der 1850 und 1851 exportirten Häute betrug 2,400,000 gegen 800,000 in 1837. Talg wird jetzt für mehr als 1 Million Dollars ausgeführt, 1837 erst für 159,000 Dollars. Wolle jetzt mehr als 16 Millionen Pfund, gegen 4 Millionen in 1837. Also ein Mehr von Häuten: 1,600,000 Stück, Talg von 850,000 Dollars und Wolle von 12 Millionen Pfund. Aus dem gegenwärtigen Export von Häuten ist zu folgern, daß das Rindvieh im Lande sich auf 10 bis 12 Millionen Häupter beläuft *); im Jahre 1837 überstieg sie 4 Millionen nicht. Dieser Zuwachs entstand folgendermaßen. Nach dem Feldzuge des Generals Rosas gegen die Indianer wurden die Grenzen der Provinz Buenos

*) Diese Angabe hält Maeso, II. S. 484 für zu hoch; er meint, sie übersteige in der Provinz Buenos Ayres 5 Millionen Häupter nicht und diese hat den bei Weitem beträchtlichsten Viehstand.

Ayres beträchtlich ausgedehnt, und große Strecken Weidelandes, die früher im Besitz der Wilden oder deren Ueberfällen ausgesetzt waren und unbenutzt lagen, für die Viehzucht verwandt. Die Provinz liefert jetzt, einschließlich des neuen Gebietes im Süden des Salado, zwei Drittel aller Häute welche in der Hafenstadt an den Markt kommen, die übrigen werden zumeist aus den drei Provinzen Santa Fé, Corrientes und Entre Rios gebracht; aus den oberen Provinzen kommen nur wenige. Zweitens ist der Viehbestand in Folge der häufigen Blockaden des La Plata um ein Beträchtliches angewachsen. Maßregeln, die in anderen Ländern den Wohlstand zu beeinträchtigen pflegen, haben hier gerade das Gegentheil bewirkt, indem sie ihn steigerten. Die Heerden sind recht eigentlich die Hauptnahrungsquelle für die genannten Provinzen. Nun war binnen vierundzwanzig Jahren Buenos Ayres drei Mal Blockaden unterworfen, die zusammen zweitausendneunhundertdreiundfunfzig Tage oder länger als acht Jahre dauerten. Während dieser Zeit war die Ausfuhr von Häuten unterbrochen oder vielfach gestört und eben deshalb nur unbeträchtlich; man schlachtete also wenig Vieh, das sich nun in den Pampas, wo Weide vollauf ist, beträchtlich vermehrte. Eine Heerde, aus welcher man kein Stück schlachtet und die von Seuchen verschont bleibt, verdoppelt sich in drei Jahren. Man begreift nun leicht wie es kam, daß der Viehstand in kurzer Zeit so beträchtlich zunehmen konnte. Das Anwachsen der Talgproduction hat ähnliche Ursachen. Vor den Blockaden war die Nachfrage nach Häuten und gesalzenem Fleische der Art, daß die Heerdenbesitzer sich veranlaßt sahen das Vieh zu schlachten, sobald die Häute verkäuflich, für den Markt tauglich waren. Das ist einige Zeit früher der Fall als das Thier Fett ansetzt. Läßt man es länger gehen und älter werden, so giebt es eine ungleich beträchtlichere Menge Talg. Auch läßt man die Gerippe und Eingeweide nicht mehr für wilde Hunde und Geier liegen, sondern kocht sie mit Dampf aus, erhält dadurch noch „Sebo" und „Grasa", Fette, die man in alte Weinfässer gießt und in beträchtlicher Menge nach Europa verschifft.

Der Zuwachs der Wollproduction verdient eine besondere Erwähnung. „Als ich," schreibt Woodbine Parish, „1823 nach Buenos Ayres kam, war die Wolle so schlecht, daß es sich der Mühe nicht verlohnte, sie zu reinigen, und auf das Fleisch der Schafe legte man keinen

Werth, weil gutes Rindfleisch in Menge vorhanden war. Man trocknete die Schafe in der Sonne und heizte die Oefen in den Ziegelbrennereien mit ihnen! *) Die Schafzucht blieb vollkommen vernachlässigt, bis 1828 zwei Engländer, Sheridan und Harrat, Merinoschafe aus Sachsen einführten und die Zucht veredelten. Ein sehr großer Theil der Wollen von Buenos Ayres ist ordinaire Waare und geht in Menge nach Nordamerika, wo sie zu Teppichen verwebt wird; doch kommen auch manche gute Sorten vor, und die Schafzucht kann für das Land von noch viel größerer Bedeutung werden, da Weiden und Klima günstig sind. Schon jetzt wirft sie ungemein großen Gewinn ab; sie wird zumeist von europäischen Ansiedlern getrieben. Maeso schätzt die Zahl der feinen und halbveredelten Schafe in der Provinz Buenos Ayres auf 5 Millionen, die der ordinairen, der sogenannten Creolen- und Pampasschafe, auf 6 Millionen Stück.

Was den Einfuhrhandel anbelangt, so stellten sich die Importe im Jahre 1835 aus nachbenannten Ländern auf folgende Ziffern:

Großbritannien 4 Millionen Dollars; Frankreich 550,000; das nördliche Europa 425,000; Gibraltar, Spanien und die Länder am Mittelländischen Meere 575,000; Vereinigte Staaten von Nordamerika 900,000; Brasilien 950,000; Havana und andere Länder 425,000; zusammen 7,875,000 Dollars oder etwas mehr als anderthalb Millionen Pfund Sterling.

Für 1852 giebt Woodbine Parish folgende Zahlen. Es importirten in Buenos Ayres: Großbritannien für 4½ Millionen und Frankreich 2½ Millionen; das nördliche Europa 850,000; Gibraltar, Spanien und die Länder am Mittelländischen Meere 600,000; Vereinigte Staaten 1 Million; Brasilien und andere Länder für 1 Million Dollars; zusammen 10,550,000 Dollars oder 2,110,000 Pf. Sterl. Das ergiebt seit 1825 einen Zuwachs von 35 Procent in nominellem Werthe; aber die Quantitäten haben sich jedenfalls verdoppelt, weil seit jener Zeit die europäischen Manufacturwaaren viel billiger geworden sind. Der Handel Großbritanniens ist ganz entschieden der überwiegende. Der

*) Dieses Verfahren wurde schon zur Zeit König Karls des Dritten verboten, dauerte aber noch lange Zeit fort.

wohlfeile Preis der englischen Waaren, namentlich jener welche für den Bedarf der großen Masse bestimmt sind, sicherte denselben von vorn herein Absatz, und sie sind jetzt für die geringeren Volksclassen unentbehrlich geworden. Am Gaucho ist Alles was er am Leibe hat und was nicht von Leder ist, englisches Fabrikat; seine Frau trägt Zeug aus Manchester. Der Kessel, in welchem er kocht, seine Töpfe, seine Messer und Sporen, das Gebiß für sein Pferd, sein Poncho, Alles kommt aus England.

Je billiger, fährt W. Parish fort, wir alle diese Artikel erzeugen, um so mehr wird der Gaucho davon kaufen, und jede Vervollkommnung des Maschinenwesens trägt zur Behaglichkeit der ärmern Classe in jenen Gegenden bei, während dadurch zugleich unser Uebergewicht auf diesen Märkten befestigt wird. Denn kein anderes Land kann gerade diese Artikel so wohlfeil liefern. Im Lande selbst ist auf lange Zeit nicht an Fabriken zu denken; es ist viel zu dünn bevölkert, und hat die Arbeitskräfte für andere weit einträglichere Dinge viel zu nöthig.

England sendet außer Baumwollenwaaren auch Wollenzeuge, Leinen- und Seidenwaaren, Eisenwaaren, Messerwaaren, Töpferwaaren, Steingut, Glas, Kohlen, Zink, Stabeisen, Blech, Bier und noch viele andere Güter nach dem La Plata. Der Werth dieser Exporte betrug in den Friedensjahren 1822 bis 1825 durchschnittlich 3½ bis 4 Millionen Dollars; in den folgenden zwanzig Jahren fiel er auf etwa 3 Millionen, aber 1849 war er auf 6,997,875 Dollars gestiegen und betrug 1850 noch 4,546,400 Dollars.

Bis 1837 überstieg der Werth des englischen Handels nach dem La Plata jenen aller anderen Länder zusammengenommen, und kommt ihm jetzt noch beinahe gleich; in Bezug auf die Quantität hat aber, weil die Preise, wie schon bemerkt, wohlfeiler geworden sind, ein außerordentlicher Zuwachs stattgefunden, der bei den Baumwollenwaaren so beträchtlich ist, daß man jetzt vier Yards für den Preis liefert welcher vor 1825 für ein Yard bezahlt wurde.

Großbritannien exportirt nach dem Rio de la Plata im Durchschnitt jährlich:

	1822 bis 1825.	1849 bis 1850.
Baumwollenzeuge, Yards	10,811,762	34,994,004
Wollenzeuge, Stück	40,705	69,671
„ „ inclus. Teppiche, Yards	139,037	499,866

	1822 bis 1825.	1849 bis 1850.
Leinen, Yards	996,467	1,156,104
Seidenwaaren, Werth, Dollars	83,060	150,720
Eisen- und Messerschmiedewaaren, Centner	5,397	23,525
Steingut, Stück	354,684	1,260,707.

Der französische Handel nach dem La Plata hat in den letzten Jahren sich ganz außerordentlich gehoben; er war schon 1852 viermal beträchtlicher als 1825; damals stellten die Ausfuhren Frankreichs nach dem La Plata sich auf 550,000 Dollars, jetzt auf mehr als 2½ Millionen. Im Jahre 1849 betrug er etwa 17 Millionen Francs oder etwa 3½ Millionen Dollars; dieser zeitweilige Aufschwung rührt daher, daß in der Mitte des Jahres 1848 die Blockade aufgehoben wurde und dann ein ungewöhnliches Zuströmen von Gütern folgte. Für 1849 geben die amtlichen französischen Nachweise folgende Data:

Seidenwaaren	36,964	Kilogramme	im	Werth	von	4,221,873	Frcs.
Wollenwaaren	117,266	"	"	"	"	3,300,000	"
Baumwollenwaaren	105,741	"	"	"	"	1,299,718	"
Leinenwaaren	15,073	"	"	"	"	779,633	"
Wein	30,178	Hectoliter	"	"	"	1,181,879	"
Kurze Waaren	76,756	Kilogramme	"	"	"	788,473	"
Parfumerien	85,144	"	"	"	"	596,008	"

Das Uebrige kommt auf verschiedene Pariser Waaren. Im Jahre 1850 betrugen die Gesammtexporte von Frankreich nach Buenos Ayres etwa 15¾ Millionen Francs. Die Seidenwaaren aus Lyon, die leichten Tuche und Kaschmire aus Louviers, Sedan und Elbeuf, Cambrics und Pariser Modewaaren finden unter den wohlhabenden Classen stets willige Abnehmer. Ein wichtiger Ausfuhrartikel nach dem La Plata ist für Frankreich der Wein geworden. Vor 1840 genügten vier bis fünf Schiffsladungen aus Bordeaux und Cette, aber 1849 wurden schon vierzig dergleichen angebracht und fanden Abnehmer; allein für den Bedarf der niederen Classen rechnet man monatlich tausend Barrels. Diese Zunahme hat stattgefunden in Folge der starken Einwanderung aus den baskischen Landen Frankreichs. Viele Tausende von Arbeitern aus den südwestlichen Theilen jenes Reiches, insbesondere Basken und Bearner, sind nach dem La Plata ausgewandert und treiben namentlich in den Ortschaften um Buenos Ayres sehr einträgliche Beschäftigungen (siehe das folgende Kapitel). Sie behalten ihre nationalen Sitten und Ge-

wohnheiten bei, und lieben ihr vaterländisches Getränk. Diese Auswanderung bringt dem französischen Handel erheblichen Nutzen, und führt zu dem sehr gerechtfertigten Schlusse, daß eine gleichstarke Auswanderung aus Deutschland nach dem La Plata der deutschen Industrie und dem deutschen Handel nicht geringern Vortheil gewähren würde. Im Jahre 1851 waren in Buenos Ayres sechzehn Handlungshäuser, welche directe Geschäfte mit Frankreich machten, drei von denselben importirten für 3 Millionen Francs. Der Betrag der französischen Handels- und Gewerbsinteressen betrug in dem genannten Jahre schon an 100 Millionen Francs; von zweiunddreißig Handelshäusern, welche mit französischen Fabrikaten handelten, existirte 1841 noch nicht der vierte Theil.

Die Exporte Frankreichs gehen zumeist über Havre. Aus diesem Hafen wurden von dem oben angegebenen Betrage nach Buenos Ayres exportirt für 11,720,000 Francs, von Marseille 2,254,000, von Cette 1,786,220 Francs. Havre importirte von Buenos Ayres für 6,360,428 Francs, Marseille für 2,875,610, Cette für 1,259,400 Francs.

Sehr guten Absatz finden auch Schweizerwaaren, namentlich Seidenzeuge aus Zürich, Bänder aus Basel und St. Galler Mousseline.

Die Einfuhren aus dem nördlichen Europa berechnet Woodbine Parish jährlich auf 175,000 Pf. St., also 850,000 Dollars viel zu niedrig. Davon kommen (s. weiter unten) seiner Angabe zufolge auf Hamburg und Bremen 425,000 Dollars; auf Dänemark und Skandinavien 150,000, Belgien 150,000, Holland 120,000 Dollars. Deutschland und die Niederlande senden nach dem La Plata Leinen und wollene Tuche, rheinische Baumwollenfabrikate, Eisen-, Quincaillerie- und Messerschmiedewaaren, Glas, Schießgewehre und Säbel, Spitzen, baumwollene Strümpfe, Tischlerarbeiten und dergleichen mehr; Holland exportirt Käse, Butter, Wachholderbranntwein und westfälische Schinken, die in beträchtlicher Menge consumirt werden. Maeso hebt mit Recht hervor, daß insbesondere der Handel der deutschen Hansestädte nach Buenos Ayres alljährlich zunehme, und jetzt allein schon weit über eine Million Dollars betrage. Viele deutsche Waaren, sagt er, halten die Concurrenz mit den französischen und englischen, namentlich Möbel und Pianos, Porzellan, Kramwaaren, Eisenwaaren, Decken 2c. Auch werden aus Deutschland viele Cigarren eingeführt.

Schon im Jahre 1851 heißt es in einem französischen Handelsberichte: Die Concurrenz der Fabrikate Deutschlands und der Schweiz wird am La Plata täglich bedeutender und droht dem französischen Handel noch gefährlicher zu werden. Wir haben bereits das Geschäft mit Shawls, Fichus und baumwollenen Tüchern aufgeben müssen, seitdem die deutschen Kaufleute den Markt damit versorgen; in diesem Jahre haben sie nun sogar Shawls und sächsische Wolle gebracht, welche wir gar nicht zu demselben Preise schaffen können. Die Deutschen liefern ferner Mützen aus Wolle und Baumwolle, Quincaillerie-, Glaswaaren und feine Möbeln. In alle dem concurriren sie auch mit den Engländern.

Um eine Uebersicht der mannigfaltigen Artikel zu geben, welche aus Deutschland nach dem La Plata gehen, fügen wir folgende Tabelle bei, aus welcher der Leser ersieht, wie bedeutend unsere Gewerbsamkeit in allen ihren Zweigen am Aufblühen des Handels der argentischen Lande intessirt ist. Allein Hamburg sendete 1851 in einundDreißig Schiffen für 2 Millionen Mark Banco; 1850 in fünfundzwanzig Schiffen für 1,556,330 Mark Banko; 1849 in sechsundzwanzig Schiffen für 2,050,580 Mark Banco. Wir geben die Ziffern für 1850:

	Mk. Bco.		Mk. Bco.
		Transport	806,390
Wollenwaaren	278,040	Metallwaaren	13,590
Wollengarn	1,510	Gold- und Silberwaaren	13,760
Baumwollenwaaren	136,180	Taschenuhren	2,070
Seidenwaaren	122,100	Instrumente	4,870
Verschiedene Manufacturw.	73,380	Musikalische Instrumente	9,120
Weiße Leinen und L.-W.	28,910	Pianofortes	41,430
Graue " " "	18,590	Wagen	520
Segelleinen	13,170	Waffen	6,190
Halbleinen	7,070	Glaswaaren	50,700
Wachstuch	2,300	Spiegelglas	1,530
Kleidungsstücke	13,990	Spiegel	5,110
Hutmaterial	26,940	Fensterglas	750
Herrenhüte	150	Demijohns	1,150
Nadeln	6,080	Porzellan	5,680
Eiserne Nägel	1,220	Papier	14,680
Stahlfedern	310	Pappe	110
Feine Eisenwaaren	75,550	Pappwaaren	3,330
Grobe Eisenwaaren	560	Spielkarten	11,380
Zündhütchen	340		
Latus	806,390	Latus	992,360

	Mk. Bco.
Transport	992,360
Gedrucktes, Lithographirtes und Musikalien	17,570
Tapeten	3,550
Gemälde	70
Lederwaaren	2,040
Lederne Handschuhe	1,460
Neues Tauwerk	42,590
Werg	4,010
Segelgarn	220
Strohgeflechte	12,850
Regen- und Sonnenschirme	1,700
Knöpfe	6,250
Gummischuhe	550
Militair-Effecten	390
Kurze Waaren	57,010
Marmorarbeiten	640
Schiefertafeln	800
Mobilien	42,140
Grobe Holzwaaren	6,290
Feine	10,220
Zündhölzer	1,660
Stearinlichter	2,740
Seife	1,130
Kölnisch Wasser	31,230
Bauholz	15,680
Mahagonyholz	12,320
Fourniere	3,810
Rohrstöcke	910
Leder	14,000
Diverse Haare	1,070
Borsten	180
Federposen	340
Schmiedeeisen	4,650
Eisendraht	610
Verzinnte Eisenbleche	3,640
Zinkbleche	6,220
Blei	1,270
Cement	1,120
Fliesen	410
Mauersteine	210
Latus	1,305,910
Transport	1,305,910
Steinkohlen	4,710
Farbewaaren	5,550
Schmalte	4,840
Druckerschwärze	490
Schellack	150
Verschiedene Droguen	4,380
Ricinusöl	110
Pflanzen	530
Theer	4,310
Pech	860
Leinöl	1,240
Schinken	11,610
Käse	9,800
Butter	2,320
Getrocknete Fische	1,920
Sardinen	340
Diverse Victualien	1,270
Amidam	5,220
Kartoffelmehl	720
Schiffsbrot	210
Graupen	350
Thee	730
Raffinirter Zucker	2,050
Kandis	220
Korinthen	510
Fabrizirter Tabak	80
Cigarren	16,290
Mineralwasser	350
Rheinwein	1,110
Wein	5,240
Champagner	3,520
Blei	550
Essig	2,740
Cognac	1,500
Liqueur	1,540
Genever	116,700
Korn- u. Kartoffelbranntw.	15,840
" " Kartoffelsprit	11,750
Blutigel	6,100
Passagiereffecten	2,670
Mk. Bco.	1,556,330

Seitdem sind die Ausfuhren aus Deutschland nach dem La Plata und unsere Einfuhren von dort erheblich gestiegen. Hamburg importirte vom La Plata im Jahre 1850 für 931,890 Mark Banco (wovon nur für 62,090 aus Montevideo), und zwar: Trockene Ochsen- und Kuhhäute 784,870 Mk. Banco; gesalzene 80,260; Roßhäute 4260; Roßhaare 46,690; Kuhhaare 4380; Hörner 4650; Schaffelle 600; Straußfedern 4270; Talg 430; andere Artikel 1480 Mk. Banco.

Aus den Ländern an der Ostsee kommen Eisen, Tauwerk, Segelleinen, Pech, Theer und Dielen.

Aus den Ländern am Mittelländischen Meere spanische und sicilianische Producte, aus Spanien insbesondere gewöhnliche Sorten catalonischer Rothweine, welche bei den geringeren Classen sehr beliebt sind; Oel, Oliven, getrocknete Früchte, schwarze Serge aus Malaga, bunte Tücher und Bänder aus Granada, „Salz von Cadix," das in den Saladeros allen anderen Salzen vorgezogen wird, zum großen Theil aber von den Inseln des grünen Vorgebirges kommt. Sicilien schickt Wein; Genua Macaroni und Fadennudeln, Eingemachtes, Würste und dergleichen. Diese italienischen Importe werden zumeist durch sardinische Schiffe vermittelt. Hätte Spanien rechtzeitig die Unabhängigkeit der neuen Staaten in Südamerika anerkannt, so würde der Handel mit denselben nicht so entschieden in die Hände anderer Völker übergegangen sein. Aber es hielt sich von seinen ehemaligen Besitzungen fern, stand zu ihnen lange in feindlichen Verhältnissen, und gewöhnte sie daran sich mit den Waaren anderer Länder zu befreunden.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika schicken nach Buenos Ayres grobe ungebleichte Baumwollenzeuge eigener Manufactur, sogenannte Domestics, Möbeln, Bauholz aller Art, Seife und Spermacetilichter, getrocknetes und gesalzenes Schweinefleisch, Tabak und Dielen. Dazu sind in den letztverflossenen Jahren noch gekommen Reis, raffinirter Zucker, Droguen, Stärkemehl und Artikel von Gummi elasticum. Dagegen beziehen sie eine beträchtliche Menge argentinischer Landesproducte, welche ihre Ausfuhren nach dem La Plata an Geldwerth um das Doppelte übertreffen. Ihre Einfuhren in Buenos Ayres betrugen 1849: 767,594 Dollars; 1850: 1,064,642 Dollars oder für jedes dieser Jahre durchschnittlich 916,118 Dollars. Dagegen fiel ihre Einfuhr

1852 auf 797,117 Dollars, wovon 516,007 Producte der Vereinigten Staaten und 281,110 fremde Waaren sind; 1853: 881,466 Dollars. Sie exportirten aus Buenos Ayres nach den Vereinigten Staaten 1850 für 2,653,877, 1852 für 2,091,097 und 1853 für 2,186,641 Dollars. Früher bildete Mehl einen Hauptausfuhrartikel der Nordamerikaner der in manchen Jahren 50,000 Barrels nach dem La Plata erreichte. Man fühlte aber in den argentinischen Provinzen den Uebelstand, daß man in Bezug auf ein so wichtiges Lebensbedürfniß vom Auslande abhängig war, und Rosas suchte deshalb zwangsweise den Getreidebau „aufzumuntern," zu welchem in der That alle Bedingungen von der Natur gegeben worden sind. Er verbot die Einfuhr von Mehl aus Nordamerika! Abgesehen von anderen Gegenden sind namentlich die südlichen Bezirke von Buenos Ayres im Stande, so viel Weizen zu liefern, daß sie davon beträchtliche Quantitäten zur Ausfuhr bringen könnten; und in der That decken sie gegenwärtig nicht nur den eigenen Bedarf, sondern exportiren auch manchmal Ueberschuß nach Brasilien. Ja 1850 kamen 3800 Quarters La Plata-Weizen nach England; das Geschäft brachte aber Verlust, weil gerade damals die Preise ansehnlich gefallen waren. Der Getreidebau ist, wie Maeso bemerkt, im Staate Buenos Ayres bereits so weit vorgeschritten, daß die Weizenernte in dem Jahre 1853 schon nahezu 200,000 Fanegas erreichte; namentlich erntete der etwa achtzig Quadratleguas enthaltende Bezirk Chivilcoy 80,000 Fanegas. Der eigene Bedarf des Saates beträgt etwa 100,000 Fanegas, er hat also einen Ueberschuß von demselben Betrage abzugeben. Nach dem Sturze des Dictators ist das Verbot der Mehleinfuhr wieder aufgehoben worden. Dieser Artikel zahlt jetzt bei der Einfuhr in Buenos Ayres allerdings noch einen sehr hohen Eingangszoll, der besser wegfiele, weil ohnehin schon die Schiffsfracht als Zollschutz wirkt.

Aus Brasilien bezieht Buenos Ayres beträchtliche Quantitäten von Zucker, Reis, Tabak und Cacao, und liefert dagegen hauptsächlich gesalzenes Fleisch.

Parish hebt hervor, wie wichtig gerade der Handel nach dem La Plata für Großbritanniens Gewerbe und Schifffahrt sei; man sollte diese Ziffern auch bei uns in Deutschland beherzigen. England exportirte in den zwanzig Jahren von 1830 bis 1850 nach den ehemals spa-

nischen Colonien Amerika's für beinahe 59 Millionen Pfund Sterling oder 295 Millionen Dollars, wovon 14 Millionen Pf. St. oder 70 Millionen Dollars allein auf die La Plata-Länder kommen. Diese bilden von allen ehemals spanischen Colonien, nebst Chile, den werthvollsten Markt, weil sie die besten Abnehmer für Manufacturen sind und in Masse werthvolle Rohproducte zur Ausfuhr liefern. England exportirte:

	Nach dem La Plata.	Nach Mexico.	Nach Columbien.
1831	339,870 Pf. St.	728,858 Pf. St.	248,250 Pf. St.
1849	1,399,575 " "	779,059 " "	519,799 " "
1850	909,280 " "	450,820 " "	665,193 " "
	Nach Chile.	Nach Peru.	Nach Spanien.
1831	651,617 Pf. St.	409,003 Pf. St.	597,848 Pf. St.
1849	1,089,914 " "	878,251 " "	623,136 " "
1850	1,156,266 " "	845,639 " "	864,997 " "

Im Ganzen betrug die Einfuhr Englands nach den fünf obengenannten amerikanischen Ländern 58,804,770 Pf. St., wovon entfallen auf:

La Plata	14,033,032.	Mexico	9,582,115.	Columbia	5,861,115.
Chile	17,269,957.	Peru	12,058,322.	Spanien	9,792,469.

Das ehemalige Mutterland war demnach für den englischen Export nur um den sechsten Theil so wichtig wie die Colonien.

Vor 1825 liefen durchschnittlich 250 fremde Seeschiffe mit 50 bis 60,000 Tonnen Gehalt in Buenos Ayres ein. Für die neuere Zeit haben sich folgende Ziffern herausgestellt:

1849	526 Schiffe	von 112,255	Tonnen.
1850	440 "	" 96,673	"
1851	460 "	" 100,060	"
1852	489 "	" 112,595	"
1853	344 "	" 76,590	"

Der Staat Buenos Ayres hat bestimmt, daß seine Zollgesetzgebung alljährlich reformirt werden könne. Der uns vorliegende Tarif für 1854 erklärt die Einfuhr von geprägtem Gold und Silber, ungefaßten Edelsteinen, alle zum Bücherdruck erforderlichen Geräthschaften, Bücher und bedruckte Papiere, Kirchenschmuck; und sodann alle Erzeugnisse der argentinischen Provinzen für zollfrei. Er hat Zollansätze von 5 Procent vom Werthe, z. B. verarbeitetes Gold und Silber, Tressen, Maschinen für gewerbliche Anstalten, Steinkohle, Holzkohle, Holz, Salz;

10 Procent für Wolle und Pelzwerk zum Verarbeiten; 12 Procent für Roh- und Nähseide und Seidenmanufacturen; 15 Procent Wollen-, Baumwollengewebe und Leinwand, Metallwaaren außer von Gold und Silber, wissenschaftliche und Kunstinstrumente und Droguen; 20 Procent: Artikel, die aus Wollen- und Baumwollenzeug und Leinwand gearbeitet sind, Reitsättel, Zucker, Tabak, Maté, Kaffee, Thee, Cacao, Olivenöl. Der Zollsatz für Weizen ist 12 Silberrealen für die Fanega, für Mehl 12 Silberrealen für den Centner, für Mais 1 Dollar für die Fanega; 25 Procent zahlen die geistigen Getränke; Rindshäute zahlen einen Ausgangszoll von 2 Papierpesos vom Stück; Maulthierhäute 1 Peso, Schaffelle 3 Pesos das Dutzend; getrocknetes und gesalzenes Fleisch in Fässern 3 Pesos für den Centner; gesalzene Zungen in Fässern 4 Realen für das Dutzend; alle thierischen Felle 12 Realen die Arroba; Wolle 2 Pesos die Arroba; Knochen und Hörner 4 Procent vom Werth. Alle argentinischen Waaren werden als einheimische Erzeugnisse betrachtet und sind von allen Abgaben frei. Ueber die Landgrenze darf keine fremde zollpflichtige Waare eingeführt werden. Ein Freilager ist für den Stromverkehr in San Nicolas de Arroyos errichtet worden.

Die argentinische Conföderation hat ihrerseits ein neues Zollgesetz am 1. October 1855 erlassen. Die Eingangszölle werden nach dem Werthe erhoben, und zwar nach Ansätzen, welche der von der vollziehenden Gewalt erlassene, alljährlich zu revidirende Schätzungstarif (tarifa de avaluos) ihnen beimißt. Doch zahlen manche Artikel auch feste Zollsätze, namentlich Oel, Spirituosen und Weine, Fische, Reis, Zucker und Farbewaaren, Tabak und Cigarren, Kaffee, Thee, Bier, Hülsenfrüchte, Seife, Lichte, Essig, Blei in Barren. (Hamburger Börsenhalle vom 15. Februar 1856, wo die Specification des Tarifes.) Das Statut über die Finanzen vom 17. December 1853 *) bestimmt als Zollerhebungsstätten in der Provinz Entre Rios am Paraná: die Städte (La Bajada del) Paraná, Victoria und Gualeguay; am Uruguay: die Ortschaften Gualeguaychú, Concepcion del Uruguay, Concordia und Federacion. In der Provinz Santa Fe: die gleichnamige Hauptstadt und Rosario. In der Provinz Corrientes: die gleichnamige Hauptstadt,

*) Maeso, Vol II. p. 438—449.

Ballavista und Goya. Zollstätten an der Landgrenze sind in den Provinzen Jujuy, Salta, San Juan und Mendoza. Sie alle stehen nicht unter den Verwaltungen der einzelnen Provinzen, sondern sind der unmittelbaren Autorität der Nationalregierung untergeben, die alles auf sie Bezügliche anordnet und vollzieht. Ausländische Schiffe aller Länder und Flaggen, die nicht unter einhundert Tonnen Trächtigkeit haben, werden unter Beobachtung der gesetzlichen Anordnungen zum Löschen und Einladen zugelassen. Binnenzölle giebt es nicht. Bei den Zollämtern Rosario, Corrientes, Paraná, Sante Fé und Concordia sind Niederlagen, in welchen Einfuhrwaaren aus fremden Ländern deponirt werden können, sobald ihr Werth 10,000 Pesos (Papier) übersteigt. Roher Tabak, Cigarren und Yerba Maté können dagegen in jeder beliebigen Menge im Freilager deponirt werden.

Man sieht, daß sowohl Buenos Ayres wie die Provinzen der Conföderation mit dem alten Prohibitivsystem völlig gebrochen haben und verständigeren Ansichten folgen. Hohe Eingangszölle sind namentlich für Länder mit so geringer Entwickelung doppelt nachtheilig; sie hemmen den Verkehr, während man Alles aufbieten sollte, um denselben zu beleben. Die Bestimmung, daß die Schiffe welche unter fremder Flagge auf den Binnenströmen fahren, nicht unter hundert Tonnen Trächtigkeit halten dürfen, soll diese Schifffahrt den argentinischen Fahrzeugen sichern. Im Grunde ist diese Verfügung ohne praktische Bedeutung. Es lohnt sich nicht aus Europa oder Nordamerika Schiffe von so geringem Tonnengehalt nach dem La Plata zu schicken; die einheimischen Fahrzeuge haben also für den binnenländischen Schifffahrtsverkehr keinen auswärtigen Mitbewerb zu befürchten. Wir finden die Bestätigung für diese Ansicht auch in einem Nachweis über die Cabotage-Schiffe, welche in den Monaten März bis und mit Juni 1854 vor der Insel Martin Garcia vorüber in den Paraná und Uruguay eingefahren sind. Die Zahl derselben beträgt 516; davon war kein einziges aus Europa oder Nordamerika, alle fuhren unter Landesflagge. Ferner 19 Brigantinen und 3 Dampfer; von den letzteren gehört einer dem Hafen von Montevideo zu, zwei fuhren ohne Flagge; von den Brigantinen waren 5 Spanier, 2 Sardinier, 2 Engländer, 2 Nordamerikaner, 1 Chinese, 1 Brasilier.

Wir haben schon oben mehrfach darauf hingewiesen, daß von sämmt-

lichen Uferstaaten des La Platagebietes das Princip der freien Stromschifffahrt anerkannt, daß ferner dasselbe in Wirksamkeit getreten, und damit der Anlaß zu Irrungen und Zerwürfnissen beseitigt worden ist. Schon ein Erlaß der argentinischen Conföderation vom 31. August 1852 giebt Schifffahrt und Handel auf dem La Plata und dessen Zuflüssen allen Nationen frei; die Provinz oder, so lange sie sich von dem Bunde fern hält, der Staat Buenos Ayres erklärte sich am 18. October 1852 in ähnlichem Sinne. Paraguay, Uruguay, Bolivia und Brasilien folgten. Schon im Juli 1852 hatte die Conföderation mit Paraguay einen Vertrag geschlossen, demgemäß die Schifffahrt auf dem Paraguay und Bermejo allen Fahrzeugen unter argentinischer Flagge eröffnet wurde. Damit ist dann auch ein für allemal das alte Absperrungssystem des schönen Landes Paraguay beseitigt, welches erst durch Francia, dann durch Rosas von der übrigen Welt gleichsam abgeschieden war. Mit demselben Staate schlossen 1853 Großbritannien, Frankreich, Nordamerika, Sardinien Verträge, denen gemäß ihre Flaggen auf dem Paraguay bis Asuncion, auf dem Paraná bis Encarnacion fahren dürfen. Alle diese Tractate sind in so freisinnigem Geiste abgefaßt, daß manche europäische Staaten, zum Beispiel italienische, gegen diese südamerikanischen Länder einen kläglichen Gegensatz bilden. Diese Südamerikaner gewähren z. B. unbedingte Glaubensfreiheit und Freiheit des öffentlichen Cultus. Bolivia stimmte aus den schon früher entwickelten Gründen der freien Stromschifffahrt und der Belebung des Handelsverkehrs willig bei; durch das Decret vom 27. Januar 1853 giebt es alle Flüsse der Republik, welche sowohl dem Amazonas wie dem La Plata zuströmen, dem Handel und der Schifffahrt aller Völker frei; es erklärte eine Anzahl von Uferstädten zu Freihäfen. Diese Häfen sind am Rio Mamoré: Exaltacion, Trinidad und Loreto. — Am Beni: Rurenavaque, Muchanis und Magdalena. Am Pirahy: Cuatra ojos. — Am Chaparé: Coni und Chimore, welche in den Mamoré fließen: die Ortschaften Asunta, Coni und Chimore. — Am Mapiri und Coroïco, die in den Beni münden: die Ortschaften Guanay und Coroïco. Alle diese gehören dem Gebiete des Amazonenstromes an; zu jenem des La Plata gehören die Freihäfen: Magarinos am Pilcomayo; am Paraguay: Bahia negra und Borbon; am Bermejo ein Punkt unter 21 Grad 30 Minuten süd-

licher Breite. Bolivia erklärte ferner, daß es allen Individuen und Gesellschaften, welche über den Atlantischen Ocean auf den Strömen nach Bolivia kommen und bei den Hafenstädten und in deren Bezirken Ackerbau oder Gewerbe treiben wollen, beträchtliche Geschenke an Land machen werde; es sicherte dem ersten Dampfer, der auf dem Wege des Amazonenstromes oder des La Plata einen bolivianischen Freihafen berühren werde, eine Prämie von 10,000 harten Piastern zu, gab ferner die Productenausfuhr auf den Strömen frei und stellte einen Eingangstarif mit möglichst niedrig gegriffenen Ansätzen in Aussicht.

Von ganz entschiedener Bedeutung sind die oben erwähnten Verträge, welche Großbritannien, Frankreich und Nordamerika am 10. Juli 1853 mit der argentinischen Conföderation gleichlautend abgeschlossen haben, auch wegen des Geistes, welcher durch sie hindurchgeht. Artikel 1 gestattet den Handelsschiffen aller Nationen die freie Schifffahrt auf den Strömen Paraná und Uruguay in allen Theilen ihres Laufes, soweit derselbe der Conföderation gehört. — Sie werden nach Artikel 2 in den Häfen zugelassen, können dort verweilen, einladen und ausladen. Art. 3. Die Conföderation, „von dem Wunsche durchdrungen, der Binnenschifffahrt jedwede Erleichterung zu gewähren," übernimmt die Verpflichtung Baken und Marken zur Bezeichnung des Fahrwassers zu unterhalten. — Art. 4. Sie wird ein gleichmäßiges System für die Erhebung der Zoll-, Hafen-, Leuchtfeuer-, Polizei- und Lootsenabgaben aufstellen. — Art. 6. Auch wenn Krieg unter den La Plataländern ausbräche, soll doch diese Schifffahrt für die Handelsflaggen aller Nationen frei bleiben, nur dürfen sie weder Waffen noch Kriegsbedarf geladen haben. — Artikel 7 behält ausdrücklich den Staaten Brasilien, Paraguay, Bolivia und Uruguay den Beitritt zu diesem Vertrage vor. — Art. 8 lautet: Die Hauptzwecke, weshalb die Ströme Paraná und Uruguay frei für den Handel der Welt erklärt werden, sind: die Handelsbeziehungen unter den Uferländern zu erweitern und die Einwanderung zu fördern. Man kommt deshalb überein, daß keine Bevorzugung oder Immunität gewährt werden soll für die Flagge oder den Handel irgend eines Staates, die nicht auch zugleich auf die Vereinigten Staaten oder Frankreich, ebensowohl wie auf Großbritannien ausgedehnt werden müßte.

Artikel 5 bestimmt: Die hohen contrahirenden Theile erkennen, daß

die Insel Martin Garcia vermöge ihrer Lage die freie Schifffahrt auf den Zuflüssen des Rio de la Plata behindern und lähmen kann. Sie sind deshalb übereingekommen ihren Einfluß anzuwenden, daß besagte Insel von keinem Staate am Rio de la Plata oder an seinen Zuflüssen im Besitz gehalten oder zurückgehalten werde, der nicht seinen Beitritt zum Princip der freien Schifffahrt erklärt hat.

Diese Insel ist allerdings der Schlüssel zu den Strömen, sie beherrscht die Einfahrt zum Paraná wie zum Uruguay. Maeso nennt sie deshalb den wichtigsten und werthvollsten Fleck Erde in den argentinischen Landen, ja in ganz Südamerika. Sie kann den Handel von sechs Nationen beherrschen und ist lange Zeit ein Zankapfel gewesen. Kerst (Die La Plata-Staaten, Berlin 1854, S. 16) bemerkt: „Diese interessante Insel ist ausgedehnt genug um eine große Stadt mit vortrefflichem Seehafen, Werften 2c. aufnehmen zu können, und es giebt am La Plata eine aufgeklärte Partei, welche sie längst für den Sitz der Regierung eines Bundesstaates, der außer den argentinischen Provinzen auch die Staaten Uruguay und Paraguay mit umfaßte, vortrefflich geeignet findet." Und Sarmiento kann mit Recht sagen, daß der Besitzer von Garcia den Strom schließen kann wie mit einem Riegel. Eben deshalb darf sie nicht in die Hände eines Staates fallen, der im Stande wäre diesen Riegel vorzuschieben, sie muß im Besitze der Conföderation sein.

Abgesehen von dem obigen Vertrage über die freie Schifffahrt hat die argentinische Conföderation mit mehreren Staaten auch Handelsverträge geschlossen, z. B. den von San José 27. Juli 1853 mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Derselbe beruht auf völliger Gegenseitigkeit und stellt die Bürger beider Staaten auf vollkommen gleichen Fuß. Beide sollen respective zu den am meisten begünstigten gehören und aller Vortheile theilhaftig werden, welche etwa Anderen in Zukunft gewährt würden. Auch dieser Vertrag ist in hohem Grade liberal. Artikel 13 lautet: Die Bürger der Vereinigten Staaten und jene der argentinischen Conföderation sollen respective innerhalb der Besitzungen des andern contrahirenden Theils in Bezug auf Wohnung, Person und Eigenthum den vollen Schutz von Seiten der Regierung finden. Sie sollen in keinerlei Weise wegen ihres religiösen Glaubens beunruhigt, belästigt oder irgendwie behelligt werden, und ebenso wenig in der Aus-

übung ihres besondern Gottesdienstes, den sie gleichviel ob in ihren Wohnungen oder in ihren eigenen Kirchen und Capellen abhalten, dergleichen sie bauen und unterhalten dürfen an geeigneten Stellen, welche von der Localregierung gebilligt worden. Sie sollen aber die Religion und die Gebräuche des Landes achten, in welchem sie sich aufhalten. Auch soll ihnen die Freiheit bewilligt werden eigene Begräbnißplätze anzulegen und zu unterhalten *).

Während durch die Segel- und Dampfschifffahrt in den an fahrbaren Flüssen liegenden Provinzen der Handelsverkehr mit Leichtigkeit betrieben werden kann, sind die westlichen und inneren Provinzen sogar ohne alle Straßen. Seit dem mehr als dreihundertjährigen Besitze haben die Spanier und die Argentiner auch nicht eine einzige Landstraße gebaut; kaum daß sie weit im Oberlande, in den gebirgigen Gegenden an den Saumpfaden, welche die Natur geschaffen hat, da und dort ein wenig nachgeholfen, an einzelnen Stellen auch wohl eine kleine Brücke gebaut haben. Aber in dem weiten Flachlande zwischen dem Gebirge und dem Strome ist kein Fluß überbrückt, keine Straße gebahnt worden; erst die gegenwärtige Regierung der Conföderation hat angefangen diesen wichtigen Verhältnissen einige Aufmerksamkeit zuzuwenden und die Postverhältnisse besser zu regeln. Die Landesproducte aus den oberen und inneren Provinzen kommen noch heute wie vormals in Karawanen, die wir weiter oben (S. 163) geschildert haben. Sie bestehen aus zweirädrigen Karren, mit hohen Blockrädern von 6 Fuß Durchmesser, die mit etwa 40 bis 50 Centnern beladen und von zehn bis zwölf Paar Ochsen gezogen werden. Dergleichen Züge sind immer monatelang unterweges und so kostspielig, daß die Fracht für die Landesproducte aus dem fernen Innern nach dem Verschiffungshafen manchmal ebenso viel beträgt wie der Verkaufspreis am Erzeugungsorte, daß also die Waare durch den Transport um das Doppelte vertheuert wird. Gerade diese kläglichen Frachtverhältnisse haben, nebst dem Mangel an Arbeitskräften, die Entwickelung der Provinzen so sehr zurückgehalten. Sie können nur solche Producte an den Markt schaffen, welche im Stande sind, eine so hohe Fracht zu tragen. Auf eine Rindshaut, die in Buenos Ayres

*) Hunt, Merchants Magazine. New York 1855. XXXIII. p. 102.

durchschnittlich 8 Realen Silber kostet, fällt für Fracht nach Buenos Ayres von Cordova 3 Realen, von San Luis 4, von Rioja, Tucuman und Jujuy würde sie 8 Realen Fracht zu tragen haben!

Die Wasserstraßen, welche ins Innere führen, sind im vorigen Kapitel beschrieben worden; hier wollen wir die großen Straßenzüge andeuten, die ins Innere führen, wo einst Cordova bei seiner centralen Lage einen wichtigen Knotenpunkt für den Verkehr bilden wird.

Mendoza am Fuße der Andes ist der Punkt, von welchem aus man seither vorzugsweise die Verbindung mit Chile unterhält, und wohin von dort aus zwei Pässe führen. Für die Straße von Buenos Ayres nach Mendoza giebt Maeso folgenden Wegweiser:

1. In der Provinz Buenos Ayres: Von der Hauptstadt nach Puente de Marques 7 Leguas; — Cañada de Escobar 6; — Cañada de Rocha 7; — Cañada del Sauce 4; — Puebla de San Antonio de Areco 7; — Rio Areco 5; — Chacras de Ayala 5; — Rio Arrecifes 7; — Fontezuelas 8; — Ramallo 6; — Arroyo del Medio, dem Grenzorte der Provinz, 6. Zusammen 68 Leguas.

2. In der Provinz Santa Fé: Arroyo de Pavon 6; — Cerrillos 7; — Saladillo de la Orqueta 7; — Candelaria 5; — Desmochados 6; — Arequito 4; — Guardia de la Esquina 5. Zusammen 40 Leguas.

3. In der Provinz Cordova: Cruz Alta 4; — Cabeza del Tigre 4; — Esquina de Lobaton 5; — Saladillo de Ruiz Diaz 5; — Barrancas 4; — Zanjon 4; — Fraile muerto, Ortschaft, 4; — Tres Cruces 4; — Esquina de Medrano 4; — Arroyo de San José 8; — Cañada de Lucas 6; — Totoral 4; — Tambillo 10; — Chucul 7; — Villa del Rio Quarto 5; — Arroyito oder Lagunilla 5; — Ojo de Agua 4; — Barranquita 6; — Achiras 5. Zusammen 98 Meilen.

4. In der Provinz San Luis: Portezuelo 5; — Morro 7; — Rio Quinto 12; — Stadt San Luis 12; — Represſa 7; — Desaguadero 15. Zusammen 58.

5. In der Provinz Mendoza: Nach Coro corto 12; — La Dormida 10; — Pescaro oder Rodeo chacon 10; — Retámo 11; — Rodeo del Medio 7; — Mendoza 5. Zusammen 55. Die gesammte Strecke beträgt auf diesem Straßenzuge 319 Leguas.

Bis Saladillo oder vielmehr bis zum „todten Mönch," Fraile muerto, ist die Straße von Buenos Ayres nach Mendoza dieselbe wie nach Cordova; dann geht die welche zu der letztgenannten Stadt führt, nach Nordwesten, 30 deutsche Meilen; von Cordova in gerader Richtung nach Norden bis Santiago del Estero 60 Meilen, von dort nach Tucuman, nordwestlich 23, nach Salta, nördlich 50, und weiter nach Jujuy 10 Meilen. Von dort führt die Straße nach Potosi in Bolivia, das nahe an 300 deutsche Meilen von Buenos Ayres entfernt ist.

Die Verbindung der argentinischen Provinzen mit Chile ist gleichfalls langwierig, sie trifft aber noch weit größere Hindernisse, weil sie über das Hochgebirge hinweg unterhalten werden muß. Aus den argentinischen Landen führen nicht weniger als zwölf Gebirgspässe über die Andes, sämmtlich, mit alleiniger Ausnahme des ersten, nach Chile.

1. Der nördlichste Paß bildet eine Fortsetzung der sogenannten Despoblado-Straße, welche durch die Gebirgsdistricte im westlichen Theile der Provinz Salta zieht, und über die Bergwerke von Ingaguasi nach Atacama führt.

2. Der Paß von Antofagasta in der Provinz Catamarca. Er führt über die Cordillere vermittelst der Portezuela de Come Caballo, 14,500 Fuß über dem Meere, und führt nach Guasco und Copiapó in Chile. Einer Angabe des deutschen Reisenden Meyen zufolge ist dieser Theil des Gebirges nicht so hoch wie der etwas weiter südlich liegende und kann an verschiedenen Theilen der Provinz Copiapó überschritten werden. Domeyko hat mehrere von diesen Pässen besucht, und giebt Höhe und Lage von zweien derselben folgendermaßen an:

Come Caballo	Breite 27 Grad	30 Min. Süd.	Höhe 14,520 Fuß.
Doña Ana	„ 29 „	36 „ „	„ 14,829 „

3. Ein weiter nach Süden liegender Paß geht aus der Provinz San Juan nach Coquimbo, vermittelst der Portezuela de La Laguna, 30 Grad 50 Minuten S. Br.; er hat eine Höhe von 15,575 Fuß.

4. Der Paß de los Patos, an der Nordseite des großen mit Schnee bedeckten Spitzberges von Aconcágua; er führt nach Chile durch das Flußthal des Putaendo. Dieses kleine Gefließ vereinigt sich weiter abwärts unfern der Stadt San Felipe mit dem Aconcaguaflusse. Durch

diesen Paß zog General San Martin 1817, als er mit der Armee von Buenos Ayres den Chilenen zu Hilfe kam und die Spanier vertrieb.

5. Der Paso de la Cumbre. Er führt über Uspallata; die Reisenden, welche sich von Mendoza nach Santiago in Chile begeben, wählen gewöhnlich diesen Weg, der oftmals beschrieben worden ist. Die Entfernung zwischen beiden Städten beträgt 107 Leguas, und der höchste Punkt dieses Passes, nach Gillies' Barometermessungen, 12,530 Fuß über der Meeresfläche, nach Miers dagegen etwa 600 Fuß weniger. Er ist durchschnittlich vom Anfang des Novembers bis gegen Ende des Maimonats, manchmal auch etwas früher oder später, für Maulthiere zu passiren; in der übrigen Zeit des Jahres können nur Fußgänger, aber allemal unter großen Gefahren, hindurch, und viele müssen ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlen. Eine bemerkenswerthe Erscheinung auf dieser Straße ist die Puente del Inca, die Incabrücke. Diese von der Natur geschaffene Brücke hat eine Spannung von 75 Fuß; sie führt über eine 150 Fuß tiefe Schlucht, in welcher der Las Cuevas rauscht. Dieser Fluß hat ziegelrothes Wasser, und wird deshalb auch Colorado, der rothe, genannt. Dieser natürliche Bogen besteht aus einem neuern Kalktuff, welcher von den in der Umgegend sehr häufigen kalkhaltigen Quellen abgelagert worden ist, etwa in derselben Art wie bei der natürlichen Brücke von St. Alleyre bei Clermont in der Auvergne. Jene Quellen kommen aus einer Kalkformation, welche in einer Meereshöhe von 8650 Fuß Lager fossiler Müscheln enthält; Leopold v. Buch hat nachgewiesen, daß sie der jüngsten Kreideformation angehören.

6. Etwa auf halbem Wege zweigt von dem vorigen Passe, bei der Station Punta de las Vacas, ein anderer nach dem Thale von Tupungato ab, überschreitet dann die Cordillere im Norden des Spitzberges Tupungato, und führt durch das Thal des kleinen Flusses Dehesa nach Chile hinab. Dieser Dehesa-Paß wird nur selten benutzt.

7. Südlich vom Cerro de Tupungato, in 32 Grad 24 Minuten oder nach Gillies 23 Grad 24 Minuten S. Br., liegt der Portillo-Paß, der mit dem Rio del Yeso in das Thal des Flusses Maypu in Chile mündet. Manche Reisende ziehen ihn dem Uspallatapasse vor, weil er den Weg um 22 Leguas abkürzt, er ist aber selten länger als von Anfang Februars bis Ende Aprils gangbar, weil bei der

beträchtlichen Höhe des Gebirges der Schnee weit länger liegen bleibt. Darwin hat diesen Paß sehr interessant beschrieben.

Der Weg zum Portillopasse von Mendoza aus läuft anfangs nach Süden hin und parallel mit dem Gebirge bis zur Estancia del Totorral, am Nordufer des Flusses Tunuyan, etwa 22 Leguas von der genannten Stadt und 20 vom Fuße der Cordillere; darauf zieht er nach Westsüdwest 12 Leguas; die Gebirgsschlucht durch welche der Tunuyan strömt, ist gerade nach Süden hin mit bloßen Augen sichtbar. Dieser Theil der Andes scheint aus zwei großen parallel gerade von Norden nach Süden laufenden Ketten zu bestehen, welche durch das Thal des Tunuyan von einander geschieden sind; dieses hat eine Breite von 7 Leguas, und an der Stelle wo die Straße hinüberzieht, ungefähr 7500 Fuß Meereshöhe. Die östliche Kette ist die höhere; da wo die Straße hinüberführt hat sie 14,365 Fuß, und sie läuft mit geringer Unterbrechung von dem Rio de Mendoza südwärts bis zum Diamante 47 Leguas weit. Die westliche oder chilenische Kette hat nach Gillies da wo die Straße hinüberführt, nicht über 13,200 Fuß. In diesem Theile der Cordillere liegt der Vulkan Peuquenes oder Maypú, der seit dem heftigen Erdbeben von 1822 häufig Eruptionen gehabt hat. Sein Auswurf besteht gewöhnlich aus Asche und Bimssteinpulver, die der Wind zuweilen funfzig Stunden weit, bis nach Mendoza, treibt. Der Reisende welcher von Osten nach Westen durch das Thal des Tunuyan zieht, kann anfangs den Vulkan nicht sehen, aber auf halbem Wege zwischen jenem Flusse und dem Peuquenes-Passe, tritt derselbe in einer Entfernung von vier bis fünf Wegstunden, 3 Leguas nach Süden hin völlig hervor, und gewährt einen großartigen Anblick; der Gipfel ist gewöhnlich mit Schnee bedeckt und kann nicht unter 15,000 Fuß Meereshöhe haben. Den Bimsstein, welcher in der Nähe jenes Vulkans gefunden wird, benutzt man in Mendoza um das schlammige Flußwasser zu filtriren.

8. Im Süden dieses feuerspeienden Berges liegt der Paß de la Cruz de Piedra; er tritt in die Cordillere, wo ein kleiner Fluß, Aguanda genannt, aus derselben hervorbricht, etwa 2 Leguas nördlich vom Fort San Juan. Dieser Paß vereinigt sich mit der Portillostraße auf der westlichen Seite der Andes im Thale des Maypú.

9. Weiter nach Süden hin verbindet ein wenig begangener Paß die

Flußthäler des Diamante und Chachapoal, bevor er den Vulcan Peteroa erreicht; jenseit desselben liegen die Päffe de las Damas und Planchon.

10. Der Las Damas, das heißt Damen-Paß, tritt in die Cordillera de Manantial im Thale des Flusses Atuel und zieht abwärts am Tinguiririca, der am San Fernandoberg entspringt. Souillac wies 1805 nach, daß diese Straße mit geringen Kosten für Wagen fahrbar gemacht werden könne, und Zamudio, ein Officier im Dienste des Vicekönigs von Buenos Ayres soll ihn mit einem zweiräderigen Karren befahren haben. Gillies, der ihn später besuchte, fand ihn freilich nicht mehr so bequem. Seine höchsten Punkte sind El Llano de los Morros, 11,600, und El Llano de los Choicos, 10,170 Fuß.

11. Die Straße über den Planchon führt den Flüssen Claro und Teno entlang nach Curico und Talca. Die Meereshöhe übersteigt 11,600 Fuß nicht, und die Vegetationsgrenze liegt weit höher.

Ueber den Las Damas und den Planchon haben wir eine Beschreibung von dem schottischen Arzt Gillies, der längere Zeit in Mendoza verweilte und dort, in einem herrlichen Klima, von einer Lungenkrankheit hergestellt wurde. In seinen Mittheilungen an Sir Woodbine Parish aus dem Jahre 1827 bemerkt er: Um die Mitte des Mai kam ich von einem zehnwöchentlichen Ausflug aus dem Süden zurück. Ich setzte über den Fluß Diamante, welcher die südliche Grenze der Provinz Mendoza bildet, erstieg den Cerro del Diamante, und fand auf Schritt und Tritt Beweise seines vulkanischen Ursprungs, nämlich Lavamassen, und nach dem Gipfel zu losen Bimsstein. Der obere Theil des Berges besteht aus einer Kette oder Leiste die an beiden Enden eine runde Gestalt annimmt; an der Nordseite derselben, etwas unter dem Gipfel liegt ein Plateau von etwa vierhundert Schritten Durchmesser. Ohne Zweifel war es einst der Krater dieses Vulkans, und ruht allem Anschein zufolge auf einem ungeheuren Lager von Bimsstein. An den steilabfallenden Ufern des Diamante liegen Bimssteinschichten zu Tage; am südlichen Ufer fand ich eine dergleichen von 100 Fuß Länge und 145 Fuß Breite; das Ganze bildete Basaltsäulen mit Zwischenräumen. Von diesem interessanten Punkte gingen wir nach den Andes zu, und fanden zwischen den ersten niedrigen Hügeln einige Steinölquellen; an denselben beobachteten wir die Ueberbleibsel vieler Insecten, Vögel und Vierfüßler, welche dorthin

gerathen waren und sich nicht wieder losmachen konnten, denn das Oel ist ungemein zäh und klebrig. Ein Augenzeuge behauptete daß vor einigen Jahren ein Löwe (Puma) dort kleben geblieben sei, da alle Anstrengungen sich los zu machen vergeblich waren. Wir zogen dieser niedrigen Kette entlang nach Süden, und kamen so an den Atuel, einen wasserreichen Fluß, der weit beträchtlicher ist als der Mendoza oder der Tunuyan; sein Bett, ungleich dem des Diamante, liegt nur wenig niedriger als die Ebene durch welche der Fluß zieht. Diese letztere steigt allmälig 12 bis 14 Leguas weit an. Das nördliche Ufer eignet sich vortrefflich zu einer Ackerbau-Niederlassung; dort ist der Punkt wo die verschiedenen Straßen über die Cordillere sich trennen, nämlich nach San Fernando, Curico und Talca in Chile, und nach Süden hin jene die ins Indianergebiet führen. Wir gingen von dort zum Planchon, durch Thäler die vortreffliches Gras zur Viehweide, aber keine Gesträuche haben; an einzelnen Stellen fanden wir ungeheure Gypslager, und kamen an einem Berge vorüber, der alaunhaltige Erde enthält; man benutzt sie in Chile beim Färben. Der Planchon-Paß läuft an der Nordseite eines hohen Berges, der Lager von Klangschiefer zeigt. Mein Barometer gerieth leider in Unordnung; ich fand aber daß die Vegetation bis oben an den Paß hinanreicht, er muß also niedriger liegen als der Portillo oder Uspallata denn an beiden hört der Pflanzenwuchs weit früher auf, ehe man die höchsten Punkte erreicht. Der Abfall des Planchon ist sehr rauh und steil. Drei Leguas weiter unten hielten wir Rast an einer Stelle, die üppigen Pflanzenwuchs darbot, und stiegen dann weiter abwärts einem Thal entlang, das auf beiden Seiten von steilen Bergen eingeschlossen war, und durch ein aus hohen Bäumen und Gesträuch gebildetes Dickicht nach Curico. Ich bemerkte die chilenische Cypresse, den Guillay, den Canelo oder Zimmtbaum, den Laurus causticus, verschiedene Myrten, eine sehr schöne Fuchsia ꝛc. Von Curico gingen wir nach Talca, einer beträchtlichen Stadt, und untersuchten den Maule, um uns zu überzeugen, wie weit er schiffbar sei, dann kehrten wir über Curico zurück, gingen nach San Fernando, vermittelst des Tinguiriricathales in die Cordillere, und erstiegen den Paß Las Damas. Die Straße hatte Aehnlichkeit mit jener, auf welcher wir von Planchon nach Curico hinabgestiegen waren, sie wird aber seltener benutzt und ist an manchen Stellen gefährlich. Im obern Theile

des Thales fanden wir heiße Quellen mit einem Wärmegrade von 170 Fahrenheit. Von dort wollten wir einen 10 Leguas entfernten, angeblich thätigen Vulkan ersteigen, und kamen auch wirklich so weit, daß wir nur noch etwa eine halbe Meile vom Gipfel entfernt waren, dann aber mußten wir umkehren, weil ein fürchterlicher Schneesturm sich erhob. Nach drei Tagen waren wir wieder am Atuel, besuchten den in der Nähe liegenden Salzsee, und kehrten dann nach Mendoza zurück.

12. Der Paß von Antuco (el boquete, das heißt die enge Oeffnung, de Antuco). Von dort begann Cruz 1806 seinen Zug von der Cordillere durch die Pampas nach Buenos Ayres; die Straße, welche durch diesen Paß nach Concepcion in Chile führt, läuft den Flüssen Laxa und Biobio entlang. Etwas jenseits von dem Vulcan Antuco, welcher in der Nähe der Straße liegt,*) erhebt sich die Silla Belluda, eine Kette, die nach Pöppigs Schätzung eine Höhe von 17,000 Fuß erreicht; an ihren zerklüfteten Abhängen liegen unter Schnee und Gletschern Reihen von Basaltsäulen. Das ist die Ansicht des eben genannten deutschen Naturforschers, Domeyko dagegen hält sie für Porphyrgestein, das dort prismatische Gestalten hat, und aus der Ferne gesehen allerdings dem Basalt gleicht. Der Gipfel hat 2800 Metres Höhe.

Es unterliegt übrigens keinem Zweifel daß im südlichen Chile noch mehr als ein praktikabler Paß über das Hochgebirge vorhanden ist. Die chilenische Regierung hat in den letzten Jahren diesem Gegenstande große Aufmerksamkeit zugewandt. Sie begreift, daß die Regionen am Rio Negro eine Zukunft haben, und daß die Zeit nahe ist, in welcher die großen Handelsvölker die Vortheile zu würdigen wissen werden, welche aus einer Verbindung zwischen den beiden Küsten Südamerika's erwachsen müssen, sobald man nicht ferner nöthig hat allemal das stürmische Cap Horn zu umsegeln. Ein Blick auf die Charte zeigt, daß die Natur selber zwischen dem 38. und 40. Grade südlicher Breite einen solchen Weg gebahnt hat. Auf der atlantischen Seite schneidet die Bucht San Matias tief ins Land ein; dasselbe ist auf der pacifischen Seite mit dem Busen von Chiloe der Fall. Nordöstlich von diesem entspringt der Rio Negro,

*) Diesen Vulkan konnte Cruz nicht besteigen, dagegen kam Pöppig und 1845 Domeyko hinauf.

der beinahe auf der ganzen Länge seines Laufes für Schiffe von nicht unbeträchtlicher Tragfähigkeit fahrbar ist, und von kleinen Barken bis zum Nahuelhuapi, seinem Quellsee befahren werden kann; er mündet bei El Carmen.

Im Jahre 1855 veranstaltete die Regierung von Chile eine Expedition, um einen Weg durch die Cordillere von Llanquihue zum Nehuelhuapi aufsuchen zu lassen. Vicente Perez Rosales, Director und Gefe politico, höchster Verwaltungsbeamter der in Chile gegründeten Colonie, beauftragte den deutschen Ansiedler Geise mit dem Unternehmen. Dieser verließ Puerto Montt am 26. Februar, überschritt die Andes am 3. März in einer Höhe von 2676 Fuß englisch über dem Meeresspiegel, und befand sich schon am andern Tage am Ufer des schönen und großen See's. Den Weg, welchen er bis dahin zurücklegte, fand er ohne alle Schwierigkeiten; er führte auf einer sanft abfallenden Fläche durch Weidenbäume und Holzungen nach Patagonien. Auf der Heimreise erforschte Geise die Umgegend des von ihm entdeckten Passes über die Cordillere, und er giebt als Resultat seiner Forschungen an, daß das Gebirge hier zu Wagen überschritten werden kann, und daß ein Fußgänger im Stande ist, die Reise von Puerto Montt in Chile nach Patagonien mit Bequemlichkeit binnen drei Tagen zurückzulegen. Eine zweite Expedition sollte im Laufe des Jahres 1856 unternommen werden.

Die Entdeckung eines solchen bequemen Ueberganges über das Gebirge gerade in jener Gegend ist von ganz außerordentlicher Bedeutung. Der Hafen El Carmen und das Land am Rio Negro gewinnen dadurch eine große Wichtigkeit, weil sie zu einer Weltpassagegegend umgestaltet werden, sobald die Regierung von Buenos Ayres umsichtig genug ist, den Verkehr dorthin zu lenken und den schönen Strom vermittelst der Dampfschifffahrt zu beleben. Ferner erhält das rasch und gesund emporstrebende Chile eine viel wichtigere Weltstellung, weil es für seine Verbindung mit der atlantischen Welt nicht mehr allein auf die Wege über die Landenge von Panamá und um das Cap Horn sich verwiesen sieht. Dieser neue Weg kann und wird, sobald er vor den Angriffen der Indianer sicher gestellt ist, eine Hauptstraße werden, auf welcher die Einwanderer nach Chile ziehen. Er wird auch eine Handelsroute

werden, auf welcher sowohl die Erzeugnisse der pacifischen Seite als jene aus der Region des Rio Negro in den großen Verkehr gelangen. El Carmen kann sich zu einem wichtigen Platz umgestalten, und Buenos Ayres aus allen diesen Verhältnissen großen Gewinn ziehen.

Sehr natürlich ist der Wunsch, die Schwierigkeiten der Communication durch die neuen Transportmittel zu beseitigen, und man hat sogar daran gedacht, einen Schienenweg durch Südamerika zu bauen. Schon im Jahre 1854 ist, in allgemeinen Umrissen, ein Plan zu einer Eisenbahn von der Südsee nach dem Paraná, also bis zum Atlantischen Ocean, entworfen worden. Der schottische Ingenieur Allan Campbell, der beim Bau der chilenischen Bahnen beschäftigt ist, veranschlagt die Kosten von der pacifischen Seite bis Rosario auf etwa 26 Millionen Dollars. Er bemerkt in seinem Berichte Folgendes:

Die Bahn von Valparaiso nach Santiago läuft auf einer Strecke von 15 Leguas von der pacifischen Küste bis zum Thal von Grillota am Flusse Aconcagua und von da bis Santa Rosa de los Andes parallel mit dem genannten Strome. Santa Rosa liegt 90 englische Meilen von Valparaiso, 2300 Fuß über dem Meere und ist ein wichtiger Platz, weil er an der Handelsstraße von Chile nach Mendoza liegt. Die Entfernung von Santa Rosa bis zu den Andes beträgt etwa 65 Meilen; auf dieser Linie strömt der Aconcagua in raschem Laufe, durchbricht die Straße einige Male in Engpässen, und hier würde die Bahn zwar keine großen technischen Schwierigkeiten finden, wohl aber beträchtliche Kosten verursachen. Vom Fuße der Andes aufwärts ist eine Steigung von 2000 Fuß auf einer kurzen Strecke zu überwinden. Es wird wohl zweckmäßig sein, hier die Bahn im Zickzack zu führen, um mäßige Steigungen zu gewinnen; vielleicht empfiehlt sich aber auch ein Tunnel von etwa vier englischen Meilen, weil man durch denselben 1000 Fuß Steigung vermeiden und wahrscheinlich auch beträchtlich an Kosten ersparen würde. Ich kann nicht bestimmen ob der Pfad welchen gegenwärtig die Maulthiertreiber nehmen, sich für die Bahnlinie eignet; er führt in einer Höhe von etwa 12,000 Fuß über die Andes. Möglich ist aber ein Schienenweg, wenn man ihn im Zickzack an den Bergen hinauf und hinabführt und den erwähnten Tunnel baut. Jenseit der Andes, auf der östlichen Seite, liegt etwa 2000 Fuß tiefer als der Punkt an welchem das Gebirge über-

schritten wird das Thal des Rio de las Cuevas, der einen Hauptnebenfluß des Rio de Mendoza bildet. Seine Abdachung ist sanft und man kann ihm entlang die Bahn in sehr mäßiger Steigung bis zu 7000 oder 8000 Fuß hinabbauen. Aber zwischen Uspallata und dem Endpunkt dieser Bahnstrecke sind schwierige Arbeiten und kurze Curven erforderlich; ein großer Theil dieser Strecke wird hart an steilabfallenden Ufern hinführen müssen. Von Uspallata aus biegt die jetzige Verkehrsstraße aus dem Thale des Mendoza ab und geht über den Großen Paramillo, über die zweite Cordillere in einer Höhe von 8000 Fuß; die einzige Möglichkeit eine Eisenbahn zu bauen, gewährt aber nur das Thal des Mendoza. Dieser Fluß nimmt von Uspallata aus eine südliche Richtung; er hat sich eine sehr enge Passage von 13 Leguas zwischen der Cordillere und dem Paramillo de Uspallata gebrochen; hier strömt er sehr reißend und hat ein Gefäll von 40 bis 90 Fuß auf die Meile. Das Flußthal selbst ist von einem Berge bis zum andern an 100 bis 200 Schritte breit, der Fluß hat eine Breite von 30 bis zu 40 Schritten, ist nicht tief, sein Wasser steigt nie um mehr als 4 oder 5 Fuß. Die Bahn wird hier viele Windungen machen und einige Male den Fluß überschreiten müssen.

Hier wird der Bau wegen der erforderlichen Brücken und der ganzen Beschaffenheit des Geländes sehr schwierig und kostspielig sein. Die Entfernung von Santa Rosa bis Mendoza beträgt etwa 200 englische Meilen. Mendoza liegt 1800 Fuß über dem Meeresspiegel des Paraná bei Rosario; die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt etwa 230 Leguas; Mendoza hat 65 Grad 5 Min. W. L., Rosario 61 Grad 30 Min.; das sind 7 Grad 35 Min. Längenunterschied, oder in gerader Linie 445 englische Meilen. Diese Strecke besteht fast ganz aus ebenem Boden, der sich ganz allmälig nur etwa 4 Fuß auf die englische Meile abdacht. Ich kann noch nicht genau bestimmen, ob hier die Bahn eine ganz gerade Linie machen würde, und berechne deshalb diesen Theil derselben in runder Summe auf 500 englische Meilen. Rosario liegt 70 Fuß über dem Paraná, und die Bahn muß dem Ufer entlang gebaut werden. Es werden aber viele Erdarbeiten nöthig sein und man wird ein Werft, ein Bollwerk, bauen müssen, das viel Geld kosten, der Stadt jedoch von großem Nutzen sein wird.

Die ganze Bodenbeschaffenheit zwischen Mendoza und Rosario ist

derart, daß man sie gar nicht besser wünschen kann, und ich nehme keinen Anstand zu behaupten daß es auf Erden kein zweites Gelände gibt, welches so günstig und bequem für den Bahnbau wäre. Es sind nur ein paar Gewässer, nämlich der Mendoza, der Desaguadero, der Rio Quinto und der Rio Quarto zu überbrücken was ohne große Kosten geschehen kann. So platt und eben ist der Boden daß man die Schwellen ohne Weiteres auf die Erde legen kann, ohne irgend einer weitern Unterlage zu bedürfen. Die Brücken kann man aus gebrannten Backsteinen oder aus hartem Holz bauen, dergleichen in den Wäldern am Paraná wächst.

Zwischen dem Gebirge und Mendoza wird die Bahn bedeutende Summen in Anspruch nehmen; sie wird durch die Eingeweide der Cordillere geführt werden müssen; aber es sind wenigstens keine Hindernisse vorhanden, welche die heutige Technik nicht überwinden könnte. Allein der Bahnbau würde mit manchen andern Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Es wird z. B. schwierig sein dreitausend tüchtige Arbeiter zu erhalten; und man müßte dergleichen nothwendig aus Europa kommen lassen. Sodann wächst auf der ganzen Strecke kein Holz, das man also vom Paraná her beschaffen muß. Endlich fehlt es an Wasser für die Locomotiven, da hier überall das Wasser mit Salpeter geschwängert ist. Selbst auf der Bahn von Copiapó in Chile hat man sich genöthigt gesehen, das zum Gebrauch für die Locomotive bestimmte Wasser zu destilliren. Auf der Pampasbahn wäre eine solche Methode nicht anwendbar, aber auch nicht nöthig. In Copiapó regnet es nie, hier dagegen fällt manchmal heftiger Regen, der die Bäche zu Flüssen anschwellt. Man könnte Vorrathsbecken anlegen und dadurch sich die nöthige Wassermenge sichern. Zwischen Mendoza und der Cordillere ist dagegen Wasser im Ueberfluß. Ob Kohlen vorkommen ist wenigstens sehr zweifelhaft; man würde sich zum Heizen des Holzes vom Paraná bedienen müssen, von wo man es allerdings in beliebiger Menge beziehen kann.

Die Entfernung zwischen Rosario und Santa Rosa beträgt 700 englische Meilen. Dazu kommen noch 90 bis Valparaiso; die ganze Bahn vom Stillen Weltmeer bis zum unteren Paraná würde also 800 Meilen lang. Die Anlagekosten hängen zum Theil mit von dem jeweiligen Stande der Preise des Eisens ab. Ich veranschlage daß die Strecke zwischen Rosario und Mendoza etwa 13 Millionen Dollars an Baukosten erfordern

würde, und jene über und durch die Cordillere nach Chile eben so viel. Uebrigens fällt während der Winterszeit in der Cordillere viel Schnee, den man von der Bahn fortschaffen müßte. —

Es wird freilich noch lange Zeit vergehen, ehe man daran denken darf einen solchen Plan auch nur theilweise auszuführen. Auch ist bei dem gegenwärtigen geringen Verkehr eine Eisenbahn noch kein Bedürfniß; es kommt vielmehr zunächst darauf an das Land mit einer fleißigen betriebsamen Bevölkerung zu besiedeln, die Dampfschifffahrt auszudehnen, überhaupt die Flüsse zu benutzen und gangbare Landstraßen herzustellen.

Neuntes Buch.

Der Staat Buenos Ayres.

Siebzehntes Kapitel.

Staatliche Verhältnisse. — Die Stadt Buenos Ayres. — Die Campaña.

Der „Staat" Buenos Ayres bildet ein souveraines Gemeinwesen, das sich seit dem Jahre 1852 von den übrigen Provinzen getrennt hält. Wir haben weiter oben, S. 220 ff. dargestellt, in welcher Weise die Trennung stattfand, haben bemerkt daß Buenos Ayres sich 1854 seine besondere Verfassung gab, aber dabei annahm, daß unter geeigneten Verhältnissen eine Wiedervereinigung mit den übrigen Provinzen stattfinden könne. Die internationalen Verhältnisse zwischen beiden Theilen sind durch mehrere Verträge geordnet worden.

In der vor uns liegenden Botschaft des Gouverneurs von Buenos Ayres an die gesetzgebende Generalversammlung vom 28. April 1855 giebt die vollziehende Gewalt Rechenschaft über ihre Verwaltung. Dieser Bericht eröffnet einen Blick in die inneren Verhältnisse des Staates. Er beginnt mit der Erwähnung eines Decrets vom 19. März 1854 über das flüchtige Vieh, und bemerkt daß man in der Campaña den Mangel an Ortschaften und Verkehrsmitteln empfinde; es fehle vielfach an Kirchen und Straßen; aber die Regierung wolle nach besten Kräften dem Bedürfniß abhelfen. In den Partidos von Tepalqué, Loberia, Chivilcoy, San Vicente, Matanza und Las Flores wären gegenwärtig Dörfer im Entstehen, in welcher die zerstreute Bevölkerung sich sammeln könne; dort würden dann auch die Behörden ihren Sitz haben. Kirchen sollen, mit Unterstützung der Regierung in Tandil, Chivilcoy, Pergamino

und Zarata gebaut werden; andere will sie ausbessern lassen und La Magdalena soll eine Begräbnißstelle bekommen. Bei Guardia de Lujan, Villa de Mercedes, Areco und Arrecifes sollen Brücken gebaut werden. Im Fahrwasser bei San Fernando und San Pedro sind Verbesserungen vorgenommen worden; Zarata hat seinen Hafen verbessert. Bei dem Mangel eines Gesetzes über die öffentlichen Ländereien hat die Regierung sich ihrerseits genöthigt gesehen den Misbräuchen gegenüberzutreten, welche Inhaber von Erbpachtgütern in der Weise treiben, daß sie einen beträchtlichen Theil dieser Güter in kleinen Stücken gegen hohen Zins in Afterpacht geben, ohne der Regierung eine entsprechende Abgabe zu entrichten. Sie hat deshalb die Afterpächter der ihnen aufgelegten Verbindlichkeiten enthoben. Die Abgrenzung der Pueblos auf dem Lande geht ohne Unterbrechung vor sich; aber die vieljährige Verwirrung und die Vernachlässigung erschwert ein Unternehmen das von der größten Wichtigkeit ist, nämlich die Feststellung der Grenzen zwischen den öffentlichen Ländereien und jenem Grund und Boden welcher Privatpersonen gehört. Die zur Regelung dieser Angelegenheit niedergesetzten drei Commissionen waren sehr thätig und die Regierung hoffte daß ihre Wirksamkeit für die Entwickelung des Ackerbaues ersprießliche Folgen haben werde; die Friedensrichter und Municipalcommissionen in der Campaña entfalten eine nützliche Thätigkeit; in vielen Partidos werden Schulgebäude aufgeführt, dergleichen bald in allen Bezirken vorhanden sein werden. Bisher ist die Verstreuung der Bevölkerung über eine weite Bodenfläche der Sache hinderlich gewesen. Der Bischof von Buenos Ayres hat für kirchliche Mission im Süden Sorge getragen. Die Criminalrichter auf dem Lande zeigen sich pflichteifrig; sobald die Finanzen es erlauben, sollen dort Gefängnisse gebaut werden, zu welchen das topographische Departement bereits Pläne entworfen hat.

Auch in der Stadt hat die Regierung der Erziehung und dem öffentlichen Leben große Sorgfalt zugewandt. Sie ist von der Ueberzeugung durchdrungen daß Unterricht vor allem in republikanischen Staaten nothwendig sei; die Erziehung muß dahin trachten daß der Staat patriotische und sittliche Bürger erhalte, die vom Bewußtsein ihrer Pflichten durchdrungen sind; sie fördert die Intelligenz und nicht minder auch die materiellen Interessen. Die Gebäude für die Universität, für die medicinische

Schule, die Schulverwaltung und das geistliche Seminar werden in einer Weise aufgeführt, wie es für eine Stadt wie Buenos Ayres würdig ist. Der Elementarunterricht und das höhere Lehrwesen sollen in aller Weise gefördert werden; die Regierung hat deshalb eine besondere Behörde für den öffentlichen Unterricht eingesetzt, in welcher der Rector der Universität den Vorsitz führt; sie hat alle zeitgemäßen Verbesserungen einzuführen.

An der Universität wurden im letzten Lehrjahre mehr Studenten immatriculirt als seit vielen Jahren der Fall gewesen. Die Lehrcurse für Physik und politische Oekonomie sind wieder hergestellt worden; das Cabinet für Physik und Chemie wird vervollständigt; das zur Universität gehörende naturwissenschaftliche Museum ist unter die Obhut des „Vereins der Freunde der Naturwissenschaften am La Plata" gestellt, und gewinnt unter dessen Fürsorge ungemein. In dem am 1. Januar 1855 eröffneten geistlichen Seminar werden 130 Knaben erzogen; die öffentliche Bibliothek wird fleißig besucht. Die Aufstellung und neue Anordnung des Generalarchivs ist beinahe vollendet; es ist bekanntlich ungemein reich an wichtigen Materialien zur Landesgeschichte. Sämmtliche Pfarrsprengel der Stadt haben Freischulen die fleißig besucht werden; in den 11 Freischulen für Mädchen erhalten 1210 Schülerinnen Unterricht, in den 26 Mädchenschulen der Campaña etwa eben so viele*). Der Wohlthätigkeitsverein läßt es sich besonders angelegen sein die Mädchenschulen zu fördern. Im Waisenhause werden auf öffentliche Kosten 260 Waisenknaben erzogen; das Haus hat seine eigene Capelle zum Gottesdienste. Das Findelhaus, das Frauenhospital und die Anstalt, in welcher der Genesung entgegengehende Irrsinnige verpflegt werden, stehen unter Obhut des Wohlthätigkeitsvereins. Die Irrenanstalt ist, unter Beihilfe der Regierung, von einer philantropischen Commission errichtet worden. Die

*) Nach Maeso zählte die Universität im Jahre 1825: 415 Studenten, 1853: 359. Davon besuchten den Cursus für Civilrecht 28, Natur- und Völkerrecht 19, Kirchenrecht 28, Volkswirthschaftslehre 9, Experimentalphysik 20, Mathematik 15, höhere Latinität 29; Englische Sprache 52, französische 80. Ueber die anderen Curse liegen keine Ziffern vor. In den 23 Freischulen der Stadt erhielten 1853 Unterricht 2408 Knaben, 990 Mädchen. Auf der Campaña in 32 Knabenschulen 1590 Knaben, und 237 Mädchen in 7 Mädchenschulen. Zusammen 4235 Kinder.

Blatternimpfung hat ihren Fortgang; das Männerhospital wird zweckmäßig verwaltet. Der Cultus entbehrt nicht des ihm gebührenden Glanzes. In der jüngsten Zeit sind fast alle Kirchen renovirt worden, und die Pfarrsprengel haben sich zu diesem Zwecke selbst besteuert. Das topographische Departement geht der Regierung in sehr ersprießlicher Weise zur Hand. Es handelt sich darum einen genauen, zuverlässigen Plan der Stadt aufzunehmen, damit endlich ein Kataster über das Grundeigenthum festgestellt werden kann. Sobald der Plan fertig ist sollen unverzüglich die Straßen geregelt und nivelirt werden. Bis dahin werden die nöthigen Ausbesserungen vorgenommen, welche der Bedarf des Augenblicks erfordert. Auf die öffentlichen Wege wird große Sorgfalt verwendet und die Polizei verdient dafür Lob und Anerkennung; hundertundvierzehn Cuadros sind gepflastert, die Straße nach La Boca del Riachuelo wird ausgebessert; dasselbe ist mit manchen anderen geschehen, z. B. nach Barrocas, Once de Septiembre, San Isidro und San Fernando. Für den südlichen Stadttheil ist ein dem Bedürfniß entsprechender Gottesacker hergerichtet worden. Die Stadt erhält Gasbeleuchtung. Die Gesellschaft zur Anlage der westlichen Eisenbahn hat ihre Arbeiten begonnen; auf diesem Verkehrswege werden die Erzeugnisse der Campaña billiger und bequemer als bis jetzt zur Stadt gebracht werden können. Die Regierung hat angeordnet daß an geeigneten Stellen große zweckmäßig eingerichtete Schlachthäuser gebaut werden, damit das Auge nicht ferner durch widerwärtige Scenen beleidigt werde, welche dem Culturstande der Bewohner von Buenos Ayres durchaus zuwider sind. Am Hafendamm wird ununterbrochen fortgebaut. Die angeordnete Volkszählung ist schlecht ausgeführt worden; die Resultate sind unzuverlässig und unbrauchbar; es soll deshalb eine neue Zählung vorgenommen werden.

Die Botschaft verbreitet sich auch über die finanziellen Zustände, die sich in der neuern Zeit günstiger gestaltet haben. Die Verwaltung hat 1,200,000 Pesos für den Bau eines Hafendammes, 5,000,000 für den Bau der neuen Zollgebäude bestimmt, welche auf das außerordentliche Budget kamen. Sie hatte trotzdem einen Vorrath von 8,137,000 Pesos, nachdem sie alle Ausgaben bestritten und aus den gewöhnlichen Einnahmen gedeckt hatte, welche 1854 die Summe 54,975,630 Pesos

Papier und 3194 Piaster baar ergeben hatte. Die zufälligen und außerordentlichen Einnahmen betrugen 4,821,685 Pesos de Popel und 5724 Piaster baar. Die Ausgaben betrugen 60,764,998 Piaster; der Voranschlag hatte etwas über 59 Millionen betragen; dazu waren weitere Anschläge von 8,940,674 Pesos gekommen, zusammen 68,003,944. Die Regierung giebt sich, wie sie ausdrücklich hervorhebt, die größte Mühe das Schuldenwesen zu ordnen, von dem umlaufenden Papiergelde soviel als möglich zu tilgen, und demselben wo möglich zu einem festen Werthe zu verhelfen. Das Papiergeld hat Zwangsumlauf, und man sieht nur wenig Metallgeld. Es hat keine Garantie, ist nicht hypothecirt. Auf demselben stehen die Worte: La provincia de Buenos Ayres reconoce este billete par so und so viel. Der Cours wechselt; er stand Ende 1855 auf zwei Silbergroschen zwei Pfennige per Peso. Die „Nationalbank" wurde im Jahre 1826 gegründet; 1837 übernahm die Regierung die Oberleitung. Wir ersehen aus der erwähnten Botschaft daß ein neues Bankgesetz in Wirksamkeit getreten ist, das sehr ersprießlich wirkt. Für Depositen von Privatleuten zahlt die Bank zehn Procent Zinsen. Die öffentliche Schuld datirt vom Jahre 1821. Sie besteht in dem eben erwähnten Papiergelde von welchem 1850 schon für 125 Millionen Pesos in Umlauf gesetzt worden waren, einer „exigibeln Privatschuld" von 18½ Millionen Piaster, und von vier- und sechsprocentigen Schulden, die ursprünglich 54,360,000 Piaster betrugen. Davon waren mehr als 42 Millionen getilgt worden. Die auswärtige Schuld rührt von der 1824 in London contrahirten Anleihe von 1 Million Pfund Sterling, von den seit 1827 fälligen Zinsen, die 1850 143 von 100 betrugen. Man hat seit mehreren Jahren angefangen, regelmäßige Abschlagszahlungen zu leisten, wie denn überhaupt das Bestreben sichtbar ist, den Gläubigern möglichst gerecht zu werden. Buenos Ayres hat in seinen Zolleinnahmen eine bedeutende Hilfsquelle.

Die Einfahrt in den La Plata ist oft lästig und schwierig. Als Woodbine Parish in die Mündung eingesteuert war, überfiel ihn ein Pampero, der volle vierundzwanzig Stunden ohne Unterbrechung ras'te. Dann folgte Windstille bei blauem Himmel, aber der Strom ging mit hohen Wellen und glich einem gelben Meere. Auf den äußersten Punkten nämlich zwischen Cap Santa Maria und Cap San Antonio hat er eine Breite von hundertundsiebenzig englischen Meilen; weiter aufwärts, zwischen Santa Lucia bei Montevideo und der Punta de Piedras an der Südküste nur dreiundfunfzig Miles, oder doppelt so viel als von Calais nach Dover. Ein Fremder würde immer noch glauben, er befinde sich auf See, allein das Wasser ist schon süß. Die Tiefe steht aber keineswegs im Verhältniß zu dieser beträchtlichen Breite; sie beträgt oberhalb Montevideo, abgesehen von dem Canal zwischen den Bänken Ortiz und Chico, durchschnittlich nicht über 20 Fuß (nach Maeso gar nur 10 Fuß). Uebrigens hängt die Wassertiefe auch mit von dem jeweiligen Wind ab. Nach Nord- oder Westwinden fällt der Strom, namentlich oberhalb der Ortizbank; bei starkem Ost- oder Südwind steigt er manchmal um 6, ja bis zu 12 Fuß. Dann ist auch das Wetter kühl und angenehm, der Himmel heiter. Nordwinde bringen Regen.

„Als wir die Südküste in Sicht bekamen, fiel unser Auge auf einige Fahrzeuge, die als Wracke dalagen, und den deutlichen Beweis lieferten, daß die Passage gefährlich ist. Während der letzten vier Wochen waren nicht weniger als drei englische Schiffe mit Ladungen im Werthe von 100,000 Pf. St. verloren gegangen. Seit jener Zeit sind freilich Leuchtthürme errichtet worden, z. B. der von el Cerro, die gefährlichsten Stellen sind durch Balken angezeigt, und vor der Mündung kreuzen geprüfte Lootsen, um die Schiffe nach Montevideo oder hinauf nach Buenos Ayres zu bringen. Auch zeigen gute Charten, z. B. die von Heywood, die von King und Fitzroy, und mehrere von der englischen Admiralität veröffentlichte Blätter die sichere Fahrbahn an. Dazu kommen noch die Charten von Espurna, Velez, Descalzi, Toll und andere in Buenos Ayres verfertigte."

„Schiffe von 15 oder 16 Fuß Tiefgang müssen sieben oder acht Miles, also reichlich vierthalb Stunden Weges, vom Ufer entfernt Anker werfen. Bei unruhigem nebeligen Wetter, das zur Winterszeit häufig

ist, hat das Landen seine Gefahren. Kleinere Fahrzeuge segeln nach der Binnenrhede, welche gerade vor der Stadt liegt, und die man dort in ihrer ganzen Ausdehnung vor sich liegen sieht. Aber das Gemälde hat keinen Hintergrund, man gewahrt weder Berg noch Wald; vom La Plata bis zu den Cordilleren ist auf einer Strecke von vierhundert Wegstunden Alles flach und eben."

„Der Landungsplatz ist höchst unangenehm; höchst selten hat ein Schiffsboot Wasser genug um ans Land fahren zu können. Vierzig oder funfzig Schritt vom Ufer muß man auf plumpe Karren steigen. Sie haben zwei Räder von kolossaler Höhe und zwei nicht eingeschirrte, sondern nur hinten und vorne an die Deichsel befestigte magere Gäule. Der Karren dreht im Wasser um und nimmt von hinten den Reisenden und dessen Gepäck ein. Ist das Wasser hoch, so müssen die Pferde halb und halb schwimmen; übrigens waten sie bis an den Hals im Strome und der zerlumpte Rosselenker sitzt auf seinen Knieen und treibt sie dem Ufer zu. Diese Karrenführer sind manchmal halb nackt, schreien, peitschen unbarmherzig auf die nackten Pferde los, und der ankommende Europäer fühlt sich durch das Alles sehr unangenehm berührt. Vor Zeiten war ein Hafendamm vorhanden, der eine Strecke weit in den Fluß hineinreichte. Als er aber vom Sturme hinweggerissen wurde, ließ das träge Volk die Dinge wie sie waren." Die Regierung hat seit Jahren Pläne zur Herstellung einiger Hafendämme entworfen, aber erst 1855 ist Anstalt gemacht worden, dergleichen zu bauen, und sie arbeitet gegenwärtig daran.

Buenos Ayres bietet einen sehr einförmigen Anblick dar. Es ist gleich fast allen spanischen Städten in Amerika, nach dem Plane erbaut worden, welchen der Codigo de Indias vorschrieb. Die Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln, bilden Häuserblöcke (Quadrate wie in Mannheim), und eine solche Cuadra hält auf jeder Seite hundertundfunfzig Varos. Das Ganze sieht wie ein Schachbrett aus. Die öffentlichen Gebäude bieten nichts Bemerkenswerthes dar; die Kirchen sind äußerlich noch unfertig, im Innern dagegen voll von Pomp und Schmuck. Als Parish nach Buenos Ayres kam, fiel ihm in den Privathäusern der Mangel an aller Bequemlichkeit und Gemächlichkeit auf. Sie waren, mit nur wenigen Ausnahmen, einstöckig, alle Zimmer

standen untereinander in Verbindung, doch so daß Seitengänge fehlten. Kurz Alles war so primitiv und unzweckmäßig wie möglich. Die Zimmer waren nicht gedielt, sondern der Boden war mit Ziegelsteinen belegt, die Wand weiß angestrichen, und das Zimmergeräth bestand aus Möbeln, die man aus Nordamerika hatte kommen lassen. Einige französische grell colorirte Kupferstiche vervollständigten das Ganze. Bei kaltem Wetter heizte man diese Gemächer vermittelst einiger Kohlenbecken, Schornsteine mochte man nicht haben, weil man glaubte sie brächten Nässe und Kälte ins Haus. Späterhin hat sich allerdings in dieser Beziehung Vieles zum Bessern umgestaltet, ja man kann sagen daß eine völlige Revolution stattgefunden habe. Das Beispiel der vielen Tausende von Europäern, welche in Buenos Ayres ansässig sind, hat dazu wesentlich beigetragen, und jetzt findet man auch schon sehr viele Häuser mit zwei Stockwerken. Manche alte Eigenthümlichkeit wird indessen noch festgehalten; dahin gehören die eisernen Gitter vor den Fenstern, an denen sich Grün emporrankt, und die einen recht hübschen Anblick gewähren.

Ein großer Uebelstand ist in dieser Stadt am La Plata der Mangel an gutem Trinkwasser, denn was die Brunnen liefern ist meistens schlecht und brackisch. Cisternen und Wasserbecken für den öffentlichen Gebrauch sind nicht vorhanden; es würde aber bei der Lage von Buenos Ayres nichts leichter sein als jedem Hause gutes Röhrwasser zu verschaffen. Manche Hauseigenthümer haben im Hofe Cisternen unter dem Pflaster angelegt, in welchen sie das Regenwasser auffangen; wer aber dergleichen nicht besitzt, ist auf die Wasserträger angewiesen, von welchen er seinen Bedarf kaufen muß. Sie holen das Wasser aus dem Flusse; es ist selten rein und muß vierundzwanzig Stunden ruhig stehen, bevor aller in ihm enthaltene Schlamm zu Boden fällt; dann aber ist es trinkbar und hält sich einige Zeit. Es ist sehr zweckmäßig ein Stück Alaun in das Wassergefäß zu legen.

Die Hauptstraßen sind nun gepflastert; die Granitsteine dazu kommen von den Inseln oberhalb der Stadt, namentlich von Martin Garcia. Früher muß es bei Regenwetter in allen Gassen abscheulich ausgesehen haben; in den noch nicht gepflasterten bleiben auch heute noch die mit Ochsen bespannten Karren oftmals stecken. Es ist eine Schmach für die spanische Regierung daß sie eine so wichtige Stadt Jahrhunderte lang

in einem geradezu verwahrlosten Zustande ließ. Das Volk meinte, es sei gar nicht möglich die Straßen zu pflastern, obwohl das herrlichste Material dazu, wie schon bemerkt, ganz nahe bei der Hand war. Dem Marques von Loreto machte man den Vorschlag dem sehr fühlbaren Uebelstand abzuhelfen. Aber dieser Vicekönig wollte darauf nicht eingehen; als Grund gab er namentlich an, daß die Häuser einstürzen würden, wenn schwere Karren über das Straßenpflaster rollten; auch müßte dann das Volk die Räder an den Karren mit eisernen Reifen beschlagen, was sehr theuer zu stehen kommen werde! Seine Nachfolger Aredondo und Aviles dachten indessen anders, und ließen einige Straßen pflastern; Präsident Rivadavia nahm sich der Sache eifrig an. Freilich bleibt immer noch sehr viel zu wünschen übrig. So finden wir in dem Berichte eines deutschen Reisenden aus dem Jahre 1853 folgende Bemerkungen: „Das Straßenpflaster ist in der That furchtbar, und in allen neueren Straßen die noch keines besitzen, wird der Staub im Sommer wirklich unerträglich. Es fiel mir auf, daß in den älteren Stadtheilen die Veredas oder Trottoirs so schmal sind, daß nur eine einzige Person auf ihnen gehen kann. Man belehrte mich das sei altspanische Sitte, die erst seit Kurzem abgekommen. Es hätte früher einen komischen Eindruck gemacht, wenn eine mit sechs bis sieben Töchtern gesegnete Mutter mit ihnen zur Kirche oder auf den Spaziergang gewallfahrtet wäre. Die neueren Trottoirs sind bequemer, und mit peinlicher Sorgfalt achtet der Eingeborene darauf, daß dem Fremden und dem schönen Geschlechte die Häuserseite eingeräumt wird.

Die Umgegend der Stadt bietet einen recht angenehmen Anblick dar. Dort liegen die Quintas, Landhäuser, der wohlhabenden Classen, mitten zwischen Bäumen in anmuthigen Blumengärten. Die Damen in Buenos Ayres lieben Blumen leidenschaftlich. Europäische Gärtner, namentlich aus England, Frankreich, Deutschland und Schottland haben manche eingeborene Pflanzen durch Cultur veredelt, und europäische Gewächse einheimisch gemacht. Alle mitteleuropäischen Gemüse, namentlich jene welche viel Saft und Fleisch haben, gedeihen vortrefflich, insbesondere auch Melonen, Kürbisse, Blumenkohl, Tomatos, Spargel, Bohnen und Erbsen. Dazu noch Wassermelonen und Mangoldwurzeln; die Riesendistel der Pampas wächst im Sommer so hoch daß sie einen Reiter zu

Pferd überragt; sie bedeckt Hunderte von Quadratmeilen und ist zu einer Landplage geworden. Mais gehört zu den einheimischen Gewächsen, und giebt bei nur geringem Arbeitsaufwande einen großen Ertrag; für Weizen ist das kühlere Klima des südlichen Theiles erforderlich; dort baut man ihn am Süduser des Salado in hinlänglicher Menge für den Bedarf, und nöthigenfalls könnte man auch davon zur Ausfuhr liefern. Versuche mit dem Anbau von Hanf und Flachs sind günstig ausgefallen, und bei sorgfältigem Anbau würden beide einen guten Ertrag geben. Wein, Feigen und Orangen gedeihen vortrefflich, nicht minder der Oelbaum, doch muß der letztere vor Ameisen geschützt werden. Aber unter allen aus Europa eingeführten Bäumen ist der Pfirsich am werthvollsten, er wächst sehr rasch, und in der Umgegend der Stadt hat man ganze Wälder davon gepflanzt, welche Brennholz liefern. Die Frucht ist gut und die Ernte fällt immer sehr reichlich aus; was die Menschen nicht verzehren wollen, bekommen die Schweine. Die Gärten sind mit der großen Aloe (Agave) eingezäunt, die nebst dem achteckigen Cactus undurchdringliche Hecken bildet. Die Aloe erreicht ihre volle Größe nach drei oder vier Jahren; dann schießt ihr Stamm bis zu einer Höhe von 15 bis 20 Fuß empor, verstreut den Samen reichlich umher, und bald sprossen in großer Anzahl neue Schößlinge neben der Mutterpflanze auf, die nun abstirbt. Der Aloestamm ist zuckerhaltig und das Vieh ist nach ihm sehr begehrlich. In Mexico bereitet man bekanntlich aus dem Saft der Agave ein gegohrenes Getränk, den Pulque.

In den Gärten um Buenos Ayres, insbesondere da wo Orangenbäume stehen, halten sich viele Kolibris auf, namentlich eine Art mit violet gefärbter Brust. Parish machte manche Versuche, die Jungen aufzufüttern, allein sie mislangen, wahrscheinlich, sagt er, weil wir ihr Futter nicht kannten. Der Kolibri läßt sich zähmen. Die Frau des Generals Balcarce hatte einen solchen Vogel, den sie in ihren Busen steckte und mit in Gesellschaft nahm; er war so an die Herrin gewöhnt, daß sie ihn ins Zimmer und selbst in den Garten fliegen ließ; sobald sie ihn lockte, kam er wieder. Auch Azara kannte einen gezähmten Kolibri. Dieses Thier lebt von kleinen Insekten; der allgemeinen Annahme zufolge saugt es, wie die Biene, Honig aus den Blumen. Doch ist das wohl irrig.

Im Jahre 1778 wurde auf Befehl des ersten Vicekönigs von Buenos Ayres, Don Pedro Cevallos, eine Volkszählung veranstaltet; sie ergab für die Stadt 24,205 Seelen, für die Campaña, den zu ihr gehörenden Landbezirk 12,925; 549 waren Geistliche. Angaben über die in jenen Ziffern nicht mit einbegriffenen Militairpersonen fehlten. Man kann für jenes Jahr als Mittelzahl etwa 50,000 Seelen annehmen. Für das Jahr 1800 rechnet Azara 71,668; davon kamen 40,000 auf die Stadt und 31,668 auf die zu ihrem Gerichtsbezirke gehörenden Landstädte und Dörfer. Diese ansehnliche Vermehrung hat ihren Grund darin, daß Spanien inzwischen viele früheren Handelsbeschränkungen hatte fallen lassen; dadurch wurden Einwanderer angezogen. Im Jahre 1810 wurde endlich der Handel für alle Nationen freigegeben. 1824/25 wurde in dem von den Behörden veröffentlichten statistischen Register das Sterblichkeitsverhältniß in der Stadt zu 1 von 32, auf dem Lande von 1 zu 40, und die Bevölkerung der Stadt für 1822/23 zu 81,136, jene der Campaña zu 82,080, zusammen zu 163,216 angenommen. Die Population der Provinz Buenos Ayres war damals auf ungefähr 200,000 Seelen angewachsen. Seit 1825 ist keine Zählung vorgenommen worden. Maeso schätzt aber die Einwohnerzahl für 1854 auf mindestens 140,000 Seelen; jene der Provinz auf beinahe eine halbe Million, und er wird damit so ziemlich das Rechte getroffen haben.

Im Jahre 1778 zerfiel die Bevölkerung in fünf Classen:

1. Die Spanier und ihre in Amerika geborenen Nachkommen, die man als Criollos, Creolen bezeichnete.

2. Die Indios naturales, eingeborene Indianer.

3. Die Mestizos, Mischlinge von Spaniern und Indianern.

4. Mulatten, Mischlinge von Spaniern und Negerinnen.

5. Neger.

Die Indianer und Mestizen sind niemals zahlreich gewesen; sie stammten fast alle aus Perú und waren zufällig nach Buenos Ayres gekommen. Die Indianer dieser Provinz blieben von den Weißen fern, und unterhielten mit ihnen keinerlei friedlichen Verkehr. So konnte eine Mischlingsrace nicht entstehen wie etwa in Paraguay oder Perú, wo noch heute die Indianer die überwiegende Mehrzahl der Bewohner bilden. Je weiter man ins innere Land kommt, um so mehr verringert sich die

Zahl der Weißen gegenüber den Farbigen, nämlich den Mestizen. Neger und Mulatten sind in den Küstengegenden nicht selten, aber im Innern verschwinden sie fast ganz. Der Grund dieser Erscheinung ist sehr einfach. Viele Jahre lang kamen nur wenige europäische Frauen ins amerikanische Binnenland, die spanischen Ansiedler nahmen deshalb indianische Weiber, und daher ist die Classe der Mestizen so zahlreich. In der Hafenstadt Buenos Ayres dagegen trafen alljährlich Europäerinnen ein und der weiße Menschenschlag konnte sich rein fortpflanzen, obwohl die Vermehrung nicht rasch von Statten ging. Und wäre nicht, dem Asiento zufolge, Buenos Ayres eine Zeitlang ein Depot für den Sclavenhandel gewesen, so würde es überhaupt kaum eine farbige Bevölkerung erhalten haben. 1770 stand das Verhältniß in folgender Weise:

Männlich 2639, davon 1854 Europäer, 1785 Creolen.
Weiblich 4508.
Kinder 3985. Zusammen: Europäer und Creolen 12,132.

Dazu kamen 1361 freie Neger und Indianer, 3500 Beamte und Soldaten, 634 Weltgeistliche, Mönche und Nonnen, 177 Individuen in Gefängnissen und 4162 Sclaven beiderlei Geschlechts, sodaß die Gesammtbevölkerung sich auf 22,007 Seelen belief, wovon die Farbigen aller Kasten etwa ein Drittel bildeten. Die Zahl der Geburten betrug in dem angegebenen Jahre 1520, jene der Sterbefälle 930, also Zuwachs 539. Für 1778 ergeben die Tabellen: Stadt Buenos Ayres 24,205 Seelen, die Districte der Campaña 12,925, zusammen 37,130, dazu kamen noch 550 Geistliche.

In den Tabellen für 1822/25 werden Indianer und Mestizen nicht mehr aufgeführt, sondern nur noch Weiße und Farbige; diese letzteren bildeten allerdings noch etwa ein Viertheil der gesammten Bevölkerung, ihre Zahl hat aber seitdem nicht zugenommen. In den angegebenen vier Jahren überstieg bei den farbigen Classen die Zahl der Geburten kaum jene der Todesfälle. Diese letzteren nahmen alljährlich zu, die Zahl der Verheirathungen nahm ab. Es fanden statt:

	1822	1823	1824	1825
Verheirathungen	1305	1249	1225	1251
Taufen	5911	6130	6030	6029
Sterbefälle	4018	5157	4195	4496
Ueberschuß der Geburten	1893	973	1835	1533

Diese Ziffern sind dem amtlichen Register von Buenos Ayres entlehnt. Man nimmt das Sterblichkeitsverhältniß an zu 1 von 32 in der Stadt und zu 1 von 40 in der Campaña. Demnach betrug 1824 die städtische Bevölkerung 81,136 Köpfe, jene auf dem Lande 82,080. Total 163,216 Seelen.

Nach Maeso betrug die Bevölkerung der Stadt Buenos Ayres im Jahre 1854 mindestens 140,000 Seelen.

Der Sclavenhandel wurde 1813 durch ein Decret der ersten constituirenden Versammlung verboten, und seitdem sind keine Negerzufuhren mehr nach Buenos Ayres gelangt. Ueberhaupt ist der Negerhandel in den Provinzen am La Plata niemals von großem Belang gewesen. Auch während des Asiento, wo er doch am stärksten war, blieb er jährlich auf die Einfuhr von 1200 Köpfen beschränkt, und von diesen gingen viele nach Paraguay und Perú. Nachdem jener Vertrag erloschen war, kamen überhaupt nur wenige Sclaven ins Land, weil keine Nachfrage stattfand. Erst seit 1778 als die Eröffnung des Hafens den Verkehr belebte und Arbeitskräfte gesucht wurden, die im Lande selbst übermäßig theuer zu stehen kamen, erlaubte die spanische Regierung zollfreie Einfuhr von Negern aus Afrika. Und um den directen Import aufzumuntern, gab sie solchen Spaniern welche sich damit befaßten, das Privilegium, Landesproducte bis zum Belaufe des Geldwerthes der direct aus Afrika herübergebrachten Sclaven, nach beliebigen Ländern auszuführen, und zwar ebensowohl in fremden wie in spanischen Fahrzeugen. Dadurch stellte sie den Unternehmern einen erheblichen Gewinn in Aussicht, allein die Neigung der Spanier sich damit zu befassen war so gering, daß während der drei ersten Jahre des Privilegiums nur eine einzige Ladung, mit drei- bis vierhundert Sclaven, direct aus Afrika nach Buenos Ayres kam. Der Vicekönig hatte auf eine Zufuhr von mindestens eintausend Köpfen gerechnet, wovon etwa die Hälfte für Buenos Ayres, die andere Hälfte für Perú bestimmt sein sollte; so viele kamen aber nie über See. Die Portugiesen halfen dem Mangel ab; sie brachten Neger aus Brasilien.

Im größten Theile des spanischen Südamerika bestand die Sclaverei eigentlich nur nominell; in der Wirklichkeit war sie äußerst mild, und die Neger wurden mit weit mehr Schonung behandelt als die eigene Haus-

dienerschaft (chonchavados). Sie waren durch die Gesetze gegen Mishandlungen geschützt, und die Priesterschaft nahm sich ihrer fürsorglich an. Gewöhnlich wurden sie bei häuslichen Arbeiten beschäftigt, und da sie zumeist diese gut verrichteten und sich als treu bewährten, so behandelte man sie auch gut. Sie hatten große Anhänglichkeit an ihre Gebieter. Das zeigte sich namentlich im Jahre 1807 als die Engländer Buenos Ayres angriffen und während des Unabhängigkeitskampfes. Damals dienten etwa fünftausend Neger als Soldaten der Republik; sie waren in dem heißen Klima allen Strapazen gewachsen, gehorsam, muthig und gehörten zu den besten Truppen. Parish erfuhr in Buenos Ayres daß ohne diese „Libertos" der Krieg, namentlich in den oberen Provinzen, sich günstig für die Spanier gestaltet haben würde. Nach Ablauf der Dienstzeit wurde diesen Negern die Freiheit bewilligt, allen übrigen machten es die Behörden durch gesetzliche Verfügungen leicht, dieselbe durch eigene Anstrengungen zu erwerben. Der Sclave war berechtigt jederzeit einen Theil oder den ganzen Betrag der Summe, für welche sein Herr ihn gekauft hatte, abzuzahlen. Diese Vergünstigung wurde von den meisten benützt; sie kauften sich los vermittelst ihrer Ersparnisse oder durch Darlehen, welche irgend ein Freund ihnen vorstreckte. Nur wenige blieben im Zustande der Sclaverei, und auch diese nur weil sie ihre bisherige Lage mit keiner andern vertauschen möchten. Sie verließen ihren Herrn nicht, mit dem sie zufrieden waren, und dem es oblag sie auch dann zu ernähren und zu pflegen, wenn sie krank oder alt wurden.

Allmälig starb die Sclaverei aus, ohne daß die Herren sich beeinträchtigt sahen, und zum Vortheil der Neger, die vor der Emancipation sich an ein thätiges Leben gewöhnt hatten. Sie bilden in Buenos einen sehr nützlichen Bestandtheil der niederen Classen. Ueberall wo es Arbeit giebt, sieht man ihre munteren schwarzen Physiognomien, und in jenem Klima sind gerade sie im Stande mehr zu leisten als irgend ein anderer. Sie sind Lastträger, Karrenführer und dergleichen, und alle Wäscherinnen sind freie Negerinnen oder Mulattinnen. Aber die farbigen Classen verschwinden wie schon früher bemerkt wurde, nach und nach, und werden sich in der überwiegenden Menge weißer Menschen, die unablässig Zuwachs aus Europa erhalten, ganz verlieren.

Im Jahre 1832 waren in der Stadt und Provinz Buenos Ayres

etwa 15,000 bis 20,000 Fremde vorhanden; davon kamen etwa zwei Drittel zu gleichen Theilen auf Engländer und Franzosen; die übrigen waren Deutsche; Italiener, Nordamerikaner und Europäer aus verschiedenen Ländern. Dagegen zählte man 1850 in der Stadt und ihrer nächsten Umgegend schon mehr als 20,000 Franzosen, die, außer etwa dreißig großen Handelshäusern, zumeist als Handwerker und im Kleinhandel beschäftigt waren. Die Zahl der Engländer hat sich nicht in gleichem Verhältnisse vermehrt; die meisten treiben Großhandel; ihre Rechte und Privilegien sind 1825 vertragsmäßig festgestellt worden. Unter diesen ist auch vollkommen freie Religionsübung, die übrigens allen Ausländern in gleichem Maße gewährleistet worden ist. Die Behörden haben sich in dieser Beziehung durchaus freisinnig gezeigt; sie schenkten zum Beispiel der britischen Gemeinde im schönsten Theile der Stadt einen Platz für den Kirchenbau. Don Manuel Garcia, damals Minister des Innern unter Rosas, war in seiner amtlichen Eigenschaft zugegen als der Grundstein zu diesem Gebäude gelegt wurde, und gab seinen Landsleuten, welchen die spanische Geistlichkeit Abscheu vor allen Ketzern eingeflößt hatte, ein Beispiel löblicher Toleranz. Die Schotten haben eine presbyterianische Capelle gebaut; die Nordamerikaner und Engländer besitzen gleichfalls ihre protestantische Kirche. Die Zahl der Deutschen wächst von Jahr zu Jahr, und etwa einhundert Familien bilden eine evangelische Gemeinde, die ihren eigenen Prediger hat. Um die Gründung derselben und den Bau ihrer Kirche hat sich der Evangelische Verein für Nordamerika in Bremen große Verdienste erworben. Der Prediger A. L. Siegel, welcher 1843 nach Buenos Ayres kam, richtete von vorne herein sein Augenmerk auch auf die Erziehung der Jugend und gründete eine deutsche Bürgerschule. Die Gemeinde schloß sich an die evangelische Landeskirche Preußens an und erwarb ein Grundstück für den Bau der Kirche. Diese ist ein schönes, in reinem gothischen Styl errichtetes Gebäude das bis fünfhundert Zuhörer faßt. Sie ist die erste deutsche protestantische Kirche im ehemals spanischen Südamerika, und die erste dort in altkirchlichem Styl erbaute Kirche. Sie hat kleine Thürme und hoch vom Giebel ragt ein großes vergoldetes Kreuz. Prediger Siegel, welcher das Entstehen der evangelischen Gemeinde geschildert hat (Buenos Ayres und die dortige Deutsch-evangelische Gemeinde, Berlin 1855) bemerkt: „Es

ist merkwürdig genug, daß gerade das deutsche Kirchengebäude viele Eingeborene erst zu der Ueberzeugung gebracht hat daß die Protestanten Christen sind, gleich wie sie. Auch ist der stille aber mächtige und von der römischen Geistlichkeit bereits gefürchtete Einfluß der Protestanten auf die der römisch-katholischen Kirche angehörenden Eingeborenen nicht mehr zu verkennen. Doch stehen die Angehörigen verschiedener Confessionen durchweg mit einander in gutem Einvernehmen, und die protestantischen Geistlichen vermeiden geflissentlich allen Anlaß zu Zänkereien." Es ist sehr zu wünschen, daß das immer der Fall sein möge, und daß nicht kirchlicher Hader entstehe, der immer und überall nur sehr unheilvolle Wirkungen übt und zu gar Nichts nütze ist, weil er niemals überzeugt. In der deutschen evangelischen Kirche wird an jedem Sonntage zweimal Gottesdienst gehalten. An hohen Festtagen kommen die Deutschen von weit und breit herbeigezogen, „alle zu Pferde; und wenn sie sich geistlich erquickt haben, ziehen sie wieder heim, wie jener Kämmerer aus Mohrenland." Man ist darüber einstimmig, daß die deutsche Kirche, obwohl sehr einfach, doch das schönste Gebäude in Buenos Ayres sei; sie besitzt auch eine sehr rein und voll tönende Orgel. Dagegen ist die katholische Kathedrale das großartigste Gebäude.

Ein Officier der preußischen Marine, welcher sie 1853 besuchte, entwirft folgende Schilderung (Ausland 1854. Nr. 41): „Die Frühmesse wird sehr fleißig von alten Frauen, die nicht mehr schlafen können, der Abendgottesdienst dagegen noch fleißiger von jungen Mädchen und Frauen besucht, die hier ihre Freundinnen und besonders ihre Freunde treffen und sich mit ihnen ein knieendes Rendezvous geben. Zuerst wohnte ich einer Messe bei, als die Garnison der Stadt zugegen war. Etwa fünfhundert Mann regulairer, wenigstens gleich uniformirter Truppen marschirten mit klingendem Spiel unter den Tönen einer heitern Polka abtheilungsweise in die Kirche. Während der Messe dauerte die Musik mit oder ohne Trommelbegleitung fort, und die Soldaten behielten ihre Gewehre im Arme. Nur bisweilen, wahrscheinlich wenn der messelesende Priester den Namen Christi nannte, präsentirten sie dieselben auf lautes Commando ihrer Officiere. Die Soldaten nahmen die Kirche bis auf einige freigelassene Gänge ein, die sich nach und nach mit jungen Mädchen und Frauen füllten. Ich war zuerst ganz erstaunt über die große Andacht des weiblichen

Geschlechts, bis ich bei etwas genauerer Betrachtung mich plötzlich eines Andern belehrt sah, und fast Alle hinter ihren Gebetbüchern, Fächern oder Taschentüchern kichern, schwatzen oder mit den Officieren und anderen jungen Männern liebäugeln sah. Ich bin später noch oft in verschiedenen Kirchen sowohl in Buenos Ayres wie in Montevideo gewesen, aber diesen Leichtsinn des schönen Geschlechts fand ich jedes Mal sehr auffallend und anstößig zur Schau getragen, und besonders am Charfreitag-Abend in der Kathedrale zu Montevideo."

Uebrigens sind die Frauen von Buenos Ayres fast durchgängig treue Gattinnen und gute Mütter, die Mädchen häufig blendend schön und sehr liebenswürdig. Aber man darf an sie nicht den Maßstab der gebildeten Frauen Europa's legen, sie lernen wenig und arbeiten nicht viel; sie tanzen vortrefflich und lieben die Musik. Das männliche Geschlecht, die Porteños, wie die Stadtbewohner von Buenos Ayres heißen, sind in der Mehrzahl sehr begabte Leute und haben treffliche Anlagen. Sie lernen auf ihren Schulen und auf der Universität recht gut, erwerben manche Kenntnisse, und seit etwa zehn Jahren ist es in manchen wohlhabenden Familien Brauch geworden, daß die Söhne zu weiterer Ausbildung nach Europa gehen. Aber selten werden sie tüchtige Geschäftsleute; sie sind dazu nicht fleißig und energisch genug, bleiben zu bequem, und so kommt es, daß der Großhandel und die Industrie beinahe ganz in den Händen von Ausländern sind. Der Porteño verschiebt gern Alles auf den nächsten Tag; mañana, mañana, morgen, ist die Antwort, wenn es sich um Arbeit handelt. „Und dieses „morgen," sagt Parish, „hängt an ihrem Nacken wie ein Mühlstein und läßt sie zu nichts Rechtem kommen." In den spanischen Zeiten standen Priester und Juristen in höchstem Ansehen, und beherrschten die Gesellschaft. Das ist seit der Unabhängigkeit anders geworden. Die Priesterschaft hat viel von ihrem frühern Einfluß verloren. Der König von Spanien erlaubte dem Papste keine Uebergriffe, sondern überwachte eifersüchtig die Rechte der Krone; der Papst durfte zum Beispiel keinen Bischof ernennen, welcher der Regierung nicht genehm war. In dieser Beziehung haben die argentinischen Regierungen das alte System beibehalten, und die Kirche, welcher man da und dort in Europa mehr Privilegien in den Schoos wirft, als sie jemals im Mittelalter besessen, hat keine größeren Rechte als zur Zeit des Colo-

nialsystems. Sie übt einen verhältnißmäßig geringen Einfluß. Desto größer war lange Zeit die Macht der Soldaten, und sie ist zum größten Theil Schuld an den unheilvollen Wirren, von welchen die argentinischen Provinzen so lange heimgesucht worden sind. Die Säbelherrschaft hat allgemeine Verwilderung über das Land gebracht und dasselbe an der Entwickelung seiner reichen Hilfsquellen gehindert; erst in den letzten Jahren ist Ruhe eingetreten, und die Künste des Friedens sind nun seit einiger Zeit unbeeinträchtigt geblieben.

Buenos Ayres ist für die fremden Kaufleute, Handwerker und überhaupt für alle thätigen Arbeiter eine Art von Paradies; sie alle finden stets vollauf Beschäftigung und werden wohlhabend, weil sie erwerben, während der Einheimische schläft, oder sich in einer der sechshundert Schenken aufhält und die Zeit vergeudet. Lebensmittel sind billig, namentlich Fleisch, Fisch und Wildpret, und der Arbeitslohn ist hoch. Die Eingeborenen sind von den Eingewanderten überflügelt worden; jene machen wo möglich ihre Geschäfte zu Pferde ab. Der Fischer fischt mit Netzen, der Advocat reitet zu Gericht, der Arzt reitet zu den Kranken, Alles reitet, sogar der Bettler. Der schon erwähnte preußische Marineofficier bemerkt: „Ich ritt mit einem Einwohner von Buenos Ayres spazieren; ein Bettler zu Roß sprach uns um eine Gabe an. Mein Begleiter suchte etwas lange nach kleinem Gelde. Da sagte der Bettler: „„Wenn Sie mir überhaupt etwas geben wollen, dann brauchen Sie nicht so lange zu suchen."" Mein Begleiter ritt nicht etwa fort, als er diese unverschämte Bemerkung hörte, sondern gab zu meinem nicht geringen Erstaunen die höfliche Erwiderung: „„Verzeihung, Freund, ich habe kein kleines Geld bei mir."" Mein Erstaunen machte dem Aerger Platz, als der Bettler mürrisch entgegnete: „„Vergeb's Euch Gott, ich nicht,"" sich dann umdrehte und fortritt."

Die Zahl der in Buenos Ayres und der Umgegend angesiedelten Deutschen mag gegenwärtig etwas mehr als viertausend Seelen betragen. Sie bilden einen in jeder Beziehung achtbaren und willkommenen Theil der Fremden. Der Argentiner hat sie gern, weil sie fleißig und rechtschaffen, ruhig und friedliebend sind. Die deutschen Kaufleute stehen in bestem Rufe, und mehrere von ihnen gehören zu den angesehensten Firmen. Auch die Handwerker zeichnen sich durch Solidität aus, und

die Viehzüchter, Ackerbauer und Gärtner haben sich durch ihre umsichtige Thätigkeit eine gesicherte und zum Theil in ihrer Art glänzende Existenz bereitet. In Buenos Ayres gab es vor dreißig Jahren eigentlich noch gar keinen Ackerbau. Die Ausländer fingen an Getreide zu bauen, und einige Estancieros folgten diesem Beispiele. Es waren Deutsche, welche zuerst die kahlen Ebenen auch mit anderen Bäumen als Pfirsichen bepflanzten und den Gartenbau einführten. Seitdem versorgen sie, und neben ihnen fleißige Gärtner aus Schottland und Irland, die Stadt mit Gemüse, sodann auch mit Milch, Butter und Käse. Einige deutsche Familien, die vor etwa zwanzig Jahren auf dem platten Lande sich ansiedelten, haben in folgender Weise großen Reichthum erworben. Eine ganz unbemittelte Familie erbat sich von dem Besitzer einer Viehheerde, einem Estanciero, die Benutzung von zweihundert Kühen sammt Kälbern, von denen mehrere Tausende frei, in halbwildem Zustande, auf der Estancia weideten. Sie verpflichteten sich das geliehene Vieh zurückzugeben, nachdem sie die Milch benutzt hatten. Der Eigenthümer ging um so williger auf einen derartigen Vorschlag ein, weil er die Kühe nicht melkte, also keinen Verlust erlitt. Wohl aber wurden seine Kühe zahm, weil die Deutschen sie des Melkens wegen täglich zusammentreiben mußten. So wurde auf der Estancia eine Milchwirthschaft angelegt, täglich eine Anzahl von zweihundert Kühen gemolken, Butter und Käse bereitet. Nach Verlauf von fünf Jahren besaß jene deutsche Familie ein Vermögen von 180,000 Francs netto, und viele Andere sind seitdem einem so lockenden Beispiel gefolgt. Allein die Provinz Buenos Ayres hat mehr als vier Millionen Häupter Hornvieh, und in der neuern Zeit hat auch die Schafzucht an Ausdehnung gewonnen. Schon 1843 führte Buenos Ayres nahe an zwei Millionen Stück Rindshäute aus, von denen freilich eine beträchtliche Menge aus den übrigen Provinzen kam.

Die Zahl der Franzosen ist weit beträchtlicher als jene der Deutschen; sie beträgt mehr als dreißigtausend Köpfe. Schon seit einigen Jahrzehnten sind die Länder an beiden Ufern des La Plata ein Zielpunkt für die Auswanderer aus dem südwestlichen Frankreich, namentlich aus den baskischen Gegenden diesseit der Pyrenäen, und namentlich aus Bearn. Die Mehrzahl ging früher nach Montevideo, verließ jedoch diese Stadt während der langwierigen Wirren in Uruguay und kam nach

Buenos Ayres, wo man diese kräftigen und fleißigen Leute willig aufnahm. Der Baske ist insbesondere tüchtig zum Einfangen des Rindviehes und als Schlächter, er ist ein guter „Lazador und Matador," und versteht sich gut auf Alles, was zur Viehzucht gehört. Der Estanciero nimmt ihn lieber in seinen Dienst als den Gaucho, weil er viel williger ist als dieser und anhaltender arbeitet; er erfüllt streng alle Verpflichtungen, die er einmal übernommen hat, verlangt aber auch, daß man ihm sein Wort halte. Die Basken sind in und um Buenos Ayres fast unentbehrlich geworden; einige von ihnen treiben, gleich den Deutschen und Schotten, Milchhandel und Gärtnerei; mehrere Hundert sind Ziegelbrenner, einige auch Windmüller. Der Ort Guardia de Lujan, zwanzig Leguas von Buenos Ayres, ist eine vorzugsweise von Basken bewohnte Ackerbaucolonie, die mehr als eintausend Seelen zählt. Auch als Hafenarbeiter sind die Basken und Bearner sehr gesucht. Sie bilden die Mehrzahl der Bevölkerung in den Ortschaften Barracas und La Bocca, die aus Schiffsleuten, Schiffsbauern, Schlächtern und überhaupt solchen Arbeitern besteht, welche die Erzeugnisse der Saladeros auf die im Strome liegenden Fahrzeuge schaffen; die Basken halten sich auch dort gruppenweis zusammen, bewahren Sitten, Gebräuche und Sprache ihrer Heimath, und sehr viele von ihnen verstehen weder spanisch noch französisch. Der Arbeiter verdient täglich mindestens den Werth von zwei preußischen Thalern, in den Schlächtereien oft das Doppelte.

Nach La Bocca führt von der Stadt eine breite Straße, die von früh Morgens an sehr belebt ist. Handelsleute, Mäkler, Milchverkäufer, Kärrner, Arbeiter aller Art sind in Bewegung. Zu beiden Seiten des Weges ist unbebautes Sumpfland; Alles sieht wüst und öde aus. Da und dort steht eine Bretterbude, in welcher Speisen und Getränke verkauft werden. La Bocca liegt an der Mündung des kleinen Flusses Solis, der hier in den La Plata fällt. Am linken Ufer desselben stehen armselige Hütten, die mit Pampus gedeckt sind, der aus Paraguay kommt; sie gleichen den Wohnungen der Wilden im indischen Archipelagus. Aber die Ortschaft La Bocca selbst an der Mündung des „Riachuelo" zeigt ein sehr regsames Leben. Am Ufer liegen viele Schiffe, die stromab gekommen sind; sie bringen Häute, Hörner, Wolle aus Corrientes, Holz, Maté und Tabak aus Paraguay, Rosinen aus Mendoza und viele andere

Landeserzeugnisse. Die Häuser sind unregelmäßig durcheinandergebaut und bilden nicht etwa eine Straße; ein europäisch eingerichtetes Hotel mit französischer Küche steht neben einer hölzernen Baracke, die zugleich Waarenladen und Schenke ist, in der man gebratenes Ochsenfleisch ißt und Branntwein trinkt. Weiterhin stehen einige Villas, die Kaufleuten aus Buenos Ayres gehören und sehr elegant eingerichtet sind; dicht daneben ragen armselige Lehmhütten nur wenig über den Boden hervor. Etwas weiter entfernt sind Schlächtereien (Saladeros) und Barracas, oder Anstalten, wo die Schafwolle in Ballen gepreßt wird und wo man die zur Ausfuhr bereit liegenden Häute aufstapelt. In der Ortschaft Barracas sind Brücken, Hofmauern, Dämme bis zu einigen Fuß Höhe durchweg aus Ochsenhörnern und Knochen gebaut worden. Seitdem man jedoch Dampfmaschinen eingeführt hat, weiß man Hörner und Knochen besser zu verwerthen. Die Basken sind äußerst sparsam, schicken viel Geld in die Heimath, wohin manche von ihnen zurückkehren, nachdem sie eine für ihre Verhältnisse beträchtliche Summe erworben haben. Im Jahre 1850 hatten sie mehr als zwei Millionen ersparter Gelder bei verschiedenen Handelshäusern von Buenos Ayres angelegt. Die Anzahl der Fremden in der Hauptstadt wird auf mehr als sechzigtausend Köpfe geschätzt; sie bildet also weit über ein Drittel der Bewohnerzahl. Mehr als zwanzigtausend sind Italiener, meist aus Piemont und Genua; sie arbeiten als Matrosen, Hausirer, Kleinhändler und Schenkwirthe. Sie haben auf den Strömen an achthundert kleine Fahrzeuge und in Buenos Ayres ein eigenes Hospital für ihre Landsleute. Die Engländer treiben, wie schon bemerkt, zumeist Großhandel, ebenso die Nordamerikaner. Außerdem sind alle europäischen und amerikanischen Völker in Buenos Ayres durch eine größere oder geringere Anzahl von Individuen vertreten.

Ueber die klimatischen Verhältnisse von Buenos Ayres giebt Sir Woodbine Parish die nachfolgenden Mittheilungen.

Azara bemerkt in seinem vortrefflichen Werke, daß das Klima in Buenos Ayres nicht sowohl von der geographischen Breite dieses Platzes bedingt werde als vom Winde. Ein Wechsel dieses letztern verändert nicht selten den Thermometerstand um 20 bis 30 Grad Fahrenheit. An manchen Sommertagen ist die Hitze fast unerträglich; man hat im Januar 90 Grad F. und die ganze Natur lechzt nach Luft. Aber selbst an

solchen Tagen trägt der Eingeborene nicht etwa Leinwandkleider, sondern wärmende Wolle, um sich nicht zu erkälten.

Nordwinde sind entschieden vorherrschend; sie streichen über das sumpfige Land von Entre Rios und über die breite Wasserfläche des La Plata, ziehen Feuchtigkeit an sich und üben großen Einfluß auf das Klima am südlichen Ufer des Stromes. Wann sie wehen ist Alles feucht, auf Stiefeln, die erst gestern blank geputzt worden sind, steht heute Schimmel, auch Bücher beschlagen und die Schlüssel rosten Einem in der Tasche. Kurz Alles ist feucht. Am besten schützt ein gutes Feuer, und ich habe in Buenos Ayres, der Behaglichkeit wegen, ebenso oft und lange eingeheizt wie in England. Und doch sah ich während meines neunjährigen Aufenthalts Schnee oder Eis nur ein einziges Mal so dick liegen wie ein Dollar. Diese Feuchtigkeit spannt den Körper ab und macht ihn schlaff; die Poren öffnen sich und man ist sehr geneigt zu Erkältungen, Krankheiten des Schlundes, Rheumatismus, auszehrenden Leiden und allen Uebelständen, welche eine gehemmte Ausdünstung im Gefolge hat. Am besten schützt man sich wenn man Wolle auf dem Leibe trägt. Die Eingeborenen verlassen während der heißen Tagesstunden nicht gern ihre Wohnungen; sie gehen aus wenn die feuchte Abendkühle eintritt, und haben dann allerdings wollene Kleider sehr nöthig. Jeder Europäer thut wohl ihrem Beispiele zu folgen. Uebrigens übt diese Feuchtigkeit üble Einwirkungen nur in der unmittelbaren Nähe des Stromes und auf die Stadtbewohner; denn der Gaucho in den Pampas schläft fast das ganze Jahr hindurch auf der platten Erde unter freiem Himmel, ohne daß er Nachtheile davon verspürte. Freilich ist seine Haut man möchte sagen wasserdicht, gleich jener des Viehes welches er hütet *).

Ich litt, bevor ich nach Buenos Ayres kam, viel vom Malariafieber, das ich mir in Griechenland geholt hatte. Als ich dann zum ersten Male das niedrige Sumpfland am La Plata sah, befürchtete ich eine Rückkehr des alten Uebels. Aber Buenos Ayres ist frei von solchen Krankheiten, und Wechselfieber kennt man kaum. Dagegen ist es aber wahr, daß der Sirocco in der Levante keine unangenehmeren Wirkungen ausübt als in

*) Man sieht wie sehr manche Schriftsteller übertreiben, wenn sie sagen, Buenos Ayres habe „ein Klima so lieblich wie Montpellier oder das südliche Italien."

Buenos Ayres der Nordwind, der bei manchen Personen eine solche Reizbarkeit und Verstimmung bewirkt, daß sie zeitweilig fast unzurechnungsfähig werden. Es ist keinesweges ungewöhnlich, daß Leute aus den besseren Classen während des Viento norte sich zu Hause halten und so lange dieser Wind andauert, alle Geschäfte bei Seite lassen. Der Polizei ist es wohlbekannt, daß zur Zeit des Nordwindes unter den geringeren Classen weit mehr Zank und Blutvergießen vorkommt als sonst. Parish erzählt einen eigenthümlichen Vorfall, welchen ein Arzt ihm mitgetheilt hat.

In Buenos Ayres wurde Juan Antonio Garcia als Mörder hingerichtet. Er war ein Mann zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahren, nicht ohne einige Bildung, und im Umgange sehr angenehm und verträglich. Sobald aber der Nordwind wehte verlor er alle Selbstbeherrschung und wurde so reizbar daß er mit aller Welt Zank und Streit anfing. Vor der Hinrichtung gestand er ein, daß er drei Mordthaten begangen, mehr als zwanzig Messergefechte gehabt und viele schwere Wunden ausgetheilt und erhalten habe. All das Blutvergießen sei während des Nordwindes geschehen. Wenn derselbe zur Nachtzeit einsetzte, wußte Garcia früh Morgens beim Aufstehen daß die böse Zeit für ihn kam; er hatte Kopfschmerz, wurde über Alles um ihn her ungeduldig, und zankte mit Jedermann. Sein Kopfschmerz nahm an Heftigkeit zu wenn er ausging, es war ihm als drücke eine schwere Last auf seine Schläfen, er sah alle Außendinge wie durch eine Wolke und wußte kaum wohin er seinen Weg nahm. Dabei war er zum Glücksspiel aufgelegt und konnte der Versuchung nicht widerstehen; verlor er aber, dann mußte und mußte er Streit anfangen. Seine Bekannten verfuhren schonend gegen ihn, es traf sich aber oft daß er mit Fremden in Berührung kam, und dann ging es ohne Blutvergießen nicht ab. Bei anderm Winde wurde er wieder verträglich und sanft, bedauerte sein Verfahren und unterließ nicht die von ihm Beleidigten um Verzeihung zu bitten. Der Arzt hielt ihn für nicht zurechnungsfähig, aber die Regierung konnte schon des Beispiels wegen den Mörder nicht begnadigen.

Europäer werden vom Nordwinde nicht in so hohem Grade afficirt wie die Eingeborenen, welche dann besonders an Kopfschmerz leiden. Viele binden auseinandergeschnittene Bohnen auf die Schläfen, und wenn

man dergleichen Leute sieht weiß man allemal, woher der Wind kommt. Die roh aufgelegte Bohne zieht wie ein leichtes Blasenpflaster, und soll der Erschlaffung entgegenwirken. Ueberhaupt ist der Nordwind in vielfacher Hinsicht unangenehm; das Fleisch fault leicht, die Milch gerinnt, selbst das Brot welches während desselben gebacken wird, ist schlecht. Jedermann fühlt sich unwohl, und Einer sagt zum Andern: Señor, es el viento norte.

Aber wenn die Unbehaglichkeit den höchsten Grad erreicht hat, dann ist Abhilfe nahe, und das Barometer deutet an daß der Südwestwind nicht mehr lange auf sich warten läßt: der Pampero. Ein rauschender Luftstrom erhebt sich, und nach wenigen Minuten sind alle Beklemmungen verschwunden. Dieser Wind kommt von den schneebedeckten Andes, strömt mit ungebrochener Heftigkeit über die Pampas dahin, und wird oft schon zu einem wahren Orkan, ehe er Buenos Ayres erreicht. Mit ihm gewinnen alle Dinge ein anderes Ansehen, und manchmal ereignen sich auch komische Auftritte, namentlich am Ufer des Stromes. Dorthin begeben sich gegen Abend Tausende von Menschen um einige Kühlung zu suchen; sie sitzen bis an den Hals im Wasser, nur der Kopf sieht hervor wie bei den Fröschen. Dann aber bricht urplötzlich der Pampero herein. Jetzt wird die Verwirrung unbeschreiblich; Alle stürzen ans Land um ihre Kleider zu retten, was freilich nicht immer gelingt. Zuweilen treibt der Pampero so gewaltige Staubmassen aus der dürren Ebene herbei, daß die Luft völlig verfinstert wird. Ich weiß Fälle daß Badende ertrunken sind weil sie bei der Dunkelheit den Weg ans Ufer nicht finden konnten. Einst arbeiteten zwanzig Verbrecher am Wasser; der Pampero brach herein, und die Missethäter benutzten die günstige Gelegenheit um ihren Wächtern zu entfliehen. Solche Staubsorkane verwandeln oft eine ganze Viertelstunde lang den Tag in düstere Nacht; gewöhnlich folgt ein heftiger Regen, der sich mit dem Staube vermischt und dann zu einem wahren Schlammregen wird. Auf dem platten Lande richtet der Pampero manchmal große Verheerungen unter den Schafheerden an, weil viele Thiere ersticken. Die Landmarken, welche die Grenze zwischen verschiedenen Besitzungen bilden, werden ausgelöscht, und vielleicht kommt ein Rechtshandel hinterher.

In einem Schreiben aus Buenos Ayres vom 9. Februar 1832

heißt es: „Gestern hatten wir wieder einen fürchterlichen Stauborkan; er stellte sich um ein Viertel nach Zwölf Uhr Mittags ein, kam ungemein rasch und plötzlich und brachte ein entsetzliches Dunkel; die ganze Stadt war in Unruhe. Der Uebergang vom sonnenhellen Mittag zu intensiver Dunkelheit war im Nu geschehen. Eine ungeheure Masse von Vögeln, welche der Sturm vor sich hertrieb, machte den Anfang und verfinsterte die Luft, so unwahrscheinlich das Ihnen auch vorkommen mag. Der Orkan hielt elf und eine halbe Minute an; wir haben bei Kerzenlicht genau die Uhr beobachtet. Er war von heftigen Donnerschlägen begleitet, die keinesweges entfernt waren; doch sahen wir keinen einzigen Blitz. Nach zwölfthalb Minuten fiel Regen in dicken schwarzen Tropfen herab, und als nachher die Sonne wieder schien, sahen alle weißen Mauern aus als ob sie mit Tinte bespritzt wären. Ich habe nie etwas zugleich so Schreckliches und Großartiges gesehen. Die Bestürzung war allgemein. Der Wind kam von Südsüdwest."

Donner und Blitz sind am Rio de la Plata manchmal so heftig wie wohl sonst nicht in der Welt, die Sundastraße etwa ausgenommen. Azara hat nachgewiesen, daß während eines einzigen Orkans in Buenos Ayres nicht weniger als neunzehn Menschen vom Blitz erschlagen wurden. Aber der Pampero erfrischt doch die Atmosphäre, die Menschen athmen wieder auf, die ganze Natur ist wie neubelebt. Man ist froh daß Schlimmes überstanden ist, und freut sich daß man nicht von epidemischen Krankheiten zu leiden hat, die in anderen Ländern so verhängnißvoll sind. Freilich sind so rasche Uebergänge nicht ohne nachtheilige Folgen, und in Buenos Ayres muß man auf Kleinigkeiten Acht geben, an die man anderswo kaum denkt. Beim Nordwind brechen alte Wunden wieder auf und neue heilen schwer; eine leichte Verrenkung oder Verstauchung zieht jahrelange Schwäche des betroffenen Körpertheils nach sich, und der auf Verwundungen folgende Starrkrampf bildet einen großen Theil der Todesfälle in den Spitälern; er tritt oft nach geringfügigen Verletzungen ein, z. B. nach einem Schnitt in den Finger, oder wenn man sich einen Nagel in den Fuß getreten oder einen Muskel zerrissen hat. Die einheimischen Aerzte schreiben das häufige Vorkommen des Starrkrampfes einer Eigenthümlichkeit in der Atmosphäre zu, können aber nichts Genaueres darüber sagen.

Die sogenannte siebentägige Krankheit, mal de siete dias, rafft viele neugeborene Kinder hinweg, meist aus den niederen Volksschichten, und rührt also wohl zum Theil von Vernachlässigung her. Denn die Mutter pflegt bisweilen schon am dritten Tage nach der Niederkunft wieder an ihre Arbeit zu gehen, und widmet dem Kinde nicht die gehörige Sorgfalt. Wäscherinnen zum Beispiel sind bereits am dritten oder vierten Tage wieder am Flusse beschäftigt. Das neugeborene Kind liegt dann neben ihnen auf einer kalten Haut in der feuchten Luft. Da ist es freilich kein Wunder, daß es sich erkältet und stirbt. Das Volk war früher eine Zeitlang in dem Wahne, die Sterblichkeit unter den Neugeborenen rühre von der Taufe mit kaltem Wasser her. Auf dringende Vorstellung der Aerzte erließ die Assamblea 1813 eine Verordnung, dergemäß bei der Taufe nur lauwarmes Wasser angewendet werden sollte; die Zahl der Todesfälle wurde aber trotzdem nicht geringer. Bemerkenswerth ist daß auch Pferde vom Starrkrampf heimgesucht werden und allemal daran sterben. Die Blattern richten jetzt keine großen Verwüstungen mehr an. Der erste Impfstoff kam 1805 nach Buenos Ayres; der Besitzer einer Schiffsladung Sclaven brachte ihn mit, und Dr. Segurola bewahrte ihn. Dieser Mann hat volle sechzehn Jahre lang sich Mühe gegeben die Impfung namentlich unter den ärmeren Classen zu verbreiten, die einen großen Widerwillen dagegen hatten, und die er für sein wohlthätiges Werk oftmals noch bezahlen mußte. Laut einem Berichte von 1829 waren binnen neun Monaten 4160 Kinder in der Stadt geimpft worden, von etwa 6000, die in jenem Zeitraum geboren worden waren. Damals wurde Impfstoff von Buenos Ayres nach Rio de Janeiro geschickt. Unter den Indianern haben die Pocken weit größere Verheerungen angerichtet als unter den Spaniern; ganze Stämme sind von denselben hinweggerafft worden. Sobald die Krankheit ausbricht flieht Alles und überläßt die Siechen sich selber, die dann allemal elend umkommen. Einst wurden mehrere Indianer, darunter auch einige Kaziken, in der Stadt Buenos Ayres von den Blattern ergriffen. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen besuchte Rosas die Kranken, und benutzte die günstigen Umstände um Einfluß auf sie zu gewinnen. Er zeigte ihnen die Blatternarben auf seinem Arme, erklärte ihnen was die Impfung sei, und nun ließen sich etwa anderthalbhundert impfen.

Uebrigens muß ich all dem bisher Gesagten hinzufügen, daß das Klima von Buenos Ayres im Allgemeinen zu den gesündesten in der Welt gehört. Viele Leute erreichen ein hohes Alter bei körperlichem und geistigem Wohlbefinden. Die Volkszählung von 1778 führt 33 Individuen zwischen 90 und 100, und 17 zwischen 100 bis 112 Jahren auf. In den Sterblichkeitstabellen für 1823 und 1824 sind verzeichnet 58 Personen von 90 bis 100 Jahren, 6 von 100 bis 110, 3 von 112 bis 116, 1 von 128 und noch eine andere von 130. Die beiden letzteren waren weiblichen Geschlechts.

Woodbine Parish hat seinem Buche eine Reihe von meteorologischen Beobachtungen beigegeben; wir theilen umstehend zwei seiner Tabellen mit. Die erste giebt die Beobachtungen welche er in den Jahren 1822 und 1823 angestellt hat. Die zweite enthält Dr. Redheads Barometerbeobachtungen auf der Straße von Buenos Ayres nach Potosí; die Höhenbestimmungen sind von A. Petermann.

I.

Meteorologische Beobachtungen in Buenos Ayres 1822 und 1823.

		Thermometer			Barometer.			Hygrometer.		Winde.			
		Maximum.	Mittel.	Minimum	Maximum.	Mittel.	Minimum.	Feuchte Tage.	Trockne Tage.	Nord zu Ost.	Nord zu West.	Süd zu Ost.	Süd zu West.
	1822												
Sommer . .	Januar	91	71,82	60	Keine Beobachtungen.				. .	12	3	9	6
	Februar	89	73,00	58	30,04	29,58	29,21	19	9	12	8	3	5
Herbst . . .	März	82	70,83	53	29,88	29,61	29,33	20	10	12	6	6	7
	April	78	62,04	43	29,82	29,73	29,46	22	8	7	8	4	11
	Mai	68	58,31	44	30,18	29,76	29,21	30	1	13	7	2	9
Winter . . .	Juni	66	54,32	40	30,05	29,77	29,23	30	0	14	5	2	9
	Juli	68	52,55	38	30,17	29,65	29,21	31	0	13	4	7	7
	August	66	51,83	36	30,21	29,84	29,51	31	0	18	3	6	4
Frühjahr . .	September	72	54,64	42	30,41	29,74	29,32	30	0	13	3	11	3
	October	81	58,91	46	30,13	29,67	29,24	30	1	17	5	5	4
	November	88	68,43	56	29,91	29,61	29,17	28	2	23	1	5	2
Sommer . .	December	86	70,91	62	30,00	29,45	29,15	23	8	16	3	6	6
								294	39	170	56	66	73
	1823												
	Januar	94	75,31	60	29,92	29,54	29,25	5	26	17	4	5	5
	Februar	93	78,42	66	29,95	29,60	29,21	3	25	14	3	5	6
Herbst . . .	März	93	75,79	52	30,02	29,88	29,18	19	12	10	6	9	6
	April	72	67,50	57	30,08	29,30	29,27	29	1	14	9	5	2
Winter . . .	Mai	63	52,50	41	30,14	29,79	29,53	31	. .	11	12	6	2
	Juni	65	52,50	40	30,15	29,68	29,15	30	. .	16	5	9	. .

In diesen 18 Monaten war der höchste Thermometerstand 94, im Januar, der niedrigste 36, im August. Er ist im Januar 1824 auf 96 gestiegen und hielt sich einige Tage auf dieser Höhe. 1827 fiel er auf 29 und 28, aber dergleichen Extreme sind selten. Für 7 Monate des Jahres 1852 theilt Maclo nachstehende Thermometerbeobachtungen nach dem „British Paket" mit:

		Maximum.	Mittel.	Minimum.
Winter	Juni	64	50,38	43
	Juli	60	38	32,30
	August	61	51.33	45
Frühjahr	September	69	54,94	45
	October	76	58,61	51
	November	76	65,43	57
	December	89	64,91	57.

II.

Barometerbeobachtungen von Dr. Redhead auf dem Wege von Buenos Ayres nach Potosi.

Beobachtungspunkte.	Barometer.	Thermometer.	Tag.	Stunde.	Höhe über dem Meere.
	Grad.	Grad.			Engl. Fuß.
Buenos Ayres	. .	. .	. .	. .	50
Rio Tercero	28,945	86	11. Febr.	11 Vorm.	990
Cordova	28,400	86	20. „	4 Nachm.	1,558
Sinsacate	27,990	75	12. März	11 Vorm.	2,033
San Pedro	26,990	60	17. „	6 „	2,900
Durasno	27,300	73	17. „	9 Nachm.	2,656
Piedritas	27,500	72	17. „	Mittag	2,450
Pozo del Tigre	27,550	71	17. „	5 Nachm.	2,392
Portezuela	27,860	69	18. „	Mittag	2,070
Ambargasta	28,875	67	19. „	9 Vorm.	1,050
Punte del Monte	29,260	82	19. „	4 Nachm.	735
Salinas	29,600	68	20. „	6 Vorm.	358
Noria	29,400	76	20. „	2 Nachm.	595
Tucuman	27,563	75	10. Febr.	. .	2,490
Salta *)	26,113	75	. .	. .	3,973
Huamaguaca	21,415	57	2. Juni	4 Nachm.	9,642
Cueba	21,200	54	2. „	. .	8,973
Colorados	19,350	50	31. Mai	8 Vorm.	12,406
Cangrejos	19,625	32	30. „	6 Nachm.	11,723
Abra de Cortaderas	. .	. .	. .	. .	13,000
Quiaca	19,300	50	29. Mai	4 Nachm.	12,462
Cerro de Berque	19,100	60	28. „	11 Vorm.	12,943
Berque	19,975	54	27. „	4 Nachm.	11,579
Talina	20,800	56	26. „	9 Vorm.	10,465
Tupiza	26,260	60	25. „	9 „	3,900

*) Beobachtung von M. Paroisien.

Für fleißige Arbeiter ist in Buenos Ayres selbst wie in den Landbezirken stets lohnende Beschäftigung zu finden, sowohl für die Ackerbauer als Handwerker. Maeso giebt eine Tabelle, in welcher die Arbeitslöhne für verschiedene Arten von Arbeitern verzeichnet sind. Die Angaben sind aus dem Jahre 1854, werden aber wohl auch 1856 sich wenig oder gar nicht geändert haben. Die Piaster sind Pesos de Papel, Papiercourant, wovon 340 auf eine Goldunze gehen, 96 auf ein Pfund Sterling und 4 Pesos 2 Reales auf den Franc; der Peso hat also etwas mehr als 2 Silbergroschen. Außer diesen Löhnen erhält der Arbeiter alle Mal auch Beköstigung.

Der Taglohn stellte sich für den Maurer auf 20, 30 bis 35 Pesos; für Steinhauer 45 bis 55; für den Zimmermann, der blos Balken behaut 20; für geschicktere bis 30, Schiffszimmerleute 30 bis 40; Schmiede 15; Gürtler 15, monatlich 450; Büchsenmacher, überhaupt Waffenarbeiter monatlich 600; Frauenschuster täglich 20 bis 25, Stiefelmacher 30, Steinsetzer 15 bis 20. Arbeiter in den Saladeros, je nach der Beschäftigung des Charqueador, Desollador, Descarmador, Estaqueador, überhaupt wie wir sagen würden Fleischergesellen 15, 18, 25; der Ofengesell beim Bäcker monatlich 600; andere Bäckergesellen 400; Knechte beim Vieh auf einer Estancia nebst Kost, Maté und Tabak 200 bis 250; Ackerknechte auf einer Chacra (Ackerbaugute, Landwirthschaft), die pflügen, neben Kost, Maté ꝛc. täglich 12 bis 15; auf Meiereien 10; Schafhirten 7 bis 10; Röhrenleger für die Vara 1, 2 oder 3 Pesos; Lastträger 25, 30, 40; Anstreicher 20; Buchhalter monatlich 1500; Magazinarbeiter 300; Lithographen 900 bis 1000; Modisten 15, 20, 25; Nähterinnen 15, 20; Wäscherinnen einen Tag in den andern gerechnet 15, Knopfmacher monatlich 580, 600; Schneider 20, 30, 40; Hutmacher 20, 25; Kupferschmiede 30, 40; Kutscher 40; Tapezirer 15, 20; Matrazenmacher ꝛc. 12, 15; Gold- und Silberarbeiter monatlich 500; Ladenburschen monatlich 180; Cigarrenmacher 12 bis 16; Schriftsetzer monatlich 600 bis 800; Schullehrer für vierzig Kinder monatlich 1200 Pesos.

Insbesondere Bauarbeiter sind stets gesucht, da alljährlich viele Bauten in der Stadt vorgenommen werden. In den ersten sechs Monaten des Jahres 1854 wurden 314 neue Häuser gebaut, 156 alte

ausgebessert. Seit 1829 sind, bis Mitte 1854, nicht weniger als 4134 neue Häuser aufgeführt worden; dazu sind seitdem noch nahe an 1000 gekommen.

Wir wenden uns zur Campaña.

Außer Buenos Ayres giebt es im ganzen Staate keine eigentliche Stadt von Belang, außer etwa San Nicolas. Ueber das weite Gebiet, dessen Grenze im Süden der Rio Negro bildet, sind in weiter Entfernung von einander einzelne Ortschaften verstreut, zumeist zwischen dem südlichen Salado und dem La Plata; eigentliche Dörfer in unserm Sinne giebt es kaum, weil nicht Ackerbau sondern Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Bewohner bildet, die in einzelnen Gehöften leben zwischen welchen sich Weiden von großer Ausdehnung ausbreiten, denn die zahlreichen Heerden verlangen weiten Raum. Im Süden des Salado herrscht auch heute noch ein Zustand der Unsicherheit, weil die Indianer sich alljährlich rühren, die Ortschaften bedrohen und die Estancias überfallen. Bis auf den niedrigen Gebirgszug, der südlich vom Cap Corrientes ausläuft, ist alles Land, bis zur Cordillere im Westen, eine weite Ebene, an den Küsten mit verhältnißmäßig rauhem und feuchtem Klima, während die inneren Regionen manchmal von Dürre heimgesucht werden. Wir haben den Charakter der Pampas von Buenos Ayres schon in früheren Kapiteln geschildert. Dieses ungeheure Blachgefilde wird zu allen Zeiten vorzugsweise eine große Viehtrift bleiben; aber im Norden des Salado giebt es viele nicht unbeträchtliche Strecken die sich ganz ausgezeichnet für den Ackerbau eignen und jede Mühe reichlich lohnen. Sie liefern unsere europäischen Getreidearten, namentlich Weizen von bester Güte; für Bauern und Gärtner sind sie zur Ansiedelung wie geschaffen, und das Klima ist günstig.

Justo Maeso hat sich viele Mühe gegeben möglichst zuverlässige Nachrichten über die Bevölkerungs- und Erwerbsverhältnisse der verschiedenen Landbezirke (Juzgados oder Partidos) zu erhalten. Er hat aber nur über 20 derselben Mittheilungen erhalten, nämlich über: San José de Flores 2, Ensenada 12, Magdelena 22, Mar Chiquito 80, Rojas 53, Lobos 24, San Pedro 46, Pergamino 55, San Isidro 5, Las Conchas 7, Pilar 16, Chivicloy 46, Matanza 6, El Salto 49, San Antonio de Areco 29, Quilmes 5, Baradero 43, Tabalque 53, Dolores und Pata-

gones (Carmen) 280 Leguas von der Hauptstadt entfernt. Die Bevölkerung derselben betrug 65,077 Argentiner, wovon nahe an 5000 Indianer und 6803 Ausländer; auf die eigentlichen Ortschaften, von denen keine einzige bis zu 2000 Einwohner hatte, kamen nur 20,418 Seelen; in vier Bezirken lag gar keine Ortschaft, sie haben nur Gehöfte. Von sämmtlichen Gebäuden waren nur 2060 aus „Material", also Holz oder Stein aufgeführt, 9075 waren von Stroh (de paja). Aber der Viehreichthum ist sehr beträchtlich; denn die Ziffern stellen sich: Rindvieh 1,226,811 Häupter, 442,221 Pferde, 963,080 ganz und halbveredelte Schafe, 1,008,018 Landschafe. Sie lieferten 103,147 Fanegas Weizen (wovon 78,000 allein auf Chivilcoy kommen), 321,591 F. Mais und Gerste, hatten 76 Roßmühlen und 53 Ziegelbrennereien. Sie lieferten 1853 Rindshäute 121,015, Roßhäute 5595. Roßhaar 12,621 Arroben, Talg 31,231 Arroben; verkauften lebendig 68,777 Stück Rindvieh, 14,978 Pferde, 21,107 Schafe; sodann 34,712 Arroben Wolle.

Diese 20 Landbezirke bilden etwa zwei Fünftel der 52 Districte in welche die „Campaña" von Buenos Ayres eingetheilt ist. Unter denen über welche Maeso keine Nachrichten erhielt befinden sich aber gerade die volkreichsten wie Barracas im Süden und im Norden, San Nicolas de los Arroyos, dessen gleichnamiger Hauptort 10,000 Seelen zählt, sodann Lujan, La Guardia, das jetzt Villa de Mercedes heißt, La Villa, je mit 30,000, Chascomas und Tandil je mit über 10,000 Seelen.

Unter den 65,077 Einwohnern obengenannter 20 Districte die einen Flächenraum von 1423 Quadratleguas einnehmen, waren 49,269 im Staate Buenos Ayres geboren, 4540 aus anderen argentinischen Provinzen, 4484 „befreundete" Pampasindianer; Ausländer 6803, wovon etwa ein Viertel aus Großbritannien, die übrigen aus Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland.

Wir haben weiter oben (S. 307) die Ziffer der in Buenos Ayres lebenden Ausländer angegeben. Für Stadt und Land berechnete man 1854 die Engländer auf 16,500 Köpfe; die Nordamerikaner auf etwa 4000, Schotten und „Colonisten" auf 2300. Davon waren 532 Schafzüchter und zwar 490 Irländer, 19 Engländer, 23 Schotten. Von diesen waren 79 Grundbesitzer; die übrigen Capitalisten, Kaufleute und Hand-

werker. Das in Stadt und Land angelegte fremde Capital schätzt Maeso auf 80 bis 100 Millionen Dollars.

Auf dem platten Lande überwiegt, wie man sieht, die Viehzucht, namentlich jene des Hornviehs. Ueberall sind Saladeros verstreut. Eine solche Schlachterei hat d'Orbigny sehr anschaulich beschrieben. Auf einer Estancia, welche er besuchte, sollten 5000 Stück Hornvieh geschlachtet werden. Es kam darauf an sie so rasch als möglich abzuthun und einzusalzen, weil man einen Ueberfall von Seiten der Indianer befürchtete. In einem großen Holzschuppen war Alles für die Arbeit hergerichtet. Sie geht in allen diesen Saladeros, Schlacht- und Pöckelanstalten, in folgender Weise von Statten.

Die Thiere werden auf den verschiedenen Weiden eingefangen und Abends in einen umhegten Platz getrieben. Man bringt alle Mal nur so viele dorthin als am nächsten Tage geschlachtet werden sollen. Nach Sonnenaufgang vertheilen die Arbeiter unter sich das Tagewerk. Einige steigen zu Pferde, nehmen die Fangschnur zur Hand, reiten in den „Corral", werfen jeder einem Thiere die Fangleine um die Hörner und ziehen es hinaus, während andere durch Schläge das Schlachtopfer treiben, das auf solche Weise zum Schuppen hingebracht wird. Sobald es dort angelangt ist, versetzt der Reiter welcher es von hinten getrieben hat, ihm sehr geschickt einen Messerschnitt, welcher ihm die Flechsen an einem Hinterbeine durchsäbelt. Nun kann der Ochs nicht mehr gehen, er fällt und sogleich kommen andere Arbeiter herbei, welche ihm die Kehle abschneiden. Manchmal rennen sie ihm auch das Messer in den Nacken und treffen das Rückgrat, und nun bleibt er liegen bis die Reihe an ihn kommt, das heißt bis er in die Hände jener Gruppe von Schlächtern übergeht, welche ihm den Hals völlig abschneiden und das Fleisch herauslösen. Etwa um Neun Uhr Morgens sind auf solche Weise 80 bis 100 Ochsen abgethan, und dann nehmen je zwei Mann ein Stück vor. Sie ritzen mit einem einzigen Messerschnitte die Haut der ganzen Länge des Bauches nach auf, vom Kopfe bis zum Schwanz; jene an den Beinen erhält den Schnitt auf der innern Seite bis an das Gelenk; der untere Theil der Füße wird abgehauen und bei Seite geworfen. Darauf ledern sie den Ochsen ab, und zerlegen ihn auf seiner eigenen Haut. Zuerst werden die vier Viertel mit erstaunlicher Gewandtheit abgetrennt und unter dem Schuppen an Haken

gehängt; darauf lösen dieselben Arbeiter alles Fleisch von den Knochen in der Weise ab, das es vier bis sechs große Stücke bildet. Das Alles geht ungemein rasch von der Hand; der eine säbelt Nacken und Schultern weg, der andere die Rippen; dies wird gleichfalls unter dem Schuppen auf einen großen Haufen geworfen. Kinder kratzen das Fett von den Eingeweiden ab.

Nachdem sämmtliche Ochsen zerlegt sind werden die Häute in den Schuppen getragen; das Fleisch wird auf die eine Seite geworfen, das Knochenwerk auf die andere. Nachher kommt eine andere Arbeit, an welcher sämmtliche Schlächter gemeinschaftlich theilnehmen. Jedes einzelne Stück wird vorgenommen und, falls es zu groß ist, zertheilt; auch löst man das Fett ab und wirft dasselbe auf einen Haufen. Sodann breitet man Häute aus und bestreut sie dick mit Salz; über dasselbe wird eine Lage Fleisch gelegt, diese ihrerseits mit Salz bedeckt und so fort bis ein hoher Haufen übereinander geschichteter Lagen dasteht, der dann zehn bis vierzehn Tage unberührt bleibt. Dann ist das Fleisch hinlänglich vom Salze durchdrungen, und kann nun an die Luft gehängt werden um zu trocknen. Die Häute werden in ähnlicher Weise gesalzen wie das Fleisch; sie bleiben aber länger liegen, manchmal vier Wochen lang; nachher packt man sie zusammen, und sie sind zum Verschiffen fertig.

Das Fett wird in drei Classen getheilt. Die erste besteht aus jenem von den Eingeweiden, wird S e b o, Talg genannt und in Fässer gepackt, entweder roh oder geschmolzen. Dieses Unschlitt bildet die geringste Art, und wird im Lande selbst zum Brennen benutzt oder auch versendet. Die zweite Art, G r a s a, wird vom Fleisch abgenommen, zerschmolzen und in große Blasen oder Gedärme gegossen. Man verwendet es zur Bereitung der Speisen, und der Argentiner kann desselben gar nicht entbehren. Die dritte Classe ist am werthvollsten. Nachdem alle Knochen welche Mark enthalten sorgfältig bei Seite gelegt worden sind, zerbricht man sie, langt den Inhalt aus den Röhren, läßt ihn in einem Kessel zergehen, und füllt ihn in kleine Fläßer. Dieses Markfett kommt nur in die Küchen wohlhabender Leute und wird von den argentinischen Feinschmeckern hoch geschätzt; es ist wirklich jeder Butter, dem besten Schweinsfette und dem reinsten Baumöl vorzuziehen. Die Zungen werden besonders gesalzen und kommen getrocknet in den Handel. Von allen diesen Fleischwaaren

geht viel nach Brasilien, weil in den tropischen Gegenden das frische Fleisch sich nicht hält und man sich auf gesalzene und getrocknete Waare angewiesen sieht.

Nach vollendeter Arbeit reinigen die Arbeiter die blutbedeckte Schlachtstätte. Den Kopf sammt dem daran befindlichen Fleisch, das Geripp des Rumpfes und die Beinknochen werden bei Seite geschafft. Bei Carmen bringt man sie an den Rio Negro, und wirft Leber, Herz und Lungen auf einen Haufen. In den letzten Jahren hat man angefangen die Knochen zu verwerthen; sie sind ein gesuchter Handelsartikel geworden und werden in Europa zu Beinschwarz, als Düngungsmittel und zur Phosphorfabrikation benützt. Sobald das Fleisch in Fäulniß übergegangen ist werden die Hörner abgenommen; in Gegenden wo es an Brennholz fehlt, benützt man wohl auch die Knochen als Brennstoff.

Wer den Arbeitern in einer solchen Salzerei zusieht, ist erstaunt über ihre Geschicklichkeit, aber er empfindet doch ein gewisses Grauen vor diesen Menschen. Sie verstehen sich meisterhaft darauf allen Stößen des wüthenden Stieres auszuweichen, sie werden allemal seiner Meister, mag er sich auch noch so verzweifelt wehren. Denn sobald das Thier der Schlachtbank nahe kommt, springt es zurück und fängt an zu rasen, und die von ihrem Kalbe getrennte Kuh brüllt entsetzlich und versucht auf jede mögliche Weise die Flucht. Man sollte meinen, der Schlächter müsse jeden Augenblick ein Kind des Todes sein, aber er kennt gar keine Gefahr, und trotzt dem Stier und der Kuh, die ihm bei seiner Gewandtheit gar nichts anzuhaben vermögen. Seine Geistesgegenwart ist geradezu bewunderungswürdig und eine Verwundung kommt nur selten vor. Aber solch ein Mensch ist auch entsetzlich hart und kennt weder Mitleid noch Barmherzigkeit. Er freut sich, möchte man sagen, über die Leiden seines Schlachtopfers, das wenige Minuten vorher Alles aufbot, um ihn mit den Hörnern zu Boden zu rennen. Manchmal sieht er zu wie das Thier mit durchschnittenen Beinflechsen sich umherwälzt und lacht in das Röcheln und Brüllen des Stiers laut hinein; ja er versetzt ihm wohl muthwilligerweise Stiche, und überläßt ihn großen Hunden, die ihm die Zunge ausreißen. Dann giebt es Jubel über Jubel von Seiten der Arbeiter die, von Blut triefend, umherstehen und für die ein so gräßliches Schauspiel Hochgenuß ist. Menschen, die von früher Jugend an solche Metzeleien

gewöhnt sind, haben kein weiches Herz, und sind grausam auch gegen ihren Nächsten. Sie bedrohen einander selbst mit dem Messer, schneiden dem Gegner mit welchem sie sich in Streit verwickelt sehen, tiefe Wunden ins Gesicht, und der ächte Gaucho hat Narben auf jeder Wange. Der Arbeiter im Saladero thut seinen Nebenmenschen mit derselben Gleichgültigkeit ab wie einen Ochsen.

So bietet denn eine solche Salzerei einen höchst widerwärtigen Anblick dar. Nachts brüllen die eingefangenen Thiere, die oft in achtundvierzig oder zweiundsiebenzig Stunden weder Nahrung noch Wasser erhalten haben, ganz entsetzlich; am Tage nimmt das Röcheln der Schlachtopfer kein Ende. Und wenn man näher tritt, gewahrt man acht oder zehn von Blut triefende Männer welche mit blinkendem Messer Hälse abschneiden, Felle abziehen, Fleischmassen auseinander säbeln, und ringsum liegen fünfzig bis hundert Thierleichen, hier ein Stier der eben verendet, dort ein noch nicht abgeschlachtetes Rindvieh, das vor Hunger und Durst dem Verschmachten nahe ist, etwas entfernter starren uns Fleischmassen entgegen. Und dabei lachen und scherzen die Arbeiter und die Raubvögel kreisen kreischend in der Luft oder streiten mit den Hunden über den Abfall.

Bei jeder Estancia halten sich Schwärme von Geiern auf (Cathartes urubu und C. aura) und große und kleine Caracaras. Gewöhnlich beträgt die Zahl dieser Vögel nicht über ein paar Dutzend, sobald aber das Schlachten beginnt kommen sie in großer Menge an, denn das Blut zieht sie aus einem Umkreise von vielen Meilen herbei. So zählte d'Orbigny einige Tage nachdem das Schlachten auf der Estancia begonnen hatte einige Tausend Urubus, mehrere Hundert Caracaras, eine große Zahl von Chimangas und Auras, die sich alle unter entsetzlichem Gekreisch um die Fleischüberreste zankten. Sie waren außerordentlich dreist und wichen nicht etwa wenn Leute herankamen. Der französische Reisende feuerte einen Schuß ab, und nun flogen diese Tausende von Vögeln in die Höhe. Das Geräusch ihres Flügelschlags war donnerähnlich, und die ungeheure fliegende Geierwolke warf einen breiten Schatten auf die Erde. In der Gegend von Buenos Ayres leben keine schwarzen Urubus, dagegen aber in großer Menge eine weiße Möve, welche die Saladeros besucht. Sobald Alles verzehrt ist und das Schlachten ein Ende hat,

verschwinden alle diese Vögel, deren Dasein übrigens als ein Segen betrachtet werden muß, denn ohne sie würden die Massen thierischen Abfalls in Fäulniß übergehen, und pestartige Krankheiten erzeugen. —

Während der letzt verflossenen Jahre hat man übrigens den Betrieb der Saladeros wentlich verbessert, und in denen welche mit Dampf arbeiten und die Thiere sammt allem Abfall zu benützen wissen, erzielt man einen doppelten und dreifach höhern Ertrag als bei der früheren rohen Arbeitsmethode.

Zehntes Buch.

Die Provinzen der argentinischen Conföderation.

Achtzehntes Kapitel.

Bestandtheile und Verfassung.

Wir haben weiter oben (S. 212 ff.) dargestellt, in welcher Weise, nach dem Sturze des Dictators Rosas, Buenos Ayres sich von den übrigen Provinzen der argentinischen Conföderation getrennt hat, und bis auf Weiteres einen souverainen Staat bildet, der jedoch durch gemeinsames Interesse und durch Verträge mit den übrigen Landestheilen in vielfachen Beziehungen steht. Fassen wir das argentinische Gebiet als ein Ganzes so reicht dasselbe im Süden bis zur Magellansstraße; im Westen wird es von den Andes begrenzt; im Osten vom Atlantischen Ocean, dem La Plata und dem Uruguay, in den Missionen und Corrientes von Paraná, durch welchen es von der Republik Paraguay getrennt wird; oberhalb Corrientes bis zum 22. Grade S. Br. bildet das rechte Ufer des Paraguay die Grenze; doch macht hier Bolivia Anspruch auf das ganze Land am linken Ufer des Pilcomayo. Im Norden läuft die Grenze eine Strecke weit den 22. Breitengrad entlang nach Westen, biegt dann etwas nach Südwesten ein und zieht durch eine wüste Gegend (El Despoblado) bis zu den Andes. Der Flächeninhalt läßt sich nicht genau angeben; man schätzt ihn auf vierzig- bis funfzigtausend deutsche Geviertmeilen. Aber in Gran Chaco ist die Grenze gegen Bolivia unbestimmt, und im Süden reicht sie immer nur so weit als es gelingt die Indianer jeweilig zu vertreiben, zu bändigen oder zu vertilgen. Auch zwischen manchen Provinzen

sind die Scheidelinien nicht festgezogen oder genau bestimmt. Sämmtliche vierzehn „Landestheile", ohne die zweifelhaften Gebiete, bedecken einen Flächenraum von mehr als fünfundzwanzigtausend Geviertmeilen; sie sind fast dreimal so groß als Deutschland.

Auch über die Volksmenge fehlen genaue und zuverlässige Angaben, da die Zählungen immer nur vereinzelt und nicht nach einem gleichmäßigen System veranstaltet worden sind, und für manche Gegenden sogar alle festen Anhaltepunkte fehlen. Wir geben nachfolgende Ziffern ohne irgendwie für die Genauigkeit derselben einstehen zu können; jene über die Volksmenge sind Maeso entlehnt.

	Provinzen	Quadrat-meilen	Bevölkerung 1847	Bevölkerung 1854
1.	Buenos Ayres	2000	320,000	500,000
2.	Santa Fé	1950	20,000	30,000
3.	Entre Rios }	5000	30,000	70,000
4.	Corrientes }		40,000	60,000
5.	Cordova	2100	90,000	150,000
6.	Santiago	3200	50,000	60,000
7.	Tucuman	2000	45,000	65,000
8.	Salta }	2600	60,000	70,000
9.	Jujuy }			
10.	Catamarca	1800	30,000	65,000
11.	La Rioja	2600	25,000	30,000
12.	San Luis	1700	20,000	30,000
13.	Mendoza	2200	45,000	60,000
14.	San Juan	1800	25,000	45,000

Die vier ersten Provinzen bilden die sogenannten Provincias ribereñas, weil sie an den großen Strömen liegen, mit 660,000 Seelen; die sieben folgenden sind die Nordprovinzen, mit 480,000 Seelen; die drei letzten sind die sogenannten Cuyo-Provinzen, liegen im Westen und haben zusammen nur 135,000 Seelen. Die Gesammtziffer Maeso's von 1,275,000 Seelen für die ganze argentinische Conföderation ist sicherlich etwas hoch gegriffen. Der Staat Buenos Ayres zählt nicht mehr Bewohner als Berlin oder Wien; die drei übrigen Stromprovinzen erreichen noch lange nicht die Bevölkerungsziffer der Stadt Hamburg, oder eines thüringischen Herzogthums, die Cuyoprovinzen zählen kaum mehr

als Städte wie Dresden oder Breslau. Die gesammte Conföderation, dreimal so groß als Deutschland, hat etwa so viele Bewohner wie Wien, Berlin und Hamburg zusammengenommen, oder wie das Großherzogthum Baden. Sie allein könnte auf das Bequemste mindestens 60 Millionen Menschen nähren, und faßt man die übrigen zum La Plategebiet gehörenden Lande gleichfalls in's Auge, Paraguay mit angeblich 740,000 Seelen, Uruguay mit 120,000, Theile von Südbrasilien und Bolivia, so kommen drei bis vier Millionen Seelen auf einen Flächenraum von etwa 80,000 Quadratmeilen einer Region die zum größten Theil gesundes Klima bei ungemein fruchtbarem Boden hat. Bisher freilich haben ihr die Menschen gefehlt.

Nachdem wir im vorigen Buche Mittheilungen über den Staat Buenos Ayres gegeben, gehen wir nun zu den 13 Provinzen der argentinischen Conföderation über, die seit einigen Jahren in wachsendem Gedeihen sind, und denen eine erfreuliche Zukunft sicher ist, wenn sie einer andauernden Ruhe sich erfreuen.

Die Bundesverfassung, gegeben zu Santa Fé am 1. Mai 1853 besteht aus 107 Artikeln. Im Eingange heißt es, daß die Vertreter des Volks der argentinischen Conföderation sich zu einem allgemeinen constituirenden Congreß versammelt hätten um bestehende Uebereinkünfte zu vollziehen, die nationale Einheit zu constituiren, die Gerechtigkeit zu befestigen; den innern Frieden zu sichern, für eine gemeinsame Vertheidigung zu sorgen, das Wohlergehen Aller zu fördern, die Segnungen der Freiheit dem Volke zu sichern „für uns, für unsere Nachkommen und für alle Menschen welche den argentinischen Boden bewohnen wollen."

Wir heben einige Artikel hervor: 1. Die argentinische Nation hat als ihre Regierungsform die repräsentative Föderalrepublik gemäß der gegenwärtigen Verfassung. 2. Sie erhält den römisch-katholisch apostolischen Cultus aufrecht. 4. Die Bundesregierung bestreitet die nationalen Ausgaben aus dem Nationalschatze, der gebildet wird aus den Erträgnissen der Ein- und Ausfuhrzölle, des Verkaufs oder der Verpachtung von Ländereien welche Nationaleigenthum sind, der Einnahme von den Posten, und anderer Abgaben, welche in gerechter Weise und nach Ver-

hältniß vom Generalcongreß der Bevölkerung auferlegt werden, sodann von Anleihen und Creditoperationen welche derselbe Congreß für die Bedürfnisse der Nation oder für Unternehmungen von nationalem Nutzen decretirt. 5. Jede einzelne Provinz wird sich eine Verfassung geben gemäß dem republikanischen Repräsentativ-System und in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen, Erklärungen und Garantien der Nationalverfassung; sie muß die Gerechtigkeitspflege, die Gemeindeverwaltung und freien Elementarunterricht sicherstellen. Der Generalcongreß revidirt die Provincialverfassungen, bevor diese veröffentlicht werden. Unter diesen Bedingungen gewährleistet die Bundesregierung jeder Provinz ihre Verfassung. 6. Die Bundesregierung schreitet in den Provinzen ein, mit oder ohne Requisition der gesetzgebenden Versammlungen oder der Gouverneure der Provinzen, zu dem alleinigen Zweck, die durch Aufstand gestörte öffentliche Ordnung wiederherzustellen oder über die durch Angriff oder Gefahr von Außen bedrohte nationale Sicherheit zu wachen. 7. Die öffentlichen Documente und Gerichtsacten einer Provinz haben in allen anderen volle Gültigkeit; der Congreß kann durch allgemeine Gesetze die Form dieser Documente und ihre legalen Wirkungen bestimmen. 8. Die Bürger jeder Provinz genießen in allen anderen die Rechte, Privilegien und Freiheiten der dortigen Bürger. 9. Im ganzen Gebiete der Conföderation giebt es keine anderen Zölle als die Nationalzölle, deren Tarif der Congreß zu genehmigen hat. 10. Im Innern der Republik haben alle argentinischen Producte und Gewerbserzeugnisse zollfreien Umlauf; dasselbe gilt von allen Waaren, welche über die Zollstätten eingeführt worden sind. 11. Alle Transitzölle sind abgeschafft und können unter keinem Vorwande und unter keiner Bedingung wieder eingeführt werden. 12. Die Schifffahrt zwischen den einzelnen Provinzen ist unbedingt frei. 13. Die Conföderation kann neue Provinzen in ihren Bund aufnehmen; aber im Gebiet einer Provinz kann sich keine neue Provinz bilden; auch können nicht mehrere Provinzen sich zu einer Provinz vereinigen — ohne Genehmigung der gesetzgebenden Versammlung der betheiligten Provinzen und des Congresses. (Die Artikel 14, 20, 21, 25 welche auf die staatsbürgerlichen Rechte und die Einwanderung Bezug haben, theilen wir weiter unten bei Beschreibung der Provinz Santa Fé mit.) 15. Sclaven giebt es in der Conföderation nicht; die wenigen welche noch vorhanden

sind, werden frei an dem Tage, an welchem sie den Eid auf diese Verfassung geleistet haben; ein besonderes Gesetz wird die betreffenden Entschädigungen feststellen. Jeder Kauf- oder Verkaufsvertrag über Menschen ist ein Verbrechen, für welches Käufer, Verkäufer und der Beamte welcher dazu die Hand bietet, verantwortlich sind. 16. Die argentinische Conföderation erkennt keine Bevorzugung des Blutes oder der Geburt an, es giebt in ihr weder persönliche Privilegien noch Adelstitel. Alle Bewohner ohne Ausnahme sind gleich vor dem Gesetz, und bei Anstellungen kommt lediglich die Befähigung in Betracht. Die Gleichheit ist Grundlage der Steuern und der öffentlichen Lasten. 17. Das Eigenthum ist unverletzlich und Niemand kann an demselben verkürzt werden außer durch ein dem Gesetz entsprechendes Urtheil. Die Zwangsenteignung aus Rücksichten des allgemeinen Nutzens soll durch ein Gesetz bestimmt werden; die Entschädigung muß der Enteignung voraus gehen. Lediglich der Congreß erlegt die in Art. 4 angegebenen Steuern auf. Persönliche Dienste können nur kraft eines Gesetzes oder gesetzlichen Urtheils in Anspruch genommen werden. Jeder Autor oder Erfinder ist ausschließlicher Eigenthümer seines Werkes, seiner Erfindung oder Entdeckung während der vom Gesetze bestimmten Zeit. Güterconfiscation ist für alle Zeiten abgeschafft. Keine bewaffnete Mannschaft darf Requisitionen machen, oder Beisteuer irgend einer Art fordern. 18. Niemand darf ohne vorausgegangenes Urtheil bestraft oder von Specialcommissionen gerichtet werden. Folgt eine Aufzählung einer Reihe von Garantien für die Person, und für das Briefgeheimniß, sodann die Bestimmung daß die Todesstrafe für politische Vergehen abgeschafft ist, ebenso „jede Art von Tortur, die körperliche Züchtigung, und die Hinrichtung vermittelst der Lanze oder des Messers.“ Die Gefängnisse sollen reinlich und gesund gehalten werden und nicht da sein, um die darin verweilenden Schuldigen zu züchtigen, sondern um sie zu überwachen. Für alles das werden die Richter verantwortlich gemacht. 23. Bei inneren Aufständen oder Angriff von Außen wird der betreffende Landestheil in Belagerungszustand erklärt. Aber während so die verfassungsmäßigen Garantien zeitweilig aufhören, kann der Präsident der Republik keine Strafe vollziehen lassen; er hat nur die Befugniß Personen verhaften oder in irgend einen andern Theil der Conföderation bringen zu lassen, falls sie nicht vorziehen das argentinische

Gebiet zu meiden. 24. Der Congreß wird die Initiative ergreifen um die bisherige Gesetzgebung in allen ihren Theilen zu verbessern und die Einrichtung der Geschwornengerichte einzuführen. 26. Die Schifffahrt auf den Flüssen ist für alle Flaggen frei unter den von der Nationalregierung angeordneten Regeln. 27. Die Bundesregierung ist verpflichtet ihre friedlichen und commerciellen Beziehungen mit auswärtigen Mächten sicher zu stellen vermittelst solcher Verträge welche in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen des öffentlichen Rechtes stehen, wie sie in dieser Verfassung enthalten sind. 29. Der Congreß kann der vollziehenden Nationalgewalt (eben so wenig wie die gesetzgebenden Kammern der Provinzen) außerordentliche Befugnisse oder die ganze Summe der öffentlichen Gewalt nicht übertragen; er kann ihnen weder Unterwerfung zuerkennen noch Suprematie, wodurch Leben, Ehre oder Habe der Argentiner der Regierung oder anderen Personen preisgegeben würden. Alles dergleichen würde an sich null und nichtig sein, und denen die dabei betheiligt sind die Strafe für Vaterlandsverrath zuziehen. 30. Nach zehn Jahren kann diese Verfassung verbessert werden, und zwar von dem Tag an gerechnet, an welchem sie vom Volke beschworen worden ist. Die Nothwendigkeit der Reformen muß aber wenigstens von zwei Dritteln aller Mitglieder des Congresses anerkannt sein; die Reform kann nur durch einen zu diesem Zweck berufenen Nationalconvent vorgenommen werden. 31. Die Behörden der Provinzen haben diese Verfassung, die ihr gemäß vom Congreß erlassenen Gesetze und die Verträge mit fremden Mächten als höchste Landesgesetze zu betrachten und sich danach zu achten; nichts was mit derselben in Widerspruch steht ist gültig.

Der zweite Theil der Verfassungsurkunde handelt von der äußeren Einrichtung der Conföderation und ihrer Behörden. Die gesetzgebende Gewalt übt ein Congreß; er besteht aus zwei Kammern; die eine wird aus Deputirten der Nation, die andere aus Senatoren gebildet, welche von den Provinzen und der Hauptstadt ernannt werden. Der Congreß übt die Gesetzgebung über das Zollwesen und stellt die Ausgangs- und Eingangszölle fest; er legt directe Steuern für einen bestimmten Zeitraum auf, welche für alle Theile der Conföderation dieselben sein müssen; er thut es aber nur wenn die Vertheidigung, die Sicherheit und das Gemeinwohl des Staates dergleichen erfordern. Er contrahirt Anleihen auf

den Credit der Conföderation. Er regelt den Verkauf und die Benutzung der Ländereien welche Nationaleigenthum sind. Er gründet und richtet eine Nationalbank in der Hauptstadt mit Zweiganstalten in den Provinzen ein; sie hat die Befugniß Zettel auszugeben. Er bestimmt über die Bezahlung der innern und der auswärtigen Schuld. Er stellt jährlich das Ausgabebudget der Bundesverwaltung fest, und billigt oder verwirft die Rechnungen darüber. Er bewilligt aus dem Nationalschatze Subsidien den Provinzen, deren Finanzertrag, laut ihrem Budget, nicht hinreicht, die gewöhnlichen Ausgaben zu decken. Er giebt Verordnungen über die freie Schifffahrt der Binnenflüsse, öffnet die Häfen welche ihm angemessen erscheinen, und richtet Zollstätten ein oder schafft dergleichen ab. Er läßt Münzen prägen, setzt den Werth derselben und der fremden Münzen fest und nimmt ein gleichförmiges System von Maß und Gewicht für die ganze Conföderation an. Er giebt ein Civil-, Handels-, Criminal- und Bergwerks-Gesetzbuch, und insbesondere die allgemeinen Gesetze für sämmtliche Provinzen, über die Rechte der Bürger und die Naturalisation, über Bankerotte und Verfälschung der Münzen und der öffentlichen Documente, so wie jene welche für die Einführung der Geschwornengerichte erforderlich sind. Er giebt Verordnungen über den See- und Landhandel mit den auswärtigen Nationen, und über jenen der Provinzen unter einander. Er richtet Posten ein. Er bestimmt, in endgültiger Weise die Grenzen des Gebietes der Conföderation, so wie jene der Provinzen, kann neue errichten und vermittelst einer speciellen Gesetzgebung die Einrichtung, Verwaltung und Regierung für Nationalterritorien bestimmen, welche außerhalb der den Provinzen angewiesenen Grenzen liegen. Er sorgt für die Sicherheit der Grenzen, hält die friedlichen Beziehungen zu den Indianern aufrecht, und ermuntert die Bekehrung derselben zum Katholicismus. Er hat das Recht zu fördern, was der Landeswohlfahrt ersprießlich ist, zu sorgen für den Fortschritt und das Gedeihen aller Provinzen; namentlich auch für den Unterricht, indem er Maßregeln zu Gunsten des allgemeinen Unterrichts wie für die Universitäten anordnet, den Gewerbfleiß, die Einwanderung, den Bau von Eisenbahnen und Schifffahrtscanälen aufmuntert, und ferner aufmuntert die Ansiedlungen auf Nationalländereien, die Einführung und Begründung neuer Industriezweige, die Einführung auswärtiger Capitalien und

die Erforschung der Flüsse im Innern, durch schützende Gesetze, und temporäre Concessionen, Privilegien und Unterstützungen. Er bestallt die Untergerichte beim obersten Gerichtshof, richtet Beamtenstellen ein oder schafft dergleichen ab, bestimmt deren Befugnisse, bewilligt Pensionen, decretirt Ehrenerweisungen und erläßt allgemeine Amnestie. Er genehmigt oder verwirft die Gründe welche der Präsident oder Vicepräsident angeben, um ihre Entlassung zu erhalten; er bestimmt die Zeitfrist für die Neuwahl und die Abstimmung. Er genehmigt oder verwirft die mit anderen Nationen abgeschlossenen Verträge oder die Concordate mit dem Heiligen Stuhl; er bestimmt auch die Ausübung des Patronats in der ganzen Conföderation. Er kann in der Conföderation auch andere religiösen Orden, außer den schon vorhandenen, zulassen. Er verleiht der vollziehenden Gewalt die Macht Krieg zu erklären und Frieden zu schließen. Er giebt Kaperbriefe aus, ermächtigt zu Repressalien und erläßt Verordnungen, wie es mit den Prisen gehalten werden soll. Er bestimmt die Anzahl der Land- und Seetruppen in Kriegs- und Friedenszeiten; giebt Ermächtigung, die Miliz aller Provinzen oder einiger derselben zusammenzuziehen, falls die Vollziehung der Bundesgesetze dergleichen erforderlich macht, und wenn es nothwendig ist Aufstände zu unterdrücken oder Einfälle abzuweisen; er bestimmt über Einrichtung, Bewaffnung und Mannszucht dieser Milizen, die Verwaltung und Führung jener welche im Dienste der Conföderation verwendet werden; er beläßt aber den Provinzen die Ernennung der Chefs und Officiere ihrer Milizen, und die Fürsorge, in ihren respectiven Milizabtheilungen die vom Congreß vorgeschriebene Kriegszucht durchzuführen. Er kann fremden Truppen den Eintritt in das Gebiet der Conföderation erlauben, eben so, daß nationale Truppen außer Landes gehen. Er kann im Falle innerer Unruhen den Belagerungszustand für einen oder mehrere Punkte der Conföderation erklären, und einen solchen welchen die vollziehende Gewalt erklärt hat während der Congreß nicht versammelt war, genehmigen oder aufheben. Er ausschließlich übt die Gesetzgebung im ganzen Gebiete der Bundeshauptstadt und an anderen Localitäten welche durch Kauf oder Cession erworben worden sind, um darauf Festungen, Arsenale, Magazine oder andere zu allgemeinem Nutzen bestimmte Anstalten zu bauen. Er prüft die Verfassungen der Provinzen, verwirft sie im Fall sie den Grundsätzen

und Bestimmungen dieser Landesverfassung nicht entsprechen und giebt alle erforderlichen Gesetze und Anordnungen um die Verfassung wirksam zu machen.

Die vollziehende Gewalt übt ein Bürger welcher den Titel: Präsident der argentinischen Conföderation führt. Ist er erkrankt, von der Hauptstadt abwesend, stirbt er, giebt er seine Entlassung oder wird er abgesetzt so übt der Vicepräsident die vollziehende Gewalt aus. Im Falle der Absetzung, des Ablebens oder der Unfähigkeit des Präsidenten und Vicepräsidenten, bestimmt der Congreß welcher öffentliche Beamte die Präsidentschaft führen soll, bis die Ursache der Unfähigkeit aufgehört hat oder ein neuer Präsident erwählt worden ist. Der Präsident oder Vicepräsident muß innerhalb des argentinischen Gebietes geboren worden oder Sohn eines in der argentinischen Conföderation geborenen Bürgers sein; er muß sich zur katholischen Religion bekennen und alle Eigenschaften besitzen die erforderlich sind um in den Senat wählbar zu sein. Beide werden auf sechs Jahre gewählt, und können erst nach Ablauf einer sechsjährigen Frist wieder gewählt werden. Beide beziehen ein Gehalt aus dem Bundesschatze; dasselbe kann während der ganzen Amtsdauer keine Veränderung erleiden. Beide können in der ganzen Zeit keine andere Stelle bekleiden, dürfen auch weder von der Conföderation noch von irgend einer Provinz irgend ein Emolument annehmen. Vor dem Amtsantritt haben Beide den vorgeschriebenen Eid zu leisten. Der Präsident hat die Befugnisse welche dergleichen Würdenträgern in Föderativrepubliken übertragen worden sind. Der Artikel 83 zählt sie auf. Wir heben einige eigenthümliche Bestimmungen hervor. Er hat das nationale Patronat bei der Präsentation der Bischöfe für die Kathedralkirchen nach dreifachem Vorschlage des Senats. Er bewilligt oder versagt die Decrete von Concilien, Bullen, Breven und Rescripten des römischen Papstes, im Einvernehmen mit dem höchsten Gerichtshofe; wenn dieselben allgemeine oder dauernde Verfügungen enthalten ist ein argentinisches Gesetz für sie erforderlich. — Auch wenn der Congreß versammelt ist, kann der Präsident in dringenden Fällen, falls die öffentliche Ruhe gefährdet ist, den Belagerungszustand erklären, er muß aber binnen zehn Tagen dem Congreß darüber Rechenschaft geben. — Die Conföderation hat fünf Minister; je einen für das Innere, das Auswärtige, die Finan-

zen, Justiz, Cultus und öffentlichen Unterricht, Kriegs- und Seewesen. Sie können weder Senatoren noch Deputirte sein, aber den Sitzungen des Congresses beiwohnen und sich an der Erörterung betheiligen, aber nicht stimmen.

Die dritte Abtheilung handelt von der gerichtlichen Gewalt. Die Conföderation hat ein höchstes Gericht, das aus neun Richtern und zwei Fiscalprocuratoren besteht; sie wohnen in der Hauptstadt. Sodann giebt es Bundes-Untergerichte, welche der Congreß im Gebiete der Conföderation bestallt. Der Präsident des Bundes kann in keinem Falle gerichtliche Functionen ausüben, oder von schwebenden Processen Kenntniß nehmen, oder Abgeurtheilte aufs neue zur Untersuchung ziehen. Die Richter an den Bundestribunalen behalten ihr Amt so lange ihr Verhalten ohne Tadel ist. Niemand kann Richter am höchsten Gerichtshof werden, der nicht acht Jahre lang Advocat in der Conföderation gewesen ist, und alle Eigenschaften besitzt, um zum Senator wählbar zu sein.

Der von den Provinzen handelnde Titel der Verfassung enthält unter anderen Bestimmungen folgende: — Die Provinzen behalten alle Gewalt welche nicht durch diese Verfassung der Bundesregierung übertragen worden ist. Sie geben sich ihre localen Einrichtungen und verwalten (gouverniren) sich selbst, wählen ihre Gouverneure, Gesetzgeber und andere Provinzialbeamten, ohne irgend eine Einmischung der Bundesregierung. Jede Provinz giebt sich ihre Verfassung, die in Wirksamkeit tritt, sobald sie vom Congresse geprüft und genehmigt worden ist. Die Provinzen können untereinander Sonderverträge schließen, deren Zweck sich auf Justizverwaltung, ökonomische Interessen und solche für den allgemeinen Nutzen bezieht, doch nimmt der Congreß Kenntniß davon; oder welche darauf gerichtet sind aufzumuntern den Gewerbfleiß, die Einwanderung, den Bau von Eisenbahnen und Canälen, die Colonisation auf Provinzialländereien, die Einführung und Begründung neuer Industriezweige, die Einführung fremder Capitalien und die Erforschung der Flüsse, — das Alles durch schützende Gesetze und auf ihre eigenen Kosten. Dagegen üben die Provinzen keinerlei Befugnisse welche dem Congreß übertragen worden sind. Sie können keine speciellen Verträge von politischem Charakter schließen, keinerlei Gesetze über Handel und Schifffahrt geben, keine Provinzialzollstätten anlegen, keine Münzen

schlagen, keine Zettelbanken genehmigen, ohne Genehmigung des Bundescongresses. Auch dürfen sie keinerlei Gesetzbuch, gleichviel von welcher Art haben, ohne daß die Genehmigung durch den Congreß erfolgt ist; sie dürfen keine Gesetze geben über Bürgereigenschaften, Naturalisation, Bankerote, Münzverfälschung; keine Tonnengelder erheben, keine Kriegsschiffe bewaffnen, und keine Armee ausheben, außer wenn der Feind ins Land einfällt oder die Gefahr so groß ist daß kein Verzug statthaft erscheint. Sie müssen aber sogleich dem Congresse Rechenschaft ablegen. Sie dürfen keine Agenten für das Ausland ernennen oder von dort dergleichen annehmen, auch keine neuen religiösen Orden zulassen. Keine Provinz kann einer anderen den Krieg erklären oder dieselbe befehden, sondern sie muß ihre Beschwerden vor das höchste Gericht bringen, welches darüber zu entscheiden hat. Thatsächliche Feindseligkeiten gelten als Handlungen des Bürgerkriegs, für Aufstand und Rebellion, und werden von der Bundesregierung, dem Gesetze gemäß, unterdrückt. Die Gouverneure der Provinzen sind die natürlichen Agenten der Bundesregierung zur Ausübung der Verfassung und zur Vollziehung der Gesetze der Conföderation.

In einem besonderen Gesetze wurde bestimmt, daß Buenos Ayres Bundeshauptstadt sein solle: da aber diese Provinz sich für unabhängig erklärte so wurde La Bajada del Paraná Sitz der Bundesbehörde.

Neunzehntes Kapitel.

Die Provincias ribereñas:

Santa Fé — Corrientes
Entre Rios — Missiones.

Diese Provinzen liegen am Paraná, respective am Uruguay. Parish meint, es würde für sie in jeder Hinsicht ersprießlich gewesen sein, wenn sie stets mit Buenos Ayres in friedlicher Verbindung und in freundlichem Einvernehmen geblieben wären. Und allerdings ist zu wünschen, daß sämmtliche argentinischen Lande gemeinschaftlich sich dem Fortschritt und gedeihlicher Entwickelung zuwenden. In Folge der langen Unruhen und

Bürgerkriege waren auch diese sogenannten Uferprovinzen weit zurückgeblieben, und erst in der neueren Zeit scheinen, wie gesagt, die Dinge sich besser gestalten zu wollen.

Die Spanier hatten, wie weiter oben im vierten Kapitel berichtet worden ist, die von Mendoza in Buenos Ayres gegründete Ansiedelung wieder aufgegeben. Sie betrachteten Paraguay als den Mittelpunkt ihrer Herrschaft in den La Plata-Gegenden, und richteten ihre Aufmerksamkeit besonders auf Perú, während sie lange Zeit die argentinischen Lande für arm hielten, weil sie dort weder Gold noch Silber fanden. Auch mochte ihnen wenig daran liegen mit Indianerstämmen Krieg zu führen, die so erfolgreiche Gegenwehr geleistet hatten.

Die Schiffe welche von Spanien nach der Mündung des La Plata kamen, bedurften zur Stromfahrt nach Asuncion, der Hauptstadt von Paraguay, fast mehr Zeit als zu der Reise von Europa nach Südamerika, und sahen sich überhaupt von dem guten Willen der Eingeborenen abhängig, weil unterwegs keine Niederlassungen gegründet worden waren, bei welchen sie sich mit Lebensmitteln hätten versorgen können. Und wenn einem Schiff auf dem Paraná ein Unglück begegnete, so war weit und breit kein Ort oder Hafen wo man eine Zuflucht fand.

Diesem Uebelstande half Don Juan de Garay ab. Er begriff, von welcher Bedeutung die Gegenden am untern Stromlaufe waren, und wie thörig man zu Werke gegangen war, als man die von Cabot, Mendoza und Ayolas gegründeten Ansiedelungen wieder aufgab. Er war beauftragt Cáceres sicher den Strom hinab zu geleiten, aber das Volk von Paraguay erhob sich gegen ihn und schickte ihn als Gefangenen nach Spanien. Er benutzte diese Gelegenheit, um Erlaubniß zur Anlage einer Stadt im Unterlande auszuwirken. Garay war unter seinen Landsleuten beliebt; die Männer welche sich entschlossen hatten ihn zu unterstützen, sahen mit Verlangen der Ankunft des Adelantado Zarate entgegen, der aus Spanien Verstärkung mitbrachte. Garay ging bei der Wahl eines geeigneten Platzes von denselben Beweggründen aus, von welchen Cabot und später Ayolas geleitet wurden, als sie sich im Norden des Rio Carcaraña im Lande der Timbú-Indianer festsetzten. Diese waren weit friedlicher als die Charruas, welche den alten Solis erschlagen und gefressen hatten, oder als die Querandis, von welchen Mendoza bei der Gründung von

Buenos Ayres so schwer bedrängt wurde. Jene Timbús säeten Mais und bebauten das Land in ähnlicher Weise wie die gelehrigen Guaranis in Paraguay und Brasilien. Mit ihnen trat Garay in friedlichen Verkehr und gründete im Juli 1573 die Stadt Santa Fé de la Vera Cruz. Im Jahre 1651 wurde die Stadt weiter nach Süden an die Mündung des Rio Salado verlegt.

Nun kamen die Spanier von Paraguay, — denn mit diesem Namen bezeichnete man das ganze argentinische Land von der La Platamündung aufwärts — zum ersten Male in Berührung mit ihren Landsleuten, welche von Perú her Tucuman erobert hatten. Früher waren beide Theile ohne Kunde von einander. Garay untersuchte das Land am Ufer des Paraná unterhalb der Stadt Santa Fé, und fuhr in die Mündung des Salado. Unter den Eingeborenen herrschte große Aufregung, und sie drangen wohlbewaffnet in so großer Menge gegen die Spanier ein, daß diese auf ihr Schiff flüchten mußten. Weit und breit loderten helle Feuerzeichen empor. Garay lag in einem kleinen Nebenflusse blockirt, glaubte sich verloren, und war entschlossen, sein Leben auf das Theuerste zu verkaufen. Da rief plötzlich der wachthabende Matrose vom Mastkorbe, er sehe weiße Reiter heransprengen und auf die Indianer einhauen. Bald war die ganze Masse auseinandergetrieben, und die Retter in der Noth kamen näher. Garay erkannte in ihnen spanische Soldaten aus Tucuman, die unter Cabreras Anführung kurz vorher Córdova gegründet hatten, und zwar an demselben Tage, an welchem Garay den Grundstein zu seiner Stadt Santa Fé gelegt. Jetzt schwärmten sie im Land umher, um von Allem was zu ihrer „Jurisdiction" gehörte Besitz zu nehmen. Garay erhob sich gegen ihre Ansprüche, und behauptete ganz richtig daß seine Niederlassung einen Theil von Paraguay bilde; er war aber der schwächere Theil, mußte für den Augenblick nachgeben und abwarten, in welcher Weise der Streithandel in Spanien entschieden wurde. Zum Glück kam bald nachher der Adalantado Zárate aus Europa, und brachte eine königliche Verfügung mit, der zufolge seiner Statthalterschaft, nämlich dem Lande Paraguay, alle Ansiedelungen zugehören sollten, welche auf jeder Seite des Paraná zweihundert Leguas landeinwärts lagen. Garay wurde später mit ausgedehnter Machtbefugniß versehen und gründete die Stadt Buenos Ayres.

Provinz Santa Fé.

Das Gebiet dieser Provinz bildete zur Zeit der spanischen Herrschaft einen Bestandtheil von Buenos Ayres, zu dessen Jurisdiction es gehörte. Während der Streitigkeiten welche der Gründung einer unabhängigen Regierungsgewalt in Buenos Ayres folgten, und an welchen Santa Fé sich lebhaft betheiligte, sprach das letztere der neuen Gewalt das Recht ab, seine Provinzialbehörden zu ernennen. Unter solchen Umständen gelangte Lopez, ein Soldat welcher in Bezug auf diesen Punkt der Centralregierung entschiedenen Widerstand geleistet hatte, in Santa Fé an die Spitze, und erklärte die Provinz für unabhängig. Ihr Gebiet reicht seitdem nach Süden bis zum Arroyo del Medio, westlich bis zu den Salados de los Porongos und nördlich bis zum Gebiete der Indianer im Gran Chaco. Die Ostgrenze wird vom Paraná gebildet. Die Regierung von Buenos Ayres baute in diesem Gebiete kleine Festungen, und hielt in diesen Burgen hinlängliche Streitkräfte, um die Indianer abzuwehren. Damals war Santa Fé ein wichtiges Verbindungsglied nicht nur für den Verkehr zwischen Buenos Ayres und Paraguay, sondern auch zwischen diesem letztern, den Cuyo-Provinzen und Tucuman. Wein und getrocknete Früchte aus Mendoza und San Juan wurden in Santa Fé gelagert, und dann von diesem Stapelplatze stromauf nach Corrientes und Paraguay verschifft. Vom Oberlande kam als Rückfracht für die genannten Städte, für Chile und Perú, Maté, d. h. Paraguaythee in so großer Menge, daß in manchen Jahren die Ziffer drei bis vier Millionen Pfund erreichte. Die Estancieros, Besitzer der Viehgehöfte, gehörten zu den wohlhabendsten im Vicekönigreiche, und zu ihrem Weidegebiet wurden auch ausgedehnte Landstrecken am rechten Ufer des Stroms, im heutigen Entre Rios, gerechnet. Dort trieben sie vorzugsweise Maulthierzucht, die so beträchtlich war, daß Santa Fé den bei weitem größten Theil der 50,000 Maulthiere lieferte, welche jährlich nach Salta verkauft, und dort wieder nach Hochperú geführt wurden.

Späterhin gestalteten sich die Dinge ungünstiger. Seit der Handelsverkehr mit Bolivia und Paraguay eine Unterbrechung erfuhr, schwand der frühere Wohlstand, und die Trennung von Buenos Ayres wirkte gleichfalls in mehr als einer Beziehung nachtheilig. Insbesondere

wurden die Burgen an den Grenzen vernachlässigt, und die Indianer aus dem Gran Chaco konnten ungestraft Raubzüge unternehmen. Sie haben einen nicht unbeträchtlichen Theil der Provinz verwüstet, und selbst die Stadt Santa Fé mehr als einmal mit Vernichtung bedroht. Auch die Bevölkerung wurde schwächer und sank auf 15 bis 20,000 Seelen herab; gegenwärtig ist sie jedoch wieder auf etwa 30,000 Köpfe angewachsen und fortwährend im Steigen. Zu beträchtlichem Theil besteht sie aus Guaranís, Nachkommen jener Indianer welche einst in den Missionen der Jesuiten ansässig waren, und nach Vertreibung der Patres, im Jahre 1768, auswanderten.

Es leidet keinen Zweifel, daß unter günstigen Verhältnissen und bei einem angemessenen Regierungssysteme Santa Fé eine der bedeutendsten Provinzen werden könnte. Die Lage der Stadt ist für den Transithandel zwischen Buenos Ayres und den Gegenden nördlich von Córdova, ungemein günstig. Der Salado welcher sie bespült, galt seither nur für Barken bis Matara in der Provinz Santiago, also bis unweit von der gleichnamigen Stadt schiffbar, und die Benutzung dieses Wasserweges würde, gegenüber der ohnehin theuern Landfracht, die Straße um zweihundertundfunfzig Leguas abkürzen. Wir haben schon früher bemerkt daß er bis in die Nähe von Salta mit Dampfern befahren werden kann. Aber es giebt noch eine andere Straße welche direct von Santa Fé an dem Porongos-See und am Rio Dulce hinläuft, und einige Posten südlich von der Stadt Santiago in die große Straße von Córdova mündet. Sie ist geeignet den Weg zwischen Buenos Ayres und den oberen Provinzen um mindestens hundert Leguas abkürzen, und in jedem andern Lande würde man einen solchen Vortheil zu benutzen wissen. Aber da wo die Straßen gerade so geblieben sind wie die Natur sie geschaffen hat, und wo man die Güter nur auf schweren mit Ochsen bespannten Karren sehr langsam, kostspielig und nicht ohne Gefahr weiter befördert, dort, sagen wir, sollte man eine so große Ersparniß von Zeit und Raum doppelt zu schätzen wissen. Wahrscheinlich wird diese Straße benutzt werden, sobald einmal der Strom regelmäßig von Dampfern befahren wird; die Segelschifffahrt zu Berg gegen Strom und Wind ist allerdings mit großen Schwierigkeiten verknüpft, und wir haben bei der Schilderung von d'Orbigny's Reise nach Corrientes gezeigt, wie langsam sie von statten geht. Eine

durchgreifende Veränderung und eine Beseitigung aller dieser primitiven Zustände ist eben nur vermittelst der Dampfschifffahrt möglich.

Die beiden wichtigsten Plätze der Provinz sind El Rosario und Santa Fé. Das erstere bildet einen wichtigen Knotenpunkt für den Handel, und ist schon durch seine günstige Lage zu einem Stapelplatze der „transandinischen Provinzen" bestimmt, welche nach den Handelsgegenden jenseit der Cordillere beträchtlichen Handel treiben; auch Alles was vom Norden abwärts oder dorthin geht, muß an Rosario vorüber. Die Stadt liegt auf dem Hochufer des Paraná; sie hat gegenwärtig etwa 6000 Einwohner. Mac Cann der sie 1847 besuchte, fand dort ein ziemlich reges Geschäftsleben, im Strome nahmen einige Goeletten Ladung nach Montevideo; in der Stadt wurden Maulthiere für die Nordprovinzen und eine Waarenkarawane für Córdova beladen. Es wird namentlich für Córdova, Mendoza und San Luis immer Hafenplatz bleiben, und muß durch die Dampfschifffahrt ungemein gewinnen; auch wird es Ausgangspunkt für die Eisenbahn nach dem Westen werden, falls eine solche gebaut wird (S. 289). Die Umgegend und das Hinterland sind fruchtbar.

Die Stadt Santa Fé liegt an einem Arme des Paraná, zwei Leguas landeinwärts, hundertundfünfundvierzig Leguas auf dem Wasserwege von Buenos Ayres. Die Schiffslände ist bequem, bei niedrigem Stande hat aber das Wasser auf der Barre nur 4 Fuß Tiefe. Der Ausfuhrhandel geht nach Montevideo und Buenos Ayres, wohin man Holz, Häute, Roßhaare und Wolle verschifft. Die Umgegend eignet sich vortrefflich zum Anbau von Tabak und Baumwolle; beide Culturen sind indessen seither in dem menschenarmen Lande vernachlässigt worden. Die Rhederei des Platzes ist auch hier, wie in anderen Stromhäfen, zumeist in den Händen von Italienern. In früheren Zeiten trieb Santa Fé einen sehr lebhaften Handel mit den oberen Provinzen, er hörte aber während der bürgerlichen Unruhen auf, weil die Indianer den Weg dorthin in solchem Maaße verlegten, daß eine Zeit lang die Verbindung mit Córdova völlig unterbrochen war. Die Stadt soll 15,000 Einwohner haben; sie nimmt einen großen Raum ein, weil auch dort wie bei anderen argentinischen Städten ein großer Theil aus Gärten und Aeckern besteht. Die Häuser sind aus getrockneten Lehmsteinen gebaut, nur wenige haben Glas-

fenster. Unter den vier Kirchen ist die 1834 gebaute die hübschefte; sie hat einen Hochaltar in gothischem Styl; die Straßen sind nicht gepflastert aber Abends beleuchtet.

Die Regierung von Santa Fé giebt sich Mühe Einwanderer in ihr Land zu ziehen. Sie läßt durch ihre Agenten in Paris und Dünkirchen den Auswanderern Vorschüsse geben, um sie desto sicherer an Santa Fé zu fesseln. Freiherr v. Reden (Petermann, Geographische Mittheilungen 1856 S. 15) bemerkt: „Dieses Auswanderungsgeschäft ist in mehreren deutschen Staaten concessionirt, obgleich eine genaue Prüfung des Inhalts der Vertragsformulare ergiebt: 1) Daß darin Zusicherungen ertheilt worden sind welche ohne einen Act der Gesetzgebung des argentinischen Bundes durchaus unwirksam sind. 2) Daß über diese und andere Versprechungen nicht einmal eine Gewähr der gesetzgebenden Gewalt des Staates Santa Fé vorliegt. 3) Daß über die Grenzen der Selbstständigkeit der Einwanderergemeinde, sowie über deren Verhältniß zu den Staatsbehörden alle Bestimmungen mangeln. 4) Daß in der Abfassung jener Vertragsformulare (vielleicht durch Mängel der Uebersetzung aus dem Spanischen) manche Unklarheiten und Zweideutigkeiten sich finden, z. B. in §. 5, wo Quadratmeile und Lieue carrée (legua) als gleichbedeutend genommen sind. 5) Daß die Bestimmung des §. 1, wonach die Wahl des Ortes der Ansiedelung lediglich der Regierung von Santa Fé zusteht, schon allein genügt um dieses ganze Menschenhandelsgeschäft im trübsten Licht erscheinen zu lassen. 6) Daß der Vortheil der Vorschüsse bedeutend überwogen wird durch die den Einwanderern auferlegten Leistungen. 7) Daß die (fast mit Bestimmtheit vorauszusehende) Nichterfüllung dieser Leistungen und der Rückzahlungsbedingungen, die Einwanderer zu thatsächlichen Sclaven sowohl der Regierung als des Unternehmers mache."

Hier ist indessen zu bemerken daß die argentinische Bundesverfassung folgende von sämmtlichen Provinzen ausdrücklich angenommenen Bestimmungen enthält:

Alle Einwohner der Conföderation genießen folgende Rechte, gemäß dem Gesetze welches die Ausübung derselben regelt: „Das Recht zu arbeiten und jede erlaubte Industrie auszuüben, Schifffahrt und Handel zu treiben, Gesuche an die Behörden zu stellen, in das argentinische

Gebiet einzutreten, in demselben zu verweilen, durch dasselbe zu reisen und aus demselben sich zu entfernen; ihre Gedanken durch die Presse ohne irgend eine vorhergehende Censur zu veröffentlichen, ihr Eigenthum nach Belieben zu nutzen, und über dasselbe zu verfügen, sich zu nützlichem Zweck zu verbinden, ihren Gottesdienst frei auszuüben, Unterricht zu geben oder zu nehmen." So lautet Artikel 14. Artikel 20 sagt: „Die Ausländer genießen im Gebiete der Conföderation alle bürgerlichen Rechte der Staatsbürger; sie können Gewerbe, Handel und Industrie betreiben, Grundeigenthum besitzen, erwerben und veräußern, die Flüsse und Küsten beschiffen, ihren Gottesdienst frei ausüben, sich verheirathen und testiren. Sie sind nicht verpflichtet Staatsbürger zu werden oder außerordentliche Zwangssteuern zu zahlen. Nach zweijährigem ununterbrochenen Aufenthalt innerhalb der Conföderation können sie das Staatsbürgerthum erhalten; doch kann die oberste Behörde diese Frist zu Gunsten solcher Personen abkürzen welche darum nachsuchen, indem sie Dienste nachweisen welche sie der Republik geleistet haben." Artikel 21: „Jeder argentinische Staatsbürger ist verpflichtet sich zur Vertheidigung des Vaterlandes und dieser Verfassung zu bewaffnen, gemäß den Gesetzen welche zu diesem Behufe der Congreß und die nationale vollziehende Gewalt geben werden. Die naturalisirten Staatsbürger sind die nächsten zehn Jahre, von dem Tage an gerechnet an welchem sie den Bürgerbrief erhielten, von diesem Dienste befreit." Artikel 25: „Die Föderalregierung wird der europäischen Einwanderung jeden Vorschub leisten, und darf nicht den Eintritt in das argentinische Gebiet — solchen Ausländern — welche kommen um den Boden zu bauen, die Gewerbe zu vervollkommnen, Wissenschaften und Künste einzuführen und zu lehren — beschränken, begrenzen oder mit irgend einer Auflage belasten." — Artikel 28: „Die Grundsätze, Garantien und Rechte, welche in den vorstehenden Artikeln anerkannt sind, können nicht durch Gesetze alterirt werden, welche deren Ausübung regeln."

Uebrigens gehört gerade die Provinz Santa Fé zu jenen La Plata-Gegenden welche sich im Allgemeinen nicht für eine deutsche Einwanderung eignen. Aber es fehlt ihr auch nicht an guten Landstrecken.

Provinz Entre Rios.

Diese Provinz ist auf drei Seiten vom Paraná, und im Osten vom Uruguay umflossen; sie trägt also mit vollem Rechte den Namen „zwischen den Flüssen", ist ein wahres Mesopotamien. Sie gehörte, gleich Santa Fé, bis 1814 zur Intendantschaft Buenos Ayres, begriff aber auch das heutige Corrientes, das von ihr abgeschieden und gleichfalls selbstständig wurde. Die Grenze zwischen den beiden Provinzen bilden der kleine Fluß Guayquiraró der unter 30½ Grad in den Paraná mündet, und der Mocoreta, der in entgegengesetzter Richtung zum Uruguay fließt.

Santa Fé gegenüber, am linken Ufer des Paraná, liegt Bajada oder Villa del Paraná, Hauptstadt der Provinz Entre Rios und der Conföderation, seitdem die Trennung zwischen der letztern und Buenos Ayres stattgefunden hat. Sie erhielt 1813 städtische Gerechtsame. Der Gualeguay scheidet die Provinz in zwei Departementos, nämlich: Uruguay und Paraná. Nach der Verfassung von 1821 soll der Gouverneur alle zwei Jahre von einer Provincialjunta oder Asamblea gewählt werden, die aus Abgeordneten der verschiedenen Ortschaften gewählt sind. Die am wenigsten unbedeutenden sind, außer der Hauptstadt: Villa de Concepcion, am Uruguay; Noyoya, Gualeguay, und Gualeguaychú, sämmtlich an den gleichnamigen Flüssen.

Die Volksmenge giebt Parish auf nur 30,000 Seelen an; nach Maeso beträgt sie etwa 70,000. Sie ist dünn über das Land verstreut und wohnt zumeist in vereinzelten Gehöften, ist mit Viehzucht beschäftigt und besteht aus ächten Gauchos. Manche Estancias gehören Capitalisten in Buenos Ayres und werden sehr gesucht, weil es im Lande nicht an Wasser fehlt, Einbrüche der Indianer nicht zu befürchten sind und Producte ohne Schwierigkeit nach Buenos Ayres stromab befördert werden können. Schon in den spanischen Zeiten war die Viehzucht von Entre Rios sehr beträchtlich. Während der inneren Streitigkeiten und des Unabhängigkeitskampfes litt die Provinz sehr viel, besonders durch den abscheulichen Artigas; nicht minder trübe Zeiten machte sie während des Krieges mit Brasilien durch, denn sie lag an der Grenze.

Allmälig scheint sie sich zu erholen, und ihr Handel blüht von Jahr zu Jahr auf.

Statistischen Angaben von 1849 zufolge hat die Provinz 4800 Quadratleguas, 2 Städte und 12 andere Ortschaften (Flecken und Dörfer), sämmtlich Hafenplätze.

Das erste Departement, Paraná, zerfiel in folgende Districte: El Paraná 7700 Seelen. — Gualeguay 5040. — Victoria 4908. — Nogoya 4932. — El Tala 2483. — El Diamante 2706. — La Paz 1206. Zusammen 29,045. Das zweite Departement, Uruguay, hatte folgende Districte: Concepcion del Uruguay 4420. — Gualeguaychú 7023. — Concordia 2537. — Villeguay 2466. Federacion 1099. — Arroyo grande 1146. Zusammen 18,626. Total 47,671 Seelen.

Entre Rios ist, nebst Corrientes, eine der schönsten Provinzen des argentinischen Landes; das Land ist abwechselnd mit Wald und Weiden bedeckt, der Boden ungemein ergiebig, und zum Anbau aller Erzeugnisse des wärmern Himmelsstriches geeignet. Mit Ausnahme einiger Uferstrecken, die stets als Weideland benutzt werden, eignet sich der größte Theil des Landes zur Ansiedelung für Auswanderer auch aus Mitteleuropa, denn das Klima ist gesund und entspricht im Allgemeinen dem süditalienischen. Bis jetzt ist das Ganze eine ungeheure Viehweide mit großen Waldungen, die werthvolle Hölzer liefern. Entre Rios besitzt, nach Maeso, 4 Millionen Stück Hornvieh, und 1½ Million Pferde, 2 Millionen Schafe; die ersten kosten an Ort und Stelle das Stück 4 Pesos, die anderen 2 Pesos, und die Schafe das Stück 2 Realen!

Im Jahre 1850 liefen in den Häfen der Provinz 1708 Fahrzeuge ein, 1385 aus. Die letzteren exportirten 273,262 trockene und 50,000 gesalzene Rindshäute; 87,177 getrocknete und 54,000 gesalzene Roßhäute. 19,000 Schaffelle, 35,569 Arrobas Wolle, 20,592 Arrobas Roßhaare, 179,664 Arrobas Rindstalg. Ferner gesalzenes Fleisch, Maté und Kalk. Puerto de Gualeguaychú ist nächst Paraná (la Bajada) der wichtigste Hafen der Provinz mit etwa 12,000 Einwohnern (1854); dort liefen 1851 schon 746 Fahrzeuge von 10,951 Tonnen Gehalt ein, die für etwa 450,000 harte Piaster Landesproducte ausführten.

Provinz Corrientes.

Die Bevölkerung dieser Provinz wurde 1824 auf 35 bis 40,000 Seelen geschätzt, 1854 mit Einschluß des Gebietes der Missionen auf etwa 60,000. Sie hat einen Gouverneur der von einer Junta gewählt wird. Die Bewohner gleichen ihren Nachbarn in Paraguay, sprechen mehr Guarani als Spanisch, und sind ebenso einfach und nachgiebig als diese; dabei träg und sehr ununterrichtet über Alles was jenseit ihres Staates liegt.

Die Stadt Las Siete Corrientes wurde 1588 gegründet, also bald nach Santa Fé und Buenos Ayres, in 27 Grad 27 Minuten S. Br. an der Vereinigung des Paraná und Paraguay, zehn Leguas von dem Punkte wo der Vermejo in den erstgenannten Fluß mündet, sie liegt also für den Verkehr ungemein günstig, und würde im Besitz eines betriebsamen Volkes eine glänzende Zukunft haben. Das Land liefert dieselben Erzeugnisse wie das südliche Brasilien: Baumwolle, Tabak, Reis, Zucker, Indigo, und manche andere auf den Weltmärkten sehr gesuchte Waaren in Fülle, namentlich Häute, die über Buenos Ayres verschifft werden. Insbesondere der Tabak ist sehr gut, und würde bei sorgfältigem Anbau ein ganz ausgezeichnetes Blatt liefern. Eine anderwärts nicht bekannte Art Indigo ist der Yuyo, auf welchen zuerst Bonpland aufmerksam gemacht hat. Bei einer lebhaften Dampfschifffahrt auf dem Paraná werden künftig die Producte von Corrientes und Paraguay so wohlfeil auf den Markt von Buenos Ayres gebracht werden können daß sie im Welthandel eine beträchtliche Rolle spielen.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung in der Provinz Corrientes bildet die große Laguna de Ybera. Diese weite sumpfige Niederung oder Marschgegend hat Aehnlichkeit mit der Xarayes Lagune am obern Paraguay. Sie füllt sich, wie man meint, durch unterirdische Canäle mit Wasser wenn der Paraná seine periodischen Stromanschwellungen hat, setzt eine ausgedehnte Strecke Landes unter Wasser und speiset vier beträchtliche Flüsse, nämlich den Mirinay, der in den Uruguay fällt, den Santa Lucia, Bateles und den Rio Corrientes, welche in den Paraná münden. Azara meint, die allgemeine Beschaffenheit des Landes berechtige zu der Annahme, daß vor Zeiten einmal der Paraná

seinen Lauf durch diesen See genommen habe und daß möglicherweise künftig einmal dasselbe wieder der Fall sein könne. Gegenwärtig ist es kaum möglich diese Lagune genauer zu untersuchen, weil sie zum großen Theil dergestalt mit Gesträuch und Wasserpflanzen bedeckt ist, daß man nicht hineindringen kann. Auf Inseln in dieser Lagune verlegt die Sage ein Volk von Pygmäen, an deren Dasein die Conquistadoren ebenso fest glaubten, wie an Riesen. Zu dem Glauben an diese letzteren gaben die Knochen großer vorweltlicher Thiere Veranlassung; zu jenem an die Pygmäen, wie Parish meint, die Hügelhaufen der Termiten. Diese Ameisen bauen, wie schon früher bemerkt wurde, im Xarayes See, wohin die Sage gleichfalls Pygmäen setzt, ihre Wohnungen so sinnreich daß sie auch bei Hochwasser nicht überschwemmt werden. Aber ihre Werke in jener Gegend erscheinen klein im Vergleich zu jenen, welche die Ameisen in Corrientes und Paraguay aufbauen. Dort sind weite Flächen mit ihren gekuppten oder kegelförmigen Bauten bedeckt, die bis 5 oder 6 Fuß und noch höher aufsteigen und mit einem so harten Mörtel überzogen sind, daß keine Feuchtigkeit hindurchdringen kann. Man ist versucht sie für Menschenwohnungen in Miniatur zu halten, aber so sinnreich der Mensch auch sein mag, es ist ihm doch nie gelungen Bauwerke aufzuführen, die mit den Termitenhügeln auch nur entfernt einen Vergleich aushalten können. Die von Menschen gebauten Pyramiden Aegyptens haben nicht die Hälfte des relativen Größeverhältnisses wie die von den Ameisen aufgeführten Hügel. Azara hat die verschiedenen Arten Termiten, welche er untersuchen konnte, genau beschrieben; er bemerkt, eine geflügelte Ameise komme in so ungeheurer Menge vor, daß er einst eine Strecke von drei Leguas ununterbrochen durch eine Masse dieser Ameisen hindurch ritt. Das war etwa unter der Breite von Santa Fé wo sie besonders häufig vorkommen; dort werden sie vom Volke gesammelt und gegessen. Der sehr fette Bauch wird gebraten und giebt eine Art Pfannkuchen; die Angabe Parishs, daß man sie auch mit Zucker einmache, wird von Maeso dahin berichtigt, daß die sogenannten Mezclandolos nicht von Ameisen herrühren, sondern das Product einer kleinen Biene seien. Diese Ameisen sind eine wahre Pest und Plage für den Ackerbau und in den Häusern, wo nichts vor ihnen sicher ist. Um Villarica und Paraguay lebt eine Ameise, die auf gewisse Pflanzen kleine Kugeln von weißem

Wachs ablegt, das von den Einwohnern gesammelt wird; sie bereiten Kerzen daraus. Gegen die Ameisenplage ruft man drei Heilige an, welche in aller Form erwählt und dazu bestimmt worden sind jeden guten Katholiken vor dieser Plage zu schützen und zu bewahren. Diese Heiligen sind St. Simon, St. Judas und St. Bonifacius. Dieselben Heiligen haben auch die Obliegenheit noch einer andern Landplage zu steuern, nämlich den Ratten welche sich bei den Schlachtstellen in ungeheurer Menge aufhalten. Leider nützen die Heiligen nicht viel; die Ratten vermehren sich und gegen die Ameisen muß der Ameisenfresser, Myrmecophaga jubata, das Beste thun. Eine dritte Landplage in den La Plategegenden sind die Heuschrecken (Langostas), die glücklicherweise nicht regelmäßig, sondern nur mit Ausnahme erscheinen, dann aber ungeheure Verwüstungen anrichten. Als vierte Plage muß man die Moskitos betrachten, die in dicken Schwärmen an den Ufern und in niedrig liegenden Gegenden den Menschen plagen. Wehe dem, der den Paraná hinanfährt, ohne die nöthigen Vorkehrungen zu treffen; sie sind so schlimm wie Hornissen; für Fremde ist ihr Stich entsetzlich schmerzhaft, und am schlimmsten sind sie nach einem Regen. Da sie nicht hoch über Wasser und Boden emporsteigen, so schützen sich die Eingeborenen vor den Moskitos dadurch, daß sie Abends auf Bäume klettern und dort schlafen; die Schiffsleute schlafen eben deshalb im Takelwerk. Azara sagt in einem seiner Reiseberichte über Paraguay: „Menschen welche in solchen Landstrecken wohnen wollen wo diese giftigen Insecten schwärmen, müßten wie Amphibien leben können und einen undurchdringlichen Panzer haben, wie Caimans oder Krokodile."

Corrientes eignet sich in vielen Landestheilen ganz vorzüglich für europäische Ansiedler, und Sarmiento hat recht, wenn er die Insel zwischen Paraná, Paraguay und Uruguay, nämlich die argentinischen Provinzen Corrientes und Entre Rios, mit glühenden Farben schildert. Dieses südamerikanische Mesopotamien kann allerdings eins der reichsten Länder der Welt werden, es ist in der That „ein von der Natur privilegirter Fleck Erde". Das ganze Land wird in der Mitte von einer Gebirgskette durchzogen, von welcher eine Menge Gefließe herabkommen. Jetzt ist auch hier das Land noch eine Einöde.

Die Regierung der Provinz Corrientes bemüht sich eifrig die Ein-

wanderung in ihr Land zu ziehen. Im Frühjahr hat John Le Long, vormals französischer Consul am La Plata, einen Aufruf erlassen, in welchem er „die fleißigen Arbeiterclassen von Frankreich und Deutschland" zur Einwanderung und Colonisation nach Corrientes einladet. Der Inhalt der Schrift *) ist folgender:

Le Long verfolgt seit Jahren den Plan, die La Plataländer in großem Maßstabe zu colonisiren, um den Einwanderern eine günstige Lage zu bereiten und Civilisation in jene Einöden zu bringen, welche die Vorsehung mit so gesundem Klima, so fruchtbarem Boden und so herrlichen Gewässern beschenkt hat. Nach dem Sturze des Dictators Rosas durchwanderte er weit und breit das Land, und fand namentlich auch Corrientes für die Colonisation wie er sie beabsichtigt ganz geeignet. Die Gesetze des Landes begünstigen die Einwanderung; Regierung und Volk sind entschieden zu Gunsten einer solchen, und sein Vertrag, welchen er mit der Regierung abgeschlossen hat, enthält sehr liberale Bestimmungen. Die Ansiedelungen welche er gründet, stehen unter dem Schutz und der Garantie der Bundesverfassung und jenem der Regierung von Corrientes. Sein Colonisationssystem ist folgendes:

Dem Vertrag gemäß erhält jede Gruppe von fünf Personen, die aus einer oder zwei Familien besteht, ein Anrecht auf dreiunddreißig Hectaren Land; diese Verleihung kann nach fünf Jahren verdoppelt werden. Er will je zweihundert Familien oder etwa tausend Köpfe vereinigen, um eine Gemeinde zu bilden, welche dann eine Kirche, Schulgebäude und Wohnung für den Lehrer und ein Spital bekommt. Das letztere kann für mehrere Gemeinden gemeinschaftlich sein. Jede Gemeinde erhält einen Geistlichen, Schullehrer und Arzt; sie hat alle nöthigen Handwerker. Jede Gemeinde verwaltet sich selbst; die Angehörigen wählen die Gemeindebehörde, in welcher der Agent der Colonisationsgesellschaft den Vorsitz führt. Die Vertheilung der Landantheile geschieht der Art, daß jeder Einwanderer das Stück welches er nach fünf Jahren als Prämie

*) Appel aux populations laborieuses de France et d'Allemagne, pour la colonisation de la riche province Corrientes, conféderation argentine. Par John Le Long, ancien consul général, ancien délégué de la population francaise de la Plata, concessionaire, par actes publics, des terrains à coloniser. Paris 1856. 44 Seiten.

oder Belohnung erhält, sich unweit des Grundes und Bodens befindet, welches die erste Concession ihm gewährte. Jede Gemeinde hat außer den Ländereien, welche sich im Privatbesitze der einzelnen Ansiedler befinden, noch eine Allmende, eine Gemeindeflur die zur Viehweide ausreicht. Die ersten fünf Gemeinden sollen in den Theilen des Colonisationsgebietes angelegt werden, welche den Flüssen zunächst liegen, an gesunden und fruchtbaren Stellen. An den Flußufern soll jedoch der nöthige Raum zur Gründung von Städten vorbehalten bleiben sowie für Handels- und industrielle Anlagen, welche zum Gedeihen der Ackerbaucolonie nothwendig sind.

Die Repräsentantenkammer von Corrientes gab am 25. Januar 1850 dem Gouverneur Vollmacht zum Abschluß von Verträgen, welche „geeignet seien die Einwanderung zu begünstigen, und in einem großen Maßstabe europäische Ackerbauer und Gewerbtreibende in die Provinz einzuführen." Der Vertrag welchen demgemäß Le Long am 25. Februar 1853 zu Corrientes mit der dortigen Regierung abgeschlossen hat, damit er französische und deutsche Ansiedler herbeischaffe, enthält folgende Bestimmungen:

Die Regierung verpflichtet sich der Gesellschaft die erforderlichen Ländereien zu geben, je eine Quadratlegua für vierhundert Einwandrer, oder zwanzig Quadratcuadras (dreiunddreißig Hectaren achtundzwanzig Aren) für je fünf Köpfe. Außerdem giebt die Regierung als Concession für immer und als volles Eigenthum den Herrn Le Long, A. Vaillant und E. Portier, sechs Quadratleguas Ländereien, an einem oder auf mehreren Punkten, welche die Gesellschaft auswählen kann und zwar an den Ufern der Flüsse Uruguay oder Paraná, von Caacati bis Saladas, zwischen den Flüssen Santa Lucia und San Lorenzo, in der Commandancia von Yaguarete-Cora und jener von San Miguel. Dagegen übernehmen die Genannten die Verpflichtung, in Frankreich für die Provinz Corrientes eine Anzahl von Auswanderern aus der Classe der Landleute und Handwerker zusammenzubringen und dabei vorzugsweise Familien zu berücksichtigen. Sie sollen so viele Einwanderer als möglich einführen, in zehn Jahren zehn- bis zwölftausend. Die Ueberfahrtsgelder der Auswanderer sind von den Genannten zu bestreiten bis zum Tage der Ankunft im Hafen der Provinz. In keinem Falle haftet die Regierung da-

für, sie versichert aber den Genannten daß die Landesgerichte für die Vollziehung der in Europa abgeschlossenen Verträge Sorge tragen werden. Auch wird die Regierung Maßregeln treffen, daß jeder Zwist rasch und kostenfrei entschieden werde. Die Kosten für Ausschiffung, Wohnung und Beköstigung der Eingewanderten bestreitet die Regierung. Sie bewilligt für die Colonisation zollfreie Einfuhr von Ziegelsteinen, Pflastersteinen, Kalk, Salz, Bleiweiß, Gyps und Steinkohlen. Die Genannten geben der Regierung die feierliche Versicherung, „daß sie nicht auf den Schweiß und die Arbeit ihrer Nebenmenschen speculiren wollen, sondern daß ihr einziger Zweck das Gedeihen der Provinz Corrientes sei, deren Entwickelung im Ackerbau und Handel aller Art kaufmännischer Speculation einen weiten Spielraum gewähre.“

Die Einwanderer sollen den Vertrag über die ihnen als immerwährendes Eigenthum zuerkannten Ländereien eingehändigt erhalten, sobald sie den Ueberfahrtspreis bezahlt haben, was in höchstens fünf Jahren geschehen muß. Die Regierung nimmt die Einwanderer unter ihren unmittelbaren Schutz, erleichtert ihnen den Aufenthalt durch Verleihung von Wohnung und Nahrung bis sie im Stande sind für sich selbst zu sorgen, auf eine Zeit von höchstens zwei Jahren. Dafür zahlen sie ihr, nachdem sie drei Jahre im Lande sind, für jeden Kopf von zehn Jahren oder darüber zehn harte Piaster (etwa 14 Thaler). Die Regierung giebt jeder Einwandererfamilie ein Rancho (Wohnhaus) von Holz, mit zwei Zimmern, eins davon mit Thür und Fenster und eine kleine Scheune zum Aufbewahren des Ernteertrages; sie giebt ihnen ferner sechs Barriken Mehl, jede von acht Arroben (zu fündundzwanzig Pfund), Baumwollen- und Tabakssamen, so viel als nöthig ist eine Quadra Landes zu besäen, außerdem zwölf Stück Vieh, nämlich zwei oder vier Arbeitsochsen, acht Zuchtkühe und zwei Arbeitspferde. Der Ordnung wegen und im eigenen Interesse der Einwanderer werden diese in Brigaden oder Gemeinden getheilt unter der Oberleitung des Agenten der Gesellschaft, der sich über Alles was ihre Interessen, Rechte und Pflichten betrifft, mit der Regierung zu benehmen hat. Jede Brigade oder Commune wählt einen Vorsteher, welcher direct mit dem Agenten der Gesellschaft verkehrt. Der Werth aller lebenden Thiere welche die Regierung, wie oben bemerkt, den Einwanderern überläßt, wird nach fünf Jahren entweder in Natura

oder in Geld zum laufenden Marktpreis entrichtet. Die von der Regierung bewilligten Ländereien sind fünf Jahre nach Anbeginn der Ackerbauarbeiten von allen und jeden Abgaben oder Auflagen frei. Alle ihre Erzeugnisse sind während der ersten fünf Jahre von allen Ausfuhrzöllen frei. Alles Gepäck welches die Einwanderer mitbringen, jeder Verbrauchsartikel, überhaupt Alles was sie bringen um ihren Ansiedelungen Aufschwung zu geben hat zollfreien Eingang. Sobald die Regierung einen Dampfer besitzt, will sie die im La Plata ankommenden Einwanderer von dort stromauf schleppen lassen. Die Einwanderer sind von jeglichem Militairdienste befreit. Nach fünf Jahren bewilligt die Regierung jedem Einwanderer, der Fleiß und Thätigkeit bewiesen und sich moralisch betragen hat, das Doppelte der ersten Verwilligung an Land. —

Wir geben diese Mittheilungen lediglich um zu zeigen, wie liberal die Regierung von Corrientes die Einwanderungsangelegenheit betrachtet und wie weit man gegenwärtig von dem alten spanischen System abgekommen ist. Le Long hat seit 1854 Ansiedler zunächst nach Santa Anna, fünf Leguas von der Stadt Corrientes geführt und dort angesiedelt. Es waren sechzig Bauernfamilien aus dem südwestlichen Frankreich die sich, zweihundertundfunfzig Köpfe stark, am 28. October zu Bordeaux einschifften und im Anfange des Jahres 1855 an ihrem Bestimmungsort eintrafen. Dort sind sie vom Gouverneur der Provinz sehr gut empfangen worden.

Missiones.

Im Osten und Nordosten von Corrientes zwischen dem Uruguay und Paraná liegt das Gebiet der alten Missiones correntinas, jener einst so berühmten Ansiedelungen, welche die Jesuiten unter den Guaraniindianern angelegt hatten und die ganz vortrefflich gediehen. Die Jesuiten als kluge und verständige Männer besaßen Menschenkenntniß genug, um die Indianer nicht nach einem abstracten und humanisirenden Schema nach europäischen Begriffen und Formeln civilisiren zu wollen, sondern sie bahnten bei ihnen denjenigen Grad von Gesittung an, deren diese Indianer überhaupt fähig sind. Arbeit, Musik, der äußere Cultus und die tüchtige Persönlichkeit der Patres waren die wirksamsten Mittel um die Eingeborenen zu einem seßhaften und geregelten Leben zu gewöhnen.

Bei dieser Methode sind die Indianer in ihrer Weise glücklich gewesen und gediehen; sobald man die Jesuiten vertrieben hatte, verfielen die Ansiedelungen und die alte Barbarei brach wieder herein. Dadurch war der Beweis geliefert, wie recht die Jesuiten daran thaten daß sie keine Spanier in ihren indianischen Niederlassungen duldeten. Vor 1767, also ehe die spanische Regierung die Jesuiten aus Südamerika verjagte, hatten diese in dreißig Ortschaften ungefähr hunderttausend Guaranís angesiedelt; in den funfzehn Missionen welche östlich vom Paraná liegen waren nach einer amtlichen Mittheilung im Jahre 1825 keine tausend mehr, und diese wurden seit 1826, während des Krieges der Argentiner mit Brasilien, gewaltsam nach der Banda oriental geschafft.

Von den dreißig Missionen der Jesuiten lagen funfzehn im Correntinischen; der Hauptort war Candelaria; dort wohnte auch der Pater Provincial. Diese Missionen waren folgende:

	Begründet	Bewohner
Candelaria	1627	2,090
Santa Ana	1633	4,573
Loreto		3,824
San Ignacio Miri . .	1555	2,669
Corpus	1622	4,213
San José	1633	2,100
San Carlos	1631	1,711
Apostoles	1632	2,165
Concepcion	1620	2,542
Santa Maria la Major .	1626	2,317
San Xavier		1,912
Santos Martyres . . .	1633	3,176
Santo Tomé	1632	2,832
La Cruz	1699	2,408
Yapeyu	1626	6,926
		45,458

Sir Woodbine Parish bemerkt: „Das war das imperium in imperio welches einst das Erstaunen der Welt und die Eifersucht der Fürsten erregte. Aber wie wenig Ursache sie hatten sich über dieses „Reich“ zu beunruhigen, geht schon daraus hervor, daß das ganze Gebäude verfiel als ein paar alte Patres fortgeschickt worden waren. Es hat nie ein harmloseres Gemeinwesen gegeben. Die Jesuiten machten ein Experiment in großem Maßstabe, das der reinsten christlichen Gesinnung entsprang; sie

wollten Horden wilder Menschen sittigen und nützlich machen, die sonst gleich den anderen Eingeborenen elend zu Grunde gegangen wären entweder durch Krieg oder als Sclaven der europäischen Ansiedler. Der große Erfolg welchen sie erzielten, erregte Haß und Eifersucht, und man brachte tausend abgeschmackte Geschichten über die angeblichen politischen Pläne der Jesuiten in Umlauf, die unglücklicherweise nur allzu leicht Glauben fanden in einer Zeit, da die öffentliche Meinung in Europa gegen die Uebergriffe, welche dort der Orden sich zu schulden kommen ließ, sehr gereizt war. Die in Betreff der Missionen gegen sie erhobenen Beschuldigungen waren durchaus unbegründet. Einerseits klagte man sie an, es sei ihre Absicht ein mächtiges unabhängiges Reich zu bilden, andererseits machte man ihnen zum Vorwurf sie hätten die Indianer wie Kinder behandelt und in Hilflosigkeit und Unwissenheit verkommen lassen."

Die Indianer waren den Jesuiten sehr anhänglich und betrachteten sie wie ihre Väter. Als man sie ihnen entriß wollten ihre Trauer und ihr Wehklagen kein Ende nehmen. Der Generalcapitain Bucareli sendete den Missionen statt der Jesuiten eine Anzahl Franziscanermönche. Eine Eingabe aus der Mission San Luis, in Guarani geschrieben, spricht die Gefühle der Indianer aus, die sich nun verlassen glaubten, und baten man möge ihnen die Jesuiten nicht nehmen.

„Gott erhalte Ew. Excellenz, sagen wir, der Cabildo und alle Kaziken und Indianer, Männer, Weiber und Kinder von San Luis, da Ew. Excellenz unser Vater ist. Der Corregidor Santiago Pindo und Don Pantaleon Cayuari, in ihrer Liebe zu uns, haben an uns geschrieben wegen gewisser Vögel, welche wir ihnen, ihrem Wunsche gemäß, für den König senden sollen. Wir sind sehr betrübt, daß wir sie nicht schicken können, weil sie dort leben wo Gott sie geschaffen hat, in den Wäldern, und weit weg von uns fliegen, so daß wir sie nicht fangen können."

„Uebrigens sind wir die Vasallen Gottes und des Königs, und wünschen stets die Wünsche seiner Diener in Allem zu erfüllen, was sie von uns wünschen. Sind wir nicht dreimal bis Colonia gezogen um Hilfe zu leisten? Und arbeiten wir nicht, damit wir unsern Tribut zahlen können? Und nun bitten wir zu Gott, daß der beste aller Vögel, der heilige Geist, auf den König sich herablassen und ihn erleuchten möge, und möge der heilige Engel ihn behüten."

„Wir vertrauen Ew. Excellenz, Herr Gouverneur, unserm eigenen Vater mit aller Unterwürfigkeit, und mit Thränen; wir bitten, daß die Söhne des heiligen Ignatius, die Väter der Gesellschaft Jesu, bei uns leben und länger unter uns verweilen dürfen. Wir bitten Ew. Excellenz darum, den König anzuflehen für uns um Gotteswillen. Dieses ganze Volk, Männer, Weiber und junge Leute, und insbesondere die Armen, bitten um dasselbe mit Thränen in den Augen."

„Die Mönche und Priester welche man uns schickt um sie zu ersetzen, lieben wir nicht. Der Apostel St. Thomas, der Diener Gottes, hat in diesen selben Gegenden gelehrt; — diese Mönche und Priester tragen keine Sorgfalt für uns. Die Söhne des heiligen Ignatius, ja, sie trugen von Anfang an Sorgfalt für unsere Vorväter, und lehrten sie und tauften sie, und bewahrten sie (salvaron in der spanischen Uebersetzung, preserved in der englischen) für Gott und den König. Aber diese Mönche und Priester, die wünschen wir nicht."

„Die Väter der Gesellschaft Jesu wissen wie man unsere Schwäche ertragen muß, und wir befinden uns glücklich unter ihnen für Gottes und des Königs Sache. Wenn Ew. Excellenz, guter Herr Gouverneur, auf unsere Bitte hören will und unser Gesuch erfüllt, so wollen wir einen größern Tribut in Yerba caamini*) erlegen."

„Wir sind keine Sclaven, und wir wünschen zu sagen, daß die spanische Sitte, wo ein Jeder für sich selber sorgen muß, uns nicht gefällt, statt daß Einer dem Andern bei seinen täglichen Arbeiten hilft**). Dies ist die reine Wahrheit welche wir Ew. Excellenz sagen, damit sie Gehör finde. Wenn das nicht geschieht, so wird dieses Volk, wie die anderen, verloren sein. Dies an Ew. Excellenz, an den König und an Gott. — Wir werden zum Teufel gehen. Und wer wird uns in unsrer Todesstunde helfen?"

„Unsere Kinder welche auf dem Lande und in den Dörfern sind, werden, wenn sie zurückkommen und die Söhne des heiligen Ignatius nicht mehr finden, in die Wüsten und Wälder fliehen und Böses thun.

*) Das ist die beste Sorte von Maté.

**) Die Indianer in den Jesuitenmissionen arbeiteten gemeinschaftlich für einen Vorrath aus welchem jeder Einzelne nach Bedarf versorgt wurde.

Es scheint schon daß die Leute von San Joaquin, San Estanislao, San Fernando und Timbo verloren sind. Wir wissen es wohl, und wir sagen es zu Ew. Excellenz: die Cabildos können diese Leute nie wieder für Gott und den König zu dem machen was sie waren."

„So, guter Gouverneur, gewährt uns um was wir bitten, und möge Gott Euch helfen und erhalten. Dieses sagen wir im Namen des Pueblo San Luis, diesen 28. Februar 1768." Folgen die Unterschriften.

Wir fügen hier den Text dieser merkwürdigen Eingabe in der Urschrift bei. Das Guaraní ist bekanntlich die in Südamerika am weitesten verbreitete Sprache; sie reicht vom La Plata bis über den Amazonenstrom.

I. H. S.

Señor Governador.

Tupa tanderaârô anga oroè ndebe ore Cabildo Caziqs reta, Aba, haè Cuna, haè mitâ rehebe San Lui ÿ rua orerubeteramo ndereco ramo Corregidor Santiago Pindo, haè Don Pantaleon Cayuari Oiquatia orebe oreraÿhupareteramo ndereco aipo bae rehe ore yerobia hape oroiquatia àngà ndebe hupigua ete rupi, co ñande Rey poroquaita Guïra tetirô oromondo huguâ Nande Rey upeguâra, oromboací mirî eÿ ngatu ndoroguerecoi ramo oromondo haguâ rehe oico ñote Tupa omoña hague rupi Caàguï rupî, haè oneguâ hê orehegui hae ramo iyabai ete oromboaye haguâ; aiporamo yepe oreico Tupa haè ñande Rey boyaramo hecobia tetirô oreyoquai reco rupi, Colonia mbohapï yebï ipïeï bo, haè ombae àpo hece tributo hepïbeêmo, haè angà catu oroñemboe Tupa upene acoi Guïra catupïrïbe Tupa Espiritu Sto. omeê haguâ ndebe, haè ñande Rey upe heçape bo, haè Angel Marangatu penaâromo rano. Aiporire nderehe yerobiahape; Ah Sñor. Govdor.ore rubeteramo ndereco ramo ñemomirïngatu hape oroyerure àngà orereçaÿ pïpe. San Ignacio raÿ reta Pay abere dela Compã. de Jesus ipïcopï haguâ ma rehe ore paûme yepi, cobaè rehe catu eyerure àngà ñande Rey Marâòngatu upe Tupa rerapïpe, haè hayhupape; Cobaè rehe oyerure gueçaï pïpe opïa guibe taba guetebo, Aba, hae Cuña, Cunumi, Cuñataï reta rano; bïte tenàngà y poriahu baè meme. Pay Frayle, coterâ Pay Clerigo ndoroipotai. Apostle Sto. Thome Tupa boya martu niâ omombeù corupi ore ramoî upe, haè cobaè Pay Frayle, haè Clerigo nomaey ororehe, San Ignacio ray reta catu ou y pïramo i àngata oreramoï reta re cabo rehe, haè omboè oreramoî ymongaraibo. Tupa upe, haè Rey España upe, ymoñemeêbo, Pay Frayle cotéra Clerigo, ndoroipotai ete; Pay dela Compa. de Jesus.

Bucareli sendete dieses Document nach Spanien, und fügte die lächerliche Bemerkung hinzu, daß er dasselbe als den Vorboten eines Aufstandes zu Gunsten der Jesuiten betrachte. Er hatte eine Schaar ausgewählter Truppen aus Paraguay und Corrientes in der Nähe der Missionen aufstellen lassen, um den Aufstand gleich ersticken zu können. Er stellte sich selber an die Spitze und wollte gegen die vermeintlichen Rebellen ins Feld rücken. Aber er fand sie nicht in Waffen, sondern in Thränen. Er wollte nicht glauben daß die Jesuiten die Indianer zum Gehorsam, zur Liebe für ihren König wie für Gott erzogen hatten. Nachdem sie gesagt hatten was ihnen auf dem Herzen lag, unterwarfen sie sich fügsam dem Befehl der neuernannten Oberen, und sagten dem König Dank daß er ihnen einen so hochgestellten Mann wie Bucareli geschickt habe, um für sie zu sorgen. Er fand nicht den geringsten Widerstand als er sein System an die Stelle des beseitigten setzte. Die Unzweckmäßigkeit desselben zeigte der Erfolg. Er schickte Civilgouverneure und Franziscaner. Die ersten führten eine schlechte Verwaltung, die zweiten

---

Orereco poriahu oguero hôsâ quaabaè, haè orobĭà porâ hece, Tupa upe, ñande Rey upe guara, haè oremeêne Tributo Guaçùbe Caà mirî ereipotaramo, Eney àngàque Sñor. Governr. marângatu terehendu àngà oreñeê poriahu imbo àyeucabo àngà? Aiporire orereco ndoicoi Esclavo rehegua, oreremimoârnâ catu, noromoârûay Caray reco ñabo ñabô oyeupe añe iñangatabaè o amo reta rehe maê ymo y pĭtĭ bo ey mo, y mongaru ey mo rano; cohupigua ete oromomben àngà ndebe, nde ereipota reco rupi ore y mombeù haguâma? Ani ramo cotaba; haè taba telirõ rũĩ ocañĭmba ne coĭte ñndebe nande Rey upe haè Tuda upe Aña retâme oroyeoita coĭtene haè acoi ramo oremano ramo mabaè àngà pĭhĭ pàngà ỳ arecone! a ni etei oreray reta nia obĭa yoya Caàguĭpe. Tabape rapicha, haè ndo hechairamo Pay San Ignacio raỳ reta, acoi ramo oaĭrĭne ñu rupi coterâ Caàguĭpe teco marâ à pobo, San Joachin retâ, San Stanislao retâ, San Fernando retâ Timbo pegua ocañĭmba yma rapicha, oroiquaa porâ reco rupi, oromombeù àngà ndebe, haè rire ore Cabildo Tupa upe, haè ñande Rey upe ndoromboyebĭ heichene Taba reco Señor Governador Marângatu. Eney Fiyaye àngà oreyerurehague ndebe, hae Tupa nde pĭtĭbone, haè tanderaârô yebĭ yebĭ àngà aipohaè ñote àngà.

San Luis hegui, à 28. **Febro.** 1768, **rehegua nderayre ta poriahu Taba guetebo. Cabildo.**

flößten den Indianern keine Achtung ein, während die Jesuiten wegen ihres exemplarischen Wandels verehrt wurden. Ehe noch ein Vierteljahrhundert verfloß waren diese einst volkreichen und glücklichen Gemeinden zu Grunde gerichtet. Die Indianer hatten in ihrer Eingabe ganz richtig vorausgesagt daß sie für Gott und den König verloren sein würden.

Parish fügt hinzu: Ich will nicht abstreiten daß die Einrichtungen der Jesuiten, gleich anderm Menschenwerk, ihre Fehler und Mängel gehabt haben. Aber sie waren unter eigenthümlichen und neuen Verhältnissen entstanden, und man darf beim Urtheil über sie den Maßstab nicht von den gesellschaftlichen Systemen Europa's entnehmen. Wenn wir mehr das Gute in Erwägung ziehen das sie gethan, als das Böse welches sie nicht gethan, dann finden wir daß sie im Laufe von etwa anderthalb Jahrhunderten eine Million Indianer zum Christenthum bekehrten, daß dieselben glücklich und zufrieden unter der Obhut ihrer einsichtsvollen und väterlichen Hirten lebten, und daß diesen Indianern ein glückliches Loos zu Theil geworden ist, im Gegensatze zu den Wilden welche in ihrer alten Barbarei verharrten.

Zwanzigstes Kapitel.

Die oberen Provinzen.

Cordova	Tucuman
La Rioja	Catamarca
Santiago del Estero.	Salta und Jujuy.

Diese oberen Provinzen, Provincias arribeñas oder de arriba, sind nicht von den Entdeckern des La Plata erobert und besiedelt worden. Allerdings bildeten sie von 1776 bis zur Unabhängigkeitserklärung einen Bestandtheil des Vicekönigreiches Buenos Ayres, gehörten aber früher in administrativer Hinsicht zu Perú, von wo aus sie für Spanien in Besitz genommen wurden. Nachdem Almagro sich von Pizarro getrennt hatte, um für sich in Chile eine eigene Heerschaft zu gründen, erfuhr man von einigen seiner Soldaten Näheres über die ausgedehnten Landstrecken im Süden des heutigen Bolivia.

Im Jahre 1543 brach Don Diego Rojas mit dreihundert Mann von Perú nach Süden hin auf, kam bis ins Thal von Catamarca, ging bis

zur Sierra de Córdova, wendete sich östlich, und zog am Rio Tercero hinab, bis zu dessen Mündung in den Paraná. Dort fanden die Spanier ein Kreuz mit der Inschrift: Carias al pié, das heißt: am Fuße liegt ein Brief; sie gruben nach und fanden ein Schreiben Yrala's, das einen Bericht über dessen Eroberungen und über die Niederlassung zu Asuncion enthielt. Sie waren geneigt sich dorthin zu begeben; aber nachdem Rojas im Kampfe mit den Indianern erschlagen war, erhob sich ein Streit über die Nachfolge im Oberbefehl, und die Soldaten, welche ohnehin kein Gold oder Silber fanden, verlangten nach Perú zurück. Erst zehn Jahre später ließen andere Abenteurer sich bewegen, eine Gegend zu besuchen welche von ihren Vorgängern als ein armes und dürftiges Land geschildert wurde.

Pedro de la Gasca hatte den Aufstand des Gonzalo Pizarro gedämpft, und die Vollgewalt des spanischen Monarchen in Perú wieder hergestellt. Aber es fiel ihm schwer den Anforderungen seiner Officiere Genüge zu leisten, namentlich jener welche Pizarro verlassen hatten und zu Gasca übergegangen waren. Unter diesen Feldobersten war auch Diego Centeño, welchen Gasca dadurch abfand daß er ihn zum Statthalter von Paraguay ernannte, welches Yrala erobert hatte. Juan Nuñez de Prado erhielt den Auftrag, das weiter nach Süden gelegene Land zu erobern und zu besiedeln. Dies war die Gegend, welche Rojas entdeckt hatte. Prado brach 1550 auf, schlug dieselbe Richtung ein welche Almagro und Rojas vor ihm auf der alten Incastraße genommen hatten, ging durch die Gebirgsthäler von Chile und kam ins Land der Calchaqui-Indianer. Dort schloß er ein Bündniß mit dem obersten Kaziken, Tucumanahao, benannte nach diesem die Gegend Tucuman und legte die erste spanische Niederlassung an. Er gab ihr den Namen Barco, zu Ehren La Gasca's, der aus Barco de Avila gebürtig war. Don Pedro de Valdivia war damals thätig das südliche Chile zu erobern, und Villagran sendete ihm Verstärkungen zu. Diese Soldaten wollte Prado in seinen eigenen Dienst verlocken, zum großen Misvergnügen Villagrans, der unverweilt einen seiner Officiere abschickte, um den Oberbefehl in Barco zu übernehmen, das seiner Behauptung zufolge im Verwaltungsbezirk des Statthalters von Chile lag. Die Spanier gaben sich große Mühe die Indianer zu unterwerfen, und gleich den Peruanern

mit Gewalt in Encomiendas einzutheilen; sie trafen aber auf heftigen Widerstand, weil sie es nicht mit einem an Gehorsam gewöhnten Volke wie den Unterthanen der Incas, sondern mit einem kräftigen und sehr kriegerischen Menschenschlage zu thun hatten. Schon 1553 mußten sie Barco räumen und ins Unterland hinabweichen, wo ein weniger streitbares Volk wohnte. Dort gründeten sie am Rio dulce oder Estero eine andere Niederlassung, welche sie Santiago del Estero nannten; sie war seitdem Hauptstadt der gleichnamigen Provinz.

Unter Zurita, dem Nachfolger Aguirre's, drangen sie wieder in das Gebiet der Calchaquis vor und gründeten die Niederlassungen Cañete, Córdova und Londres; das letztere benannten sie zu Ehren der Vermählung Maria's von England mit Philipp dem Zweiten. Aber nach zehnjährigem Kampfe mit den Eingeborenen mußten sie auch diese Plätze wieder räumen und sich auf Santiago del Estero zurückziehen. Nachdem sie so aus den Gebirgsthälern vertrieben waren, bauten sie Wohnorte in den Ebenen, in der Statthalterschaft Tucuman. Im Jahre 1565 wurde die Stadt San Miguel de Tucuman an einem Arme des Rio dulce gegründet; sie liegt fünfundzwanzig Leguas nördlich von Santiago; 1567 etwas weiter nach Norden am Rio de las Piedras, unfern von der Mündung in den Salado, Nuestra Señora de Talàvera oder Esteco. Und 1573 unternahm Don Luis de Cabrera, welchen der Vicekönig von Perú zum Statthalter dieser Districte ernannt hatte, einen Zug in die Gegend südlich von Santiago del Estero. Dort wohnten die Comechingones, und in ihrem Lande gründete er die Stadt Córdova oder, wie man es damals nannte, San Juan, am Rio Primero. Von dort aus hoffte er eine Verbindung mit dem Rio de la Plata eröffnen zu können. Salta entstand 1582 und Jujuy zehn Jahre später; man sah ein wie nothwendig es war die Verbindung zwischen den neuen Niederlassungen im Süden und Perú zu sichern; dazu eben sollten die beiden letztgenannten Ansiedelungen beitragen.

Die Geschichte der Spanier ist auch in diesen Gegenden lange Zeit nur eine Reihenfolge blutiger Kämpfe um den Oberbefehl. Die Vicekönige waren froh die unbändigen Abenteurer in möglichst weiter Entfernung von Perú zu beschäftigen. Dazu kamen ununterbrochene Fehden mit den Indianern, welche durch Grausamkeiten und schmähliche Be-

drückung zum Aeußersten getrieben wurden. Wir haben schon bemerkt, daß jene Gegenden 1776 von Perú getrennt und dem Vicekönig von Buenos Ayres zugetheilt wurden. Damals belief sich die Volksmenge von Córdova, Santiago del Estero, Tucuman, Salta und Jujuy auf nicht viel über 100,000 Seeleen; fünfzig Jahre später, 1825, hatte sie sich etwa verdoppelt. Maeso bemerkt, daß die oberen Provinzen vor Ankunft der Spanier eine viel stärkere Bevölkerung gehabt haben müssen, und beruft sich auf die von Arenales in dessen Werke über das Gran Chaco und die Beschiffung des Vermejo geäußerten Ansichten. Dieser Schriftsteller meint, aus manchen geschichtlichen Angaben über die Kriege mit den Calchaquis müsse man nothwendig auf eine sehr zahlreiche Volksmenge schließen. Aber was sei nun von derselben übrig geblieben? Mit Ausnahme der Calchaquíthäler in der Provinz Salta, wo gegenwärtig noch Abkömmlinge der alten Indianer wohnen (die aber nationalisirt, d. h. mehr oder wenig spanisch umgewandelt worden sind), gewähren sämmtliche Gebirge und Thäler nach Süden hin, die Abhänge der Cordillere und die Sierras de Aconquija, Anacaste und Córdova den Anblick einer Einöde, einer großen Wüstenei (immenso desierto), in welcher hin und wieder ein Gehöft in Trümmern liegt und den Beweis liefert daß dort einst ein ackerbautreibendes Volk lebte, gegen welches die Conquistadoren auf das Aergste gewüthet. Unter dem Namen des Calchaquí-landes begriff man vormals die ganze Region von den Schluchten aus welchen der große Rio de Guachipas hervorbricht, etwa dreißig Leguas von Salta entfernt, bis zu den Ebenen von Catamarca und Rioja. Die Calchaquís können an Tapferkeit und Heldenmuth mit den Araucanern verglichen werden.

Uebrigens haben die spanischen Niederlassungen in Catamarca und Rioja schwere Zeiten gehabt, und kaum eine einzige steht noch auf der Stelle, wo sie ursprünglich gegründet wurde. Viele mußten, wie schon bemerkt, wegen der Indianer geräumt werden, und andere gingen durch Ueberschwemmungen und Erdbeben zu Grunde. Insbesondere war die Katastrophe von 1692 grauenvoll. Esteco hatte sich wegen seiner vortheilhaften Lage zu einem ansehnlichen Platz erhoben. Da kam ein fürchterliches Erdbeben, der Boden that sich auf, gewaltige Wasserströme quollen hervor, überschwemmten den ganzen Ort und verwandelten ihn

in einen Trümmerhaufen. Was von den Einwohnern sich vor den Fluthen retten konnte, fiel in die Hände der Indianer und wurde erwürgt. Die Spanier sahen in diesem Unglück einen Beweis des himmlischen Zornes, eine Strafe Gottes für ihren Hochmuth und ihre Sünden; sie bauten deshalb Esteco nicht wieder auf, und heute weiß man nicht einmal genau den Platz wo einst dieser Ort gestanden hat. Auch in den Jahren 1844 bis 1847 waren Erdbeben häufig. Jenes vom 18. October 1844 wurde um halb Elf Uhr Abends verspürt, namentlich auch in den Provinzen Salta, Tucuman, Santiago del Estero und anderen, fünfhundert Stunden weit von Norden nach Süden, und mehr als hundert Stunden weit von Westen nach Osten. In Salta wurden alle Häuser beschädigt und viele stürzten ein. In Tucuman und Jujui empfand man die Stöße gleichzeitig; sie warfen beide Städte über den Haufen. Das Erdbeben war ein doppeltes; in den Vorstädten von Salta und an anderen Stellen barst die Erde auseinander und warf Wasserströme und Sandmassen von verschiedener Färbung aus.

Die Entfernung auf der Landstraße (camino real) ist zwischen den verschiedenen Provinzen, oder vielmehr den Hauptstädten derselben, folgende:

Von Buenos Ayres nach Córdova	129	Leguas
„ Córdova nach Santiago	130	„
„ Santiago nach Tucuman	40	„
„ Tucuman nach Salta	90	„
„ Salta nach Jujuy	18	„
„ Buenos Ayres nach Jujui	470	Leguas.

Die Verkehrsmittel zwischen diesen Plätzen sind, wie wir schon früher im Allgemeinen hervorgehoben, noch äußerst mangelhaft, man kann sagen im Zustande der ersten Kindheit, wie der Handel überhaupt. Die Waaren befördert man auf plumpen zweiräderigen Karren, die zumeist in Tucuman verfertigt werden; man nimmt dazu ein sehr hartes Holz das in jener Provinz wächst, und ein solcher Wagen wird etwa mit 50 Silberpiastern bezahlt. Die Räder sind außerordentlich hoch, und müssen es sein, weil das Fuhrwerk oft Sümpfe und Moräste zu passiren hat, überhaupt durch Dick und Dünn muß; die Ochsen werden paarweise aber weit von einander gespannt, was gleichfalls unum-

gänglich nöthig ist, insbesondere wenn man durch Wasser fährt, und das vordere Joch auf trockenem Boden anziehen muß, während die letzteren noch im Flusse stehen.

Diese Wagenkarawanen bestehen gewöhnlich aus je vierzehn solcher hochräderigen Karren. Von Salta brechen sie gen Buenos Ayres im April oder Mai auf; dann fallen die Flüsse; dagegen sind die Monate vom Juli bis October trocken, und dann ist an manchen Stellen Weide und Wasser selten. Die Karawane macht selten mehr als fünf Leguas täglich, und ist im Durchschnitt achtzig bis neunzig Tage unterweges. Jeder Karren trägt von anderthalb bis zwei Tonnen Gewicht, also drei- bis viertausend Pfund, und der Frachtlohn für vierzehn Karren beträgt von Salta nach Buenos Ayres etwa 2800 Piaster (Dollars) und zurück etwa 2200, zusammen also 5000 Piaster oder 1000 Pfund Sterling. Man nimmt an daß die Hin- und Herreise zehn bis zwölf Monate Zeit erfordert; davon kommen etwa sechs Monate auf die eigentliche Fahrzeit, die übrigen auf Rasttage, Anhalten und Aufenthalt in Buenos Ayres, um dort Rückfracht zu laden. Für jene vierzehn Karren sind hundert unterlegte Ochsen an drei verschiedenen Haltepunkten erforderlich, außerdem noch Pferde für die Treiber. Die erste Hauptstation ist in Tucuman, die zweite an der Grenze von Buenos Ayres, wo hundert frische Ochsen eingespannt werden, mit welchen man den Rest der Fahrt zurücklegt. Die Leitung des Ganzen liegt dem Capataz, dem Oberschirrmeister ob, der zwanzig bis fünfundzwanzig Peones, Knechte, unter seinem Befehl hat.

Arenales hat in seinem oben angeführten Werke den Nachweis geliefert, wie viel vortheilhafter der Waarentransport zu Wasser sein würde. Waaren, die zu Schiff von Buenos Ayres den Paraná aufwärts bis zur Mündung des Bermejo und auf diesem letztern bis los Juntos de Salta gingen, würde die Tonne von zweitausend Pfund um 98 Piaster 5 Realen billiger befördert werden können als mit der Landfracht. Uebrigens bemerkt Maeso daß direct aus den oberen Provinzen nicht viele Karawanen nach Buenos Ayres kommen. Im zweiten Halbjahr 1853 trafen funfzig Karrenladungen aus Tucuman und zwanzig aus Santiago ein; einige davon hatten schon zu Rosario abgeladen. Dagegen war der Verkehr 1851 und 1852 stärker, denn es kamen achthundert bis tausend

Karren aus Salta, Tucuman und Santiago, und zweitausendfünfhundert aus Córdova. Im Jahre 1854 betrugen die Wagenfrachten für die Arroba (fünfundzwanzig Pfund) von Buenos Ayres nach Salta 13 Realen, nach Tucuman 9, Santiago 9, Córdova 2 Realen; die Wasserfrachten in Segelschiffen dagegen: von Buenos Ayres nach Rosario und Santa Fé $\frac{1}{2}$ Real, Corrientes $1\frac{1}{2}$, nach Paraguay 2 Realen. Mit Dampfschiffen nach Rosario $3\frac{1}{2}$ Patacones für die Tonne odr $2\frac{6}{7}$ Realen für die Arroba; nach Corrientes 7 Patacones respective $6\frac{5}{7}$ Realen, nach Paraguay 9 Patacones respective $1\frac{1}{9}$ Piaster. Sobald der Schleppdienst mit Dampfern eingerichtet sein wird, müssen sich die Wasserfrachten noch um ein Beträchtliches billiger stellen; auch geht man mit dem Plane um, eine Eisenbahn zwischen Rosario am Paraná und Córdova zu bauen. Dergleichen Unternehmungen wären freilich erst dann auszuführen, wenn die inneren Zustände in den argentinischen Landen sich in friedlicher Weise dauernd consolidirt haben. Die weiter oben von uns geschilderte Wasserstraße des Salado muß für die nordwestlichen Provinzen von großer Wichtigkeit werden.

Provinz Córdova.

Nächst der Provinz Buenos Ayres ist Córdova die bedeutendste in der Conföderation. Nach einer Zählung vom Jahre 1823 belief sich die Bevölkerung auf 85,000 Seelen, wovon 12 bis 14,000 auf die Hauptstadt kamen; für 1854 wurden insgesammt in runder Summe 150,000 angenommen. Der Gouverneur wird von einer Provinzialjunta erwählt; er hat eine fast uneingeschränkte Gewalt, befehligt das stehende Heer und die Miliz, und kann gerichtliche Entscheidungen umstoßen, wenn Berufung gegen dieselben eingelegt wird. Die Grenze bildet im Norden die Provinz Santiago del Estero, im Osten Santa Fé, im Westen die Sierra de Córdova, deren höchster Punkt, La Cuesta, sich etwa 2500 Fuß über das Meer erhebt. Von diesem Gebirge fließen viele Gewässer herab, welche die Ebenen befruchten, z. B. der Rio San Miguel, der Tortoral, Carnero, Primero, Segundo, Tercero, Quarto und Quinto, aber alle verlieren sich in der weiten Fläche, bis auf den Tercero, der allein den Paraná erreicht. Es leidet gar keinen Zweifel daß der Tercero mit einem geringen Aufwand von

Arbeit und Kosten bis auf etwa dreißig Leguas von Córdova für Boote schiffbar gemacht werden könnte; dadurch würde der theure und schwierige Landtransport überflüssig. Bei der großen Menge von Gefließen lassen sich die Ebenen mit leichter Mühe bewässern, und bilden ausgezeichnetes Weideland für Hornvieh und Schafe; die Bewohner treiben deshalb weit mehr Viehzucht als Ackerbau, und leben eben darum zumeist auf vereinzelt liegenden Gehöften. Die Provinz hat nur eine einzige Stadt; Concepcion, Ranchos und Carlota sind nur armselige Dörfer oder Flecken. Man baut ein wenig Mais und Weizen; das Haupterzeugniß des Landes sind Häute.

Der Reisende welcher von Buenos Ayres nach Córdova reitet, passirt den Posten von Frayle Muerto am Tercero. Von dort ab gewinnt die Gegend einen ganz andern Anblick; die Einförmigkeit der Pampas nimmt ein Ende; man hat bisher nichts gesehen als unendliche Ebenen in welchen sich da und dort ein einsamer Ombúbaum wie eine riesige Landmarke erhebt. Nun befindet man sich in einem wellenförmigen Gelände, das Auge erfreut sich am Grün der Gehölze und Wälder, die immer dichter werden, je mehr die Höhenzüge sich der Stadt Córdova nähern. Die Bäume gehören meist zu den Mimosen und sind stark mit Dornen und Stacheln besetzt. Maeso führt verschiedene Bäume an, z. B. den Chañar, aus dessen Frucht man Meth oder Chicha oder auch eine Art Syrup bereitet; den Piguiyin mit einer gleichfalls sehr saftigen Frucht; den weißen und schwarzen Algarrobo (Johannisbrotbaum) dessen Frucht einen beträchtlichen Verkaufsartikel bildet; den Alpataco; den Espinillo und den Tala, welche Brennholz geben; den ñandubay, dessen sehr hartes Holz zu vielerlei Zwecken benutzt wird, den Quebracho und andere mehr. In den nördlichen Thälern auf der Straße nach Santiago del Estero stehen Palmen; Aloë und Cactusarten sind überall in Menge vorhanden.

Die Stadt Córdova wurde 1573 von den Abenteurern gegründet, welche Tucuman erobert hatten. Sie liegt unter 31 Grad 26 Minuten 14 Secunden S. Br. in einem hübschen Thale am Rio Primero, und ist gegen heiße Nord- und kalte Südwinde geschützt, welche in den offenen Theilen der Provinz plötzlichen Temperaturwechsel im Gefolge

haben, die sehr empfindlich auf die Gesundheit wirken *). Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts hat der Vicekönig Sobremonte viel für diese Stadt gethan. Die Häuser sind durchgängig besser gebaut als in den übrigen Städten des Binnenlandes, weil Kalk und Holz genug vorhanden ist. In den ersten Zeiten nach der Gründung wurde Córdova häufig durch Ueberschwemmungen aus einem in den benachbarten Hügeln liegenden See heimgesucht, bis derselbe plötzlich während eines Erdbebens verschwand. Aber die Bergwasser welche in der Regenzeit mit großer Gewalt aus der Sierra herabkommen, richten auch jetzt noch manchmal Verwüstungen an, und man hat die Stadt durch dicke Mauern gegen sie schützen müssen. Im Jahre 1828 kamen die Bergströme mit ungeheurem Getöse herangestürmt, und die ganze Stadt wäre von den hoch aufgeschwollenen Fluthen des Primero dem Boden gleich gemacht worden, wenn derselbe nicht an seinem rechten Ufer sich einen Seitenweg gebahnt hätte. Dadurch theilte sich die Gewalt der Strömung, aber nach Süden hin wurde das Land auf einer Strecke von dreißig Wegstunden überfluthet und mit Sand überdeckt. Der englische Reisende French bemerkt daß damals auf seinem Ritte von Córdova nach Buenos Ayres das Wasser seinem Pferde bis an den Bauch reichte. Unzählige aufgeschwollene Leichen der in ihren Höhlen ersäuften Vizcachas schwammen auf der Oberfläche.

Die Stadt hat eine Kathedrale, viele andere Kirchen und eine Universität, welche zur spanischen Zeit von Jünglingen aus allen Theilen des Vicekönigreiches besucht wurde. Sie stand unter Leitung der Jesuiten, welchen Córdova überhaupt einen nicht geringen Theil seiner Bedeutung zu verdanken hat. Dort war ihr Hauptcollegium (Colegio maximo), in der Umgegend hatten sie große, sehr einträgliche Besitzungen; einen nicht geringen Theil ihrer Einkünfte verwendeten sie auf Gründung und Verschönerung von Kirchen und anderen Anstalten. Ihre berühmte Bibliothek war reich an handschriftlichen Werken über ihre Missionen; sie wurde nach Vertreibung des Ordens von Córdova nach Buenos Ayres geschafft, wo ihre gedruckten Werke den Kern der gegenwärtigen

*) En estremo dañorosas para la salud de sus habitantes. Maeso II. 91.

Staatsbibliothek bilden. Aber der größte Theil der Handschriften und unter ihnen der noch nicht bekannt gemachte Abschnitt der vom Pater Guevara verfaßten Geschichte, ist seitdem nicht mehr zum Vorschein gekommen. Vielleicht steckt ein großer Theil dieser Manuscripte in den alten Archiven von Buenos Ayres; wenigstens hat Woodbine Parish im Jahre 1830 einige derselben gesehen; sie waren noch nicht einmal gesichtet worden, sondern befanden sich in derselben Verpackung, in denselben Bündeln wie sie aus Córdova hergeschafft worden waren. Der allgemeinen Meinung zufolge, die aber demnach wohl irrig ist, waren sie entweder nach Spanien gekommen oder von Bucareli vernichtet worden. Dieser Mann war mit Austreibung des Ordens beauftragt, und er bewerkstelligte sie mit einer Rohheit die man schwerlich vergessen wird. Was an Gesittung in jenem Lande vorhanden war, verdankt man zumeist den Jesuiten. Aus dem Vermögen derselben, welches der Staat einzog, wurde dann die Universität zu Buenos Ayres gestiftet, durch welche jener zu Córdova viel Abbruch geschehen ist; die letztere hat dermalen nur noch die Bedeutung einer Provinzialschule.

Im Jahre 1699 wurde das frühere Bisthum Tucuman nach Córdova verlegt; dasselbe ist aber seit Ausbruch der Revolution nicht mehr besetzt worden. Uebrigens trägt die Stadt auch heute noch das Gepräge mönchischer Einflüsse; zwar sind nicht alle Frauenzimmer Nonnen, aber sie haben ein viel zurückhaltenderes Benehmen als jene in Buenos Ayres und in anderen Provinzialstädten. Sie sind sehr abergläubig, halten alle Fabeln und Legenden welche die Priester ihnen erzählen für durchaus wahr, und man kann von ihnen eine unendliche Reihe von Mirakeln hören welche sich bei Bekehrung der Indianer und anderweitig zugetragen haben sollen. Auf Seiten der Christen fochten allemal Engel und Heilige. Die Vorfahren der Damen von Córdova beobachteten die Freitagsfasten nicht, sondern aßen Fleisch. Die Strafe dafür blieb nicht aus, denn die Fische welche früher in großer Menge in den benachbarten Gewässern vorhanden waren, sind einmal plötzlich verschwunden und haben sich nie wieder blicken lassen. Die Bewohner von Rioja haben für ihre Sünden eine noch weit empfindlichere Strafe erlitten; die Oelbäume trugen nämlich keine Frucht mehr, seit die eigennützigen Menschen das Oel nicht mehr an die Kirche schenkten, sondern sich vom Teufel verlocken ließen und

ihre Waare verkauften. Von religiöser Duldsamkeit kann bei so verdummten Menschen keine Rede sein; sie sind fest überzeugt daß alles Misgeschick von welchem Buenos Ayres betroffen wird lediglich daher rührt, daß die Ketzer dort freie Religionsübung genießen. Als einst die Kirche de la Merced von einer Wasserfluth bedroht wurde, trat ihr Pfarrer San Ramon Nonato in Pontificalibus hervor, schüttelte seinen weißen Ornat, und befahl den Wogen zurückzuweichen und eine andere Richtung einzuschlagen. Und siehe da, es geschah. Die Unwissenheit dieser Menschen wird erklärlich, wenn man bedenkt wie abgeschieden sie von der übrigen Welt leben, und daß sie sich in einem sehr beschränkten Kreise bewegen. Buenos Ayres ist ein paar hundert Stunden weit entfernt; dort ist man dem Binnenlande um ein Säculum voraus, weil man in stetem Verkehr mit Fremden lebt. Frauen verlassen in jenem Lande ihre Heimat nur in seltenen Ausnahmefällen, Vergnügungsreisen machen sie gar nicht, und von geistiger Ausbildung ist bei ihnen überhaupt nicht die Rede.

Das Volk hat Nahrungsmittel vollauf und ist ungemein gastfrei. Córdova bildet übrigens eine Art von Knotenpunkt für den Verkehr zwischen den oberen Provinzen und Buenos Ayres, wohin es Wolle und Häute schickt; es erhält in Austausch dafür europäische Waaren, die es dann weiter landeinwärts befördert. Von einer lebhaften Dampfschifffahrt auf dem Paraná würden sowohl Córdova als die nördlichen Provinzen sich bedeutende Vortheile versprechen dürfen. Die Waaren würden dann bis Santa Fé zu Wasser gehen, und von dort nach Córdova auf der alten Straße weiter befördert werden, welche in fast geradem Striche über die Lagunas de los Porongos führt.

So weit Parish. Mac Cann, der 1847 das Land besuchte, entwirft eine etwas günstigere Schilderung. Er fand, sobald er bei Tio die Grenze von Córdova überschritten hatte, auf einer Strecke von fünfunddreißig Laguas das Land von fleißigen Menschen bewohnt. Sie besitzen kleine Landgüter von tausend bis dreitausend englischen Morgen, hielten Kühe, Schafe und Ziegen, bauten auch Mais und Weizen. Aber gerade damals, im December, richteten die Heuschrecken entsetzliche Verheerungen an; weit und breit war das Land von diesen schädlichen Thieren bedeckt. Auch die große Menge von Vizcachas richtet im Weizen große Verwü-

stungen an, und man muß Tag und Nacht mit Hunden umhergehen und starkes Geräusch machen um diese Höhlenbewohner abzuhalten. Auch fehlt es in manchen Gegenden an Wasser. Trotz aller dieser Hindernisse schienen aber jene Leute behaglicher daran zu sein als jene in der Provinz Buenos Ayres. Sie leben von Milch, Brot, Gemüse, Waldfrüchten und Fleisch; in jedem Hause steht ein hölzerner Mörser, in welchem Mais und Weizen zerstampft wird; aus diesen bereiten sie einen wohlschmeckenden Milchbrei. In Santa Fé wird ein Weizen gebaut, der vier Monate nach der Aussaat schon eingeerntet werden kann; die Frauen spinnen und weben fleißig. In jener Gegend sah Mac Cann die ersten eingehegten Felder; überall stehen Algarrobobäume; in den Gehölzen halten sich Pumas, Jaguare und andere Raubthiere auf, sind aber für Menschen nicht gefährlich. Der schottische Reisende schätzte die Einwohnerzahl der Hauptstadt auf 15,000 Seelen; er zählte nicht weniger als zehn Kirchen, ohne jene welche sich in den Klöstern befinden. Die Bauart der Häuser erinnert an die maurischen Gebäude; die 1680 erbaute mit großem architektonischen Luxus aufgeführte Mutterkirche schildert er als ein sehr schönes Gebäude. In einzelnen Kirchen sah er recht hübsche Gemälde. Das in großem Maßstabe aufgeführte Gebäude der Universität fand er wohlerhalten, aber die Anstalt selbst hatte nur noch geringe Einkünfte, und die Lehrer befanden sich in dürftigen Umständen; sie waren lediglich auf das Honorar für ihre Vorlesungen angewiesen, das etwa die Studenten entrichten. Diese letzteren gleichen jenen auf den spanischen Universitäten. Die Zahl der Geistlichen in Córdova betrug reichlich einhundert.

Córdova hat einen sehr hübschen öffentlichen Spaziergang, die Alameda, mit einem großen Teiche, aus welchem ein klarer Bach abfließt; die Straßen sind reinlich, das Klima ist gesund, doch fällt nur selten Regen. Ausländer sieht man in dieser Stadt kaum; Mac Cann fand nur einige wenige Engländer und Franzosen. Die Umgegend ist sehr malerisch.

Die Entfernung zwischen Córdova und Buenos Ayres beträgt in gerader Linie hundertzwanzig Leguas; der Reisende muß jedoch Umwege machen und etwa hundertachtzig Leguas zurücklegen, um die Pampas-Indianer zu vermeiden, und weil viele sumpfige Strecken nicht zu passiren sind. Nach Puerta del Rosario am Paraná beträgt der Weg gerade

hundert Leguas. Córdova schickt nach Buenos Ayres Rindshäute, gewaschene Wolle, Roßhaare, Ziegenfelle, Corduan, Wollengewebe, etwas Weizen, Mehl, Rosinen, getrocknete Pfirsiche. Auch versendet es guten Kalk, der weit besser ist als jener in Entre Rios. In der Provinz sind zweiundvierzig Minen im Betrieb; namentlich die Kupfergruben geben guten Ertrag. Die Maulthierzucht ist nicht unbedeutend. Zum Schlusse bemerken wir noch, daß in neuerer Zeit die Universität einen Lehrstuhl der Physik und der französischen Sprache erhalten hat.

Provinz La Rioja.

La Rioja liegt westlich von Córdova, auf der andern Seite der Sierra, gehörte früher zu jener Provinz, bildet aber nun ein selbständiges Gemeinwesen welches in die vier Departements Araúco, Guandacol, los Llanos und Famatina zerfällt. Der Hauptort, La Rioja, wurde 1591 gegründet, und liegt, nach einer an Woodbine Parish gelangten Mittheilung in 29 Grad 12 Minuten S. Br., am Fuße der Sierra de Velasco, die aus Granit besteht. Die Stadt mag etwa 3000 Einwohner haben; die ganze Provinz zählte 1824 nur etwa 20,000 Seelen; für 1854 werden etwa 30,000 angegeben. In Araúco, dem nördlichen Departement, wohnen etwa 3000 bis 5000; sie liefern jährlich 10,000 Fässer Wein. Dieses starke und süße Gewächs findet in Córdova und anderen Grenzlanden willige Abnehmer. Guandacol liegt nach Westen hin, jenseit des Famatinagebirges, der chilenischen Cordillere entlang, und zählt nur ein paar tausend Bewohner, die fast alle in den beiden Ortschaften Guandacol und Vinchina leben; sie beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau und der Jagd auf Vicuñas; das Fleisch dieser Thiere ist wohlschmeckend und die Wolle ein wichtiger Handelsartikel. Die Llanos liegen im südlichen Theile der Provinz, und sind von Gauchos, etwa 6000, bewohnt, die jährlich 20,000 Stück Hornvieh züchten. Westlich von der Stadt La Rioja, im Departement Famatina, mit etwa 6000 Einwohnern die ungefähr 8000 Fässer Wein in den Handel bringen, ist Chilecito, Klein-Chile, der Hauptort. Das durch seinen Erzreichthum berühmte Famatinagebirge liegt ungefähr dreißig Leguas von der Hauptstadt La Rioja entfernt. Es bildet, verschiedenen Mittheilungen zufolge, eine Art Gebirgsmauer

von etwa 3000 Fuß Höhe, und zieht sich ohne Unterbrechung auf einer Strecke von etwa funfzig Leguas hin; ungefähr in der Mitte liegt der Nevado, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist. Er muß demnach eine sehr beträchtliche Höhe haben. Das Gebirge besteht aus Gneis und Thonschiefer, und seine Silbergänge sollen noch weit ergiebiger sein als selbst jene von Potosi. Aber sie liegen sehr ungünstig, in äußerst rauhem Klima, sind nur auf sehr gefährlichen Pfaden zu erreichen, und auch heute erst sehr mangelhaft bekannt. La Rioja hatte früher eine Münze, in welcher Gold- und Silbermünzen geprägt worden sind. In den Jahren 1824 und 1825, als unter den europäischen Geldleuten das sogenannte südamerikanische Speculationsfieber wüthete, bildeten sich Gesellschaften zur Ausbeutung der edlen Metalle in der Famatina. Alle diese Unternehmungen scheiterten, weil ihnen falsche Berechnungen zu Grunde lagen und die Ausführung auf eine Menge von Hindernissen stieß. Die Ausländer konnten während der Bürgerkriege und bei den unaufhörlichen Schwankungen in den politischen Verhältnissen auf sichern Schutz für Personen und Eigenthum nicht rechnen. Zudem liegt La Rioja fern ab von allem Verkehr mit den einigermaßen civilisirten Theilen der argentinischen Lande. Die Straßen, falls überhaupt von solchen die Rede sein könnte, sind Wege auf welchen selbst Maulthiere nur mit Mühe vorwärts kommen, und die Wohnorte liegen weit auseinander. Von La Rioja nach Córdova sind es hundertvierzehn Leguas, nach Mendoza hundertneunundfunfzig, nach Buenos Ayres auf dem nächsten gangbaren Wege zweihundertsiebenundachtzig Leguas. Nach Guasco oder Copiapó, den nächstgelegenen Städten in Chile, hat man über die Sierra de Guandacol hundertunddreißig Leguas; der Paß über das Gebirge soll keine erhebliche Schwierigkeit darbieten, und man hat ihn, wenn die Verbindung mit Buenos Ayres unterbrochen war, schon oft benutzt um Waaren aus Chile zu beziehen. Die Strecke ist nur halb so weit als jene bis zur großen Hafenstadt an der La Plata-Mündung, und vielleicht bezieht künftig La Rioja einen Theil seines Bedarfes an europäischen Fabrikaten über Chile.

Im Thale von Famatina leiden die Bewohner stark an Kröpfen, die dort eine ungeheure Größe erreichen; die Leute sind sehr arm und äußerst unwissend. Es scheint überhaupt als ob La Rioja sich in einem Zustande

der Barbarei befinde; Woodbine Parish erhielt vom Gouverneur eine Mittheilung, aus welcher sich ergiebt daß selbst in der Hauptstadt nur eine einzige Schule vorhanden war. Man lehrte in derselben weiter Nichts als Lesen und Schreiben; die Anstalt wurde aber von Zeit zu Zeit geschlossen, weil es ihr an der nothdürftigsten Unterstützung fehlte. Der eben genannte Engländer macht folgende Bemerkungen:

Das dermalige Föderativsystem mag einigen Provinzen allerdings Vortheil bringen, ist aber dagegen für andere, zum Beispiel für La Rioja, die sich auf ihre eigenen unzureichenden Hilfsquellen angewiesen sehen, jedenfalls nachtheilig und hindert sie in ihrer Entwickelung. Es scheint nur ein Mittel zu geben um sie vor einem Zurücksinken in die Barbarei zu bewahren: man muß sie mit anderen Provinzen vereinigen. Wenn das Föderativsystem beibehalten werden soll, dann muß die Republik aus höchstens einem halben Dutzend, und nicht aus vierzehn Provinzen bestehen. Dergleichen wurde auch 1813 und 1814, als man das Land in Provinzen theilte, wirklich beabsichtigt. Die Provinzen im Norden von Córdova und La Rioja bildeten anfangs, der vom Nationalcongreß 1814 festgestellten Eintheilung zufolge, nur zwei Gouvernements, nämlich Tucuman, zu welchem Santiago del Estero und Catamarca gehörten, und Salta, mit Jujuy, Oran und Tarija. Sie zertheilten sich aber und bilden seitdem statt jener zwei nun fünf selbständige Körper, nämlich Santiago, Tucuman, Catamarca, Salta und Tarija; dieses letztere ist mit Bolivia vereinigt, und Santiago von Córdova abgeschieden worden.

Der Engländer hat den gerade in den argentinischen Landen so stark hervortretenden Localgeist und die provinzielle Eifersucht nicht in Anschlag gebracht. Diese hebt dagegen Justo Maeso stark hervor, denn er kennt seine Landsleute gründlich. La Rioja war der Hauptschauplatz auf welchem Facundo Quiroga wüthete; diese Provinz hat in den entsetzlichen Bürgerkriegen und für die „1001 Schlachten" verhältnißmäßig die meisten Kämpfer gestellt, und gerade diese Gauchosoldaten haben sich am blutgierigsten geschlagen. La Rioja hat gegenwärtig keine Municipaljunta, sondern eine Sala de Representantes, welche die gesetzgebende Gewalt übt; die vollziehende hat ein Gouverneur. Im Departement Arauco wächst eine vortreffliche Art Weizen, wovon Einiges nach Catamarca und Tucuman ausgeführt wird.

Im Jahre 1849 wurde der Gouverneur Mota von Don Manuel Vicente Bustos abgesetzt, der sich als einen tüchtigen Mann zeigt. Unter seiner Verwaltung hat sich in La Rioja Vieles besser gestaltet. Er war geneigt, fremden Capitalisten alle möglichen Gewährleistungen für Ausbeute der Mineralschätze zu bieten, aber Rosas wollte nicht; es lag in seinem System die Ausländer von den inneren Provinzen fern zu halten. Im Jahre 1853 befanden sich, einem amtlichen Bericht zufolge, in Famatina, Guandacol und bei Vinchina zwei Goldgruben, zweiundvierzig Silbergruben, drei Kupfergruben und zehn Bleigruben; viele andere waren außer Betrieb, weil ihre Bearbeitung mit den vorhandenen Kräften und Mitteln unthunlich erscheint.

Justo Maeso meint, es werde nichts nützen, die vierzehn Provinzen in ein halbes Dutzend zusammenzuschmelzen, wohl aber könne es frommen, wenn man aus ihnen zwei oder drei größere Staaten bilde; alsdann könne es nicht fehlen daß die Republik an Wohlstand, Achtbarkeit und Moralität ganz unendlich gewinne. Diese Reform, sagt er, ist seit 1810 das Ideal gewesen, nach welchem alle hochherzigen und aufgeklärten Staatsmänner getrachtet haben, aber der goldene Traum hat sich seither nicht verwirklichen lassen. Gerade das Streben nach einer so wohlthätigen und nothwendigen Vereinigung gab Anlaß zu dem Kriegsgeschrei, und verwandelte Weiber, Greise und Kinder in Soldaten; die Provinzen wollten von Vereinigung und Verschmelzung nichts wissen. Durch den kleinlichen Provinzial- und Localgeist ist das einst so weit ausgedehnte Vicekönigreich des Rio de la Plata in so viele winzige Theile zersplittert worden; drei große Abtheilungen: Bolivia, Paraguay und Uruguay haben sich abgetrennt. Eine festere Einheit der argentinischen Lande muß man von künftigen, besseren Zeiten erwarten; sie wird sich aber niemals erzwingen lassen, sondern vielmehr als ein Ergebniß besserer Einsicht zu Tage treten.

Provinz Santiago del Estéro und das Gran Chaco.

Die Entfernung zwischen Córdova und Santiago del Estéro beträgt auf der gewöhnlichen Straße hundertunddreißig Leguas. Der erste Haltpunkt innerhalb der Grenzen dieses Staates ist Portezuelo; gleich jenseit desselben beginnt die sogenannte Travesia, ein dreißig bis vier-

zig Leguas breiter Gürtel sandigen Landes, das mit Salztheilen geschwängert ist, und in Menge eine Salsola (Salzkraut), hervorbringt, aus deren Asche Soda bereitet wird. Diese Travesia dehnt sich nördlich von der Sierra de Córdova aus, reicht westlich bis La Rioja und südlich beinahe bis nach San Luis. In dieser sandigen Region herrscht im Sommer der Nordwind vor, und die Hitze ist dann geradezu unerträglich.

Dr. Redhead bemerkt in einem Briefe an Sir Woodbine Parish, es sei unverkennbar daß der südliche Theil der Provinz Santiago einst den Küstensaum des Meeres gebildet haben müsse; die Dünen erinnerten ihn lebhaft an jene der flandrischen Küsten. Dieser sandige Gürtel bildet in seiner ganzen Ausdehnung von Ambargasta bis Noria eine beträchtliche Depression, eine Einsenkung des Bodens, die nicht viel höher über der Meeresfläche liegt als Buenos Ayres. So finden wir daß beinahe in der Mitte des Continentes, einige hundert Stunden vom Ocean entfernt, eine beträchtliche Strecke Landes sich nur um einige wenige Fuß über dem Meeresspiegel erhebt.

In den oberen Theilen der Sierra de Córdova ist Granit vorwaltend, und nach den Abhängen an der Travesia zu sind unzählige Fragmente dieses Gesteins verstreut, während jenseit des Sandgürtels auf der Straße nach Potosi nicht eine Spur davon zu finden ist, denn hier lagert überall blauer Thonschiefer und Schiefer, der gelegentlich mit Kalkstein und rothem Sandstein abwechselt. Dagegen fand Helms wieder in der Nähe von Potosi und auf dem Gipfel einiger benachbarten Berge eine dicke Lage von Granitkieseln welche durch Einwirkung des Wassers eine runde Gestalt erhalten hatten. Er fragte, wie es gekommen sei daß diese Granitmassen sich dort ablagerten, da das Land von Tucuman, wo die Granitbildung aufhört, ununterbrochen abfällt, und von Tucuman bis Potosi nur Thonschiefer vorkommt. Sind sie während einer allgemeinen Fluth dorthin gerollt worden oder durch irgend eine spätere theilweise Erdrevolution? Helms würde noch mehr erstaunt gewesen sein wenn er gewußt hätte, daß auf dem Berge Chorolque (zwölf Leguas nordwestlich von Tupiza, zwischen Salta und Potosi) Seemuscheln gefunden werden, und zwar in einer Meereshöhe von 16,530 englischen Fuß, nach Redheads Barometermessungen. Das Wort Chorolque ist verderbt aus Churucolque, was in der Quichuasprache so viel bedeutet als: daß der

Berg Silber und Muscheln enthalte. Die Spanier ahnten aber von den letzteren nichts, und waren im höchsten Grade erstaunt als 1826 ein unternehmender Franzose Seemuscheln vom Gipfel mit herunterbrachte. Ein sorgfältiges Studium der Quichuasprache (welche in der Provinz Santiago gesprochen wird) kann dem Forscher manche richtigen Aufschlüsse und Fingerzeige geben. Die alten Peruaner pflegten scharf und genau zu beobachten, und die Benennungen welche sie den verschiedenen Oertlichkeiten beilegten, bezeichnen gewöhnlich die Beschaffenheit des Bodens oder irgend welche Eigenthümlichkeit desselben. Wer also das Quichua versteht, kann schon im Vorans wissen was er an dieser oder jener Stelle finden wird. Peutocsi zum Beispiel, das von den Spaniern in Potosi verderbt worden ist, bedeutet: man sagt, es sei dort losgebrochen, es soll dort aufgeplatzt sein (se dice que reventó). Wahrscheinlich knüpft sich eine darauf bezügliche Ueberlieferung an jenen merkwürdigen Kegelberg, der sich einsam und abgeschieden von dem ihn umgebenden Gebirgssystem erhebt. Die heißen Quellen in seiner Nähe beweisen daß die Quichuabenennung ihren guten Grund hat.

Die Stadt Santiago ist ein armselig gebauter Ort mit verstreut umherliegenden Häusern, und hat nicht über 4000 Einwohner. Er liegt unter 27 Grad 47 Min. S. Br. am Ufer eines nicht unbeträchtlichen Flusses, der im Gebiet von Tucuman entspringt, durch diese Provinz nach Süden hin fließt und sich als Rio Dulce in den großen Porongos-Lagunen, im Nordwesten von Santa Fé, verliert.

Die Gesammtbevölkerung der Provinz beläuft sich auf höchstens 60,000 Köpfe. Die Mehrzahl der Bewohner lebt in einzelnen Gehöften oder dorfartigen Weilern an den Ufern des Rio Dulce oder des Salado, welcher in gleicher Richtung strömt, und nach Osten hin die Grenze gegen Gran Chaco bildet. Die Flußniederungen bieten dem Hornvieh vortreffliche Weide dar und haben einen Boden der sich zum Weizenbau sehr gut eignet.

Fast überall wächst der Cactus opuntia, und erreicht eine ungewöhnliche Höhe; die Cochenille welche man auf dieser Pflanze findet ist eines der wichtigsten Erzeugnisse für die Provinz. Früher wurden davon 8000 bis 10,000 Pfund jährlich nach Chile und Perú geschickt. Auch Wachs und Honig bildeten gesuchte Ausfuhrwaaren. Aber in Folge der Bürger-

kriege hat sich die Betriebsamkeit beinahe gänzlich verloren. Die Bewohner sind ein Menschenschlag der weit rühriger ist als jener in den übrigen Provinzen. Die Frauen verfertigen Ponchos und Satteldecken, für welche in Tucuman und Salta sich stets willige Abnehmer finden.

Im Osten des Salado liegt der große Schlupfwinkel (guarida) für die wilden Thiere, das Jagdgebiet vieler Indianerstämme, el Gran Chaco oder Chacú*), eine Region die sich bis an den Paraná ausdehnt und nördlich bis zur bolivianischen Provinz Chiquitos reicht. In dieser Wildniß haben die wilden Eingeborenen einen Zufluchtsort gefunden, in welchem sie vor den Spaniern sicher waren. Sie wird vom Pilcomayo und Vermejo durchströmt, die beide von den bolivianischen Gebirgen herabkommen. In den Ebenen des Gran Chaco liegt etwa siebzig Leguas östlich von Santiago, unter 27 Grad 28 Min. S. Br. eine Oertlichkeit, welche bei den Indianern Otumpa heißt. Dort wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein mächtiges Stück Meteoreisen gefunden, das angeblich 300 Centner schwer war. Einen Theil davon, 1400 Pfund schwer, hat Parish nach England geschickt, und er befindet sich im Britischen Museum zu London.. Die Annahme daß nicht eine einzige, 300 Centner schwere Masse vorhanden gewesen sei, sondern daß man zu Otumpa mehrere sehr beträchtliche Stücke Meteoreisen gefunden habe, möchte die richtige sein. Die spanische Regierung erlaubte die Bearbeitung des Eisens in Südamerika nicht, deshalb blieben jene gewaltigen Klumpen unbenutzt; man erinnerte sich aber derselben, als während des Unabhängigkeitskrieges die Eisenzufuhr aus Europa nach Buenos Ayres eine Unterbrechung erfuhr. Man ließ deshalb aus dem Chaco jenes Meteoreisen nach der Hauptstadt schaffen; als es aber die weite Wegstrecke von fünfhundert Stunden zurückgelegt hatte, war die Blockade aufgehoben und schon wieder europäisches Eisen am Platze. Das Meteoreisen im britischen Museum enthält, nach einer Analyse Turners: Eisen 93.4. Nickel 6.618. Kobalt 0.535; = 100.553.

Maeso bemerkt in seiner Bearbeitung von Parish's Werke, daß die

*) Ein indianisches Wort, das Zufluchtsort für wilde Thiere bedeutet. (Palabra india, que significa guarida, lugar de refugio de bestias feroces.)

Stadt Santiago gegenwärtig 6000 Einwohner zählt. Die Gesammtbevölkerung würde, bei dem im Allgemeinen gesunden Klima und der geringen Sterblichkeit, beträchtlich angewachsen sein ohne die Bürgerkriege und ohne das stupide Verfahren des Gouverneurs Don Felipe Ibarra. Sehr bezeichnend für die argentinischen Verhältnisse und das Wesen und Treiben der Gauchohäuptlinge sind einige Züge welche der genannte Schriftsteller mittheilt. Ibarra beherrschte, eine Zwischenzeit von etwa sechs Monaten abgerechnet, die Provinz Santiago del Estero vom Jahre 1820 bis zu seinem Tode, der 1851 erfolgte. Während seiner Verwaltung nahm Alles den Krebsgang, die Indianer bemächtigten sich gerade der fruchtbarsten Landestheile, und zerstörten Alles in den Departementos Huañagasta, Mulacorral und Asingasta. Ibarra war ein grausamer und durchaus ungebildeter Mann und dabei äußerst starrsinig; es war platterdings nichts Vernünftiges mit ihm anzufangen. Nach und nach zogen die wohlhabenden Geschäftsmänner, Kaufleute und Gelehrten sich aus dem Lande, und der Gouverneur erließ nicht etwa eine Amnestie, sondern verfolgte Alle die ihm verdächtig schienen. Und verdächtig ist Leuten solchen Schlages jeder gebildete Mann. Zerstört hat er Vieles, geschaffen gar nichts, außer daß er drei Kirchen erbauen ließ, denn er war ein sehr „frommer" Mann, und gehörte zu der sogenannten katholischen Partei.

In Santiago war ein Franziskanerkloster, in welchem der Gründer desselben, der Franziskanermönch Francisco Solana, als Heiliger verehrt wurde; es war aber Alles in Verfall gerathen und Ibarra beschloß, Kirche und Kloster wieder aufbauen zu lassen. Das geschah 1848, als langanhaltende Dürre eine Hungersnoth im Gefolge gehabt hatte. Rosas, Gouverneur von Buenos Ayres, bot seinem Collegen in Santiago eine beträchtliche Menge Vieh an, um dasselbe unter die Hülfsbedürftigen zu vertheilen; aber der Dürre wegen, und bei dem Wassermangel ließ sich das Vieh nicht bis in jenes ferne Land treiben und Rosas schickte daher nach und nach 25,000 Silberpiaster, als einen Beitrag zur Abhülfe der Noth. Aber 23,000 Piaster verwendete Ibarra auf den Klosterbau und 2000 erhielten die Nothleidenden. Während seiner Verwaltung bahnte sich der Rio Dulce ein neues Bett; in Folge dessen wurde viel angebautes Land überschwemmt, anderes dagegen wurde wasserlos, und die

Azequias oder Bewässerungscanäle lagen trocken. Man hätte dem Uebelstande mit geringer Mühe und wenigen Kosten abhelfen, den Fluß wieder in sein altes Bett zurückleiten können; aber Ibarra wollte davon nichts wissen. Als er sein Ende herannahen fühlte, vermachte er die Regierung seinem Freunde Rosas, als ob er Recht gehabt hätte, über das Land zu verfügen wie über eine Viehheerde.

Die Provinz Santiago del Estéro hat eine Ausdehnung von etwa hundert Leguas von Norden nach Süden und hundertundvierzig Leguas von Osten nach Westen, wenn man den Vermejo als Grenze annimmt. Von Tucuman ist sie durch den Fluß Urueña geschieden, der vom Norden nach Süden läuft, und die Departements Capo und Tenene bewässert. Ueber diese Grenze herrscht zwischen beiden Provinzen ein alter Streit. Von der Provinz Catamarca ist Santiago durch den Rio de Albigasta geschieden, und auch über diese Grenze waltet ein leidiges Zerwürfniß ob. Man thäte besser statt so unfruchtbaren Zankes die reichen Hilfsquellen des Landes zu benutzen, Weizen zu bauen, Cochenille zu ziehen, den Schafen, die eine vortreffliche Wolle geben, Aufmerksamkeit zuzuwenden, Ottern (Nutrias) an der Laguna de los Porongos zu fangen, und Salz zu bereiten. Vor allen Dingen sollte man insbesondere der Bienenzucht größere Aufmerksamkeit schenken, und einen Canal zwischen dem Rio Dulce und dem Salado graben. Dadurch würde das Land ganz ungemein gewinnen. Für großartige Bienen- und Cochenillezucht eignet sich keine Gegend besser als Santiago del Estero, das 1851 einen sehr verständigen Gouverneur erhielt, Don Manuel Taboada, der sich praktischer Reformen befleißigt, zum Beispiel daran arbeitet den Rio Dulce sein altes Bett wieder zu geben, und weiße Leute am Vermejo anzusiedeln.

Vom Gran Chaco gehört der südwestliche Theil zu Santiago. Diese weite Region, deren nördlichen Theil Bolivia beansprucht, ist noch wenig bekannt; sie reicht nach Norden hin bis Chiquitos und wird im Osten ihrer ganzen Länge nach vom Paraguay begrenzt. Die beiden großen Flüsse Pilcomayo und Vermejo strömen hindurch; das eigentliche Innere ist völlig im Besitze von Indianern, welche von den Spaniern niemals bezwungen worden sind. Nur über den südlichen Theil, die Strecke zwischen dem Salado, welcher die westliche Grenze bildet, und

dem Vermejo weiß man Näheres; der mittlere zwischen Vermejo und Picomayo, und der nördliche bis zum Latiriquiqui oder Otuquis, der etwa unter 20 Grad S. Br. in den Paraguay mündet, sind noch gar nicht erforscht worden. Einige Striche am obern Pilcomayo hat Castelnau's Begleiter, Weddel, im Jahre 1846 besucht. Er schildert dies Chaco als eine Region mit einförmiger Oberfläche und von nur geringer Erhebung über die Meeresfläche. An der Grenze von Tarija betrug sie nur 160 Meter also etwa 500 Fuß. Schon daraus läßt sich abnehmen daß die Flüsse ein nur geringes Gefäll haben und das Land weit und breit unter Wasser setzen. Dadurch werden die Communicationen gehindert oder erschwert. Während der Regenzeit, vom October bis März, bieten namentlich im nördlichen Theile die weiten Ebenen den Anblick eines weiten Oceans, in welchem grüne Inseln verstreut liegen. Auch die Vegetation ist einförmig. Ausgedehnte Strecken sind meist nur mit einer einzigen Pflanzenart bedeckt. So giebt es unübersehbare Anhäufungen von Palmen, Palmares, und von Algarrobos, Algarrobales. Der Vinal, eine schöne Mimose, wächst an Stellen welche vorzugsweise den Ueberschwemmungen ausgesetzt sind; auch der Guayac oder Palo Santo bildet Gehölze. Diese Ueberschwemmungen suchen nur einzelne Theile des großen Gebietes heim, und eine Ansicht welche Kerst ausspricht ist gewiß richtig. Er sagt: „Wir glauben daß das Gran Chaco bei seiner herrlichen Vegetation ebenso gut bewohnbar sei wie die große germanisch-slawische Ebene Europa's, in der es gleichfalls nicht an Strömen fehlt, die zu gewissen Jahreszeiten ihre niedrigen Ufer überschreiten, wenn es der Kunst nicht gelingt, sie an ihr Bett zu fesseln." Im Gran Chaco wohnen freie Indianervölker, deren Kopfzahl man auf 100,000 annimmt; sie leben von der Jagd, dem Fischfang, theilweise auch von Viehzucht und Ackerbau.

Provinz Tucuman.

Vierzig Leguas oberhalb Santiago del Estero liegt die Stadt San Miguel de Tucuman, 27 Grad 10 Minuten S. Br., auf einer bewaldeten Hochebene. Man hat von dort eine prächtige Aussicht, und es ist kein Streit darüber „daß Tucuman von allen argentinischen Städten die schönste Lage hat." Sie wurde ursprünglich im Jahre 1564 von Don

Diego de Villarroel etwa zwölf Leguas von dem Punkte entfernt angelegt, auf welchem sie heute steht; aber dieses alte Tucuman ist 1685 durch eine Ueberschwemmung zerstört worden, und die Bewohner gründeten die neue Stadt in einer besser gelegenen Oertlichkeit. Das Klima ist heiß, aber trocken und gesund, und die Natur hat über jene Gegend das Füllhorn ihrer Gaben so reichlich ausgegossen, daß man Tucuman nicht mit Unrecht als den Garten der argentinischen Provinzen bezeichnet. Die gesammte Bevölkerung betrug 1854 nur etwa 65,000 Seelen, wovon ungefähr 8000 auf die Hauptstadt kommen.

Sobald man die Travesia von Santiago verlassen hat, steigt der Weg bis Tucuman allmälig aber ununterbrochen an. Das Gebiet dieser Provinz beginnt, sobald man den Santiago überschritten hat, der dort Rio Hondo oder tiefer Fluß heißt; er scheidet beide Prvinzen, und bildet sich aus den Gewässern mancher Zuflüsse die von den Gebirgen im Westen herabkommen. Im Osten bildet der Salado die Grenze gegen das Gran Chaco, im Norden der Tala gegen Salta, und im Westen und Südwesten scheiden die Hochgebirge von Aconquija Tucuman von Catamarca. Die höchste Spitze dieser Kette ist mit ewigem Schnee bedeckt und soll 15,000 Fuß Meereshöhe haben. Das Gebirge ist reich an Metallen, namentlich Kupfer und Blei; die Bearbeitung der Minen ist dort aber mit soviel Schwierigkeiten verbunden, daß sie eingestellt werden mußte. Nur wenige arme Leute sammeln von Zeit zu Zeit etwas Silber, das sie nach Tucuman zum Verkauf bringen. Parish besitzt einige Stücke, die er für sehr reichhaltig und schön erklärt. Die Mita, Zwangsarbeit in den Gruben, und andere Bedrückungen welcher die Spanier sich schuldig machten, haben so nachtheilig gewirkt, daß die Ureingeborenen in jenem Berglande fast ganz zu Grunde gegangen sind.

Der Mameluco oder Gaucho von Tucuman hat Alles was er bedarf nahe zur Hand, und kennt manche Bedürfnisse gar nicht, welche sich den Menschen in weniger günstigen Klimaten oder bei einer weiter vorgerückten Civilisation aufdrängen. Er ist frei wie die Luft welche er athmet, sprengt nach Belieben auf seinem Rosse über die unabsehbaren Ebenen, und mag sein Gaucholeben mit keinem andern vertauschen. Insbesondere würde er sich nicht zum Bergbau herbeilassen, und im Schweiße des Angesichts seine Nahrung erwerben mögen; ohnehin gilt die Arbeit

in den Minen für erniedrigend. Die Spanier zwangen die unterjochten Indianer zum Bergbau, und betrachteten dieselben als eine untergeordnete niedrige Kaste, über welche Jeder weit erhaben steht, in dessen Adern auch nur eine Spur europäischen Blutes fließt *).

Die Heerden in Tucuman sind ausgezeichnet, und der Pflanzenwuchs ist ungemein üppig. In den Ebenen gedeihen Weizen und Mais, Reis und Tabak; an den Bergabhängen der Westseite ist eine große Mannigfaltigkeit nutzbarer Bäume und Gesträuche vorhanden, namentlich sind die Orangenhaine ganz prächtig. Das Tiefland giebt reichen Ertrag an Zucker, der Tabak findet in allen benachbarten Provinzen Absatz; dasselbe ist der Fall mit dem Käse von Tucuman, der in Buenos Ayres für einen Leckerbissen gilt. Das Volk ist abgehärtet, gutmüthig und seiner Heimat sehr anhänglich.

Maeso theilt die Ergebnisse der Volkszählung von 1845 mit. In den zehn Departements der Provinz lebten 57,876 Seelen; sie hat also eine geringere Bevölkerung als z. B. die Stadt Magdeburg. Es kamen auf die Departements:

Tucuman	16,822	Seelen.	Graneros	5,642	Seelen.
Famaillá	1,989	„	Leales	3,933	„
Monteros	10,225	„	Burroyacu	3,021	„
Chiquilligasla	5,567	„	Trancas	2,243	„
Rio Chico	3,861	„	Encalilla	583	„

Zur Zeit der spanischen Herrschaft begriff die damalige Provinz Tucuman die Städte (und deren Gebiete) Córdova, Santiago del Estero, San Miguel del Tucuman, San Salvador de Jujuy, San Fernando de Catamarca, La Rioja, San Clemente de la Nueva Sevilla, Talavera de Madrid, Esteco la antigua, la Concepcion, Guadalcazar, Londres und Neu-Esteco. Die Grenzen reichten weiter in Gran Chaco hinein als gegenwärtig. Mit Ausnahme der sechs ersten genannten Plätze sind alle übrigen, und dazu noch viele andere, von den Indianern zerstört worden. Diese alte Provinz Tucuman hatte zu Grenzen: im Norden die Provinz Santiago de Cotagaita, Tarija und Cinti; im Süden die Provinz Cuyo;

*) Diese Bemerkungen sind theilweise unrichtig. Der Bewohner von Tucuman ist vorzugsweise Ackerbauer, und unterscheidet sich eben dadurch von den Gauchos in Cordova, San Juan ꝛc.

im Osten die Provinz Buenos Ayres, und das Gebiet des Gran Chaco-Gualamba, in welchem freie Indianer wie noch heute umherschwärmten. Im Westen lagen die Provinzen Lipes und Atacama, Calchaquí, San Carlos und Santa Maria, in welchen gleichfalls freie Indianer wohnten. Die gegenwärtige argentinische Provinz Tucuman hat einen viel kleinern Flächeninhalt, nämlich von Norden nach Süden etwa dreiundsechzig Leguas, und von Osten nach Westen etwa fünfundvierzig. Auf die Grenzstreitigkeiten, die nur ein örtliches Interesse haben, gehen wir nicht näher ein.

Im Jahre 1844 ist im Lande selbst eine Beschreibung der Provinz Tucuman erschienen unter dem Ministerium des Dr. Gondra, aber dieses gute Beispiel hat in keiner andern Provinz Nachahmung gefunden. Wir entnehmen derselben folgende Notizen:

Die Stadt San Miguel del Tucuman liegt 27 Grad 10 Minuten S. Br. und 66 Grad 50 Minuten W. L. von Paris; drei Leguas östlich von dem bewaldeten Gebirgszuge, welcher die Provinz von Norden nach Süden durchzieht, auf einer großen Hochebene die ein Parallelogramm bildet. Die Straßen sind breit und schnurgerade; die Häuser liegen zwischen Orangenbäumen, und die Umgebungen bilden einen ausgedehnten herrlichen Garten. Dort wird viel Zucker gebaut; einen Theil des Ernteertrags benützt man zum Branntweinbrennen. Die Provinz ist wohlbewässert von fischreichen Gefließen, welche auch für die Landwirthschaft von unberechenbarem Nutzen sein werden, wenn einst diese schöne Provinz eine dichtere Bevölkerung haben wird. Getreide, Gartenfrüchte und Gemüse gedeihen neben den Gewächsen der heißen Zone. Man findet Indigo, Sassaparille und das Cochenilleinsekt; die an werthvollen Hölzern reichen Urwälder sind von der Axt noch kaum berührt worden, und die Heerden finden die herrlichste Weide. Die Stadt hat eine große Kathedrale; sie ist 80 Varas (zu 3 Fuß) lang, hat drei Schiffe und eine in Paris gebaute Orgel; ein Gerichtsgebäude mit einem 120 Fuß hohen Thurme, auf welchem sich eine in London verfertigte Uhr befindet; und sogar ein Schauspielhaus.

In der oben erwähnten Beschreibung von Tucuman werden die Haupterzeugnisse des Pflanzenreiches aufgeführt; es ist nur zu bedauern, daß nicht auch bei den weniger bekannten die botanischen Benennungen

hinzugefügt worden sind. Das Zuckerrohr wird seit etwa zehn Jahren ziemlich stark angebaut; es kam erst 1824 nach Tucuman; 1854 waren schon achtzig Zuckerpflanzungen vorhanden, von denen mehrere europäische Maschinen besaßen. Während der Blockaden des La Plata in den Jahren 1838 und 1845 ging viel Zucker aus Tucuman nach Buenos Ayres. Am Ursprungsorte kostete die Arroba (35 Pfund) 2½ bis 3 harte Piaster. Der Reis kostet dort 5 bis 7 Realen die Arroba, und in beiden Artikeln bedürften die argentinischen Provinzen gar keiner fremden Zufuhr, wenn sie durch bessere Verkehrswege die Transportkosten wohlfeiler machen wollten; der Reis ist von vorzüglicher Beschaffenheit und giebt reichliche Ernten; sehr guter Weizen wächst namentlich in den höher gelegenen Landestheilen; Mais wird so reichlich erzeugt, daß die ganze Provinz Santiago von hier aus versorgt wird; Luzerne gedeiht gut. Die „indianische Feige" wird überall zu Zauneinfassungen verwandt, man bereitet einen Syrup daraus; Indigo wächst an vielen Stellen wild. Flachs, Sennes, Senf, Mechoacán (convolvulus mechoacán), Salbei, Münze, Polei, Thymian und viele andere aromatische Pflanzen geben den Bienen reichliche Nahrung, und die Bäume und Gesträuche sind unzählbar. Orangenhaine schmücken insbesondere die Bergabhänge; überall stehen Pfirsich-, Feigen- und Birnenbäume, Aprikosen-, Zwetschen-, Oel- und Mandelbäume, Maulbeerbäume und Brombeeren; ferner Granaten, Quitten, Myrten und die Weinreben. Die Rinde des Mato dient zum Gerben; Algarroben verschiedener Art sind häufig, das Holz des Guyacan wird von Drechslern gesucht; die Früchte der Tusca geben Färbe- und Gerbestoffe, und werden vom Vieh gern gefressen. Aus der Frucht des Chalchal bereitet man ein methartiges Getränk; aus dem Holze des Chuchupi Löffel, jenes des Pacará wird zu mancherlei Zwecken gebraucht; er ist ein seifegebender Baum. Der in den Wäldern wachsende Nußbaum hat ein sehr hartes Holz und steigt hoch und schlank empor; Cedernbretter werden bis Buenos Ayres versandt. Sodann Espinillo, rother und weißer Quebracho der von Stellmachern zum Wagenbau benutzt wird, gleich dem Lapacho; der Tipa giebt sogenanntes Drachenblut, Lorberbäume, Lanza, Cebil, Ramo, Churqui, Runascapite, Caoba (Mahagony), Molle, mit einem aromatischen Harz, der San Antoniostrauch, welcher Maté giebt; aus dem Sombra de Toroholze macht man

Joche für die Ochsen; aus der dornigen Brea gewinnt man reichlich Harz; der Viraro; die Erle gedeiht an kühlen Stellen, und dient als Brennholz. Dazu kommen noch viele andere nutzbare Bäume und Sträucher.

Schon oben sind die wohlschmeckenden Käse aus dem schönen Thale Tafi erwähnt worden. Die echten kommen von den beiden Landgütern Laguno und Silva, die zusammen jährlich etwa 8000 Arrobas nach Buenos Ayres versenden. In Tucuman kostet im Großen die Arroba 2 harte Pesos, im Kleinhandel 3 Pesos. Der Tabak aus dieser Provinz wird in Buenos Ayres mit 40 Papierpesos bezahlt; der beste Tabak aus Paraguay kostet dort die Arroba 45 Papierpesos. Die Zucht der Seidenraupe gewinnt allmälig an Umfang. Sehr bedeutend ist die Verfertigung von Wagenkarren, deren jährlich etwa fünfhundert gemacht werden; auch die Gerberei ist nicht ohne Belang.

Provinz Catamarca.

Diese Provinz ist von Tucuman durch die Gebirge von Aconquija getrennt und gehört zu den weniger bedeutenden des argentinischen Bundes. Parish giebt die Einwohnerzahl etwa auf 30,000 an, Maeso dagegen auf 65,000; davon wohnen etwas mehr als 4000 in der Hauptstadt. Die Grenze gegen Tucuman, mit welchem seit langer Zeit ein Zerwürfniß wegen derselben obwaltet, bilden im Allgemeinen die Sieras von Ancasti und Ambato, und weiter nach Norden hin die schneebedeckten Gipfel von Aconquija. Die meisten Gefließe, welche von den Gebirgen herabkommen, verlieren sich im Sande.

Das Klima ist im Sommer sehr schwül, in den höher gelegenen Theilen im Winter frisch; die Baumwolle gedeiht vortrefflich; rother Pfeffer wird bis Buenos Ayres versendet. Die Stadt San Fernando del Valle de Catamarca liegt etwa sechzig Leguas südwestlich von Tucuman, unter 28 Grad 12 Minuten S. Br. nach einer Angabe des Dechanten Funes.

Das Land war früher im Besitze der schon erwähnten Calchaquis-Indianer, deren Gebiet von den Grenzen Perú's sich über die ganze Gegend zwischen den Andes im Westen und den Gebirgen von Aconquija im Osten erstreckte. Sie wurden nach dem Thale Calchaqui

benannt; dieser Name gehört der Quichuasprache an, und drückt die Fruchtbarkeit des Bodens aus. Während der ersten anderthalb Jahre nach der Besetzung des Landes durch die Spanier wehrten sie sich gegen diese Eindringlinge mit der größten Tapferkeit und zerstörten deren Niederlassungen. Meist gab das rohe Verfahren der Gouverneure Anlaß zu blutigem Kampfe. So ließ Albornoz mehrere Kazizen welche ihm Tribut überbrachten, ohne alle Veranlassung öffentlich in Tucuman auspeitschen. Die Calchaquis griffen zu den Waffen um diesen Schimpf zu rächen; alle ihre Stämme, namentlich jene von Andargalá, Famatina, Copoyan, und Guandacol erhoben sich, überfielen die Ansiedelungen in Jujuy, Salta, Tucuman, Londres und La Rioja und verschonten weder Weib noch Kind. Dieser Krieg dauerte zehn Jahre. Als endlich den Spaniern der Sieg blieb, rotteten sie ganze Stämme aus, andere mußten ihre alte Heimat verlassen, und etwa zweihundert Familien, welche vom Volke der Quilmes übrig geblieben waren, mußten das Thal von Calchaqui ganz räumen und nach Buenos Ayres auswandern, in dessen Nähe der Gouverneur sie ansiedelte; dort trägt noch heute eine Ortschaft ihren Namen. Die Jesuiten richteten mehr aus als die spanischen Waffen; es gelang ihnen die Stämme allmälig an ein friedliches Leben zu gewöhnen, und sie so weit zu sittigen, daß sie Calchaquis nach anderen Gegenden hin verpflanzen konnten, in welchen diese dann den Kern für neue christliche Gemeinden bildeten, insbesondere für jene am Vermejo bei den Indianern aus dem Gran Chaco. Seitdem waren die Calchaquis nicht mehr zu fürchten. Im Jahre 1718 brach eine ansteckende Krankheit unter ihnen aus, durch welche der größte Theil des Volkes zu Grunde ging. Die Calchaquis hatten selbst den peruanischen Inkas erfolgreichen Widerstand geleistet, und waren niemals von ihnen bezwungen worden. Ihre Thäler lagen zumeist im Gebiet der heutigen Provinz Salta.

Catamarca erklärte sich am 25. August 1821 für unabhängig von der damaligen Föderativrepublik Tucuman. Die Luft ist trocken, und Maeso bemerkt, daß nur selten Regen fällt; aber der Boden, obwohl sandig, ist sehr fruchtbar wo er bewässert wird. Die Angabe daß Fieber häufig vorkommen und allgemein seien, ist unrichtig. Die Provinz hat großen Reichthum an Metallen, insbesondere an Gold, Silber, Kupfer und Blei. Gold wird in der Nähe von Belen gefunden, einer Ortschaft

mit 3000 Einwohnern. An den westlichen Abhängen der Aconquijaberge bis nach Andargalá liegen Silberadern, die bis vor wenigen Jahren bearbeitet wurden, sie sind aber gegenwärtig verlassen, weil es an den erforderlichen Capitalien und Maschinen fehlt. Das wichtigste Erzeugniß von Catamarca ist die Baumwolle, die einen sehr guten Stapel liefert und ein wichtiger Handelsartikel werden kann, sobald einmal das Land stärker bevölkert ist. Jetzt wird nur so viel gebaut, daß die Provinz und die benachbarten Gegenden mit dem Nothwendigen versorgt werden. Catamarca liefert auch Wein, Traubenbranntwein, Weizen und die köstliche Frucht Chirimoya. Nach Copiapo in Chile wird viel Vieh ausgeführt. In der Hauptstadt befindet sich eine Schule in welcher Latein gelehrt wird.

Provinzen Salta und Jujuy.

Wir nehmen hier Salta in weiterm Sinne, zusammen mit Jujuy, welches seit dem 2. December 1834 eine unabhängige „Provinz", und als solche einen Bestandtheil des argentinischen Bundes bildet. Die Grenze von Salta gegen Tucuman wird vom Rio Pescado gebildet; jene gegen Osten vom Rio Bermejo und dessen Nebenfluß, dem Rio de Tarija. Früher hatte die Provinz vier Departements: Salta, Oran, Jujuy, das wie bemerkt selbständig geworden, und Tarija, das von Bolivia in Anspruch genommen und besetzt worden ist. Maeso giebt für Salta mit Oran 70,000, für Jujuy 40,000 Seelen an. Die Stadt Salta mag etwa 9000 Einwohner zählen; sie wurde 1582 von Abreu im Thale von Siancas gegründet und San Clemente de Nueva Sevilla genannt; aber zwei Jahre später verlegte Hernando de Lerma sie von dort in das Thal von Chicuana, wo wir sie gegenwärtig finden (24 Grad 51 Minuten S. Br.), er nannte sie San Felipe de Lerma, aber diese Benennung verlor sich und sie heißt seit langer Zeit einfach Salta. Sie bietet einen recht angenehmen Anblick dar; an dem großen viereckigen Marktplatze stehen, wie in den meisten größeren Städten des spanischen Amerika, das Stadthaus und die Kathedrale; außerdem sind noch einige andere Kirchen vorhanden. Uebrigens ist die Lage tief unten im Thale ungünstig; durch dasselbe fließen der Arias und Silleta; dieser letztere hat vor mehreren Jahren sein altes Bett verlassen und es steht zu besorgen, daß er über

kurz oder lang einmal die sumpfige Niederung in welcher Salta liegt völlig unter Wasser setze. Die Luft ist in der heißen Jahreszeit miasmatisch, Wechselfieber kommen sehr häufig vor, der Kropf ist ganz allgemein, und früher litten viele Bewohner an Aussatz.

Salta erhielt 1824 die erste Buchdruckerpresse, aus welcher hin und wieder ein Zeitungsblatt hervorgeht. Auch sind Schulen vorhanden, in welchen Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird. Die Geistlichkeit ist duldsam gegen Ansichten, die in früheren Zeiten für arge Ketzereien gegolten hätten. Die Stadt liegt, nach dem Straßenzuge gerechnet, vierhundertundfunfzig Leguas von Buenos Ayres, achtzehn Leguas weiter nördlich steht Jujuy, und bis dahin kann man den ganzen Weg in einem vierräderigen Wagen zurücklegen. Von Jujuy an muß man sich jedoch beim Ueberschreiten des Gebirges der Maulthiere bedienen. Diese Stadt ist die letzte Ortschaft von einiger Bedeutung in den argentinischen Landen; sie hat ungefähr 3000 Einwohner und liegt am Rio de Jujuy in einem schönen Thale. Die Spanier mußten viele blutige Kämpfe bestehen, ehe sie in ungestörtem Besitz dieser „Garganta" (d. h. Kehle, Schlundes, engen Einganges) von Perú kamen. Dieser Platz beherrscht den Eingang zu den Bergpässen und wurde deshalb von den Humahuaca-Indianer mit äußerster Hartnäckigkeit vertheidigt. Die Stadt San Salvador de Jujuy wurde 1592 gegründet. Diese Gegend war in blühendem Wohlstande so lange ein verhältnißmäßig lebhafter Verkehr zwischen Potosi, überhaupt zwischen den Bergwerksdistricten von Oberperú und Buenos Ayres stattfand; seit aber Bolivia eine selbständige Republik bildet, ist dieser Verkehr ganz unbedeutend geworden, und Jujuy hat, gleich den übrigen Städten welche an der alten Straße nach Perú liegen, viel verloren. Dazu kamen dann noch die Verheerungen, welche der Bürgerkrieg im Gefolge hatte.

Die Salteños rühmen sich, daß sie in ihrem Lande alle Klimate von tropischer Hitze bis zu eisiger Kälte besitzen, und demgemäß alle Erzeugnisse des Bodens liefern können. Allerdings liegt die Provinz in der Nähe des südlichen Wendekreises und hat Berge die mit ewigem Schnee bedeckt sind. In Oran, dem östlichen Departement, ist tropisches Klima und unter derselben Breite im westlichen Theile, in den Gebirgsbezirken von Rosario und Rinconada herrscht strenge Kälte; die zwischen liegenden

Strecken bieten klimatische Uebergänge dar, und in diesen Thälern mit gemäßigtem Klima und furchtbarem Boden sind die meisten Ortschaften und Landgüter. Die Bewässerung ist reichlich, da viele größere und kleinere Gefließe vom Gebirge nach Osten hin laufen, und entweder in den Salado oder in den Vermejo fallen. Diese beiden Ströme kommen aus den obern Provinzen.

Oberst Arenales, Sohn des vormaligen Gouverneurs von Salta und später Director des topographischen Departements in Buenos Ayres, hat werthvolle Mittheilungen über die hydrographischen Verhältnisse dieser Gegenden geliefert. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß alle Zuflüsse welche der Salado empfängt, südlich von der Stadt Salta liegen, und jene die in den Vermejo münden, nördlich. Die Quellen des Salado liegen in den Schneegebirgen von Acay, wo der Cachi entspringt, etwa funfzig Leguas Reisezeit westlich von Salta. Er läuft auf einer Strecke von etwa dreißig Leguas nach Süden durch die Thäler Cachi, Calchaqui, Siclantas und San Carlos, und nimmt in diesem Theile seines Laufes drei kleinere Flüsse von Westen her auf. Sechs oder sieben Leguas von San Carlos mündet von Süden her der Santa Maria, der in der Provinz Catamarca entspringt, etwa vierzig Leguas lang ist, und seine südnördliche Richtung stets beibehält. Ihm entlang zieht die Straße von Salta nach Catamarca und La Rioja. Bei der Mündung des Santa Maria in den Cachi (den eigentlichen Quellfluß des Salado) ändert dieser letztere seine Richtung, und fließt nicht mehr südöstlich sondern nordöstlich, und heißt nun Guachipas nach der gleichnamigen Ortschaft, an welcher er vorbeiströmt. Etwas östlich von derselben, etwa sechzehn Leguas südlich von der Stadt Salta, mündet der Silleta, der unweit der Laguna del Toro entspringt, nordwestlich von Salta; er nimmt den Arias und einige andere kleine Gewässer auf. Dann fließt der Guachipas in einer südlichen Richtung und durchschneidet zehn Leguas unterhalb seiner Vereinigung mit den Silleta die Straße welche von Buenos Ayres herführt an einer Stelle, die El Pasage genannt wird. Im Sommer, bei niedrigem Wasserstande, ist er etwa 300 Fuß breit und 3 bis 4 Fuß tief; dann bietet er auch ungefährliche Furthen dar. Aber wenn er angeschwollen ist muß man auf einer Fähre hinübersetzen, sich einer sogenannten Balsa bedienen, das heißt eines Fahr-

zeuges das aus Ochsenhaut besteht, und von Nadadores, Schwimmern, ans entgegengesetzte Ufer hinübergezogen wird; sie heißen auch wohl Pasadores und haben eine feste Taxe. Sehr oft sind diese „Schwimmer" Frauen, die nicht blos in der Provinz Salta, sondern auch in Santiago del Estero mit bewunderswürdiger Kraft und Gewandtheit eine solche Fähre zu handhaben verstehen. Aber bei hohen Fluthen kann man nicht mehr vermittelst einer Balsa über den Fluß gelangen, weil er dann viel zu reißend ist, und Baumstämme mit sich führt, die Alles was in den Weg kommt, mit sich fortreißen. Zuweilen wagt ein Eilbote trotzdem hinüberzuschwimmen; auch hält er sich wohl am Schweife seines Rosses fest, das er vor sich hertreibt. Aber ein Wagen oder Karren kann platterdings nicht hinüber, und so ist denn während der Regenzeit alle Verbindung zwischen Salta und den südlicheren Gegenden völlig unterbrochen. In der spanischen Zeit beabsichtigte man an einer geeigneten Oertlichkeit eine Brücke zu bauen, die nöthigen Baustoffe waren nahe zur Hand und die Kosten wären von keiner Erheblichkeit gewesen. Aber in den argentinischen Landen pflegt man sich nicht zu beeilen, und so wurde denn auch diese so nothwendige Brücke hasta mejor oportunidad verschoben, das heißt bis auf bessere Zeiten, die aber immer noch auf sich warten lassen. Zehn oder zwölf Leguas abwärts von dem Passe, wo die Brücke erbaut werden sollte, mündet der Rio de las Pedras, der letzte Zufluß von einiger Bedeutung; von da ab nimmt der Fluß einen südöstlichen Lauf bis Pitos, einem Grenzfort von Salta. Von nun an fließt er durch ein flaches salzgeschwängertes Land, sein Wasser bekommt einen brackigen Geschmack, und er heißt von hier bis zu seiner Mündung in den Paraná, den er in der Nähe von Santa Fé erreicht, Salado oder Salzfluß. Wir haben schon erwähnt, daß er für Dampfer bis hoch hinauf schiffbar ist.

Der Vermejo, dessen wir hier noch einmal erwähnen müssen, ist von allen Zuflüssen des Paraguay bei weitem der bedeutendste. Seine zwei Hauptarme sind der Rio de Jujuy und der Rio de Tarija, deren Quellen nicht weit von einander entfernt liegen; aber beide Flüsse kommen von den entgegengesetzten Abhängen einer schneebedeckten Bergkette, deren Ausläufer sich weit und breit nach Süden und Osten verzweigen, so daß beide Gewässer eine ganz entgegengesetzte Richtung nehmen, sich erst unter-

halb Oran vereinigen, und den Vermejo bilden, der bis zu seiner Mündung in den Paraguay schiffbar ist. Der Rio de Jujuy entspringt neben dem Paß Abra de las Cortaderas, etwa drei Leguas von Colorados. Dieses letztere bildet einen der höchsten Punkte, welche der Reisende auf der Straße nach Potosi zu passiren hat; die Höhe beträgt nämlich nach Redheads Barometermessungen 12,400 Fuß. Von dort erblickt man deutlich den hohen Spitzberg von Chorolque, jenseits Tupiza, im Nordwesten, und die Schneeketten von Atacama und Lipez in Nordnordwesten. Das Flußbett besteht bis nach Jujuy hinab fast ohne Unterbrechung aus steilen Schluchten, die sich manchmal zu Thalbecken erweitern und für den Geologen von hohem Interesse sind, weil sie von gewaltigen Revolutionen Zeugniß geben, welche einst dieses Festland bis in seine Grundfesten erschüttert haben müssen. Helms sagt, daß er nie zuvor so unregelmäßige und gleichsam auseinandergebrochene Berge, mit so eigenthümlicher Abwechselung verschiedener Lagerungen und Schichten gefunden habe. Dem Strombett entlang windet sich die Straße nach Jujuy, und die ganze Gegend scheint eigentlich nur für Guanacos und Vicuñas geschaffen zu sein, welche in zahlreichen Heerden über den Schnee wandern, und erstaunt auf den Wanderer hinabblicken, welcher sich durch diese Pässe hindurchwagt. Sie finden dort ihre Lieblingsnahrung, das grobe Ichúgras, das in diesen Breiten nur auf Höhen von mehr als 12,500 Fuß wächst. Von Jujuy ab wendet sich der Fluß nach Osten durch ein mehr offenes und bewohnbares Land, welches die südliche Basis dieser Gebirgsketten bildet. Zwanzig Leguas weiter abwärts empfängt der Jujuy den Siancas oder Lavayen, seinen wichtigsten Zufluß, der nordwestlich von der Stadt Salta auf den Höhen von San Lorenzo entspringt; die Ledesma und einige kleinere Gefließe münden in den Jujuy, bevor er sich unterhalb Oran mit dem Tarija vereinigt. Dieser letztere bricht sich in seinem obern Laufe, gerade wie der Jujuy, durch steile Gebirgspässe eine Bahn; sobald er aber nach Süden sich wendet, den Pescado (welcher Tarija von Oran scheidet) und nachher den Senta aufnimmt, tritt er in weit ausgedehnte Thäler, die reich bewässert sind und eine der fruchtbarsten Regionen Südamerika's bilden.

Salta ist reich an Naturproducten. Die Gruben im Cerro de Acay und San Antonio de los Cobres sind früher mit sehr günstigem Erfolg

bearbeitet worden, und in den noch höher gelegenen Bezirken, welche an Atacama grenzen, sammeln die Einwohner von Cochinoca, La Rinconada, Cerrillos, Santa Catalina und El Rosario viel Gold aus dem angeschwemmten Erdreich, namentlich nach starken Regengüssen. Insbesondere sind in der Umgegend von La Rinconada Goldklumpen von sehr beträchtlicher Größe gefunden worden, und die Erzählungen über die Ausbeute welche das Nachgraben in dem aufgeschwemmten Erdreich wenige Fuß unter der Oberfläche gegeben hat, lauten wunderbar, aber nach den Erfahrungen in Californien und Australien keineswegs unwahrscheinlich. Die Leute sagen, daß nach heftigem Regen bei La Rinconada das Gold wie Gras aus der Erde wachse. Dieses Gold im Alluvialboden ist vielleicht, gleich jenem in der östlichen Cordillere von Bolivia, aus dem blauen silurischen (Grauwacken-) Schiefer herabgekommen, der in jenem Theile der Andes so häufig vorkommt. In diesen kalten Gegenden von Salta leben, wie schon erwähnt wurde, viele Alpacas und Vicuñas; auch das Guanaco und die Chinchilla sind häufig; diese letzteren liefern bekanntlich ein geschätztes Pelzwerk, das in Menge auch über Buenos Ayres nach Europa verschifft wird.

In demselben Theile der Provinz, östlich von La Rinconada liegen weite salzhaltige Ebenen, die Salinas de Casabindo, aus welchen die Landesbewohner große Salzblöcke mit der Axt heraushauen, welche sie dann auf Llamas oder Esel laden, und nach Salta, Jujuy und anderen Ortschaften der Provinz verführen. In derselben Weise sammeln sie Schnee, aus welchem im Sommer Eis bereitet wird. Die Reisenden müssen auf jenen glänzend weißen Salzebenen ihre Augen ebensowohl schützen wie im schneebedeckten Hochgebirge. Casabindo liegt etwa fünfundvierzig Leguas östlich von Atacama; das zwischen beiden Punkten liegende Land besteht durchweg aus Cordillere; die Straße von Salta her führt hindurch, und die ganze Strecke wird sehr geeignet El Despoblado, das öde, unbewohnte Land genannt.

Die weiter nach Süden gelegenen Thäler Colalao, San Carlos, Calchaqui und Cachi sind von Flüssen bewässert, welche sich in den Salado ergießen, und geben so reichlichen Ertrag von Weizen und Mais daß sie den übrigen Theil der Provinz mit diesen Getreidearten versorgen; auch wird viel Wein gebaut. Aber hauptsächlich die üppigen von Berg-

strömen bewässerten Weidegründe waren besonders in früheren Zeiten eine Hauptquelle des Wohlstandes für die Salteños. Vor der Revolution und als die Provinzen von Hochperú noch einen Theil des Vicekönigreiches Buenos Ayres bildeten, trieben die Bewohner von Salta einen sehr beträchtlichen Handel mit Maulthieren, von denen sie allein nach Perú 50 bis 60,000 Stück jährlich verkauften. Diese Thiere waren meist in Santa Fé und Cordova gezüchtet und wurden nach Salta gebracht wenn sie zwei oder drei Jahre alt waren. In dieser Provinz ließ man sie auf den üppigen Weiden grasen, bis sie stark genug waren, um in dem strengern Klima der Andes die ihrer harrenden Beschwerden aushalten zu können. Unweit Salta wurde ein Markt abgehalten, auf welchem die Käufer aus Perú sich versorgten; sie zahlten vierzehn bis sechzehn harte Piaster für das Stück, und etwa sechs Piaster mehr wenn das Maulthier schon abgerichtet war. Ein Drittel der Summe war reiner Verdienst für die Salteños, welche das Stück von den cordovesischen oder Santa Fecino-Züchtern für ungefähr zehn Piaster kauften. Ein Maulthier das glücklich nach Lima gelangte, wurde dort doppelt so hoch bezahlt als in Salta. Die Regierung erhob von jedem Maulthier eine Steuer, die Sisa, welche von jedem Stück dreiviertel Piaster betrug. Der Ertrag derselben wurde verwandt um die Festungswerke an der Grenze in gutem Stande zu erhalten; sie waren gegen die Indianer des Gran Chaco angelegt worden. Die unschätzbaren Dienste welche das Maulthier in den Hochgebirgen Südamerika's leistet sind bekannt, und wir brauchen nicht näher darauf einzugehen. Es ist namentlich auch deshalb von großem Werthe, weil es sich nicht vor dem Wasser fürchtet, sondern so gut schwimmt wie ein Pferd. Der Esel dagegen, der im Uebrigen ein sehr brauchbares und tapferes Thier ist, läßt sich nur mit Mühe oder gar nicht ins Wasser treiben, und dieser Umstand vermindert seinen Werth gerade in den südamerikanischen Ländern. Während der Revolution gerieth der Handel mit Maulthieren ins Stocken, weil die oberen Provinzen und der größere Theil von Perú noch lange im Besitz der Spanier blieben, und die Verbindung mit Salta manches Jahr unterbrochen war. Späterhin ist der Absatz wieder ziemlich stark geworden.

Wenn man sich nach Osten wendet, nach den Thälern von Campo

Santo und jenen welche vom Lavayen und dessen Zuflüssen bewässert werden, gelangt man nach Oran, einer Stadt welche 1793, nach Cornejo's Erforschung des Vermejo, gegründet wurde. Hier ist überall tropisches Klima und sehr üppiger Pflanzenwuchs. An den Flußufern und bis an den Vermejo dehnen sich Waldungen hin, die zu nicht geringem Theil aus werthvollen Bäumen bestehen, und Früchte geben die den Landeseingeborenen Brot und Wein ersetzen. Dazu gehört insbesondere die Algarroba (Caroben- oder Johannisbrotbaum); die Frucht dieser Akazienart zerstampfen die Indianer, mischen sie mit Mais und bereiten daraus Kuchen, oder lassen sie gähren und machen daraus die Chicha, ein berauschendes Getränk. Auch Palmen und die Pflanze welche den Paraguaythee liefert, sind dort einheimisch. Die Cactuspflanze auf welcher das Cochenille-Insect lebt, und die Aloe wachsen überall; aus den Fasern der letztern bereiten die Indianer im Chaco Garn und Taue, die im Wasser bei Weitem nicht so leicht verfaulen als die aus Hanf gesponnenen. Die Fischnetze werden alle Mal aus Garn von der Aloe bereitet, das überhaupt zu mannigfachen Zwecken verwandt wird, z. B. zu Säcken und Beuteln. Die Indianer verstehen die Aloefäden dauerhaft und vortrefflich zu färben, und es leidet keinen Zweifel daß bei größerer Betriebsamkeit diese Pflanze dem Lande viel Nutzen bringen könnte. Parish besitzt einige Gemälde auf, wenn der Ausdruck erlaubt wäre, Aloeleinwand, die in Perú verfertigt und von europäischem Fabrikate gar nicht zu unterscheiden ist. In Buenos Ayres bestehen alle Hecken und Feldeinfriedigungen aus Aloe.

In manchen salzgeschwängerten und dürren Strecken, wo es an süßem Wasser mangelt wächst eine Art Aloe oder Cactus (tuna), welche den Landeseinwohnern erhebliche Dienste leistet. Sie machen Einschnitte in die dicksten Blätter, aus welchen eine klare Flüssigkeit hervorquillt, und zwar in hinreichender Menge um einen Dürstenden zu erquicken. Der Deutsche Ulrich Schmidel, welcher Yrala's ersten Zug vom Paraná nach Perú mitmachte, bemerkt, daß die Spanier vor Durst verschmachtet wären, wenn sie diese Pflanze nicht angetroffen hätten. In einigen Gegenden von Oran wächst auch die Coca oder Cuca (Erythroxylon peruvianum), welche man im Lande selbst als den Strauch für Hunger und Durst (el arbol del hambre y de la sed) bezeichnet. Und in der

That ist er den Eingeborenen so unentbehrlich wie das Brot. Wenn sie nur Cocablätter zu kauen haben ertragen sie gern alle Beschwerden, und namentlich wären Bergleute und Eilboten nicht im Stande ihre schweren Obliegenheiten zu erfüllen, wenn sie der Coca entbehren müßten. In den Thälern welche vom Jujuy und dessen Nebenflüssen bewässert werden und auch in manchen anderen Gegenden der Republik, wächst der Indigo wild; und daß Zuckerrohr und Tabak vortrefflich gedeihen, haben wir schon bemerkt. Salta führt Tabak auch nach Chile aus, und die hier wachsende Baumwolle würde auf den großen Handelsplätzen einen guten Preis bedingen, wenn sie sorgfältiger gereinigt würde. Ueberhaupt könnte das Land eine Menge werthvoller, in aller Welt gesuchter Erzeugnisse in den Verkehr bringen, wenn es nicht an Unternehmungsgeist und Arbeitskräften Mangel litte. Die Salteños müssen bei ihren Feldarbeiten sich der Matacos bedienen, eines Indianerstammes der am Vermejo, unterhalb der Mündung des Jujuy wohnt, und seine Unabhängigkeit behauptet. Er ist im vorigen Jahrhundert durch die Jesuiten einigermaßen civilisirt worden, und die Nachwirkungen davon zeigen sich noch heute darin, daß die Matacos mit ihren christlichen Nachbarn in friedlichem Verkehr stehen und ihnen bei der Feldarbeit helfen. Sie sind sehr fleißig und ein Mataco arbeitet so viel wie zwei spanische Creolen; als Monatslohn erhält ein solcher Indianer zehn bis funfzehn Yards groben Zeuges, das in Salta die Elle einen viertel Piaster (etwa fünfunddreißig Kreuzer, zehn Neugroschen) kostet. Dazu erhalten sie die Kost und sind völlig zufrieden. Man muß sich erinnern, daß der Vermejo von Oran bis zu seiner Mündung schiffbar ist, es fehlt also nicht an einem Abzugswege, der freilich bisher unbenützt geblieben ist aber einst von großer Wichtigkeit werden kann. Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo und Cochenille von Oran werden mit denselben Producten aus Brasilien und Venezuela den Mitbewerb aushalten können, sobald man einmal die natürlichen Vortheile benützt, welche dieses schöne Land darbietet. Parish bemerkt: Man ist dort der Ansicht gewesen, daß europäische Compagnien Aufschwung bringen würden, das ist aber ein Irrthum. „Ich will nicht in Abrede stellen, daß in dem gemäßigten Klima von Buenos Ayres europäische Feldarbeiter mit Nutzen verwandt werden können; aber in den tropischen Landstrecken darf und kann man sie weder als Bergleute noch als Ackerbauer

verwenden. Die Erzeugnisse aus einer so tief im Binnenlande gelegenen Region können jetzt in Europa nur dann concurriren, wenn sie so billig producirt werden wie gegenwärtig der Fall ist; ein europäischer Arbeiter würde sich aber auf keinen Fall mit dem Lohne begnügen, welcher z. B. den Matacoindianer völlig zufrieden stellt. Er versteht ohnehin Nichts vom Anbau der tropischen Erzeugnisse, und wenn er mit demselben vertraut geworden ist, erliegt er dem Klima. Denn die Hitze reibt seine Kräfte auf, und er wird um so unfähiger zur Arbeit sein je mehr er von seiner europäischen Lebensweise beibehält. Man kann es als unzweifelhaft aufstellen daß ein europäischer Feldarbeiter in jenen heißen Gegenden nie mit dem Eingeborenen wird concurriren können; in Südamerika haben alle Versuche gezeigt daß der Indianer dort einen weit höhern Grad andauernder körperlicher Anstrengung ertragen kann als der stärkste Europäer oder Neger. Es ist in der That unglaublich was jene namentlich in den Bergwerken leisten; jeder Sachverständige erstaunt über ihr Tagewerk und die schweren Lasten welche sie tragen. Die kräftigsten Bergleute welche Capitain Head mit nach der Mine San Pedro Nolasco gebracht hatte, konnten kaum eine Ladung Erz tragen welche die Indianer ohne übergroße Anstrengung aus den tiefsten Minen zu Tage brachten; Andere vermochten dergleichen Lasten nicht einmal empor zu heben, und meinten, sie würden ihnen das Rückgrat abbrechen. Das Alles gilt übrigens nur von der handarbeitenden Classe, nicht von den Unternehmern. Denn ich bin vollständig von der Nothwendigkeit überzeugt daß von unternehmenden Leuten durchgreifende Verbesserungen vorgenommen werden müssen, wenn das Land seine reichen Hilfsquellen entwickeln soll. Es müssen in demselben Ausländer sich niederlassen welche Einsicht, Unternehmungsgeist und Capitalien mitbringen. —"

Maeso fügt diesen Worten Sir Woodbine Parishs eine Reihe von Betrachtungen hinzu. Vor Allem beklagt der Argentiner daß sein Vaterland bis auf die neueste Zeit in Europa, namentlich auch in Deutschland, so mangelhaft bekannt gewesen sei. Und es entgeht ihm keineswegs daß, abgesehen von dem spanischen Colonialsystem, die unaufhörlichen Bürgerkriege wesentlich dazu beigetragen haben, tüchtige Einwanderer von den La Plataſtaaten fern zu halten. Gegenwärtig sei eine Zeit des Friedens oder vielmehr Ueberdruß am Bürgerkrieg eingetreten,

der Fremde werde gastlich aufgenommen und könne sich und seinen Kindern eine günstige Lage verschaffen. Maeso theilt dann Auszüge aus dem Werke des Obersten Arenales über die Schifffahrt auf dem Rio Bermejo mit; sie beziehen sich zumeist auf die Provinzen Salta und Jujuy, insbesondere aber auf Gran Chaco. Ihnen zufolge sind beide ungemein reich an den herrlichsten, gut bewässerten Viehweiden. Mit Wald und Hügel wechseln Wiesen und Ackerfelder ab; Nutzpflanzen und werthvolle Hölzer sind auch dort in Menge vorhanden, gerade wie in Salta. Von Mais hat man fünf Arten, unter welchen der Capix mit großen weißen Körnern ein ganz vortreffliches Mehl giebt; die übrigen sind der weiße, der blaßgelbe, der Morocho und Pisingallo; von den drei Arten Weizen ist der Romano der beste. Wir können in weitere Einzelheiten nicht eingehen, bemerken aber noch daß jene Gegenden, abgesehen von den Metallen, noch einige wichtige Erzeugnisse des Mineralreiches liefern. Das eine ist ein Erdpech, das aus dem Boden hervorquillt und eine große stehende Lache bildet; sie liegt an der Mündung des Rio grande in den Bermejo. Dieses Bitumen hat alle Eigenschaften des Theers und läßt sich beim Schiffsbau sehr gut verwenden. Das zweite Product ist Alaun, der in großer Menge sehr rein auf der Oberfläche vorkommt, und zwar in den Gebirgszügen, in welchen der Dorado und der Valle entspringen.

Maeso bemerkt weiter daß die Stadt Salta gerade in der Mitte der Provinz liege; diese hat von Norden nach Süden einen Durchmesser von hundertfunfzig bis hundertsechzig Leguas, und eine Breite von sechzig bis achtzig Leguas anbaufähigen Landes. Von dieser Hauptstadt laufen mehrere Straßenzüge nach verschiedenen Richtungen hin. Nördlich nach Potosi, und ein anderer, der zuerst mit diesem ersten parallel läuft und dann nach Westen geht, nach Cobija, Tacua, Moquegua und Arequipa; es ist die sogenannte Despobladostraße, aber man darf sie nicht verwechseln mit den Desiertos oder dem Despoblado de Atacama. — Südwestlich die Straße nach Catamarca und den Provincias de Cuyo (das heißt San Luis, San Juan und Mendoza), die nach Chile führt, und weil sie weniger unbequem ist als andere obwohl kürzere Straßen, diesen letzteren vorgezogen wird. — Nach Süden über Tucuman nach Buenos Ayres. — Nach Nordosten gen Oran und weiter nach

Tarija, von dort nach Chuquisaca und Cochabamba; außerdem führt die alte Straße direct nach Santa Cruz de la Sierra, die von Bedeutung werden kann wenn einmal eine regelmäßige Schifffahrt auf dem Bermejo vorhanden ist.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Provincias de Cuyo.

San Luis. Mendoza. San Juan.

Als der Präsident La Gasca die Statthalterschaft Chile dem Don Pedro de Valdivia übertrug, verfügte er daß dieselbe von Copiapó bis zum 41. Grade südlicher Breite reichen solle. Die Ausdehnung derselben betrug, vom Meeresgestade an gerechnet, nach dem Binnenlande zu einhundert Leguas. Valdivia's Nachfolger, Don Garcia Hurtado de Mendoza, unterwarf die Araucaner, nahm ihrem tapfern Oberhaupte Caupolican das Leben, sendete einen Theil seiner Streitkräfte in die Gegenden im Osten der Andes und gründete 1559 im Lande der Coyunches-Indianer die Städte Mendoza und San Juan. Diese Ortschaften sammt dem zu ihnen gehörigen Gebiet und der Stadt San Luis, welche später (1596) erbaut wurde, standen bis 1776 unter den Generalcapitainen von Chile, seit dem genannten Jahre bildeten sie einen Bestandtheil des neu errichteten Vicekönigreiches Buenos Ayres.

Im Jahre 1813 wurden sie durch einen Beschluß der constituirenden Versammlung, für eine besondere Provinz erklärt, die den Namen Provincia de Cuyo erhielt; Cuyo bedeutet in der Sprache der Araucaner Sand, und allerdings ist in der Umgegend von Mendoza, der damaligen Hauptstadt der Provinz, der Boden sandig. Als 1820 die Centralregierung zu Buenos Ayres gestürzt wurde, fiel auch die Provincia de Cuyo auseinander und wurde durch Parteikämpfe zerrüttet. Ohne die alten spanischen Gemeindeverfassungen welche in den wichtigsten Städten des Binnenlandes sich erhalten hatten, würde sicherlich Alles einer völligen Anarchie anheimgefallen sein. Diesen Cabildos, städtischen Behörden, standen Befugnisse zu, vermittelst welcher man doch einigermaßen Frieden und Ruhe aufrechterhalten und der Rechtspflege ihren regelmäßigen Verlauf sichern konnte. Freilich wurden andererseits gerade-

durch sie auch das Föderativsystem im Gegensatze zu einer mehr centralisirten Regierung begünstigt; aber es bleibt bei alle dem doch unbestreitbar, daß gerade durch diese Gemeindeverfassungen die gleich Inseln zerstreut liegenden Städte vor manchen schlimmen Dingen bewahrt blieben. Diese Einrichtungen waren ohne Zweifel das Beste an dem alten spanischen Colonialsystem, sie gewährten den Gemeinden eine gewisse Selbständigkeit, und es lagen ihnen freisinnige Principien zu Grunde, die eigentlich zu der in allen übrigen Beziehungen sehr engherzigen Colonialpolitik des Mutterlandes nicht paßten. Was späterhin an ihre Stelle gesetzt worden ist, paßt schwerlich ebenso gut für das Volk in jenen Gegenden. Dasselbe hatte sich einmal an diese Einrichtungen gewöhnt und man hätte wohlgethan sie, etwa mit einigen nothwendigen Verbesserungen, beizubehalten; dann würden sie eine vortreffliche Grundlage für die republikanischen Institutionen abgegeben haben. Aber den Soldatenhäuptlingen welche sich an die Spitze schwangen, waren sie viel zu demokratisch, und deshalb wurden sie von ihnen beseitigt. Das Volk hatte bei der neuen Regierung gar keine Stimme, und machte auch keine Anstrengungen um so vortreffliche Einrichtungen zu bewahren.

Provinz San Luis.

Unter den kleinen Staaten des Binnenlandes ist San Luis der armseligste. Er zählt höchstens 25,000 bis 30,000 Bewohner, die auf weit auseinander liegenden Gehöften wohnen und sich mit Viehzucht beschäftigen. Sie stehen außer Verkehr mit civilisirter Gesellschaft, und Manche von ihnen sind nicht viel anders als die wilden Indianer, vor welchen man in steter Angst und Sorge lebt, und deren Ueberfällen man nicht zu steuern vermag, weil die Behörden zu schwach und ohne Mittel sind. So ist die ganze Republik gerade auf einer sehr verwundbaren Stelle ohne Schutz. Die Provinzen Córdova, Santa Fé und Buenos Ayres müssen eine besondere Miliz unterhalten um ihre solchergestalt blosgelegten Grenzen gegen die Wilden zu schützen. Gerade der wichtigste Straßenzug in den argentinischen Landen, nämlich jener zwischen Buenos Ayres und Mendoza ist aber trotzdem in hohem Grade unsicher, weil die Regierung von San Luis viel zu schwach ist um die Indianer zu Paaren zu treiben. Die Dinge haben sich in den letzten Jahren immer schlechter

gestaltet, und Parish ist der Ansicht daß Abhilfe dieses Uebelstandes nur möglich sei, wenn mehrere dieser kleinen Provinzen wieder zu einem größern Ganzen verschmolzen würden. Geschehe das nicht so würden sie an jener Landplage zu Grunde gehen. Das dermalige System schließe jede Verbesserung aus, und die Unwissenheit und Rohheit würden bleiben, falls nicht etwa das tief herabgekommene Volk ganz von den Indianern ausgerottet werde, was keineswegs außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt. Uebrigens ist nach der neuen argentinischen Verfassung die Sicherung der Grenzen gegen die Indianer Sache der Bundesregierung geworden.

San Luis de la Punta kann nicht als eine eigentliche Stadt betrachtet werden, sondern ist eine aus zerstreut umherliegenden aus Schlamm aufgeführten Häusern bestehende Ortschaft mit etwa 1500 Bewohnern, die gleichfalls sehr armselig sind. Sie liegt, nach Bauza, auf 33 Grad 17 Minuten 30 Secunden S. Br. und 65 Grad 46 Minuten 30 Secunden W. L., in einer sehr anmuthigen Gegend auf dem Westabhange einer Gruppe von Granithügeln, welche die äußersten Ausläufer der Sierra de Córdova bilden. Nach Gillies Barometermessungen hat sie 2417 englische Fuß Meereshöhe, und man hat von ihr aus eine herrliche Aussicht. Der große Salzsee Bevedero erglänzt in weiter Ferne, und nach Süden hin breitet sich eine Ebene aus, die mit reicher Vegetation bedeckt ist und einem grünen mit bunten Blumen durchwirkten Teppich gleicht. Knollenpflanzen sind in großer Menge vorhanden, ebenso Cactus, deren die Provincias de Cuyo viele Arten haben. Ganz besonders ist San Luis reich daran, und die Bewohner sammeln viele Cochenille, mit welcher sie ihre Ponchos färben. Gegen Abend erblickt man von der Stadt aus bei günstiger Beleuchtung manchmal die etwa einhundert Stunden entfernt liegende Cordillere. Ob der Berg welcher ins Auge fällt der Tupungato sei, ist zum Mindesten zweifelhaft, denn derselbe reicht nicht über die Grenzen des ewigen Schnees hinaus und ist manchmal ganz frei von dem letztern. Vom Juni bis December trägt er allerdings eine weiße Haube, aber im Maimonat sah ihn Miers ganz frei davon, obwohl nur einige Tage früher auf dem Cumbre und der Centralkette Schnee gefallen war. Der Tupungato kann also nicht über die Schneegrenze emporragen, die in jenen Breiten in einer Höhe von

26*

15.000 Fuß liegt. Wahrscheinlich ist der Gipfel welchen man von San Luis aus sehen kann, der Aconcagua (32 Grad 39 Minuten S. Br.), dessen Höhe Beechey und Fitzroy auf 23,400 englische Fuß schätzen. Nimmt man, sagt Humboldt (Ansichten der Natur. I. 344), denselben auf 23,400 englische Fuß an (21,767 Pariser Fuß), so ist er 1667 Pariser Fuß höher als der Chimborazo. Nach neueren Berechnungen wird der Aconcagua sogar auf 22,431 Fuß angegeben, er wäre demnach der höchste Berg der Neuen Welt. Von San Luis liegt er zweihundertsechzehn englische geographische Meilen östlich, der Tupungato zweihundertdreizehn.

Die Goldgruben von La Carolina sind etwa zwanzig Leguas noch Norden hin von San Luis entfernt, und achtundzwanzig oder dreißig von Morro; von letzterem Punkte aus kann man dorthin fahren. Die Gruben sind seit langer Zeit ersäuft, und aus Mangel an Capital und Maschinen nicht wieder in Angriff genommen worden. So wird denn weiter kein Gold mehr gewonnen als das wenige welches die Bewohner des Weilers La Carolina an gewissen Stellen, den sogenannten Lavaderos, auswaschen. Sie sammeln auf diese einfache Weise eine Quantität Goldstaub und kleine bohnenförmige Klumpen, die sie Pepitas nennen. Zur spanischen Zeit belief sich der Ertrag der Carolinagruben einmal auf 150 Pfund Gold im Jahre, wenigstens wurde von so viel die gesetzliche Abgabe entrichtet. Gegenwärtig sammeln die Bewohner der Umgegend nicht mehr als gerade nöthig ist um in San Luis Kleidungsstücke und Reitzeug einzutauschen. Sie führen ein armseliges Leben und sind noch schlimmer daran als die Gauchos auf ihren Gehöften.

San Luis galt früher als der östliche Grenzort gegen Chile, und dort wurde der Generalcapitain festlich empfangen, wenn er von Buenos Ayres her über die Pampas gekommen war um seine Statthalterschaft anzutreten. Der Ort wurde, wie schon bemerkt, 1596 gegründet, und nach dem chilenischen Gouverneur Don Luis de Loyola benannt. Auf dem Straßenzug ist es zweihundertsechsundzwanzig Leguas von Buenos Ayres und vierundachtzig Leguas von Mendoza entfernt, und auf dieser ganzen Strecke die einzige zusammenhängende Ortschaft; alles Uebrige sind zerstreut liegende Gehöfte. Die Straße selbst ist sehr oft von Reisenden beschrieben worden. Auf jeden Fall ist dieser Weg höchst uninteres-

sant, und man legt ihn deshalb gern so rasch als möglich zurück. Wer die schweren Strapazen aushalten kann und die dazu erforderliche eiserne Körperkraft und Ausdauer besitzt, wie etwa Friedrich Gerstäcker oder ein Gaucho, reis't zu Pferde. Er muß darauf gefaßt sein, Fleisch zu essen das von einem eben geschlachteten Stück Vieh kommt, noch lebenswarm ist und im besten Fall nothdürftig in aller Eile über dem Feuer geröstet wird. Von Brot kann keine Rede sein, und das Wasser ist brak. Er muß unter freiem Himmel schlafen, sich von Wanzen stechen lassen die beinahe so groß sind wie Roßkäfer und gleich Vampyren sich ansaugen; als Kopfkissen hat er seinen Sattel. Aber da er von früh bis spät in Gallop reitet so ist er Abends matt und müde und der Schlaf kommt von selbst. Er kann, falls ihn übrigens kein Misgeschick trifft, Mendoza in acht bis zehn Tagen erreichen.

Auf dieser Straße giebt es Posthäuser, wo man die Pferde wechseln kann, die freilich schlecht genug aussehen. Aber diese Thiere sind unglaublich zäh und abgehärtet, obwohl sie lediglich von Grünfutter leben. Der Gaucho läßt ihnen nicht die mindeste Schonung angedeihen, und rennt ihnen die langen Stacheln seiner großen Sporen in die Weichen; sie triefen von Blut. Denn der Gaucho hat nicht etwa, wie der Araber oder Kosak, Anhänglichkeit an sein Pferd, und es kommt ihm nicht darauf an ob es schön oder schlecht aussieht; wie es ihm denn auch ziemlich einerlei ist, ob es unterweges unter ihm zusammensinkt. Dann läßt er es auf der Stelle liegen als eine Beute für Geier und Condore, die mit dem Zerfleischen beginnen sobald das arme Roß sie nicht mehr abwehren kann; er fängt mit den Wurfkugeln ein anderes Pferd ein und sprengt von dannen. Die Mutterpferde sind ein wenig besser daran, weil der Gaucho sie nicht reitet sondern lediglich zum Züchten hält. Dasselbe thun die Pampas-Indianer welche, beiläufig bemerkt, vorzugsweise von Roßfleisch leben, das sie jeder andern Nahrung vorziehen.

Man ist übrigens durchaus nicht gezwungen die Reise über die Pampas zu Pferde zu machen, sondern kann in Buenos Ayres auch eine Galera haben, die äußerlich eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Londoner Omnibus hat. Ein solcher Wagen ruht nicht auf Federn sondern auf Riemen aus Ochsenleder, er ist leicht aber sehr stark gebaut, und man kann mit einer solchen Landgaleere den Weg nach Mendoza in etwa vier-

zehn Tagen zurücklegen. Ein dem Sir Woodbine Parish befreundeter Engländer, welcher mit möglichem „Comfort" die Reise machen wollte und ein Gefolge von vier Personen hatte, benutzte eine solche Galera, und hatte dazu noch eine Caretilla, einen zweiräderigen Karren, auf welchen er Kochgeschirr, Bettzeug und sonstige Geräthschaften lud. Er kam am achtzehnten Tage nach Mendoza obwohl er ohne einen unvorhergesehenen Aufenthalt recht gut die ganze Strecke in zwei Wochen zurückgelegt haben würde. Die Wagenpferde laufen unaufhörlich Gallop, Galera und Caretilla halten Alles aus, fallen nicht um, versinken nicht im Morast da sie hohe Räder haben, und brechen auch auf holperigen Wegen nicht. Aber die Caretilla ist natürlich nicht so bequem als die Galera. Der Engländer räth jedem Reisenden, sich in Buenos Ayres reichlich mit allen Lebensmitteln und Bedürfnissen zu versorgen, falls er nicht einen Straußenmagen habe, um die Gauchospeisen verdauen zu können. „Der Schmutz und die Unreinlichkeit in den Kosthäusern sind unbeschreiblich, sie wimmeln von Ungeziefer, und bieten auch nicht die allergeringste Bequemlichkeit. Selbst unsere Peons, die es doch wahrlich mit der Sauberkeit nicht genau nahmen, zogen es vor unter freiem Himmel zu schlafen."

„Die Gegend durch welche ich fuhr ist die am wenigsten interessante welche mir irgendwo in vier Erdtheilen vorgekommen ist. Ich möchte sie in fünf Regionen theilen. Die erste ist die Region der Disteln, von Eulen und Vizcachas bewohnt; dann folgt die Region der Gräser mit Hirschen und Straußen; darauf jene der Sümpfe und Moore, dann jene der Steine und Schluchten in welcher ich jeden Augenblick befürchten mußte mit meinem Wagen umgeworfen zu werden; endlich die Region der Asche und dorniger Sträucher, in welchen Tarantel und Vinchuco (Riesenwanze) sich eingenistet haben. Was die geologischen Verhältnisse anbelangt so will es mich bedünken daß nördlich und südlich von Mendoza drei Vulcane vorhanden gewesen sind, deren Auswürfe das Land, welches einst Meeresboden gewesen zu sein scheint, bis nach San Luis hin bedeckt hat. Die solchergestalt gebildete Erdlage hat in Verbindung mit dem Klima dieser Region und den Salzseen die eigenthümliche Art von Stachelpflanzen hervorgebracht, welche auf diese Region beschränkt ist. Die aus den Gebirgen herabströmenden Gewässer überfluthen die salzigen

Seen, und ihnen verdanken die ausgedehnten Sümpfe zwischen San Luis und dem Rio Cuarto ihr Dasein. Durch zersetzten Granit und Gneis, der von der Sierra de Córdova herabkommt, entsteht dann eine andere Bodenart, und dem Rio Terceiro entlang erhebt sich das Gelände.“

Die Pampas bieten allerdings einen sehr einförmigen Anblick dar, aber manche Reisenden wagen lieber den Zug durch diese südamerikanischen Steppen als die lange Seereise um das Cap Horn. Im Jahre 1849 mußte ein Schiff, auf welchem sich eine Schaar französischer Goldgräber befand, die nach Californien wollten, in Montevideo einlaufen. Die Abenteurer hatten vorerst genug an der Wasserfahrt, waren seekrank, fuhren nach Buenos Ayres, und beschlossen zu Lande nach Valparaiso zu gehen, um dort wieder an Bord zu gelangen. Manche hatten früher in Kriegsdiensten gestanden, Alle waren wohlbewaffnet und mit Schießbedarf reichlich versehen, und da ihr Gepäck nicht schwer wog, so beschlossen sie die Reise zu Pferde zu machen. Bald aber stellte sich heraus daß die wenigsten von ihnen sich auf das Reiten verstanden, und gleich in den ersten Tagen setzte ihnen der Gauchosattel und das Gallopiren dermaßen zu, daß ihnen die Knochen wie zerschlagen waren. Von Reiten war nun keine Rede mehr, und die weitere Reise wurde zu Fuß zurückgelegt. Das Abenteuer wurde auch gut bestanden; an Wild war kein Mangel, und die lustige Gesellschaft war in jedem Gehöfte willkommen, obwohl die Gauchos gar nicht begreifen konnten daß so wackere Leute nicht zu Pferde saßen wie Menschen, sondern zu Fuße gingen wie Hunde. Nur einmal wurde die Sache doch gefährlich. In den Einöden von San Luis erschien plötzlich ein Trupp Indianer. Die Wilden schwangen ihre langen Lanzen und trafen Vorkehrungen auf Tod und Leben. Aber die Franzosen bildeten ein Viereck, die vordere Reihe kniete, schlug die Büchsen an, und wartete ruhig auf den Angriff.

Die gemessene kriegerische Ordnung imponirte den Wilden; sie ritten um das Viereck außerhalb der Schußweite, überzeugten sich daß keine Aussicht vorhanden sei dasselbe zu sprengen, gaben Zeichen um zu unterhandeln, und am Ende wurde um so leichter Frieden geschlossen, da die weißen Leute Fremdlinge und keine argentinischen Spanier waren. Die Goldgräber erreichten glücklich Valparaiso und schifften sich dort nach Californien ein.

Die Bevölkerung der Provinz San Luis beträgt auch gegenwärtig nicht mehr als 25 bis 30,000 Seelen; sie vermehrt sich nicht, weil viele Leute ausgewandert sind um nicht von den Indianern ausgeplündert oder ermordet zu werden. Die Stadt San Luis wurde 1849 neun Tage hinter einander von starken Erdbeben heimgesucht. Die schönsten Landestheile liegen im Süden, sind aber jetzt der Indianer (Ranqueles und Pehuenches) wegen unbewohnt, weil die sechshundert Mann Truppen welche ihren Einfällen steuern sollen dazu nicht ausreichen. Seit 1852 haben übrigens diese Raubzüge nachgelassen, und die Bundesregierung hat Anstalten getroffen, dem Unwesen nachdrücklich zu steuern.

Die Provinz ist reich an Mineralien. Der Cerro Rico, fünfundzwanzig Leguas nördlich von San Luis, gab früher ergiebige Ausbeute, ist aber ersoffen. Stellen an welchen das Goldwaschen lohnt sind in Menge vorhanden. Auf einer Strecke von mehr als zwanzig Leguas von Norden nach Süden und sechs von Osten nach Westen ist überall goldhaltiger Sand in den Schluchten und den Bächen welche den Rio Quinto bilden; dasselbe ist der Fall an den nördlichen Abhängen des Cerro de la Carolina. Die Schluchten la Ronda, Arenilla und Durazno bezeichnet Maeso als ein „kleines argentinisches Californien." Die Arbeit wird in der rohesten Weise verrichtet; seither lieferten die Goldwäschereien jährlich 250 bis 300 Pfund Gold, das in San Luis verkauft wurde, die Unze zu 13 Piastern. Auch Silber und Kupfer sind häufig; aus Mangel an Capitalien und Arbeitern hat man aber noch nicht darauf gebaut.

Provinz Mendoza.

Diese Provinz hat von Norden nach Süden mehr als fünfzig Leguas, und erstreckt sich dem Ostabhange der Cordillera de los Andes entlang; ihre Breite vom Desaguadero bis zur Centralkette der Andes beträgt etwa achtzig Leguas. Die Nordgrenze wird durch eine Linie gebildet die nach Osten und Westen durch die achtzehn Leguas von der Stadt Mendoza entfernte Poststation Chañar läuft; was jenseit derselben liegt, gehört zu San Juan. Im Süden hin bildet die nominelle Grenze der Rio Diamante; doch sind auch jenseit desselben Landstrecken in den Besitz von Bürgern der Provinz übergegangen. Diese den In-

dianern abgekauften Gegenden können einst für die Viehzucht von Wichtigkeit werden; die Gegend um Mendoza selbst eignet sich zu derselben nicht. Ueber die Grenze ist diese Provinz mit Buenos Ayres in Zerwürfniß gerathen.

Als Grenze gegen San Luis gilt der Desaguadero, ein Fluß welcher einem merkwürdigen Seenbecken zum Abzug dient das unter dem Namen Guanacache bekannt ist. In dieses Binnenwasser fließt von Süden her der Mendozafluß, von Norden her der Rio San Juan; beide sind gewissermaßen dessen Quellgewässer welchen es wenigstens zum Theil sein Dasein verdankt. Den Abfluß bildet, wie bemerkt, der Desaguadero; er nimmt anfangs eine östliche, darauf eine südliche Richtung, und fällt unterhalb der Stadt San Luis in den ausgedehnten Bevedero-See. In dieses wie ein Sack gestaltete Becken ergießt sich auch der Rio Tunuyan; dasselbe nimmt somit die meisten Gewässer auf welche zwischen 31 und 34 Grad südlicher Breite von den Andes herabkommen. Der Tunuyan soll vormals keinen andern Abfluß gehabt haben; später hat er sich aber einen zweiten Canal eröffnet. Ein Theil fließt auch jetzt noch in den Bevedero, ein anderer aber, und zwar der bei weitem beträchtlichere, zweigt schon vorher nach Süden ab. Das ist der Fluß, welchen Bauza den Rio Nuevo, Cruz aber den Desaguadero nennt; er strömt auf einer beträchtlichen Strecke in südlicher Richtung und wird nach seiner Vereinigung mit dem Diamante Salado genannt. Weiter südöstlich nimmt er den Chadileubú auf, und bildet bald nachher einen zweiten großen Binnensee, der keinen Abfluß hat. Das ist der Urre lauquen oder Bittersee (Choiquimahuida). Die Nachrichten welche 1806 Cruz auf seinem Zuge durch die Pampas von den Indianern übes dieser Wasserbecken erhielt sind 1833 vom General Aldao als richtig erkannt. Er ist rings um den See herumgeritten und überzeugte sich, daß derselbe keinen Abfluß hat.

Der schon erwähnte Tunuyan kommt vom Fuße des hohen Berges Tupungato und fließt zuerst südlich durch ein breites und fruchtbares Thal der Cordillere, zieht im Osten am Vulcan Maypú oder Peuquenes vorbei, bahnt sich einen Weg durch die Ostkette dieses Längenthals vermittelst einer tiefen Schlucht vier Wegstunden unterhalb des Portillo-Passes, etr mit dem Punkte wo der Fluß Maypu auf

der Fremde werde gastlich aufgenommen und könne sich und seinen Kindern eine günstige Lage verschaffen. Maeso theilt dann Auszüge aus dem Werke des Obersten Arenales über die Schifffahrt auf dem Rio Vermejo mit; sie beziehen sich zumeist auf die Provinzen Salta und Jujuy, insbesondere aber auf Gran Chaco. Ihnen zufolge sind beide ungemein reich an den herrlichsten, gut bewässerten Viehweiden. Mit Wald und Hügel wechseln Wiesen und Ackerfelder ab; Nutzpflanzen und werthvolle Hölzer sind auch dort in Menge vorhanden, gerade wie in Salta. Von Mais hat man fünf Arten, unter welchen der Capix mit großen weißen Körnern ein ganz vortreffliches Mehl giebt; die übrigen sind der weiße, der blaßgelbe, der Morocho und Pisingallo; von den drei Arten Weizen ist der Romano der beste. Wir können in weitere Einzelheiten nicht eingehen, bemerken aber noch daß jene Gegenden, abgesehen von den Metallen, noch einige wichtige Erzeugnisse des Mineralreiches liefern. Das eine ist ein Erdpech, das aus dem Boden hervorquillt und eine große stehende Lache bildet; sie liegt an der Mündung des Rio grande in den Vermejo. Dieses Bitumen hat alle Eigenschaften des Theers und läßt sich beim Schiffsbau sehr gut verwenden. Das zweite Product ist Alaun, der in großer Menge sehr rein auf der Oberfläche vorkommt, und zwar in den Gebirgszügen, in welchen der Dorado und der Valle entspringen.

Maeso bemerkt weiter daß die Stadt Salta gerade in der Mitte der Provinz liege; diese hat von Norden nach Süden einen Durchmesser von hundertfunfzig bis hundertsechzig Leguas, und eine Breite von sechzig bis achtzig Leguas anbaufähigen Landes. Von dieser Hauptstadt laufen mehrere Straßenzüge nach verschiedenen Richtungen hin. Nördlich nach Potosi, und ein anderer, der zuerst mit diesem ersten parallel läuft und dann nach Westen geht, nach Cobija, Tacua, Moquegua und Arequipa; es ist die sogenannte Despobladostraße, aber man darf sie nicht verwechseln mit den Desiertos oder dem Despoblado de Atacama. — Südwestlich die Straße nach Catamarca und den Provincias de Cuyo (das heißt San Luis, San Juan und Mendoza), die nach Chile führt, und weil sie weniger unbequem ist als andere obwohl kürzere Straßen, diesen letzteren vorgezogen wird. — Nach Süden über Tucuman nach Buenos Ayres. — Nach Nordosten gen Oran und weiter nach

Tarija, von dort nach Chuquisaca und Cochabamba; außerdem führt die alte Straße direct nach Santa Cruz de la Sierra, die von Bedeutung werden kann wenn einmal eine regelmäßige Schifffahrt auf dem Bermejo vorhanden ist.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Provincias de Cuyo.

San Luis. Mendoza. San Juan.

Als der Präsident La Gasca die Statthalterschaft Chile dem Don Pedro de Valdivia übertrug, verfügte er daß dieselbe von Copiapó bis zum 41. Grade südlicher Breite reichen solle. Die Ausdehnung derselben betrug, vom Meeresgestade an gerechnet, nach dem Binnenlande zu einhundert Leguas. Valdivia's Nachfolger, Don Garcia Hurtado de Mendoza, unterwarf die Araucaner, nahm ihrem tapfern Oberhaupte Caupolican das Leben, sendete einen Theil seiner Streitkräfte in die Gegenden im Osten der Andes und gründete 1559 im Lande der Coyunches-Indianer die Städte Mendoza und San Juan. Diese Ortschaften sammt dem zu ihnen gehörigen Gebiet und der Stadt San Luis, welche später (1596) erbaut wurde, standen bis 1776 unter den Generalcapitainen von Chile, seit dem genannten Jahre bildeten sie einen Bestandtheil des neu errichteten Vicekönigreiches Buenos Ayres.

Im Jahre 1813 wurden sie durch einen Beschluß der constituirenden Versammlung, für eine besondere Provinz erklärt, die den Namen Provincia de Cuyo erhielt; Cuyo bedeutet in der Sprache der Araucaner Sand, und allerdings ist in der Umgegend von Mendoza, der damaligen Hauptstadt der Provinz, der Boden sandig. Als 1820 die Centralregierung zu Buenos Ayres gestürzt wurde, fiel auch die Provincia de Cuyo auseinander und wurde durch Parteikämpfe zerrüttet. Ohne die alten spanischen Gemeindeverfassungen welche in den wichtigsten Städten des Binnenlandes sich erhalten hatten, würde sicherlich Alles einer völligen Anarchie anheimgefallen sein. Diesen Cabildos, städtischen Behörden, standen Befugnisse zu, vermittelst welcher man doch einigermaßen Frieden und Ruhe aufrechterhalten und der Rechtspflege ihren regelmäßigen Verlauf sichern konnte. Freilich wurden andererseits gerade-

durch sie auch das Föderativsystem im Gegensatze zu einer mehr centralisirten Regierung begünstigt; aber es bleibt bei alle dem doch unbestreitbar, daß gerade durch diese Gemeindeverfassungen die gleich Inseln zerstreut liegenden Städte vor manchen schlimmen Dingen bewahrt blieben. Diese Einrichtungen waren ohne Zweifel das Beste an dem alten spanischen Colonialsystem, sie gewährten den Gemeinden eine gewisse Selbständigkeit, und es lagen ihnen freisinnige Principien zu Grunde, die eigentlich zu der in allen übrigen Beziehungen sehr engherzigen Colonialpolitik des Mutterlandes nicht paßten. Was späterhin an ihre Stelle gesetzt worden ist, paßt schwerlich ebenso gut für das Volk in jenen Gegenden. Dasselbe hatte sich einmal an diese Einrichtungen gewöhnt und man hätte wohlgethan sie, etwa mit einigen nothwendigen Verbesserungen, beizubehalten; dann würden sie eine vortreffliche Grundlage für die republikanischen Institutionen abgegeben haben. Aber den Soldatenhäuptlingen welche sich an die Spitze schwangen, waren sie viel zu demokratisch, und deshalb wurden sie von ihnen beseitigt. Das Volk hatte bei der neuen Regierung gar keine Stimme, und machte auch keine Anstrengungen um so vortreffliche Einrichtungen zu bewahren.

Provinz San Luis.

Unter den kleinen Staaten des Binnenlandes ist San Luis der armseligste. Er zählt höchstens 25,000 bis 30,000 Bewohner, die auf weit auseinander liegenden Gehöften wohnen und sich mit Viehzucht beschäftigen. Sie stehen außer Verkehr mit civilisirter Gesellschaft, und Manche von ihnen sind nicht viel anders als die wilden Indianer, vor welchen man in steter Angst und Sorge lebt, und deren Ueberfällen man nicht zu steuern vermag, weil die Behörden zu schwach und ohne Mittel sind. So ist die ganze Republik gerade auf einer sehr verwundbaren Stelle ohne Schutz. Die Provinzen Córdova, Santa Fé und Buenos Ayres müssen eine besondere Miliz unterhalten um ihre solchergestalt blosgelegten Grenzen gegen die Wilden zu schützen. Gerade der wichtigste Straßenzug in den argentinischen Landen, nämlich jener zwischen Buenos Ayres und Mendoza ist aber trotzdem in hohem Grade unsicher, weil die Regierung von San Luis viel zu schwach ist um die Indianer zu Paaren zu treiben. Die Dinge haben sich in den letzten Jahren immer schlechter

gestaltet, und Parish ist der Ansicht daß Abhilfe dieses Uebelstandes nur möglich sei, wenn mehrere dieser kleinen Provinzen wieder zu einem größern Ganzen verschmolzen würden. Geschehe das nicht so würden sie an jener Landplage zu Grunde gehen. Das dermalige System schließe jede Verbesserung aus, und die Unwissenheit und Rohheit würden bleiben, falls nicht etwa das tief herabgekommene Volk ganz von den Indianern ausgerottet werde, was keineswegs außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt. Uebrigens ist nach der neuen argentinischen Verfassung die Sicherung der Grenzen gegen die Indianer Sache der Bundesregierung geworden.

San Luis de la Punta kann nicht als eine eigentliche Stadt betrachtet werden, sondern ist eine aus zerstreut umherliegenden aus Schlamm aufgeführten Häusern bestehende Ortschaft mit etwa 1500 Bewohnern, die gleichfalls sehr armselig sind. Sie liegt, nach Bauza, auf 33 Grad 17 Minuten 30 Secunden S. Br. und 65 Grad 46 Minuten 30 Secunden W. L., in einer sehr anmuthigen Gegend auf dem Westabhange einer Gruppe von Granithügeln, welche die äußersten Ausläufer der Sierra de Córdova bilden. Nach Gillies Barometermessungen hat sie 2417 englische Fuß Meereshöhe, und man hat von ihr aus eine herrliche Aussicht. Der große Salzsee Bevedero erglänzt in weiter Ferne, und nach Süden hin breitet sich eine Ebene aus, die mit reicher Vegetation bedeckt ist und einem grünen mit bunten Blumen durchwirkten Teppich gleicht. Knollenpflanzen sind in großer Menge vorhanden, ebenso Cactus, deren die Provincias de Cuyo viele Arten haben. Ganz besonders ist San Luis reich daran, und die Bewohner sammeln viele Cochenille, mit welcher sie ihre Ponchos färben. Gegen Abend erblickt man von der Stadt aus bei günstiger Beleuchtung manchmal die etwa einhundert Stunden entfernt liegende Cordillere. Ob der Berg welcher ins Auge fällt der Tupungato sei, ist zum Mindesten zweifelhaft, denn derselbe reicht nicht über die Grenzen des ewigen Schnees hinaus und ist manchmal ganz frei von dem letztern. Vom Juni bis December trägt er allerdings eine weiße Haube, aber im Maimonat sah ihn Miers ganz frei davon, obwohl nur einige Tage früher auf dem Cumbre und der Centralkette Schnee gefallen war. Der Tupungato kann also nicht über die Schneegrenze emporragen, die in jenen Breiten in einer Höhe von

15.000 Fuß liegt. Wahrscheinlich ist der Gipfel welchen man von San Luis aus sehen kann, der Aconcagua (32 Grad 39 Minuten S. Br.), dessen Höhe Beechey und Fitzroy auf 23,400 englische Fuß schätzen. Nimmt man, sagt Humboldt (Ansichten der Natur. I. 344), denselben auf 23,400 englische Fuß an (21,767 Pariser Fuß), so ist er 1667 Pariser Fuß höher als der Chimborazo. Nach neueren Berechnungen wird der Aconcagua sogar auf 22,431 Fuß angegeben, er wäre demnach der höchste Berg der Neuen Welt. Von San Luis liegt er zweihundertsechzehn englische geographische Meilen östlich, der Tupungato zweihundertdreizehn.

Die Goldgruben von La Carolina sind etwa zwanzig Leguas noch Norden hin von San Luis entfernt, und achtundzwanzig oder dreißig von Morro; von letzterem Punkte aus kann man dorthin fahren. Die Gruben sind seit langer Zeit ersäuft, und aus Mangel an Capital und Maschinen nicht wieder in Angriff genommen worden. So wird denn weiter kein Gold mehr gewonnen als das wenige welches die Bewohner des Weilers La Carolina an gewissen Stellen, den sogenannten Lavaderos, auswaschen. Sie sammeln auf diese einfache Weise eine Quantität Goldstaub und kleine bohnenförmige Klumpen, die sie Pepitas nennen. Zur spanischen Zeit belief sich der Ertrag der Carolinagruben einmal auf 150 Pfund Gold im Jahre, wenigstens wurde von so viel die gesetzliche Abgabe entrichtet. Gegenwärtig sammeln die Bewohner der Umgegend nicht mehr als gerade nöthig ist um in San Luis Kleidungsstücke und Reitzeug einzutauschen. Sie führen ein armseliges Leben und sind noch schlimmer daran als die Gauchos auf ihren Gehöften.

San Luis galt früher als der östliche Grenzort gegen Chile, und dort wurde der Generalcapitain festlich empfangen, wenn er von Buenos Ayres her über die Pampas gekommen war um seine Statthalterschaft anzutreten. Der Ort wurde, wie schon bemerkt, 1596 gegründet, und nach dem chilenischen Gouverneur Don Luis de Loyola benannt. Auf dem Straßenzug ist es zweihundertsechsundzwanzig Leguas von Buenos Ayres und vierundachtzig Leguas von Mendoza entfernt, und auf dieser ganzen Strecke die einzige zusammenhängende Ortschaft; alles Uebrige sind zerstreut liegende Gehöfte. Die Straße selbst ist sehr oft von Reisenden beschrieben worden. Auf jeden Fall ist dieser Weg höchst uninteres-

sant, und man legt ihn deshalb gern so rasch als möglich zurück. Wer die schweren Strapazen aushalten kann und die dazu erforderliche eiserne Körperkraft und Ausdauer besitzt, wie etwa Friedrich Gerstäcker oder ein Gaucho, reis't zu Pferde. Er muß darauf gefaßt sein, Fleisch zu essen das von einem eben geschlachteten Stück Vieh kommt, noch lebenswarm ist und im besten Fall nothdürftig in aller Eile über dem Feuer geröstet wird. Von Brot kann keine Rede sein, und das Wasser ist brak. Er muß unter freiem Himmel schlafen, sich von Wanzen stechen lassen die beinahe so groß sind wie Roßkäfer und gleich Vampyren sich ansaugen; als Kopfkissen hat er seinen Sattel. Aber da er von früh bis spät in Gallop reitet so ist er Abends matt und müde und der Schlaf kommt von selbst. Er kann, falls ihn übrigens kein Misgeschick trifft, Mendoza in acht bis zehn Tagen erreichen.

Auf dieser Straße giebt es Posthäuser, wo man die Pferde wechseln kann, die freilich schlecht genug aussehen. Aber diese Thiere sind unglaublich zäh und abgehärtet, obwohl sie lediglich von Grünfutter leben. Der Gaucho läßt ihnen nicht die mindeste Schonung angedeihen, und rennt ihnen die langen Stacheln seiner großen Sporen in die Weichen; sie triefen von Blut. Denn der Gaucho hat nicht etwa, wie der Araber oder Kosak, Anhänglichkeit an sein Pferd, und es kommt ihm nicht darauf an ob es schön oder schlecht aussieht; wie es ihm denn auch ziemlich einerlei ist, ob es unterweges unter ihm zusammensinkt. Dann läßt er es auf der Stelle liegen als eine Beute für Geier und Condore, die mit dem Zerfleischen beginnen sobald das arme Roß sie nicht mehr abwehren kann; er fängt mit den Wurfkugeln ein anderes Pferd ein und sprengt von dannen. Die Mutterpferde sind ein wenig besser daran, weil der Gaucho sie nicht reitet sondern lediglich zum Züchten hält. Dasselbe thun die Pampas-Indianer welche, beiläufig bemerkt, vorzugsweise von Roßfleisch leben, das sie jeder andern Nahrung vorziehen.

Man ist übrigens durchaus nicht gezwungen die Reise über die Pampas zu Pferde zu machen, sondern kann in Buenos Ayres auch eine Galera haben, die äußerlich eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Londoner Omnibus hat. Ein solcher Wagen ruht nicht auf Federn sondern auf Riemen aus Ochsenleder, er ist leicht aber sehr stark gebaut, und man kann mit einer solchen Landgaleere den Weg nach Mendoza in etwa vier-

zehn Tagen zurücklegen. Ein dem Sir Woodbine Parish befreundeter Engländer, welcher mit möglichem „Comfort" die Reise machen wollte und ein Gefolge von vier Personen hatte, benutzte eine solche Galera, und hatte dazu noch eine Caretilla, einen zweiräderigen Karren, auf welchen er Kochgeschirr, Bettzeug und sonstige Geräthschaften lud. Er kam am achtzehnten Tage nach Mendoza obwohl er ohne einen unvorhergesehenen Aufenthalt recht gut die ganze Strecke in zwei Wochen zurückgelegt haben würde. Die Wagenpferde laufen unaufhörlich Gallop, Galera und Caretilla halten Alles aus, fallen nicht um, versinken nicht im Morast da sie hohe Räder haben, und brechen auch auf holperigen Wegen nicht. Aber die Caretilla ist natürlich nicht so bequem als die Galera. Der Engländer räth jedem Reisenden, sich in Buenos Ayres reichlich mit allen Lebensmitteln und Bedürfnissen zu versorgen, falls er nicht einen Straußenmagen habe, um die Gauchospeisen verdauen zu können. „Der Schmuz und die Unreinlichkeit in den Kosthäusern sind unbeschreiblich, sie wimmeln von Ungeziefer, und bieten auch nicht die allergeringste Bequemlichkeit. Selbst unsere Peons, die es doch wahrlich mit der Sauberkeit nicht genau nahmen, zogen es vor unter freiem Himmel zu schlafen."

„Die Gegend durch welche ich fuhr ist die am wenigsten interessante welche mir irgendwo in vier Erdtheilen vorgekommen ist. Ich möchte sie in fünf Regionen theilen. Die erste ist die Region der Disteln, von Eulen und Vizcachas bewohnt; dann folgt die Region der Gräser mit Hirschen und Straußen; darauf jene der Sümpfe und Moore, dann jene der Steine und Schluchten in welcher ich jeden Augenblick befürchten mußte mit meinem Wagen umgeworfen zu werden; endlich die Region der Asche und dorniger Sträucher, in welchen Tarantel und Vinchuco (Riesenwanze) sich eingenistet haben. Was die geologischen Verhältnisse anbelangt so will es mich bedünken daß nördlich und südlich von Mendoza drei Vulcane vorhanden gewesen sind, deren Auswürfe das Land, welches einst Meeresboden gewesen zu sein scheint, bis nach San Luis hin bedeckt hat. Die solchergestalt gebildete Erdlage hat in Verbindung mit dem Klima dieser Region und den Salzseen die eigenthümliche Art von Stachelpflanzen hervorgebracht, welche auf diese Region beschränkt ist. Die aus den Gebirgen herabströmenden Gewässer überfluthen die salzigen

Seen, und ihnen verdanken die ausgedehnten Sümpfe zwischen San Luis und dem Rio Cuarto ihr Dasein. Durch zersetzten Granit und Gneis, der von der Sierra de Córdova herabkommt, entsteht dann eine andere Bodenart, und dem Rio Terceiro entlang erhebt sich das Gelände."

Die Pampas bieten allerdings einen sehr einförmigen Anblick dar, aber manche Reisenden wagen lieber den Zug durch diese südamerikanikanischen Steppen als die lange Seereise um das Cap Horn. Im Jahre 1849 mußte ein Schiff, auf welchem sich eine Schaar französischer Goldgräber befand, die nach Californien wollten, in Montevideo einlaufen. Die Abenteurer hatten vorerst genug an der Wasserfahrt, waren seekrank, fuhren nach Buenos Ayres, und beschlossen zu Lande nach Valparaiso zu gehen, um dort wieder an Bord zu gelangen. Manche hatten früher in Kriegsdiensten gestanden, Alle waren wohlbewaffnet und mit Schießbedarf reichlich versehen, und da ihr Gepäck nicht schwer wog, so beschlossen sie die Reise zu Pferde zu machen. Bald aber stellte sich heraus daß die wenigsten von ihnen sich auf das Reiten verstanden, und gleich in den ersten Tagen setzte ihnen der Gauchosattel und das Galloпiren dermaßen zu, daß ihnen die Knochen wie zerschlagen waren. Von Reiten war nun keine Rede mehr, und die weitere Reise wurde zu Fuß zurückgelegt. Das Abenteuer wurde auch gut bestanden; an Wild war kein Mangel, und die lustige Gesellschaft war in jedem Gehöfte willkommen, obwohl die Gauchos gar nicht begreifen konnten daß so wackere Leute nicht zu Pferde saßen wie Menschen, sondern zu Fuße gingen wie Hunde. Nur einmal wurde die Sache doch gefährlich. In den Einöden von San Luis erschien plötzlich ein Trupp Indianer. Die Wilden schwangen ihre langen Lanzen und trafen Vorkehrungen auf Tod und Leben. Aber die Franzosen bildeten ein Viereck, die vordere Reihe kniete, schlug die Büchsen an, und wartete ruhig auf den Angriff.

Die gemessene kriegerische Ordnung imponirte den Wilden; sie ritten um das Viereck außerhalb der Schußweite, überzeugten sich daß keine Aussicht vorhanden sei dasselbe zu sprengen, gaben Zeichen um zu unterhandeln, und am Ende wurde um so leichter Frieden geschlossen, da die weißen Leute Fremdlinge und keine argentinischen Spanier waren. Die Goldgräber erreichten glücklich Valparaiso und schifften sich dort nach Californien ein.

Die Bevölkerung der Provinz San Luis beträgt auch gegenwärtig nicht mehr als 25 bis 30,000 Seelen; sie vermehrt sich nicht, weil viele Leute ausgewandert sind um nicht von den Indianern ausgeplündert oder ermordet zu werden. Die Stadt San Luis wurde 1849 neun Tage hinter einander von starken Erdbeben heimgesucht. Die schönsten Landestheile liegen im Süden, sind aber jetzt der Indianer (Ranqueles und Pehuenches) wegen unbewohnt, weil die sechshundert Mann Truppen welche ihren Einfällen steuern sollen dazu nicht ausreichen. Seit 1852 haben übrigens diese Raubzüge nachgelassen, und die Bundesregierung hat Anstalten getroffen, dem Unwesen nachdrücklich zu steuern.

Die Provinz ist reich an Mineralien. Der Cerro Rico, fünfundzwanzig Leguas nördlich von San Luis, gab früher ergiebige Ausbeute, ist aber ersoffen. Stellen an welchen das Goldwaschen lohnt sind in Menge vorhanden. Auf einer Strecke von mehr als zwanzig Leguas von Norden nach Süden und sechs von Osten nach Westen ist überall goldhaltiger Sand in den Schluchten und den Bächen welche den Rio Quinto bilden; dasselbe ist der Fall an den nördlichen Abhängen des Cerro de la Carolina. Die Schluchten la Ronda, Arenilla und Durazno bezeichnet Maeso als ein „kleines argentinisches Californien." Die Arbeit wird in der rohesten Weise verrichtet; seither lieferten die Goldwäschereien jährlich 250 bis 300 Pfund Gold, das in San Luis verkauft wurde, die Unze zu 13 Piastern. Auch Silber und Kupfer sind häufig; aus Mangel an Capitalien und Arbeitern hat man aber noch nicht darauf gebaut.

Provinz Mendoza.

Diese Provinz hat von Norden nach Süden mehr als fünfzig Leguas, und erstreckt sich dem Ostabhange der Cordillera de los Andes entlang; ihre Breite vom Desaguadero bis zur Centralkette der Andes beträgt etwa achtzig Leguas. Die Nordgrenze wird durch eine Linie gebildet die nach Osten und Westen durch die achtzehn Leguas von der Stadt Mendoza entfernte Poststation Chañar läuft; was jenseit derselben liegt, gehört zu San Juan. Im Süden hin bildet die nominelle Grenze der Rio Diamante; doch sind auch jenseit desselben Landstrecken in den Besitz von Bürgern der Provinz übergegangen. Diese den In-

dianern abgekauften Gegenden können einst für die Viehzucht von Wichtigkeit werden; die Gegend um Mendoza selbst eignet sich zu derselben nicht. Ueber die Grenze ist diese Provinz mit Buenos Ayres in Zerwürfniß gerathen.

Als Grenze gegen San Luis gilt der Desaguadero, ein Fluß welcher einem merkwürdigen Seenbecken zum Abzug dient das unter dem Namen Guanacache bekannt ist. In dieses Binnenwasser fließt von Süden her der Mendozafluß, von Norden her der Rio San Juan; beide sind gewissermaßen dessen Quellgewässer welchen es wenigstens zum Theil sein Dasein verdankt. Den Abfluß bildet, wie bemerkt, der Desaguadero; er nimmt anfangs eine östliche, darauf eine südliche Richtung, und fällt unterhalb der Stadt San Luis in den ausgedehnten Bevedero-See. In dieses wie ein Sack gestaltete Becken ergießt sich auch der Rio Tunuyan; dasselbe nimmt somit die meisten Gewässer auf welche zwischen 31 und 34 Grad südlicher Breite von den Andes herabkommen. Der Tunuyan soll vormals keinen andern Abfluß gehabt haben; später hat er sich aber einen zweiten Canal eröffnet. Ein Theil fließt auch jetzt noch in den Bevedero, ein anderer aber, und zwar der bei weitem beträchtlichere, zweigt schon vorher nach Süden ab. Das ist der Fluß, welchen Bauza den Rio Nuevo, Cruz aber den Desaguadero nennt; er strömt auf einer beträchtlichen Strecke in südlicher Richtung und wird nach seiner Vereinigung mit dem Diamante Salado genannt. Weiter südöstlich nimmt er den Chadileubú auf, und bildet bald nachher einen zweiten großen Binnensee, der keinen Abfluß hat. Das ist der Urre lauquen oder Bittersee (Choiquimahuida). Die Nachrichten welche 1806 Cruz auf seinem Zuge durch die Pampas von den Indianern übes dieser Wasserbecken erhielt sind 1833 vom General Aldao als richtig erkannt. Er ist rings um den See herumgeritten und überzeugte sich, daß derselbe keinen Abfluß hat.

Der schon erwähnte Tunuyan kommt vom Fuße des hohen Berges Tupungato und fließt zuerst südlich durch ein breites und fruchtbares Thal der Cordillere, zieht im Osten am Vulcan Maypú oder Peuquenes vorbei, bahnt sich einen Weg durch die Ostkette dieses Längenthals vermittelst einer tiefen Schlucht vier Wegstunden unterhalb des Portillo-Passes, etwa in gleicher Linie mit dem Punkte wo der Fluß Maypú auf

der Westseite der Cordillere das Gebirge verläßt. Dann strömt er im nördlichen Laufe durch die Ebenen, biegt nach Osten ab und fällt in den Bevedero.

Der Atuel oder Chadi leubú entspringt etwa hundert Leguas südlich von Mendoza in der Sierra de los tierras amarillas, biegt nach Süden ab und fließt nachher gerade östlich. Er ist sehr flach aber zur Bewässerung des Landes geeignet. In seinem obern Laufe liegt der Wasserfall von Riquil, der einen großartigen Anblick gewährt und aus einer Höhe von mehr als 400 Fuß herabstürzt. Der Nuevo Salado kommt von der Sierra de las Jaretas, er ist der größte Zufluß des Atuel. Der Rio Grande bildet den obern Lauf des Cobu leubú oder Colorado; er kommt aus dem Innern der Cordillera Planchon.

Man könnte sagen daß die Natur beinahe absichtlich dem Laufe der Flüsse Mendoza, Desaguadero und Tunuyan eine Richtung angewiesen habe welche den Bewohnern Mittel und Wege an die Hand giebt um ihre Ländereien mit leichtester Mühe künstlich zu bewässern. Eine solche ist aber für den Boden, welcher nur höchst selten von Regen befeuchtet wird, unumgänglich nothwendig. Nur in den südlicheren Theilen der Provinz, am Diamante, kann Getreide ohne künstliche Bewässerung fortkommen, weil dort Regen in hinlänglicher Menge fällt. Von Mendoza und Tunuyan aus werden viele Quadratmeilen Landes mit befruchtendem Wasser versorgt; ohne dasselbe würden sie durchaus unergiebig sein, während sie vermittelst dieser künstlichen Nachhilfe bei sehr mangelhafter Bodenbestellung nicht selten einen mehr als hundertfältigen Ertrag geben. Weizen, Gerste und Mais gedeihen vortrefflich, nicht minder die Weinrebe, dann auch die Luzerne. Die Felder sind mit Mauern umhegt die man aus Schlamm aufführt; sie heißen Tapiales.

Mendoza erzeugt Wein, Rosinen, Branntwein, Feigen, Getreide, Mehl, Häute, Talg, Seife. Soda ist in Menge vorhanden. Ein nicht unbeträchtlicher Theil dieser Producte wird in die Provinzen Córdova, San Luis und Buenos Ayres und nach Chile versendet; der Transport wird durch Maulthiere vermittelt.

Von großem Belang sind die Producte des Mineralreiches. Die Silbergruben von Uspallata haben einst eine sehr beträchtliche Ausbeute gegeben, und in anderen Theilen derselben Gebirgskette kennt man

Silber- und Kupfergänge, die aber aus Mangel an Capital nicht bearbeitet werden. Auswärtigen Capitalisten kann man übrigens nur rathen sich auf Bergwerksunternehmungen in jener Gegend nicht einzulassen. Miers hat die Gruben von Uspallata genau untersucht, die eigenthümliche Art geschildert in welcher die Eingeborenen sie bearbeiten, und wie sie das Silber ausscheiden. Zu seiner Zeit gab der Caxon nicht mehr als 2 Mark Silber aus. Die Mark hält 8 spanische oder etwas mehr als 7 englische Unzen, und der Caxon 50 Centner oder 5000 Pfund Erze. Er hat berechnet daß die Schmelzmethode wie sie in Europa gebräuchlich ist, für jene Minen Südamerika's nicht angewendet werden kann. Bei dem Verfahren der Eingeborenen geht allerdings viel edles Metall verloren; aber nicht so viel daß eine bessere Methode sich lohnen würde, denn sie erfordert so viel Arbeit, Auslagen für Maschinen, Brennstoffe &c. daß der Aufwand mit dem möglichen Resultate in keinem Verhältnisse steht. Auch Head kam zu derselben Ansicht und Ueberzeugung.

In diesem Theile der Cordillere findet man überall viel Kalk, Gyps, Alaun, Erdpech, bituminösen Schiefer der an manchen Stellen auf das Vorhandensein von Kohlen deutet, Schiefer, Salz und Glaubersalz. Dieselbe metallführende Kette der Andes reicht, Gillies zufolge, mit nur geringer Unterbrechung von Chile nach Perú, und enthält den größten Theil der bis jetzt bekannten Gold- und Silberminen der großen östlichen Cordillerenreihe, insbesondere, außer den Gruben von Uspallata, jene in der Provinz San Juan und weiter nördlich die von Famatina und La Rioja. Von der Centralkette der Andes wird sie durch ein breites Thal oder vielmehr durch eine Reihenfolge von Thälern geschieden, die von Uspallata aus nach Norden laufen. Diesem Weg entlang führt eine altperuanische Straße nach Potosí, und es möchte sich schon im antiquarischem Interesse lohnen sie näher zu untersuchen.

Die Bevölkerung der Provinz Mendoza mag an 60,000 Köpfe betragen, wovon etwa ein Drittel auf die Stadt und deren nächste Umgegend kommt. Die vollziehende Gewalt übt ein Gouverneur aus, welchen die Junta oder Asamblea provincial wählt. Mendoza hat sich, seitdem es nicht mehr unter spanischer Herrschaft steht, gehoben. Zwar ist es von Buenos Ayres sehr weit entfernt, aber seine Lage als Grenzstadt bringt ihm manche Vortheile. Es kam dadurch in Berührung mit Aus-

ländern, unterhält Verkehr mit Buenos Ayres und Chile, und der Handelsgeist ist rege geworden. In dieser Hinsicht ist es dem General San Martin, der im J. 1815 Intendant oder Gouverneur wurde, zu Dank verpflichtet. Er sammelte in Mendoza die Streitkräfte, mit welchen er über die Andes ging und nicht blos für Chile sondern auch für Perú die Unabhängigkeit erkämpfte. Mendoza hat Schulen für alle Volksclassen und eine Buchdruckerpresse, aus welcher manchmal ein Zeitungsblatt hervorgeht. Die Mendocinos sind ein gesunder und tüchtiger Menschenschlag. Manche von ihnen stammen von Familien aus den azorischen Inseln ab welche von der portugiesischen Regierung an den La Plata geschickt wurden, um Colonia del Sacramento in Uruguay zu bevölkern. In dem Kriege zwischen Spanien und Portugal welcher durch den Frieden von 1777 beendigt wurde, nahm Cevallos viele dieser Ansiedler gefangen und siedelte sie im fernen Binnenlande in und um Mendoza an. Sie haben dann hauptsächlich auch auf den Weinbau Sorge verwendet.

Die Stadt Mendoza liegt, nach Bauza, unter 32 Grad 53 Minuten S. Br., 69 Grad 6 Minuten W. L. 2891 Fuß über dem Meere, am Fuße der Andes von welchen man aber Nichts sehen kann, weil eine vorliegende Hügelkette den Blick beschränkt. Sie hat ein sauberes und hübsches Aussehen; die Häuser, meist aus Lehmsteinen aufgeführt, sind mit Kalk beworfen, und die Straßen durchschneiden einander, wie in so vielen anderen amerikanischen Ortschaften, rechtwinkelig. Die Alameda kann sich mit den Spaziergängen aller anderen südamerikanischen Städte wohl messen; sie ist beinahe eine halbe Stunde Weges lang, wird sauber gehalten und hat schattenspendende Pappelbäume. An beiden Enden sind Pavillons und Sitze angebracht, und in den Abendstunden wird diese Alameda fleißig besucht. Das Klima ist angenehm und gesund, und insbesondere für Alle die an den Lungen leiden, ungemein wohlthätig. Aber Kröpfe kommen sehr häufig vor.

Parish erhielt aus Mendoza ein interessantes kleines Thier welches er der zoologischen Gesellschaft in London zum Geschenk machte. Man hat es seither nur in den Cuyo-Provinzen und auch dort nur selten angetroffen. Es lebt unter der Erde, hat in seiner Lebensweise einige Aehnlichkeit mit unserm Maulwurf, und schläft in den Wintermonaten. Die Eingeborenen nennen es Pichi ciego, d. h. das kleine blinde Thier.

Dr. Harlan in Neuyork hat ihm den Namen Chlamyphorus truncatus gegeben. Eine nähere Beschreibung steht im dritten Bande des Journals der Londoner zoologischen Gesellschaft. Das Thier hat Uebereinstimmendes mit manchen anderen Vierfüßern, ist aber doch auch wieder von denselben verschieden. Einige Gliedknochen entsprechen jenen des Bibers, und dasselbe ist mit der abgeplatteten Verlängerung des Schwanzes der Fall. An Gestalt gleicht es dem Maulwurf durchaus nicht, obwohl dessen Lebensweise der seinigen vielfach ähnelt. Seine kurzen und sehr kräftigen Beine und die Gliederung der Klauen bis zu den ersten Phalangen der Zehen sind wie beim Maulwurf, aber die Gestalt der Knochen bis zu der vordern Extremität und die zusammengepreßten Klauen sind ganz anders; auch erlauben die Gliederung der Knochen und die Einrichtung der Muskeln durchaus keine Seitenbewegung, wie sie dem Maulwurf eigenthümlich ist. Dem Faulthier (Bradypus tridactylus) gleicht es in der Form seiner Zähne und dem scharf abfallenden Jochbein; damit hört aber auch alle Aehnlichkeit auf. Das Geripp des Chlamyphorus gleicht jenem einiger Armadillarten (Dasypus) mehr als dem irgend eines andern Thieres; manche Knochen ähneln denen des Orycteropus capensis und der Myrmecophaga jubata (Ameisenbären). In der Gestalt des ersten Brustbeinknochens und in der Knochengliederung der Rippen sowie in den breiten Verbindungsplatten hat es Aehnlichkeit mit Echidna und Ornithorhynchus. Der Unterkiefer erinnert an jenen einiger Arten von Ruminantia und Pachydermata. Aber in der Zusammensetzung und Anordnung der äußern Bedeckung welche der Chlamyphorus trägt, steht er einzig da, und ebenso in Bezug auf sein offenes Becken, das bei keinem andern Säugethier vorkommt.

Mendoza ist keine Gaucho- sondern eine Ackerbau-Provinz, und wie schon bemerkt reich an Weizen und Wein. Die vielen Wassermühlen erzeugen Mehl auch zur Ausfuhr, es hat aber einen unangenehmen Beigeschmack. Der Wein giebt stets einen vollen Herbst, aber die Winzer wissen nicht richtig mit dem Most umzugehen, und behandeln den Wein schlecht, obwohl die Traube sehr gut ist. Man hat auch Schaumwein aus ihr bereitet und ein dem Bordeauxwein ähnliches Getränk. Getrocknetes Obst von ganz vortrefflicher Qualität geht bis Valparaiso und Buenos Ayres; namentlich sind die Rosinen aus Mendoza ausgezeichnet.

Seit 1839 ist auch die Seidenzucht, und zwar mit Erfolg eingeführt worden. Der Tabak von Mendoza wird sehr geschätzt.

San Juan.

Diese Provinz liegt im Norden von Mendoza, und füllt den Raum zwischen der großen Cordillere und den Gebirgen von Córdova bis zu den Llanos (Ebenen) von La Rioja. Die Volksmenge beträgt zwischen 25 bis 45,000 Seelen; Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, namentlich Wein- und Obstbaumzucht, die Ausfuhr von Wein und Branntwein nicht unbeträchtlich, und der Getreideertrag beläuft sich jährlich auf mehr als 100,000 Bushels. Die künstliche Bewässerung führt dem Boden fruchtbare Alluvialstoffe zu, und die Ernte giebt die Aussaat funfzig-, achtzig- bis hundertfältig zurück, ja bei Augaco, fünf Leguas nördlich von der Stadt San Juan zweihundert- bis zweihundertvierzigfältig. Die Feldarbeiter erhalten, außer der Beköstigung, monatlich 5 bis 6 harte Piaster. Es ist schon vorgekommen daß in Theuerungszeiten Getreide aus San Juan nach Buenos Ayres gesendet worden ist, also auf einer Strecke von fünfhundert Wegstunden; in gewöhnlichen Jahren kann freilich schon wegen der hohen Transportkosten von einer solchen Ausfuhr keine Rede sein. Wein und Branntwein dagegen können in den verschiedenen Provinzen mit erklecklichem Gewinn verkauft werden. Ihre Bereitung ist übrigens noch mancher Verbesserung bedürftig; bei sorgfältiger Behandlung würden sie sehr gesuchte Handelsartikel werden.

Im nördlichen Theile der Provinz, in den niederen Ketten der Cordillere, liegt der District Jachal mit den gleichnamigen Goldminen, die sich etwa in demselben Zustande befinden wie jene von La Carolina in der Provinz San Luis. Sie lieferten 1825 einen Jahresertrag von etwa 80,000 Piastern; der größte Theil des Goldes ging nach Chile und wurde in Santiago vermünzt.

Die Stadt San Juan liegt, nach Molina, in 31 Grad 4 Minuten S. Br., und nach Arrowsmith in 68 Grad 57 Minuten 30 Secunden W. L. am Fuße der Andes. Das Klima wird als sehr angenehm, die Bevölkerung als sehr tüchtig geschildert; nur hat sie große Noth mit einer unwissenden, lasterhaften und verdorbenen Priesterschaft, die allen nothwendigen Neuerungen sich widersetzt. Im December 1833 wurde

die Stadt zum Theil durch eine Ueberschwemmung zerstört; das Wasser strömte plötzlich von der Cordillere herab und schwemmte außer vielen Häusern auch drei Kirchen weg.

Maeso bemerkt daß der Traubenbranntwein von San Juan jenem von Mendoza vorgezogen werde und namentlich in Catamarca und Rioja willige Käufer finde; auch die Zucht von Maulthieren ist bedeutend und viele dieser Thiere finden in Bolivia einen vortheilhaften Absatz; Hornvieh aus San Juan ist in Chile immer gesucht, insbesondere in den Minendistricten, in den Provinzen Coquimbo, Copiapó und Guasco.

Die Bewohner, deren Zahl Maeso auf mehr als 45,000 schätzt, gleichen in Sitten und Gewohnheiten denen von Mendoza, und haben dieselben Erwerbs- und Handelszweige. Die Hauptstadt ist ohne öffentliche Gebäude, hat kein Zeitungsblatt und bis 1854 keine öffentliche Schule. Der Weg von San Juan nach Mendoza führt durch eine wüste Einöde, ist aber sicher zu passiren.

Anhang.

I.

Ortsbestimmungen.

	Breite.			Länge.			Von
	Grad.	Min.	Sec.	Grad.	Min.	Sec.	
Provinz Buenos Ayres.							
Mittelpunkt der Stadt Buenos Ayres . .	34	36	29	58	23	34	Greenwich.
Luxan	34	38	36	1	1	10	Westlich von Buenos Ayres
Guardia del Salto . .	34	18	57	2	14	49	"
Fort Roxas	34	11	48	2	41	39	"
Fort Mercedes . . .	33	55	18	3	4	14	"
Fort Melinque . . .	33	42	24	3	30	38	"
Corzo (bei der Quelle des Salado) . . .	34	4	55	3	36	32	"
See Roxas	34	19	7	3	2	56	"
See Carpincho . . .	34	35	31	2	52	44	"
See Toro-Moro . .	34	49	1	2	38	30	"
See Palentalen . . .	35	10	15	2	6	34	"
See de los Huesos . .	35	14	30	1	34	44	"
See del Trigo . . .	35	14	3	1	14	54	"
Cisne	35	46	0	0	20	5	Oestl. von B. A.
Manantiales de Porongos	35	54	50	0	1	55	"
See Camerones Grandes	36	0	59	0	9	19	"
Altos de Troncoso . .	36	5	30	0	10	55	"
Fort Chascomus . .	35	33	5	0	22	20	"
Fort Ranchos . . .	35	30	46	0	3	20	"
See Ceajo	35	29	49	0	16	40	Westl. von B. A.
Guardia del Monte .	35	26	7	0	31	10	"
Guardia de Lobos . .	35	16	7	0	52	10	"
Fort Navarro *) . . .	35	0	13	1	3	25	"
San Pedro	33	40	51	1	32	0	"
Barradero	33	43	50	1	25	4	"
Conchas	34	25	15	0	10	31	"
Pergamino	33	53	16	2	24	25	"
Areco	34	11	57	1	26	47	"
Arecife (Fort) . . .	34	3	8	2	6	13	"
Pilar	34	26	4	0	52	54	"
Cañade de Moron . .	34	40	45	0	23	49	"
Magdalena	35	5	29	0	44	0	Oestl. von B. A.

*) Diese Positionen bestimmte Azara 1796. Die folgenden sind dem statistischen Register von Buenos Ayres für 1822 entlehnt.

II.

	Breite.			Länge.			Von
	Grad.	Min.	Sec.	Grad	Min.	Sec.	
Folgende Punkte hat Don Pedro Garcias auf seinem Zuge bis zu den Salinas bestimmt.							
Paß des Salado . .	35	2	0	1	56	0	Buenos Ayres
Palantalen	35	12	.0	2	7	0	"
Seen Tres Hermanas .	35	23	0	2	16	0	"
Cruz de Guerra . .	35	41	0	2	24	0	"
Cabeza del Buey . .	36	10	0	3	52	0	"
Erster See der Cañada Larga	36	38	0	3	24	0	"
See del Monte . . .	36	53	0	3	57	0	"
See de los Paraguayos	36	58	0	4	12	0	"
See Salinas (Centrum)	37	13	0	4	51	0	"
Expedition von 1823.							
Fort am Tandil . . .	37	21	43	0	39	4	"
See jenseit der Tinta-Hügel	37	40	3	1	27	0	"
Ruinen der Jesuiten-Mission	37	59	48		. .		"
Bestimmungen der Officiere des englischen Schiffes Beagle, 1832.							
Cap Corrientes . . .	38	5	30	57	29	15	Greenwich
Sierra Ventana, höchster Punkt	38	11	45	61	56	18	"
Fort Argentino, bei Bahia Blanca . .	38	43	50	62	14	41	"
Am Rio Negro.							
Lootsenhaus bei der Einfahrt in den Rio Negro	41	0	42	62	46	15	"
Carmen	40	48	18	62	58	0	"
Ostende von Choelechel	39	0	0		. .		"
Mündung des Rio Neuquen	38	44	0		. .		"
Mündung des Rio Encarnacion	40	6	0		. .		"
Villarinos am Catapuliché	39	33	0		. .		"

III.

	Breite.			Länge.			Von
	Grad.	Min	Sec.	Grad.	Min.	Sec.	
Positionen auf der Straße von Buenos Ayres nach Chile, bestimmt 1794 von Bauza und Espinosa.							
Posten Portezuelas .	33	53	0		. .		Greenwich
„ Desmochados .	33	10	0		. .		„
„ Sanjon am Rio Tercero	32	40	0	61	45	0	„
Paß am Tercero . .	32	23	30		. .		„
San Luis de la Punta .	33	18	0	65	47	0	„
Paß Desaguadero . .	33	26	0		. .		„
Mendoza	32	52	0	69	6	0	„
Uspallata	32	33	20		. .		„
St. Jago de Chile . .	33	26	0	70	46	0	„
Provinzial-Städte *).							
Cordova	31	26	14	314	36	45	Ferro
Santiago del Estero . .	27	47	0		. .		„
Tucuman	26	52	27		. .		„
Salta	24	51	7		. .		„
Corrientes	27	27	0	319	55	0	„
Asuncion	25	16	40	320	12	0	„
Zuflüsse des Paraguay.							
Mündung des Vermejo .	26	54	0		. .		. .
„ Tebicuari	26	35	0		. .		. .
Fort Angostura . . .	25	32	0		. .		. .
Mündung des Pilcomayo	25	21	9		. .		. .
„ Piray .	25	2	0		. .		. .
„ Salado .	25	1	0		. .		. .
„ Peribibuy	24	58	0		. .		. .
„ Mboicay .	24	56	0		. .		. .
„ Tobati .	24	50	0		. .		. .
„ Ibobi . .	24	29	0		. .		. .
„ Quarepoti	24	23	0		. .		. .
„ Xexui . .	24	7	0		. .		. .
„ Ipané-mini	24	2	0		. .		. .
„ Fogones .	23	51	0		. .		. .
„ Ipané-guazu	23	28	0		. .		. .
„ Guaramparé	23	8	0		. .		. .
„ Corrientes	22	2	0		. .		. .
„ Tepoti .	21	45	0		. .		. .
„ Inboteti .	19	20	0		. .		. .
„ Tacuari .	19	0	0		. .		. .
„ Porrudos	17	52	0		. .		. .
„ Jauru .	16	25	0	320	10	0	Ferro

*) Die nachfolgenden Bestimmungen sind theils von Souillac, theils von Azara, 1785, und Quiroga, 1750.

IV.

	Breite.			Länge.			Von
	Grad.	Min.	Sec.	Grad.	Min.	Sec.	
Die Jesuiten-Missionen am Uruguay und Parana, bestimmt durch die Grenzcommissionaire, gemäß dem Vertrage von 1777.							
San Ignacio-guazu . .	26	55	12	321	5	9	Ferro *)
Santa Maria de Fé . .	26	48	10	321	11	9	"
Santa Rosa	26	53	12	321	14	28	"
Santiago	27	8	40	321	20	14	"
San Cosmo	27	18	55	321	47	53	"
Itapua	27	20	16	322	14	2	"
Candelaria	27	27	14	322	19	30	"
Santa Ana	27	23	40	322	31	23	"
Loreto	27	19	44	322	35	19	"
San Ignacio-mini . .	27	14	55	322	43	11	"
Corpus	27	7	36	322	36	27	"
Trinidad	27	7	35	322	19	20	"
Jesus	27	2	36	322	17	2	"
San José	27	45	47	322	19	30	"
San Carlos	27	44	36	322	11	1	"
Apostoles	27	54	27	322	19	45	"
Concepcion	27	58	51	322	33	22	"
Santa Maria Mayor .	27	53	34	322	38	59	"
San Xavier	27	51	8	322	49	26	"
Martires	27	50	24	322	36	49	"
San Nicolas	28	11	23	322	44	21	"
San Luis	28	25	41	323	1	23	"
San Lorenzo	28	27	51	323	14	29	"
San Miguel	28	33	13	323	22	24	"
San Juan	28	27	51	323	37	22	"
San Angel	28	18	13	323	47	15	"
San Tomas	28	32	49	322	1	39	"
San Borja	28	39	51	322	4	49	"
La Cruz	29	11	0	321	30	0	"
Yapeyu	29	28	0	321	17	2	"
Der Gran Salto, oder Wasserfall des Parana	24	4	58		..		"

*) Die Commissarien nahmen den Abstand zwischen den Meridianen von Ferro und von Paris zu 20 Grad 30 Minuten an.

V.

Im Jahre 1854 sind im statistischen Register für den Staat Buenos Ayres folgende geographische Positionen mitgetheilt worden.

	Südliche Breite. Grad.	Min.	Sec.
San Isidro	34	28	2
San Nicolas	33	19	59
San Vicente	34	49	3
Laguna del Burro . . .	35	41	0
Dolores	36	18	0
Mündung des Guazu . .	34	0	0
" " Sauce grande	38	35	9
" " Rio Negro .	41	1	20
" " Rio Colorado	39	51	30
Obligado	33	34	40.

Ueber die geographische Lage der Ortschaften Azul, Tapalquen und Bragado sind keine Angaben vorhanden. Die erste liegt achtzig, die zweite neunzig Leguas südwestlich von Buenos Ayres; die dritte sechzig Leguas nordwestlich.

Register.

Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.